

Die rationierte Leidenschaft.

Gutachten über die Raucherkarte.

Von Ludwig Dirschfeld.

Daß man doch immer wieder mitten im besten Durchhalten gestört und aufgeschreckt wird. Raum hat man sich einer bestehenden Schlamperie ordentlich angepaßt und sich auf dem stark begangenen verbotenen Weg orientiert, da wird einem plötzlich dieses ganze mühsam errichtete Gebäude kleiner täglicher Lebenskunst und Lebenslist durch einen rauhen amillichen Windstoß umgeworfen und man kann wie der mythologische Durchhalter Sisyphus wieder von vorn anfangen.

Wie geschickt und tüchtig hatte ich mich mit dem immer ärger werdenden Mangel an Rauchwaren abgefunden. Welches blinde Zutrauen hatten die nikotinhaltigen Oberkellner zu mir, welcher Beliebtheit erfreute ich mich bei jenen Wohlkäufern der rauchenden Menschheit, die mit Rauchringen Kettenhandel treiben. Und erst in den Trafikanten: da war ich direkt der verwöhnte Liebling der Tabakregiergarden. Für mich sind die hoffnungslos abschreckenden Aufschriften an den Trafiktüren nicht erfunden worden. Nicht vielleicht, daß ich daran zweifelte. Ich wußte genau, daß Anstellen tatsächlich zwecklos, die Fassung beständig und ruhelos verschoben und daß im Laden gar nichts Rauchbares, nicht einmal ein halbwegs rauchbarer alter Stumpf vorhanden sei. Und weil ich das wußte, habe ich mich prinzipiell nie angestellt, habe an Fassungstagen nie die größenwahnsinnige Forderung nach zehn Zigaretten erhoben oder gar gereizt mit einer Anzeige gedroht. Den Trafikantinnen ist ein reuiger Sünder lieber, als zehn Gerechte, und vor lauter Liebeshörigkeit und Bescheidenheit und vor lauter Mangel an Rauchwaren habe ich mir schließlich eine ganz annehmbare Raucherneurose zugezogen.

Aus dem Glück bei Frauen mache ich mir längst nichts mehr, das Glück bei Trafikantinnen habe ich genossen, man kann sagen: in vollen Zügen. Um mich bis zum Eintritt normaler Liebesverhältnisse sicherzustellen, war ich sogar schon im Begriff, den letzten Schritt zu tun und einer Verschleißerin Hand und Tabakherz anzutragen. Ich wollte eine ganze Fassung ehelichen, mich in Gesellschaft von 1000 Ägyptischen, 100 Virginias und Trabukos von der Welt zurückziehen und ungestörte, stark nikotinhaltige Flitterwochen verbringen. Und ohne sonst eine nennenswerte Ähnlichkeit mit Richard III. zu haben, hätte ich an meinem Hochzeitstag ausrufen können: Ward je in solcher Mann' ein Weib gefreit?!

Es wäre wunderschön gewesen: zwei Seelen und eine Fassung, zwei Herzen und ein Tabak. Aber aus diesem Honig- und Nikotinmond wird nichts, der Traum ist zerstört. Ende Mai hätte schon die Hochzeit sein sollen, aber jetzt überleg' ich mir's natürlich. Die Raucherkarte ist nicht so verführerisch, als daß ich meine Zusage der Ehe einhalten könnte. Diese Karte stürzt alles um, sie ist von allen Regelungen, die wir bisher durchgemacht haben, die unerbittlichste und folgenschwerste. Sie beginnt vor allem mit einem Abbau der Trafikantin. Nie ist ein weibliches Wesen so stürmisch umworben, so ehrlich geliebt worden. Durch die Tabakarte wird sie zwar amillich erhöht, aber persönlich stark reduziert. Die Trafikantin ist fortan Amtsperson: Ständesbeamtin, Matriführerin, eine Bezugsstelle, wo man sich für das Existenzminimum an Nikotingift rationieren läßt. Die Tabaktrafik ist von nun an ein Amtslot, wo man ehrlich und aufrichtig sein und nach bestem Wissen und Gewissen nichts als die Wahrheit sagen muß — da kann keine Liebe mehr gedeihen.

Darüber könnte man sich ja schließlich trösten. Aber diese Götterdämmerung droht auch meiner eigenen Person. Ich bin ein alter Kunde gewesen, der sich ausgekannt hat, ein vielseitig und beliebter Stamm- und Ladenkunde: in den verschiedensten Bezirken, unter allen möglichen Namen, in der Maske von allerlei Berufen. Da macht man als Mediziner Eindruck, dort als Kinoschauspieler, anderswo wieder als Herr aus der Lebensmittelbranche; die Bezirke und die Frauen sind eben nicht gleich. Und jetzt soll ich hingehen und mich als gewöhnlicher, schlechter Stammkunde in einem einzigen Bezirk, einer einzigen Trafik in die Kundenliste eintragen lassen. Und nicht genug an dem: ich soll auch noch meinen wahren Vor- und Zunamen, das wahre Alter, den

Beruf und ständigen Wohnort angeben, die Zahl der Kinder und Gattinnen, wo ich gewöhnlich arbeite und meistens schlafe — das ist sehr peinlich. Da wird manches Idyll zerstört werden, mancher feiche Junggeselle plötzlich zum Familienvater altern. Vor der Trafikantin gibt's kein Geheimnis, Legitimationszwang, Vorweisung des beliebten Meldezettels, neuerdings verschärfte Genauigkeit und Gerechtigkeit: es ist zum Verzweifeln. Je länger der Krieg dauert, desto schwieriger wird es einem gemacht, jung zu sein. . . .

Das sind die moralischen Konsequenzen der Raucherkarte. Und was wird ihr materieller Effekt sein? Die Nikotingrate, die auf den Raucherlopp entfällt, ist vorläufig noch nicht bekannt. Es wird noch nach einem Verteilungsschlüssel gesucht: 6 Zigarren oder 18 Zigaretten per Woche, viel mehr wird nicht herauskommen. Für einen Nichtraucher mag das ja genügen, für einen wirklichen Raucher ist das keine Wochenmenge, sondern eine Froszerei. Entweder man ist ein Raucher oder man ist keiner. Und wenn man einer ist, dann kann man nur leidenschaftlich rauchen, ohne Rücksicht auf Verordnungen, Karten und Kataster. Eine Leidenschaft, die rationiert und rationiert wird und der man nur innerhalb der gesetzlichen Grenzen fröhnen darf, ist keine mehr. Der wirkliche Raucher kann sich nicht mäßigen und nicht einschränken. Er raucht nicht aus Vernunftgründen, sondern aus Gefühls- und Nervennativen. Er raucht fortwährend und öfter, als er will und bei jeder erdenklichen Gelegenheit: weil das Essen gut war oder schlecht, weil er satt ist oder hungrig, weil er sorgenvoll und ärgerlich ist oder vergnügt und zufrieden. Man raucht, weil einem absolut nichts einfällt oder weil die Einfälle gerade im besten Fluß sind, vor und nach dem Rendezvous, weil sie zu lang auf sich warten läßt oder weil sie zu lang da bleibt. . . . mit einem Wort: alles wird dem wirklichen leidenschaftlichen Raucher zum Anlaß, sich eine Zigarette oder Zigarre anzuzünden. Wer anders raucht, vorsam, mäßig, vorsichtig, kann ein hochanständiger braver Mensch sein, ist aber niemals ein Raucher.

Mit dieser ebenso schönen wie ungesunden Maßlosigkeit ist es vorbei. Man ist fortan zum Gesundsein verurteilt, und dem Zuwiderrauchenden drohen die wohlbekannten Geld- und Arreststrafen, Verfall der Vorräte, Gewerbeentziehung sowie Streichung aus dem Kataster der besugten Raucher. Was tut man da? Vergebens studiert man die Verordnung auf eine Lücke hin, durch die man entschlüpfen könnte. Sollte das Hintertürl dieser Notausgang aus dem zeregelten Leben, diesmal wirklich fehlen? Nein, nicht doch. Es gibt nämlich nicht bloß eingetragene und legitimierte Stammkunden, sondern, Gott sei Dank, auch namenlose Ladenkunden: Umlauber, Durchreisende, Fremde. Der Fremdenverkehr in den Trafiken wird einen erfreulichen Aufschwung nehmen, Handel und Wandel werden gedeihen, und die Höchstpreise des Schleichhandels mit dem Risiko beechtigterweise steigen. Statt 30 Kronen für die Schachtel ägyptische wird man 50 Kronen zahlen, und das Kistel trabukos wird statt 90 Kronen fortan 120 Kronen kosten. Die Anschaffungskosten einer Nikotinvergiftung werden eben, wie alles, beträchtlich steigen, aber wer sich's leisten kann, der wird sie haben. Unter der großen Hand, unter der jetzt so vieles geschieht, wird auch der Raucher seiner Leidenschaft weiterfröhnen, nur zu erhöhten Preisen, und um so größer wird der Genuß sein. So hätte also die Raucherkarte gar keinen Sinn und Zweck? Das kann man nicht sagen. In den Zeiten der ärgsten Not kann man sie immer noch als Sibiubus verwenden oder als Tabakzusatz. Auf jeden Fall soll man sie verlangen und sich rechtzeitig eintragen lassen, schon deshalb, um nicht in den Verdacht zu kommen, daß man sie nicht nötig hat. Und wer weiß, vielleicht tut man er Raucherkarte unrecht, vielleicht ist sie einmal ausnahmsweise eine Karte, auf die man wirklich etwas erhält. Wie viel, das ist noch unbekannt. Vorläufig wird, wie gesagt, noch nach einem Verteilungsschlüssel gesucht. Freilich, zu diesem Wort Verteilungsschlüssel hat man aus Erfahrung ein rechtes Zutrauen. Es wird immer so lange nach solchen schlüsseln gesucht, und wenn man sie endlich gefunden hat und aufsperrt, dann ist nichts drin. . . . Man wird ja sehen, aber jetzt muß ich mir unbedingt wieder eine Zigarette anzünden. . . .

Das Namensfest der Kaiserin.

Der 27. April ist in der ganzen Monarchie als Festtag gegangen worden. Ueberall fanden Festgottesdienste statt, an denen die staatlichen und die autonomen Behörden, Korporationen und vor allem die Schuljugend teilnahmen, die heute vom Unterricht enthoben war.

Mein Kriegsgewinn.

Soldaten sind an uns vorübergezogen, tausende und abermals tausende, und davon jeder einzelne ein Mensch mit ureigensten Empfindungen und Hoffnungen, Freuden, Sorgen und Sehnsüchten — und uns doch nur in Erinnerung als eine einförmige graue Masse, gelenkt von einem Willen, der außer ihnen liegt, einer Zukunft entgegen, in der heißes Kämpfen und Ringen, stolze Siegerfreuden, bitterstes Leid und einlames Sterben in grauen Falten verborgen liegen. Und oftmals sangen sie bodenständige „Truhg'langeln“ und schale Gassenhauer, dann das marziale Lied vom Prinzen Eugen, der „hinübrücken“ wollte vor die „Stadt und Festung Belagerad“. Dann aber wieder ein Lied, das dem Hörer trotz seines sinnlos zusammengewürfelten Textes mehr ans Herz griff als all die anderen: „Die Vöglein, die singen so wunder-, wunderschön. — In der Heimat, in der Heimat, da gib'ts ein Wiederseh'n!“

Da wußte man mit einem Male, daß es für alle die Tausende, die da marschierten, und für die, die am Wegrand standen und den Kämpfern ergriffen zuwinkten, ein Wort gab, das, mochten ihre Lebenswege und Lebensziele sonst auch noch so weit auseinanderliegen, ihre Herzen in gleichem Takt schlagen ließ: die Heimat!

Was verschlägt es, daß dieses Wort dem einen ragende Berge, Firnen und Gletscher, dem anderen wogende Lehrenfelder, dem dritten rauschende, dunkle Wälder, diesem buschige, von silberglänzenden Wasseradern durchzogene Auen, jenem an Klippen zerstäubende Meereswogen und wieder einem anderen den ehrwürdigen alten Stephansturm vorrauberte? Heimat heißt das alles, und alle empfanden es mit einem Schlage „...wie bitterlich der Heimatstraum, der Heimatstraum sich stiehlt ins Herzensburgverlies, trotz Zeit und Raum, trotz Zeit und Raum...“

Dicht eingefeilt lauern und stehen die Menschen im nächtlichen Eisenbahnhau; die Ermüdung liegt auf allen Gesichtern, und schier feindselig blicken sie bei jeder Haltestelle aus den Fenstern auf jene, die dort harren und sich nun anschicken, die drangvoll fürchterliche Enge in den Wagen noch zu verschärfen. Da gib'ts einen kleinen Wortwechsel an der Tür — ein deutscher Soldat mit einem Niesenrucksack will noch Platz finden. „Sie sehen doch, es geht nicht mehr, es ist ja kaum mehr genügend Luft zum Atmen hier!“ — „Wer lassen Sie mir doch rein — ich will heim, zu Mutter!“ — Ja, dann freilich. — Und jeder drückt sich noch einen Zentimeter näher an seinen Nebenmann, und ein Glücklicher preßt sich zur Tür herein.

Draußen vor dem Bahnhof führt ein Büblein eine magere Kuh am Strick: ab und zu jault er einmal und springt, und folgsam trabt die Kuh nach. „Wohin denn, Büble, und warum so lustig?“ — „Hoam, Hoam!“ Heim ins heimliche Tal, das der Feind so lange bedroht!

Ein langer Güterzug steht am Nebengleis. An den offenen Türen drängen sich Männer, Frauen und Kinder von uns weisensfremdem Typus. Ruthenen sind es, „Bestimmungsort Czernowitz“ kündigt der kleine weiße Zettel, der an der unteren Wagendecke klebt. Tagelang fahren sie wohl schon in ihrem rollenden Kerker, tagelang wird er sie noch festhalten. Dennoch winken sie uns zu und lachen, froh herüber — warum doch? Ja — richtig: da haben sie es mit unbeholfenen Schriftzügen an den Wagen geschrieben: In die Heimat! Und darunter: „In der Heimat, in der Heimat, da ist's so wunder-, wunderschön!“

Stunden später taucht über Häuserreihen die mächtige Kuppel der Karlskirche auf, und rechts davon schaut der eiserne Rathausmann von seinem lustigen Standplatz herüber. Keine Nebelschleier umhüllen das schlafte Rindlingspaar der Botivkirchentürme, und alles übertrauend glänzt die feine Nadel des „alten Steffel“ im ersten Morgensonnenstrahl. In weichem Traume versunken noch liegt die Stadt, behütet von dem grünen Ruge des Rahlengebirges, das sich ostwärts niederstürzt zur Furt des Donautales, an das sich die Auen des — ach einstmals so lieber- und liebesfreundigen — Braters schmiegen. Kosend gleitet mein Blick über alles das hin — mit nie zuvor in gleicher Kraft und Klarheit empfundener Erkenntnis neige ich mich vor dir, du teure Heimat...

Das ist mein Kriegsgewinn!

Gans Siecht

* (Die verlorenen Kilo.) Unheimlich spukt jetzt eine Epidemie, die den von ihr Befallenen mit unwiderstehlicher Gewalt in irgend eine entlegene städtische Parkanlage oder Bahnhofshalle zieht, wo automatische Personenwagen aufgestellt sind. Man will jetzt im vierten Kriegsjahre wieder einmal sorgenvoll sein Gewicht feststellen und mit scheuen Kopfwendungen nach allen Seiten erlimmt man die einsame Wage in der Seitenallee, läßt ein paar Münzen hinabrollen und wartet. Schicksalschwer schiebt sich die Kullisse mit den Bisserrreihen, die Dunkles kündigen, nach abwärts. Der Zeiger erbebt, beginnt zu taumeln, zu rotieren. Der Mann auf dem Postament erzittert. Was wird er erleben? Und richtig. Er beugt sich vor, starrt auf das Zifferblatt und — Herrgott — ist das möglich? 65 Kilo samt Schuhen, Gewand, Hut, Ueberzieher und Aktentasche samt zwei Achtekilo Hasferreis. Da nützt kein stärkeres Auftreten. 65 Kilo und dabei bleibt's. O Gott, und noch vor einem Jahre waren es 77 auf derselben Wage. Also wieder 12 Kilo Defizit. Vor zwei Jahren 85 Kilo. Resultat: 20 Kilo Minus. Im demolierten Ichgefühl des „Gewogenen“ tauchen wirre Gedanken an allerlei „Kuren“, Hamsterfahrten, Vorsätze wilden, ungezügelten Drauflosessens auf. Alles vergebens! Würde ihm die Kriegskost etwas helfen, wäre es nicht so weit abwärts gegangen. Vielleicht ist es das Bier? Dieses verdamnte Kriegsbier zu 90 Heller, nach dem man sich schüttelt. Auf jeden Fall muß „etwas geschehen“. Arzt, Urlaub, Fett-Eintausch, Heirat mit einer Milchfrau . . . Und wandelnd entfernt sich der Unglückliche, der selber jetzt viele Gleichbetroffene kennen lernen könnte. Allgemein hört man nämlich Klagen über krasse Gewichtsverluste und gerade von jenen, die im Frieden — wuzerlfette Schwergewichtsrekords auf zwei Beinen — mit stattlichem Schmerbauch scheinbar unerschütterliche Riesendarsteller. Ihr Gewicht schwankte zwischen 85 und 100 Kilogramm. Jetzt pflanzen sich überall die Schreckensbulletins weiter: „20, 30 Kilo seit einem Jahr abgenommen.“ „25 Kilo seit 1917. Ist das nicht furchtbar?“ „Gestern hab ich mich gewogen. Was glauben Sie? 82 Kilo hab ich früher gehabt.“ Und beleidigt, tiefgekränkt sieht man die „Schlangemachten“ mit weiten Hosen und Westenfalten einher-schreiten, jedem Trost unzugänglich — Proletarisierte des Gewichtes.

Die letzte Hofe.

Der brave Mann setzte sich die Aufgabe, zu Gunsten jener unvernünftigen Großstadtmenschheit zu wirken, die mit Leidenschaft bestrebt ist, möglichst bald einer ausgiebigen körperlichen Verküppelung anheimzufallen oder so rasch als nur möglich einen soliden Ruheplatz auf einem Gottesacker zu finden. Der Entschluß des Wädrers ist allerdings erst einige Tage alt. Er entwickelte sich aus einem Vorfall, bei dem eine dunkelblaue Hofe vollständig zerfleischt ihren letzten Dienst tat und einige Stunden später einen Kunststopfer, dem zugemutet worden war, mit Ausbietung all seiner Talente und blauen Zwirn die gräßlichen Wunden der Hofe zu heilen, zu einem grausamen Hohnlachen zwang.

„Schmeiß'n S' die Hof'n auf 'n Mist!“ grinst der Kunststopfer, „das ist der einzige Rat, den i Jhna geb'n kann! In der Hof'n is ja nix mehr guat als die Knöpf'!“

Als er die trübste Miene des Besitzers des Hofenrestes gewahrte, griff er ihn väterlich an das Kinn:

„Frei! frei! in so aner Zeit, in der ma ferscht befräudler'n muach, bevor ma si a nenche Hof'n vergännen kann, is so was a schweter Schäd'n! Aber was Quat's hat's wahrscheinlich do, daß die Hof'n auf Frau'n 'gangen is: Sö wer'n Jhna in Zukunft 's Aufspringa auf a fahrende Elektrische vergehn lass'n!... Schämster Diener!“

Der Kunststopfer hatte, vom Standpunkt seines Berufes, eigentlich unrecht, jene menschliche Dummheit, die zu zerrissenen Hofen führt, gering zu achten. Aber darin hatte er recht, dem Hofenbesitzer zuzumuten, daß er aus jenem „elektrischen“ Abenteuer, das der Hofe den unabänderlichen Rest gab, die Anregung dazu empfangen haben könnte, fernerhin an Stelle des Hofen- und Lebensgefährlichen Aufspringens die abwartende, von Sicherheit besetzte Klugheit zu setzen. Als er damals, nach wie ein Bettvorleger, alle viere von sich gestreckt, im Kot der Straße lag, als er sich langsam, wie ein Zerbrochener, emporrappelte, als er sein Scheusal von einer Hofe gewahrte, unter der ihm das Blut von den Knien rann, als er ängstlich probierte, ob Armselen und Schienbeine noch gebrauchsfähig seien, als er lats

hebedt von oben bis unten, geknickt und gebückt, mit feuerrotem Gesicht durch eine rasch angesammelte Menschenmenge schlich, als ihm einer während zurief: „Seg'n S', das kommt vom Aufspringa!“ und ein zweiter ihn grimmig anschrte: „Seg'n S', das kommt vom Abpringa!“, als er nicht wußte, wie er die aus der verwüsteten Hofe Schauenden Wädrer seiner Anie verstecken sollte, als er, im Dunkel einer Houstornische sein Unglück verbergend, daran dachte, daß nun die letzte gute Hofe dahin sei — damals tat er mit zerschundenen Fingern den Schwur, künftig die in der Elektrischen prangende Aufschrift: „Das Auf- oder Absteigen während der Fahrt ist lebensgefährlich und daher verboten!“ als ein Gebot der Vernunft streng zu befolgen und der auf- oder abspringenden Menschheit die Unfugigkeit ihres Tuns mit berechneter Wut bei allen Gelegenheiten vorzuhalten.

Der brave Mann versucht sich in dieser Tätigkeit wohl erst seit wenigen Tagen, aber er hat dafür schon mehr Grobheiten einstecken müssen, als ihm früher in drei Jahren kamen. Er versucht die Besserung seiner Mitwelt mit Ueberragung, Spott, Frechheit, Güte, Strenge, Dürbheit und Jörn. Er nimmt seinen Platz mit Vorliebe auf der Plattform, in nächster Nähe des Trittbrettes, allwo sich für ihn die günstigsten Momente ergeben, die Springer in ihrem Verlangen nach eingebrückten Rippen zu hemmen.

Er hat natürlich gewaltig viel zu tun; es liegt ihm aber fern, in seinem Eifer, mit dem er seine ideale Aufgabe betreibt, zu erlahmen. Es ist der Mühe wert, ihn dabei ein wenig zu beobachten:

Der Wagen sault dahin.
 „Erlauben schon!“ drängt sich da einer an unseren Mann vorbei zum Trittbrett.
 „Hier ist noch keine Haltestelle!“ sagt sanft mahnend der Mann mit dem Hofenabenteuer.
 „I will ja abspringen!“
 „Das werden Sie nicht tun!“
 „Warum, wann i frag'n derf?“
 „Weil Sie ein vernünftiger Mensch sind!“
 „Reden S' net so g'schwall'n!... Vernünftig hia, wenn nünftig her... i hab's eilig. Machen S' m'r Platz!“
 „Eile mit Weile! sagt ein gutes, altes Sprichwort.“
 „Is mir Wurscht, was die Sprichwörter sag'n!“
 „Sie werden anders reden, wenn Sie von der Feuerwehr unter dem Wagen hervorgeholt werden müssen!“

„Himmelkruzifix, halt'n S' mi net auf; das geht Jhna an' Schmar'n an, Sö dallerer Kerl, ob die Feuerwehr mit-wiz a' tua'n kriagt!“

„Ich rede als Freund zu Ihnen, Herr!“

„I pfeif' auf Jhna Freundschaft, Trottel, vormaldeiter! I was überhaupt net, warum i mi so lang mit Jhna herstell'! Gengen S' weg oder i schmeiß' Jhna auss'i!“

„Noch einen Augenblick! Bevor Sie mich umbringen, noch ein Wort. Es ist, glaube ich, nicht immer gut, pünktlich zu sein. Es hat sicher manchmal Vorteile, zu spät zu kommen! Es wäre gut, wenn Sie auch diese Tatsache, bevor Sie Ihre Knochen dem Haderwerk der Elektrischen ausliefern, in Erwägung ziehen würden. Ich kann Ihnen von Fällen berichten, in denen sich das Zuspätkommen geradezu als Glücksfall erwiesen hat!“

„Steig'n S' m'r auf'n Bud'l mit Ihrer narrischen Philosophie, Sö Bamschäd'l! Lass'n S' mi zum Trittbrett, Sakrament no amal, aber i lass' Jhna wei Hand anschau'n!“

„Herr, Sie scheinen erregt, weil ich mich in Ihre Angelegenheiten mische. Aber lassen Sie sich die Geschichte meiner letzten Hofe erzählen und Sie werden mir recht geben!“

„Jetzt hab' i aber g'nua!“ brüllt der verhinderte Abspringer und stößt den Beharrlichen zur Seite.

„Sie können nun beruhigt abspringen, Herr! Wir sind bei der Haltestelle! Behalten Sie mich als Ihren Lebensretter in gutem Angedenken!“

„Zepp!“

Der gute Mann oben auf der Plattform lächelt dem Scheidenden freundlich nach.

„Wenn's nur immer so gut ausgeh'n möcht'...“ seufzt er dann. „Besten ist mir einer, der durchaus nicht auf mich hat hören wollen, unter den Wagen gekommen. O, meine Herren, ich war auch einer, der das Aufspringen und Abpringen mit Leidenschaft betrieben hat. Zum Beispiel das Aufspringen: Ein kurzer Prachtgalopp neben dem Wagen... dann mit Kraft die Griffstange erfaßt... noch ein paar rasende Schritte neben dem Trittbrett... ein großartiger Sprung hinauf... das linke Bein elegant weggestreckt und dann lässig nachgezogen... Himmel, es muß ein Vergnügen gewesen sein, mir zuzuschauen! Bis es mich einmal doch erwisch't hat. Lassen Sie sich nur erzählen, wie...“

Er findet nicht Zeit, auszusprechen. Gebieterisch ruft die Pflicht, die er sich gesetzt. Als sollten ihm die Wädrer herfen, flucht einer neben dem Wagen einher, um aufzuspringen. Der Mann auf der Plattform oben beginnt seine Anrede. Und diesmal erscheinen ihm andere Sprachformen passend:

„Alter Esel!“ schreit er dem Keuchenden entgegen. „Gut sicher schon seine sechzig Jahr' und denkt noch ans Aufspringen! Stehn bleiben oder ich schmier' Ihnen mit meinem Spazierstock eine über die Nase!“

„Frechling!“ stöhnt atemlos vom Baufe und von seiner Wut der alte Herr, bleibt aber zurück. „Unverschämter Frechling!“

Aber seines Reiters Aufmerksamkeit ist schon von einer jungen Frau in Anspruch genommen, die auf der vorderen Plattform des Beiwagens eben Anstalten trifft, so ungeschickt als möglich den fahrenden Wagen zu verlassen. Frauen haben überhaupt in diesen Dingen eine berückende Ungeschicklichkeit.

„Über Frauen!“ ruft er hinüber. „Zwa Lasherln und drei Paderln! Und an' Regenschirm dazu! Und außerdem, hochgeschätztes Baugerl, stehn S' ja verkehrt und hab'n die g'fehlt' Hand an der Griffstange! Sie werden doch nicht abspringen wollen!“

„Und ob i will!“ ~~tönt es dumpf und wütend~~ ~~Schrei~~ ~~Jhna was aus!~~

Sprich's, springt, schreit und liegt auch schon auf dem Straßenpflaster.

Der Warner aber erzählt seiner Umgebung die lehrreiche Geschichte von seiner letzten guten Hofe. Und er wird sie wohl noch oft erzählen. Es liegt ihm nichts an den abweisend gerungenen Augenbrauen, den spöttischen Bemerkungen, den fastigen Grobheiten, mit denen die Leute auf der glatten Durchführung ihres Wunsches bestehen, unter die „Schuhvorrichtung“ zu geraten und die Rettungsgesellschaft, die Feuerwehr, die Spitzäfer, den Latengräber und die ewige Beligheit zu beschäftigen...

* **Im Türkenschanzpark.** Wo die Rudolfstraße in die Döbblinger Hauptstraße mündet, herrscht tagsüber ein reger Verkehr. Auf drei oder vier Schienensträngen surren die Wagen der Straßenbahn, viele Fuhrwerke rattern übers Pflaster und auf der die Straße überspannenden Brücke rollen die Züge der Stadtbahn. Einige Schritte weiter, und wie mit einem Schlag ist jeder Lärm verstummt. Ein langer, schmaler Gang tut sich auf und durchschneidet den alten „Allgemeinen Friedhof in Währing“ in seiner ganzen Länge. Zwischen zwei Draßgittern wandelt die lebende Menschheit, hinter den Gittern aber ruht, unter „Rasen mit Beilchen bekränzt“, eine Generation alter Wiener, die sich vor langem schon zu ihren Vätern versammelte. Von diesem Durchgang nun gelangt man in die Hasenauerstraße, wo sich Villa an Villa reiht. Die Linden weben ihre zarten, gelbgrünen Schleier von Stamm zu Stamm; in den sorgfältig gepflegten Gärten stehen die Kirschbäume in leuchtendem Weiß, rosafarbene Pfirsich- und Mandelblüten mischen sich darunter und Kadelhölzer umgeben dieses Farbenwunder mit einem dunklen Rahmen. Wo die sanft bergan steigende Straße ihren Höhepunkt erreicht, ist der Eingang zum Türkenschanzpark, dieser Perle der öffentlichen Gärten von Wien. Ein ganz in frisches Grün eingesponnener Gang nimmt einen auf. Durch die vom leichten Lufthauch bewegten Wipfel rieseln die Sonnenstrahlen. Die weiten Rasenflächen gleichen einer grünen Samidecke, die mit den weißen Blüten des Mähdickchens über und über bestickt ist. Blühschwer stehen die Ziersträucher des Weges entlang, Hänge-Eschen und Weiden lassen ihre biegsamen Zweige zu Boden gleiten, und die weifrindigen Birken geben ihre schlanken Ruten, an denen noch die Käschchen hängen, dem Winde zum Spiel. Kristallklar glänzt das Wasser im Teiche, eine schmude Brücke führt über eine künstliche Schlucht, in der starre Kiefern stehen und schwarzgrüne Efeuranken sich an mächtige Felsblöcke schmiegen. Und lieblicher Vogelgesang an allen Orten. Prächtigt gefiederter Edelfinken schmeitern unermüdet ihr „Ruschtbläuh“ oder „Bildier“ von den Zweigen der alten Kastanien in den schönen Tag hinein, im Busche trällert das Rotkehlchen seine heimliche Welje und auf dem höchsten Ast einer Pappel stötet die Amsel ihr inniges Lied. Wer die vielen Spaziergänger, die den Park beleben, an sich vorbeiziehet läßt und hinhorcht auf die meist laut geführten Gespräche, wird sich wundern, was

heute die Menschen bewegt, gleichgültig aus welcher Kreise sie stammen. Ein noch so guter Menschenkenner wird sich in der Regel täuschen, wenn er aus Miene oder Gebärden erraten wollte, was solche Gespräche behandeln. Ein Bärchen kommt des Weges: Enge aneinander geschmiegt. Die reden sicher von Lust und Liebe, denkt der Menschenkenner. Geseht: „Für ein Stück echte Beilchenseife würde ich zwei Kilo Mehl hergeben.“ So sagt die Maid und der Jüngling nickt ernsthaft dazu. Zwei Herren, die der Menschenkenner als Professoren abschätzen würde, sprechen eifrig aufeinander ein. Einem Fernestehenden muß es scheinen, sie seien in ein wissenschaftliches Gespräch vertieft. Indessen meint der eine, der goldgefahnte Brillen trägt, zum anderen, dessen Bartes sich der Prophet Mohammed nicht zu schämen brauchte: „Schweinesett könnte ich Ihnen besorgen! Sie wissen ja, ich habe Verbindungen auf dem Lande; als Gegenleistung aber verlange ich, daß Sie mir einige Spulen Zwirn verschaffen.“ — Und jetzt kommt der Vater mit seinem Söhnlein. Nach den Gesten des Vaters könnte der Menschenkenner annehmen, daß der Vater dem Kinde die Wunder des Frühlings so recht anschaulich vor Augen führe. Es kommt aber ganz anders: „Ja, Bua, wann wird dö Zeit kommen, wo mir uns da drin (in der Gastwirtschaft) wieder Frankfurter mit Saft kaufen werd'n und a anständig's Krügl Lager!“ . . . Man hört hier etwas und dort etwas und da will es einem wieder einmal so recht bedünken, daß der Krieg doch nicht das richtige Mittel ist, veredelnd auf die Menschheit einzuwirken. Da klettert man die Stiege zur Aussichtswarte hinauf und schaut über die Stadt mit ihrem Häusermeer, den unzähligen Türmen und dem vielfach verzweigten Gassengewirre, das seine Häuserflut schon bis zum Türkenschanzpark schleudert . . .

Im Stammeis!



Oberberger, der Senior der Tischrunde, sah nachdenklich an seinem Glas, trank mit mehr So des Betrachtung als Belagen sein Ertragsbier, sog an einer "Virginia" und sah den Rauchwolken, die er vor sich hinwarf, in tiefes Sinnen verloren nach. Er machte seinem ganzen Gehirnen nach den Girdrud eines Menschen, der über die Lösung wichtiger Probleme nachdenkt, oder der, wie es Schwammerl volkstümlich ausdrückte, "narrische Schwammerl g'reffen hat".

"Was halt denn?" wendete er sich schließlich an den Schweigsamen. "Denkst Dir a Mittel aus, wie ma ohne Mehl an Kaiserschmarrn und ohne Fleisch und Eier a Biffsteak mit Spiegelei macht? Studierst über's Geheimnis nach, wie's der Mensch anstellt, daß er mit an swamal tour und retour g'wendten Aug immer no wie an Gam'ler ausschaut? Bekriecht Dir Dei Strengspöferl, wer länger durchhalt', Du oder Deine Schwuch? Lust Du dös Mechenrempel ausstübeln, wie a normaler Staatsbürger und Steuerträger zwang's Defa Hindersich auf d' Wochen so aufteilt, daß auf jeden Tag was kommt? Wenn's dös is, dann gib t Dir den guaten Rat: Strapezier Di erst nett damit, denn dös Kunststück bringt la Mathematikprofessor der Welt mit seiner ganzen G'leichtheit und Gelehrsamkeit s'amm'l!"

Oberberger gab keine Antwort, sondern versetzte in düsterem Schweigen, so daß sich harrie in der Bemerkung verankert sah: "D' Schrammel zu der Bemerkung verankert sah: "D'

Schwaffer aber rief mit einemmal: "I weiß's — i hab' s'! D' Tabatregulierung spukt eahm im Kopf umerand!"

"Erhalten!" ließ sich jetzt Oberberger vernehmen, i hab' d' Berührung g'lesen, die's ibbliche Finanzministerium ums Vermittlerin, ums Kaufmänn zum Präsident g'macht hat, und seitdem brummt ma der Schädel. I was net, bin i a Stammkunde, a E-Stunde, a Ladenkunde? Mus i a's Kaufmanns und in Trauungschein von meiner gottsfürigen Urgroßmutter mitnehma, wann i ma a Wetschneid lauf? G'lenkt mei eigener Laufschein oder brauch i a den von der werten Famill? Wann i mein'n Schanzel in die Kraft abtschick', daß er mit mei Zigarren — pardon, mei "Stammkundeneinheit" aufholt — wird dann er in seiner Eigenschaft als Zigaretter auf der Stell hoppg'nommen oder net? In der Nacht tramt ma von mir anderl, als wie von Stammeinheiten — Ladenkunden — Ladenkundeneinheiten — Stammeinheiten — Raucherguppen A und B — Rinneldeformularien — Raucherkataster — Karten — Stämme — Wochenabschnitten . . .

Er hielt inne, tat einen Zug aus seiner Zigarre und seufzte. "Deht schaut's Euch den Oberberger an, meine Stichele, überg'schnappt is er uns! Aber dös kommt davon, wann ma beim Lesen von Verurteilungen gar so affarat is. Davon wird an's narisch und weiß auf d' Leht nimmer, ob's a Mandel oder a Weibel is."

"A Mandel, Gott sei Lob und Dank!" rief Oberberger; "sei so freundi, a Weibel! Dös wär ja no löhner! D' Weiberleut kriag'n ja gar nix nach dera neuen Urteilung." "Gott sei Lob und Dank!" sagte nun Stichele seinerseits; "dös is's angig Verurteilung an dera ganzen Trumm Mahmenberurteilung, wie s' es haben." "Stammkundeneinheiten — warum denn?" fragte Schwaffer.

"Schapperl!" beschrie ihn Schwaffer, weil's da's eirahma lassen und Daham über'n Bett aufnageln sollt. Dort kam's dann so lang hänga bleib'n, bis d' die hundertfünfundsichg' Paragraphen entweder auswendig woscht oder — bis d' Di auf'n Nagel nebenan selber dagaug'hängt hast."

"Wann i die Verurteilung betracht . . ." wollte Spannaql eine sachliche Erörterung beginnen, wurde aber von Oberberger unterbrochen. " . . . nachdem geht Di der Schiach an, er-gänge er Spannaqls Sab; meine Herren, red'n ma amal vernünftig: Was für an Sinn, wann i bitten des, hat dös ganz Raucher'sekt, mit seine dwa Schot Heber- und Luterger'sekt. Gar kan! Wie will denn der Finanzminister die Käufer und die Nichtkäufer voneinanderkennen? Dös gibt's do gar net. Folglich is mei Ansicht die: Die ganze Berurteilung is für d' Klug."

"Mit dera Ansicht wirst net lang allan bleib'n, bemerkte Stichele; "selbstverständlicherweis werd'n jek'n a d' Nichtkäufer Käufer werd'n, will haben. Sie werd'n ihna behördlich zug'wiesenes Depatat an Zigarren, Zigaretten, Rauchtobak oder "Wespunnen" bezieh'n, werd'n damit ihner W'schätzerln machen und auf ja und ne san ma dort ang'langt, woher ma no mit aner jeden Verurteilung kommen san: Bei'n Schleichhandel. Dös is so klar wie Stieselwatsch!"

"So san i', unferer W'hördlichsteiten," sagte Oberberger; "auf der an' Seiten launzier'n i über'n Schleichhandel und auf der ander'n tun i eahm mit Reits aufpapperln und großzueh'n; und wann er so diek und ang'fressen is, wie a Kriegsg'minner, dann kommt d' Zentralpretsprüfungscommission daher umb exkredit. Mahnahmen geg'n d' Schleichhandel, die Preistreiber und den Kriegswucher, is allerweil's nützlich." "Red' ma nix über'n Schleichhandel," sagte Schwaffer, "seht ma troh, daß ma'n hab'n."

"Bin a Anhänger von eahm, i was Dei Ansicht in den Punkt fern i jeh, unter-brach ihn Oberberger. "Proh! Stitzg's g'minner! Kapitalist! Mir, für mei Person is's net all's aus, ob a Wetschneid a Scherl kost oder an Guld'n; und dös wird die ganze Verurteilung auf d' leht' auffassemma. Daß d' Reich'n si ihner Zigarren und Zigaretten attrakt so werd'n kaufen können wie früher, aber um'n sehnlichen Preits, verliesst si, d' armen Soldater aber werd'n'n Raich'schladen dersen, den d' ander'n aufblasen."

"Und ihne Tschick sammeln," meinte Stichele, "die Nichtkäuferer" werd'n bis auf weiter's vom Finanzminister net rayoniert, sondern dersen si a jek'n die Stämme'n s'amm'fland'n, wo s' wollen."

"Dös war das eine Loch im Raucher'sekt," sagte Schwaffer; "mir geht aber no was drim ab: Kamill a Paragravh über die Quawag — will haben, über die Streckmittel. "Streckmittel" sollt ma richt'gerweis' sag'n, denn wann a W'wasslagier auf der Delektrischen sei'n Strecktabak v'rihacht, bezueh'g i mi in an Schreden hantepoh auf d' Plattform. I frag, alsdann den Herrn Finanzminister in aller Höflichkeit: Gilt's zueh'messene Depatat mit samt der Quawag an Raich'schladen und den ander'n Leuzelszeug oder ohne."

"Stimmt!" sagte Oberberger; "da sieht ma wieder amal, daß selber bei aner Kilometerlängen Verurteilung no immer was gibt, was d' Delek-geher verzeihen hab'n. — Meine Herr'n, wann's Des das Raucher'sekt als a ganser buchhächeln wollt's, nachdem braucht's bis über'ming'n und a die Stämmerspeer nixt nix! I für mei Person spiel bei der Sab' nimmer mit, sondern schau, daß i weiterkomme. — Leopold, zahl'n! I hab' ihnt Stammkundeneinheiten . . . will sag'n, fünf Reiche'n Bieres'sab, Schamfer Diewer, meine Herren!"

Thomas Berger.

„Ueb' immer Treu' und Redlichkeit!“ . . .

In Meran kann man auf einem alten Häuschen einen lehrreichen deutschen Kernspruch lesen: „Die Redlichkeit ist aus der Welt gereist — die Aufrichtigkeit ist schlafen gegangen.“ Wenn wir uns dieser Worte erinnern, denken wir nicht einmal an die Kriffe und Winkelzüge der feindlichen Diplomatie, nicht an deren fortgesetzte Täuschungen, mit denen die Völker weiter zur Schlachtbank geführt werden. Das ist die große Weltlüge, hundertmal gezeihelt, hundertmal entlarbt, oft beinahe schon am Verrecken und doch leider immer wieder auferstanden. Nein, als uns der Meraner Hauspruch wieder in Erinnerung kam, waren es nicht die großen Erdgeschosse, die uns vorschwebten, sondern unsere kleineren heimischen Dinge, unsere häuslichen Sorgen und Verdrießlichkeiten. Sind wohl Eigengewächs, mögen auch sie vielfach mit der großen Weltlüge vermurzelt sein. Auch aus unserer kleineren Welt ist die Redlichkeit gereist, auch in unseren Landen ist die Aufrichtigkeit schlafen gegangen. Hat wohl so sein müssen und schlage sich nur jeder an die eigene Brust. Ja, an die eigene Brust, denn wir alle oder fast alle nehmen es mit der Wahrheit und der Ehrlichkeit nicht mehr genau, gehen krumme, gehen Schleichwege, gehen sie und müssen sie gehen. Das ist es nämlich, was ein wenig nachdenklich stimmen soll. Wer von uns kann ausrufen, er sei ehrlich, halte sich an die Gesetze und Verordnungen der Obrigkeit des Staates? Wer? Verordnungen erscheinen über Verordnungen, Vorschriften über Vorschriften, Warnungen über Warnungen. Soviel darfst Du nur essen, soviel an Vorräten nur besitzen, dort darfst Du nur kaufen, hier darfst Du nur besorgen, soviel Licht nur verbrauchen, soviel von dieser und jener Menge Dir verschaffen, Deinem Leibe zuführen, mit joundsobiel mußt Du Dein Darankommen finden. „Entbehren sollst Du! sollst entbehren! Das ist der ewige Gesang, der jedem an die Ohren klingt, den unser ganzes Leben lang, uns heiser jede Stunde singt.“ Frühmorgens und spät abends ist dieses Faustwort unser Begleiter, unser Mahner.

Anfangs, da die Entbehrungen noch kleine Nadelstiche, kleine, nicht allzuschwer empfundene Abstriche von früherem Behagen und liebgewordenen Gewohnheiten waren, da ging es noch. Da versuchte man wenigstens, sich an die damals noch nicht allzufreigebig erlassenen Vorschriften zu halten, wollte ein braver, ehrlicher Staatsbürger sein, der als Teil dem Ganzen diene und sein Teil zum ganzen Gesingen beitragen wollte. Dann aber wurde es immer happriger, immer verzwickter, immer enger und enger um unseren Leibriemen. Heute geht's mit dem Ehrlichsein überhaupt nicht mehr. Heute währt nicht ehrlich am längsten, sondern am kürzesten. Wer könnte heute genau nach allen Vorschriften leben? Rund herausgesagt: Die Verordnungen

zwingen die Leute zur Unredlichkeit zum Betreten verbotener Wege. Die unten die in der Mitte und die oben. Oder glaubt man, daß die, die die Verordnungen in die Welt zu setzen verpflichtet sind, glaubt man, daß die Verantwortlichen, die beim grünen Tuche es anders üben, anders auch nur üben können? Auch sie sind ja aus Fleisch und Blut, auch sie nicht bloß Papier und Tinte, auch sie wollen leben, essen, halbwegs leben, halbwegs essen. Das ist die Tragikomödie dieser unserer Welt der Maßnahmen und Verordnungen, daß niemand mehr an die Verordnung glaubt, nicht die, die sie erlassen, nicht die, für die sie bestimmt.

Das ist der Krieg, der herrliche Krieg, hat Richard Dehmel in den begeisterungsvollen Augusttagen des Jahres 1914 gesungen. Wir aber meinen, das ist der Krieg, der schreckliche Krieg, der uns — ohne unser aller Verschulden — diese Not und diese Lügen und dieses ewige Durchlügen aufgezwängt hat. Notlüge heißt ein weißes Wort des deutschen Sprachgutes. Notlüge ist unser ganzes Leben jetzt, Notlüge wider den ärgsten Feind eines jeden, wider den Hunger, die täglichen Rasteinungen des Leibes. Keiner werfe einen Stein auf den Nächsten, keiner tue scheinheilig, alle sind wir schuldig und schuldlos zugleich. Nur die vielleicht, die aus dieser Pein noch ruchlosen Gewinn ziehen, seien ausgeschlossen, ausgeschlossen aus der Gemeinschaft von uns Notlügnern und Durchlügnern. Verlockend hier, wenn auch nur ein rascher Blick auf unsere politischen Dinge, einen Streifen unserer staatlichen Gesetze. Wie auch da die, die im Grunde ehrlich sind und ehrlich sein wollen, zu Abbiegungen vom geraden Wege, zu Verwässerungen und Verdunkelungen der Wahrheit und Geradsheit gedrängt und gezwungen werden, gezwungen werden durch die Not des Ganzen, die Not des Staates, der sich wehrt und wehren muß in dieser Zeit, so gut er kann. Freilich, ein ukrainisches Sprichwort sagt: „Füttere den Wolf noch so sehr, er läuft doch immer wieder in den Wald“. Und wir haben solche Wölfe leider genug.

Vielleicht wird es doch besser, vielleicht wird es doch in absehbarer Zeit möglich werden, wieder ehrlich zu sein, die krummen Wege, die Schleichgänge zu meiden, vielleicht wird die Zeit doch wieder kommen, wo es weniger Verordnungen und mehr zum Essen gibt. Ein Hoffnungs-schimmer taucht heute gerade auf, da der große deutsche Sieg bei Ypern und das Wirtschaftsabkommen unserer Monarchie mit der Ukraine in den Einzelheiten bekannt wird. Der Mund wässert sich uns, wenn wir von dem Getreide, von den Hülsenfrüchten, von den Eiern und dem Fleische hören, das da den Weg in unsere Lande finden soll. Vielleicht, vielleicht! Alle wünschen es, alle hoffen es, alle dürsten danach, wieder ein wenig froher, ein wenig satter, ein wenig ehrlicher zu werden und zu sein. Und alle werden die neuen Hoffnungen im Ausharren stählen, in der Ueberzeugung, daß die harten Entbehrungen und Opfer nicht umsonst dargebracht wurden!

* Sonntag in Mariahilf. Wie allgemein gestern die Arbeitsruhe war, das konnte vielleicht der am besten sehen, der nachmittags durch die Mariahilferstraße der Stadt zu schlenderte. Alle Geschäfte geschlossen, auch viele, viele der ganz kleinen Läden. Kaum vom Sonntag ist das Straßenbild zu unterscheiden. Die großen und mittleren Geschäfte haben seit Jahren mittags Geschäftsfluß, aber die kleineren, die hoffen immer doch noch auf Kundschaft und hielten offen. Gestern war es anders. Die Läden geschlossen, und was der Straße sonst ihr Bild gibt: das geschäftige Treiben von Menschen und Fuhrwerken — wie ausgelöscht. Kein „Kartandmacher“ hält mit hochgetürmten Wagen vor den Geschäften, die Ungetüme der Eilpaketbeförderung sind nicht zu sehen, die Geschäftswagen stehen nicht vor den Eingangspforten — leer scheint die Straße. Nur die Pöge der Elektrischen folgen in kurzen Abständen einander. Die Straßenbahnen haben den „Sonntag“ vorausgeahnt und der Verkehr nach den dem Westen der Stadt vorgelagerten grünen Geländen wesentlich verdichtet. Zug um Zug saust an dem Spaziergänger vorüber. Ab und zu ein schläfriger Einspänner, hie und da der Fiaker oder Kraftwagen eines Kriegsgewinners. Und nirgends hastende Menschen. So auch in der Innern Stadt. Auch hier Sonntagsstille. In der Kärntnerstraße hat sogar der „Hoffiseur“ geschlossen, die Trastl ist zu — nur die großen Geschäfte haben ihre Auslagen wie immer in Parade, Schaukästigen ihre Mußezeit zu vertreiben. Ganz, ganz still sind die Nebengassen, draußen in der „Vorstadt“, wie im Geschäftsleben noch immer Mariahilf heißt und erst recht hier in der Stadt. Wie ausgestorben das Raiviertel. Kein Kistengepokter, kein Rädermarren, keine ächzenden und quietschenden Rodeln, keine hastenden Ausleger — auch hier, wo die Großhandelshäuser dicht aufeinander sitzen, Sonntagsstille — geseht vom Willen der Arbeiter. Wer durch Geschäftsviertel schlendernd seinen Maienachmittag verbummelte, er hat ihn nicht verbummelt — er konnte daran vielleicht deutlicher als an anderen Erscheinungen des gestrigen Tages erkennen, wie weit die Macht des Maigedankens bereits wirkt. Diese Sonntagsstille in den Vierteln, in denen sonst das heftigste Leben poltert, kreischt, ächzt, knirscht, in denen sonst ein mißbögiger Zusammenklang ans Ohr schlägt und das eigene Wort oft unverständlich macht, die Menschen zum Schreien verleitet, war so ganz eigen. Man konnte seine eigenen Schritte hören — wenn auch der „Tritt der Massenbataillone“ gestern nicht zu hören war.

(Das Märchen vom Seelenaufschwung.) Sonderbare Schwärmer prägten, als das Strohfeuer der Kriegsbegeisterung sich verflüchtete, den Lockruf: Seelenaufschwung! Sie suchten den Völkern klar zu machen, daß der Krieg im Grunde genommen doch ein großer Erzieher sei, der die Menschheit durch Not und Pein zu einer höheren, sittlich geläuterten Lebensauffassung emporführen werde. Kritiker, die ein freies Wort wagten, wiesen von allem Anfang die Hohlheit dieser Phrase, das Geuchlerische ihres Tones und die Pervertität ihrer Logik nach. Inzwischen haben nun die realen Begebenheiten mit den letzten Resten aller Klausenmacherei aufgeräumt. Heute zerbrechen sich bereits Sozialpolitiker ebenso wie Kriminalisten vergeblich die Köpfe, wie man die überhandnehmende Sittenverwilderung eindämmen könne. Heute ist es zur traurigen Gewißheit geworden, daß uns der Krieg nicht nur keinen Seelenaufschwung beschert, sondern Instinkte wachrief, die zu einer bedenklichen Entartung führen. Statt der sittlich geläuterten Lebensauffassung verbreitet sich die Selbstsucht in einer Brutalität, die uns erschauern macht. Selbst dort, wo bisher die Einsamkeit zuhause war, selbst draußen inmitten der ländlichen Idylle, denkt heute auch schon der dümmste Bauer einzig nur daran, wie er seine Kartoffel am teuersten verkaufen kann, mag unter der Einwirkung der agrarischen Preistreiberei auch die Unternährung katastrophale Fortschritte machen. In den Städten aber feiert das Verbrechen wahre Orgien. Vom kleinen, bloßfüßigen Bahnhofsdieb angefangen bis zu den Millionenvucherern richten Hunderttausende ihr Sinnen nur darauf, so viel als möglich zu ergattern. Noch bedenklicher sind freilich zwei Nebenerscheinungen, die namentlich dem sozialen Leben Wiens ihr Gepräge aufdrücken. Auf der einen Seite in den wirtschaftlich höher stehenden Schichten der Gang zum übermütigsten Luxus, unter der Fese des Volkes hingegen skrupellose Entschlossenheit zur Gewalttat. Es vergeht kaum noch eine Woche, die nicht einen Raubmord brächte. Und während die Vergnügungsläden trotz wahnwitziger Preise zum Brechen voll sind, wird da und dort gestohlen, geraubt, geplündert und geschossen. Die täglichen Polizeiberichte über Einbrüche und Betrügereien werden so häufig, daß die Zeitungen sich kaum noch mit ihnen abgeben. Es muß schon ein besonders grausamer Rohheitsakt vorliegen, wenn man, sowie beim jüngsten Raubmord, der Affäre mehr Beachtung widmet. Nichts wäre gefehlter, als sich über diese Tatsachen mit gedankenarmer Spießbürgerentrüstung herzumachen. Hier handelt es sich um Beitererscheinungen, deren Ernst nicht mit billigen Moralsprüchelein auszuschöpfen ist, um Rückwirkungen der Kriegsentartung, für die nur eine jahrelange Friedensarbeit wird Heilung bringen können. Jeder muß mithelfen. Die Superklugen, die vom Seelenaufschwung schwärmten, sollten die ersten dabei sein, um endlich die Gegenwart in ihrem trostlosen Ernst zu erfassen und der Kriegsspsychose in ihren unheimlich mannigfachen Erscheinungen entgegenzuwirken.

3./V. 1918

14

— (Die Trinkgelberannahme auf der Elektrischen.) In einer Berufungsverhandlung vor dem Oberlandesgerichte brachte der Vertreter der Straßenbahndirektion dem Gerichte zur Kenntnis, daß den Schaffnern und Schaffnerinnen die Annahme von Trinkgeldern verboten, daß aber die Ueberwachung dieses Trinkgelberverbotes undurchführbar ist. Bei einem Straßenbahnzusammenstoß der Linien 6 und 8 an der Kreuzung der Burggasse und Neubaugasse am 2. September 1916, bei welchem 16 Personen verunglückten, wurde auch der Schaffner Johann Parthl verletzt. Die Straßenbahn befriedigte die Ansprüche aller Verletzten, auch die des Schaffners, nur wendete sie sich dagegen, daß die Trinkgelber in die Bemessung der Unfallrente einbezogen werden, wie er es verlangte. Vor dem Handelsgerichte begründete der klägerische Schaffner seinen Anspruch auf Einbeziehung der Trinkgelber in die Rentenbemessung damit, daß die Schaffner mit den Trinkgeldern als einem Teil ihres Einkommens rechnen und daß dies auch der Straßenbahndirektion bekannt sei, die deshalb den Lohn der Schaffner niedriger bemesse als den der Fahrer. Der Vertreter der Straßenbahn Dr. Knall brachte vor, daß den Schaffnern die Annahme von Trinkgeldern verboten sei und daß dies ausdrücklich im § 26 der Dienstvorschriften festgelegt wurde. Die gegen das Verbot angenommenen Trinkgelber können daher nicht als ein Teil der Dienstbezüge angesehen und daher auch nicht in die Unfallrente einbezogen werden. Das Handelsgerichte gab dem Klagebegehren Folge und verurteilte die „Gemeinde Wien — Städtische Straßenbahnen“ zur Zahlung einer 90prozentigen Unfallrente von monatlich 197 Kronen 50 Heller, wobei die Trinkgelber einbezogen wurden. In der Begründung wurde hervorgehoben, auch die schenkungsweise Zuwendung dritter Personen sei als Arbeitsverdienst anzusehen, wenn sie gemäß der dem Dienstgeber bekannten, nicht rechtswidrigen Übung derart regelmäßig wiederkehren, daß der Arbeitnehmer darauf als sein Einkommen rechnen kann. Eine Rechtswidrigkeit könne aber trotz des § 26 des Dienstreglements in der Trinkgelberannahme deshalb nicht erblickt werden, weil diese Bestimmung nur ein Analogon zu § 104 des Strafgesetzes (wonach die Geschenkannahme in Amtssachen als Verbrechen des Mißbrauches der Amtsgewalt zu bestrafen ist) bilden soll, gewiß aber auf die geringfügige Zuwendung des Trinkgeldes, wie sie speziell in Wien eine notorische und von der Beklagten stillschweigend zugelassen ist, nicht zutrefte.

Vor dem Oberlandesgerichte unter Vorsitz des Hofrates Dr. Seefelbner bestritt der Berufungsvertreter Dr. Knall, daß die Straßenbahn die Trinkgelberannahme dulde oder gar mit dieser Einnahme rechne. Die Abschaffung der Trinkgelberunsitte sei in der Praxis undurchführbar. Man könne also nur von einer notgedrungenen Duldung der Trinkgelber sprechen.

Der Berufungsssenat gab der Berufung keine Folge und bestätigte das erstinstanzliche Urteil. Die Urteilsgründe schließen sich im wesentlichen denen des Handelsgerichtes an.

„Mehr Takt!“ Aus Wiener Parteikreisen wird uns geschrieben: Mit vollem Recht hat die „Reichspost“ in ihrer Nachmittagsausgabe vom 30. April Einspruch erhoben gegen die schnoddrige Behandlung gewisser heißer Fragen in einzelnen auswärtigen Blättern. Es war auch sehr angebracht, gerade Berliner Blätter auf das Unvorsichtige und Zweifelhafte solcher Erörterungen aufmerksam zu machen. Es ist in Oesterreich-Ungarn keinem ernstesten Publizisten je eingefallen, den Umstand, etwa, daß der König von Rumänien ein Hohenzoller ist, daß Kaiser Wilhelm II. ein Neffe des englischen Königs Eduards des Einkreisers ist, oder daß der König von Griechenland, der von der Entente zur Kriegserklärung an die Mittelmächte gezwungen wurde, ein Neffe des deutschen Kaisers ist, oder daß die belgische Königin eine bayrische Wittelsbacherin ist, oder daß die russische Zarzin eine hessische Prinzessin ist, oder daß Mitglieder der Häuser von Oldenburg und Neu-Strelitz — ja von letzterem sogar der nunmehrige eigentliche Erbe — auf russischer Seite gegen die Mittelmächte kämpften, wie ein Teil der Battenberger und der Koburger auf englischer Seite, zum Gegenstand unzulässiger politischer Betrachtungen zu machen. Von einem deutschen Auslandsvertreter wurde kürzlich in einem Leipziger Blatte festgestellt, daß sein Neffe in der feindlichen Armee gegen Deutschland kämpfte, der deutsche Botschafter in Konstantinopel Graf Bernstorff ist bekanntlich mit einer Amerikanerin verheiratet und sein Sohn heiratete gleichfalls eine Amerikanerin, und zwar nach dem Bruche Wilsons mit Deutschland. An die Ehe des Fürsten Blow, des deutschen Sondergesandten in Rom, vor Italiens Kriegsbeginn, mit der Tochter eines bekannten italienischen Staatsmannes (Camporeste) hat die „Reichspost“ bereits erinnert. Wer schon geschmacklos genug wäre, in diesen Dingen, die in Wirklichkeit nichts beweisen, das Um und Auf der Politik zu sehen, der könnte die Beispiele ins schier Endlose vermehren. Darum muß es mindestens als Taktlosigkeit empfunden werden, wenn unter Ueberschriften, wie „Habsburg und Bourbon“ aus der uner schöp flichen Fülle der Beispiele gerade jener eine Fall zu politischen Betrachtungen ausgesucht wird, der die Möglichkeit bietet, ausgerechnet den Oesterreichern eins auszuwischen. Die Ablehnung einer derartigen Betrachtungsweise ist von „Byzantinismus“ weit entfernt, sie entspringt einfach der politischen Vernunft, der Gerechtigkeit und dem Geschma ck. Wer das traditionelle Verhältnis zwischen Dynastie und Bevölkerung in Oesterreich zu stören unternimmt und geschehe es auf welche Weise immer und unter Berufung auf welche Geschehnisse immer, der vergreift sich an den Wurzeln der Völkermanarchie, die ohne das einigende Band der gemeinsamen Anhänglichkeit an das Kaiserhaus den schwersten Erschütterungen und Zerrüttungen überantwortet würde. Darüber kann es für alle, die in der Geschichte der Monarchie nur einigermaßen Bescheid wissen, keinen Zweifel geben. Wenn man das gegenwärtige Treiben gewisser Blätter verfolgt, denen der allen Gerüchten und Stimmungen unterworfenste Stammtisch und die unvermeidlichen Dugendpolitiker pünktlich zum Opfer fallen, so wird man den Eindruck nicht los, daß es dem englischen Minister für Stimmungsmache im Feindeslande, Lord Northcliffe, endlich gelungen sei, den Hebel an jener Stelle der „Neutralität“ unserer Bevölkerung anzusetzen, wo diese am empfänglichsten ist. Es ist Pflicht der vaterländisch gesinnten Presse, die Bevölkerung auch gegen diesen Anschlag zu wappnen. In der „Reichspost“ wurde bereits dem giftigen Schlagwort „Habsburg und Bourbon“ die Frage nach den internationalen Verbindungen der Finanzdynastien, der bürgerlichen und sozialistischen Demokratenführer entgegen gestellt. Dieses Thema wäre überaus fruchtbar und ausgiebige Besprechungen für die Bevölkerung aufklärend. Unser Kaiserhaus soll man uns in Ruhe lassen. Es ist das Haus Oesterreich!

3./V. 1918.

16

3

Die Gelehrten kommen!

Von Willy Pastor.

Die Berliner Akademie der Wissenschaften ist unzufrieden mit dem Bestreben unserer Behörden, lästige Fremdwörter abzuschleifen und alles, was sich gut deutsch sagen läßt, wirklich auch gut deutsch zu sagen. Sie hat ihrer Meinung Ausdruck gegeben in einem an den Kultusminister gerichteten Gutachten. Das Schriftstück ist in einem geheimräthlich würdigen Ton gehalten, kann aber doch bei aller Abgeklärtheit einen gewissen Anmut nicht verbergen. Das ist begreiflich. Ein frischer Zug geht durch die deutschen Lande, bis in die stillsten Gelehrtenstuben weht er hinein und droht dort die Papiere in Unordnung zu bringen. Da ist es nur natürlich, wenn die also Auf- und Abwärts unruhig werden und ein wenig „indigniert“ bemerken: es zieht. Wie gesagt, der Ton, in dem sie ihre Besorgnisse äußern, ist noch durchaus ruhig. Der Sache nach aber ist ihr professorales Schriftstück aus dem Kriegsjahr 1918 Geist desselben Geistes wie die Äußerungen jener weniger gelehrten Herren, für welche Bezeichnungen wie „alldeutsch“ und „völkisch“ Schimpf- und Hohnwörter sind. Der Beifall ihrer neuesten Leistung gerade in diesen Kreisen läßt denn auch keinen Zweifel darüber, daß die Geister hüben und drüben einander verstanden haben.

Die Behörden haben eine Anzahl meist recht guter Verdeutschungen vorgeschlagen, gegen die das Gelehrtentum zunächst angeht. Das ist schon öfter geschehen, ohne daß die Pächter der Sprache mit ihrem angeblich feineren Sinn für die „Nuance“ auf die Dauer etwas ausgerichtet hätten. Es wäre etwa an die Einwände zu erinnern, die man seinerzeit gegen die Entfernung der Fremdwörter im Eisenbahnbetrieb gemacht hat. Bahnsteig, Abteil, Fahrchein, Schaffner sollten gesuchte Bezeichnungen sein im Vergleich mit Perron, Coupé, Billet, Kondukteur. Genau so unaufhaltsam wie damals werden sich auch heute so gute Verdeutschungen einführen wie Anwärter für Kandidat, Ausschuß für Kommission, Urkunden für Archivalien, Aufsatz für Artikel, Tagung für Konferenz, Rechtsstreit für Prozeß usw.

Die Akademie tramt eine Menge gelehrten Wissens aus, um die vorgeschlagenen Bezeichnungen in Verruf zu bringen, und wo sie irgendein Lehnwort entdeckt, da seht sie den Finger drauf, als ob das neue Fremd- mit dem alten Lehnwort gleiches Bürgerrecht beanspruchen dürfe. In ihrem heiligen Eifer geht sie so weit, das gute Wort „Ami“ als keitsch zu verdächtigen, ein bereits im Gotischen, in vorchristlicher Zeit bei uns heimisches Wort! „Stoff“ wird als romanisch gebrandmarkt, ohne weiter der Frage nachzugehen, woher das französische Stoffe und das italienische stoffa stammen möge. Am stärksten erregt sich die Akademie über die so unheimlich beliebte Bezeichnung „Bücherei“ für „Bibliothek“. Für einen Augenblick vergißt sie hier sogar ihre würdige Haltung und spricht empört von einer „barbarischen Neuschaffung“, die „ein deutsches Grundwort mit einer romanisch betonten, romanischen Endung vorfieht und diese Endung hier obendrein in ganz anderer Weise verwendet, als das in den sonst mit ihr gebildeten deutschen Worten der Fall ist“. Daß die Endsilbe „-ei“ in „ei“ bereits verdeutsch ist, und daß den als Beispielen angeführten „Spielerei“ und „Kinderei“ andere entgegenzustellen wären, wie z. B. „Imkere“, „Schlosserei“, „Kanzlei“, „Abtei“ und „Hausvogtei“, beliebt man zu übersehen.

Aber die Herren bleiben nicht bei Einzelheiten stehen, sie gehen ins Allgemeine, ins philosophisch Grobzügige. „Fremdwörterreichtum“, meinen sie, sei „geradezu das Kennzeichen einer entwickelten Kultursprache.“ Da sie dann weiter feststellen, daß das Französische und das Englische reicher an Fremdwörtern seien als das Deutsche, so müssen sie ja wohl auch diese beiden Kultursprachen entsprechend höher bewerten. Der edle Riceaut de la Marlinière hat wacker Schule gemacht mit seinem „was ist die deutsch Sprach für ein arm Sprak, für ein plump Sprak!“ Die Figtöter aber wird man wieder einmal für die edelste aller Hunderassen erklären müssen, da sie ja von allen etwas in sich haben.

Goethe wird unter anderen genannt als einer, der vom „Purismus“ nichts habe wissen wollen. Vielleicht vergleichen die Berliner Akademiker einmal die erste und die zweite Ausgabe des Götz auf die Ausmerzung der Fremdwörter hin. Möglich, daß ihnen dann eine Ahnung aufgeht, in welcher Richtung sich die Entwicklung in Wahrheit bei Goethe bewegte, in welcher Richtung sie über ihn hinaus sich weiter in Deutschland bewegt hat und bewegen muß.

Den stärksten Trumpf glauben die Herren als geborene Fachmänner in der Hand zu haben mit der Behauptung, das Fremdwort gestatte „in seiner Isoliertheit eine weit präzisere sachliche Abgrenzung als deutsche Worte, die notwendig stüßige Bedeutungsgrenzen haben.“ Ist das wirklich der Fall? Man vergleiche die erste beste von Fremdwörtern starrende Abhandlung eines Philosophieprofessors mit den sich deutscher Ausdrücke bedienenden Werken neuerer Philosophen: auf welcher Seite ist da eigentlich die Schärfe des Gedankens? Und wo ist die Verschwommenheit der Begriffe, die im Nebel ihren Weg sucht?

Der Geist der Philosophieprofessoren, nicht aber der wahrer Philosophen spricht aus dem denkwürdigen Schriftstück, das der preussische Kultusminister sich im vierten Kriegsjahr von der Akademie der Wissenschaften überreichen ließ. Wir wollen abwarten, welche Entscheidung er in dieser Sache trifft, von der noch allerlei zu sagen wäre.

(Der wiedererstandene Mandelbogen.) Wir waren einmal Felsherrn, Oberstkommandierende einer ansehnlichen Armee aller Truppengattungen. Die Soldaten waren freilich aus Papier, und es ist auch schon recht lange her, daß wir einen so hohen militärischen Rang bekleideten, es war zur Zeit, da wir, keine Schuljungen, vor dem Laden des Papierhändlers standen und kloppenden Herzens die Mandelbogen studierten. Höchst begeistert und sehr hingerissen widmeten wir uns dieser Truppenvorführung. Es störte uns nicht weiter, daß die papierernen Armeen allerlei bedenkliche Adjustierungsvorschriften aufwiesen, uns gefiel die heldische Pose der dekorativ hingzeichneten Figuren. Wir stampften Armeen aus dem Boden des Papierhändlers, schnitten die Figuren aus dem Mandelbogen, kolorierten sie, o, wie rührend flossen die leuchtendsten Farben ineinander, und klebten jeden Krieger auf ein Stückchen Holz. Dann konnte die Parade oder meinetwegen auch gleich die Schlacht beginnen. Das war zur selbigen, allmählich ganz verschwundenen Wiener Mandelbogenzeit. Nun macht die Kriegspatenschaft den wohl gelungenen, überaus reizvollen Versuch, den alten Wiener Mandelbogen neu zu beleben. Hervorragende österreichische Künstler und Kriegsmaler holten aus ihren Mappen jene Bilder hervor, die an der Front entstanden sind. Und diese lebendigen Zeichnungen sind zu neuen Mandelbogen vereint, die sicher nicht verfehlen werden, auf die Jugend unserer Zeit denselben Eindruck hervorzuzaubern, den der mindertwertige Mandelbogen von anno dazumal in unsere Kindheit brachte. Eine Serie dieser neuen Bilderbogen ist eben herausgekommen. Da sieht man, von Schufinsky gezeichnet und mit starkem Gefühl für Bewegung erfasst, ein Blatt, „Der Kaiser im Schützengraben“, sieht von demselben Künstler, äußerst anschaulich hingestrichelt, alle Phasen des Stellungsbauers, sieht seine bunten Folgen Felzbücherei, Felsschere — ein Entzücken für Kinderaugen. Ranzenhöfer bringt prächtige Köpfe und Typen: Tiroler Standschützen, bildhaft, monumental im Strich, A. Pod liefert ungemein lebensvolle Kavalleriebilder. Künstler, wie Sasse und Rouz, zeichnen echte Soldatentypen, Laske wendet Humor und Eindringlichkeit an Szenen aus der Bukowina, F. Windhager viel konzentrierte Stimmung an ein Blatt: Hinter der Front. Auch Soldatenlieder, in Ton und Wort volkstümlich, wie geworden und nicht wie geschaffen, finden in Windhager einen feinen Illustrator. Der Versuch, den alten Mandelbogen neu zu beleben, ist jedenfalls glänzend gelungen. Bald wird wieder jeder Bub ein Stratege sein und mit flammender, kindlicher Begeisterung Mandeln schneiden und kleben, die ihm eine vernünftige Regie geschmackvoll, künstlerisch vollkommen und lebendig richtig in seine Spielstube schickt.

Wurstelprater in Moll.

Unterhaltungsversuch eines Melancholikers.

Von Ludwig Dirksfeld.

Wodurch ich so melancholisch geworden bin? Einfach dadurch, daß ich mich fortwährend unterhalten muß. Jetzt ist das Aergste schon vorüber, aber es war heuer sehr arg. Diese Unterhaltung wider Willen ist wirklich kein Spaß, namentlich wenn man gewohnheits- und berufsmäßig meistens jene Theater besucht, in denen das ernste Genre gepflegt wird: Operetten, Schwänke und Possen. Bei Schwänken sitze ich immer toinglücklich auf meinem Scaßiz, betrachte verbittert den grundlosen Uebermut auf der Bühne und gehe mit mir selbst Wetten ein, daß dieses und jenes jetzt unbedingt kommen muß. Jetzt wird der Komiker samt dem Diwan, unter dem er sich versteckt hat, hinausgetragen werden — wird schon getragen. Jetzt wird die komische Alte sagen: „Oh, ich berste“ — berstet schon. Und der feiche Bonvivant in Röten: „Halt, ich hab's!“ — hat es schon. Noch viel ärger ist es aber bei Operetten, die ja oft nicht schön gefunden werden, weil sie, um mit Wilhelm Busch zu reden, stets mit einem Geräusch, Operettenmusik genannt, verbunden sind, das sich in den Finali zu beträchtlichem Lärm steigert. Das muß so sein, mit Rücksicht auf die tragischen Vorgänge. In der einen Operette bricht einem Maler wegen einer Fürstin das Herz, in der anderen Operette bricht wieder ein anderer Maler das Herz eines Bauernmädchens. Ich kann mir nicht helfen, aber mich erschüttert und alteriert so etwas ungemein, weil ich eben ein Gemütsmensch bin. Derart wird der bescheidene Rest Frohsinn und Lebensfreude, den die Schwankautoren mir gelassen haben, durch die Librettisten und Operettenkomponisten rücksichtslos zerstört und ich sitze als hoffnungsloser Melancholiker auf meinem Scaßiz, an der Menschheit verzweifelnd.

So ist mein Gemütszustand um diese Zeit beschaffen, wo die Saison die sympathische Absicht bekundet, zur Reize zu gehen. Der Frühling ist da, jene holde Jahreszeit, wo immer weniger Autoren längs der Rampe spritzen und dafür Weichen und Primeln wiederholt erscheinen können und die Natur sich nach bewährtem Premierenmuster in einen Blumenhain verwandelt. Da hat auch der melancholisch gewordene Theaterbesucher plötzlich das Bedürfnis, sich irgendwo im Freien und Grünen aufzuheitern, und das beste wienerische Hausmittel gegen Trübsinn ist gleich bei der Hand: der Wurstelprater. Das ist das Richtige für mich: naive Volksbelustigungen, primitive Heiterkeit, unwüchsige Späße, dort werde ich die Saisonmelancholie gewiß anbringen.

Von Jugend- und Friedensreminiszenzen begleitet, fahre ich also an einem dieser halb verregneten Aprilnachmittage hinunter, bis zum Zirkus Busch. Hier muß die traditionelle Wurstelpraterwanderung immer beginnen. Es ist noch wenig Publikum da und folglich auch wenig Stim-

mung. Die Rutschbahn, die einmal ein aufregend halbschmerzliches und lebensgefährliches Vergnügen war, ist ganz verpödet, weil sie offenbar unter der Konkurrenz der Straßenbahn leidet. Bei allen Buden fehlt die wichtigste Attraktion: der Ansruf. Der richtige energische Prateransrufer scheint verschwunden zu sein und es gibt nur eine Art Ansrufersjak: schwächliche traurige Burschen, grotesk geschminkt, die sich in regungsloser Pose hinstellen, denen aber sonst nicht viel einfällt. Irgendwelche Wurstelpraternovitäten sind nicht zu sehen, bloß die alten strapazierten Rätsel, Wunder und Geheimnisse. Der vielbewunderte Laucher ist nicht mehr auf seinem Posten. Wahrscheinlich hat er diese romantische, aber unsichere nasse Beschäftigung mit der rentableren eines Schleichhändlers vertauscht und derart viel rascher seinen Gewinn ins Trockene gebracht. Die Eintrittspreise sind überall wesentlich gestiegen, und das Sechserl, mit dem man früher einmal hier als Kind ein reicher Mann war, hat wesentlich an Kaufkraft eingebüßt. Eine Tour auf dem Ringelpiel kostet jetzt zwanzig Heller — es ist heutzutage wirklich nicht leicht, Kind zu sein. Das „Schießen der Herr?“ ist noch immer halbwegs erschwänglich, aber das beliebteste Ziel, das auf dem Wasserstrahl tanzende leere Ei, fehlt. Es soll jedoch den Schießbudenbesitzern von den Approvisionierungsinstanzen eine baldige reichliche Zufuhr von leeren Eiern in Aussicht gestellt worden sein. Bloß der Watschenaff ist nicht unter die Preistreiber gegangen: die Watschentage beträgt nach wie vor unverändert drei Kreuzer, und wer seinem Unmut über die Teuerung und sonstige Zeitercheinungen einen behördlich gestatteten Ausdruck geben will, kann sich hier ein billiges Vergnügen verschaffen. Die Wiener dürften von dieser Einrichtung heuer eifrigen Gebrauch machen, schon deshalb, weil der Watschenaff zu den seltenen Dingen gehört, die nicht teurer geworden sind.

Aber das ist nicht die richtige Wurstelpraterstimmung. Es fehlt der Lärm, das Gedränge, der Uebermut, und ich bin schon wieder im Begriff, enttäuscht meiner Wege zu gehen, als eine Kinderansammlung vor einem kleinen Gasthaus meinen Schritt hemmt. Die Kinder blicken aufgeregt durch die Lüden des Raumes, werden aber in diesem Gratisenthusiasmus bald von dem buckligen Portier gestört. Jetzt weiß ich schon, was hier los ist: hier treten „Künstler“ auf. Genau so bin ich einmal von fast demselben Portier weggeschenkt worden oder habe mich vor dem gefürchteten Sammelsteller beschämt zurückgezogen. Später, wenn man die nötigen Kupfermünzen hat, kommt man nicht mehr hieher, weil man vor lauter Kunst nicht mehr die Zeit findet, zu den „Künstlern“ zu gehen. Das Programm verspricht das Auftreten sämtlicher engagierten Künstler in dem großen Drama „Zigeunerblut, oder: Das weggelegte Grafenkind“. Also, wenn mich das nicht aufheitert, dann ist mir überhaupt nicht zu helfen. In dem Gasthausgarten ist ein Parkett von Kopfküchen, felbgrauen Kappen und bunten Hüten versammelt, lauter kleine Leute, die sich einen guten Nachmittag antun wollen, soweit das heute möglich ist. Vorläufig essen sie Würstel und trinken Himbeer- und Zitronenstracherl dazu. Die Produktionen beginnen damit, daß ein Fräulein einem schwarzen Kasten mit Pianinovergangenheit unhörlich Reste von Märschen und Walzern entnimmt. Sie spielt nach dem musikalischen Prinzip „gehupft wie gesprungen“ und blickt dabei aufmerksam in die Notizen, offenbar, damit sie genau weiß, an welchen Stellen sie daneben greifen muß. Hierauf folgen Solonummern: eine ältliche Equilibristin in jugendlichen Seidenhöschen und ein Muskelmann und eine Muskelbame, offenbar ein Ehepaar, das sich gegenseitig das Schwerste zumutet. Nach dieser Nummer steigt ein Mann aus dem Publikum resolut über die Tische auf die Bühne hinauf, um sich zu überzeugen, ob die Hanteln auch wirklich ihr ordentliches Gewicht haben, ein Kontrollverfahren, das sich bei Premieren nach den Aktschlüssen manchmal sehr empfehlen würde.

Nun greift die Pianistin im Was heftig daneben, ein Zeichen, daß die große Pantomime beginnt. Sie spielt sich zwischen einem herzigen Dianzl, einem hartherzigen alten Zaga, einem jungen Zaga und dem heimkehrenden Uelauer ab und wird durch das geheimnisvolle Dazwischentreten eines frommen Einsiedlers und einer Kräuterkraut sehr spannend. Es wirken tatsächlich alle engagierten Kräfte mit, sogar die Frau, die die Billette verkauft, und der bucklige Portier. Es ist eigentlich keine reine Pantomime, denn wenn die hochdeutschen Handbewegungen nicht mehr ausreichen, vernimmt man plötzlich Ausrufe, und zwar zumeist wienerische Verbalinjurien: „Lump verdächtiga, Fallot!“ Wenn dann der Borhang fällt oder richtiger rutscht, stehen aber alle wieder in tadelloser Wachsigurenhaltung da. Sehr anheimelnd wirkt es auch, daß die Darsteller, wenn sie nicht auf der Bühne beschäftigt sind, im Gasthausgarten erscheinen und ungeniert ihren privaten Berrichtungen nachgehen. Der Uelauer stopft Zigaretten, der hartherzige alte Zaga putzt ein Paar Stiefel und der fromate Einsiedler borgt sich von einem Bekannten Geld aus.

Aber wo bleibt das weggelegte Grafenkind? Die Sache stimmt nicht, und im Laufe des zweiten Aktes entdecke ich, daß man ein ganz anderes Stück spielt: „Der letzte Schuß“ oder „Das Geheimnis der alten Kräuter-Wabi.“ Und gleichzeitig bemerkte ich, daß ringsum alles vergnügt lachend ist und trinkt, und daß ich eigentlich der einzige bin, der tiefersüß und ergriffen zuhört. Ich sehe schon, auch der Wurstelprater kann mich nicht aufheitern, und deshalb gehe ich weg, ohne den letzten Schuß und das Geheimnis der alten Kräuter-Wabi abzuwarten. Ueberdies ist es höchst Theaterzeit, heute abend ist wieder Premiere, die erbittliche Schwankpöläst ruft — da gib'ts gar nichts zu

lachen. Du lieber Gott, das ist ein trauriges Dasein. Mir ist eben nur auf eine Art zu helfen: alle Wiener Theater müssen Operettenbühnen werden, und überall muß vom Herbst bis zum Sommer fortlaufend dieselbe Walzertragödie gespielt werden. Dann brauche ich nur einmal in jedes Theater zu gehen, meine mich am Saisonbeginn ordentlich aus und habe Ruhe. Auf diese ideale Saison freue ich mich wirklich.

Im Stammeisl.



„A schöne Jahreszeit, der Frühling,“ sagte Schwaffer; „manigmal regnet 's, manigmal scheint d' Sonn', aber immer wagt so a angenehm's Frühlingstüftel, das an Menschenen roglert und wuirtet macht. Und die Bleamerln, meine Herrschaften, die Bleamerln...!“
 „Düft net stad, alter Macrentattel?“ brümmte Stöckler; „sant zum Poetischwerd'n an wie a Burisch von zwanz'g Jahr! Was geht denn Di in Deine Jahr' der Frühling an, wann i frag'n derf? D' G'spür eahm a, aber mir in meine Heahneraugen, die vertrag'n d' lechtere Luft net.“
 „Und i,“ lieh sich Oberberger vernehmen, „g'spür eahm und riach eahm und mit eahm a; aber daß dös G'spür g'rad' a angenehm's war, kunn' i net sag'n... Meine Herren, allerhand Hochachtung vor der Frühlingssonn', sie meint 's G'wisk net bös mit unsecan'n, aber wann i so den

blisskainen Skimmel und den bianken Sonnenchein sieh, dann steig'n ma d' Grausbrn auf. Mei Garberob' is für d' eing'schränkte Gasbeleuchtung, wo auf jede Gassen anderthalb Latern'n kommen, g'rad' no z' brauchen; die feste Maison' vertragt 's net. Was der Winternebel hier zudeckt hat, dös deact sie auf und in au'n Schrodren hemirt da Mensch: Der Liebersteher hat Kicher als wie a Schweizerkas süßigen Andenkens, die Gosen, die scho a duzendmal g'statt is, reist neben der Stücken wieder auf, der Quat, die Schuach — all's in an Zustand, daß 's Gott erbarnt.“
 „Er seufzte und auch Spannagl tat desgleichen. „Glaubst, mir geht 's anders?“ sagte er; „da, schau Dir mein'n rechten Nermel an —.“ Er hob den rechten Arm empor. „Durch is er! Und der linke...“ Hat a Kusfloch, damit 's Mailkistert einwah'n kann.“
 „Laß eahm stücken — Schlampatatsch!“ tadelte Schwaffer.

„Lieber Freund, da mißst i bitten!“ verwahrte sich Spannagl; „Schlumpatatsch sagt er zu mir — ab so was! Mehr als i kann ma auf seine Sachen nimmer obacht geb'n. Aber wann der Schneider den an'n Augug z'sammlicht, is der andere scho wieder hup a. Was will ma machen?“

„Dös is net wahr,“ sagte Schwaffer; wann ma auf seine Sachen aufschaut, halten f' für d' Gwigkeit. Meine Herren, schaut f' Euch zum Beispiel dös G'wand an, was i euhob', dös is guat seine sieben, acht Jahr' alt — i erinner' mit nimmer genau. Zerst hab' i 's bügel'n lassen, dann stücken, dann wenden — dann färb'n — dann z'radwenden — dann wieder stücken — und bügel'n, was Beug halt'. Ma muß mir urdentlich hinterher sein, dann geht 's scho. I hab' ma g'schwur'n: Während 'n Krieg laß i ma mir machen; und nach 'n Krieg wart' i a no, bis all's wieder ins alte G'leis kommt.“
 „Da kannst warten bis D' schwarz wirft!“ schaltete Stöckler ein.

Oberberger schüttelte den Kopf und sagte: „A jede Sach' hat ihre Grenzen, der Mensch affrat als wie lei' G'wand. Mit die Augug' is 's wie im menschlichen Leben: Es kommt der Tag, wo der Doktor die Schalter'n schupft und bet sich selber denkt: Dem Haischer is nimmer d' helsen. So sagt a der Schneider, daß der Augug nimmer z' brauchen is. Und da muß dann all's nüt, ma muß in sauren Apffel beissen und sich an neuen kaufen.“

„Aber wie?“ jammerete Spannagl; „i frag' tum all's in der Welt: wie? A Augug toßt heut seine stink, sechshundert Brandeln. Wie soll denn dös unsecan's leiffen? Dös is do ganz unmöglich!“

Wir Bannbilder san verhältnismäßig eh no guat dran, uns kommt 's mir drauf an, daß ma überhättet was am Leib hab'n, wie 's aussieht, is uns all'sant's. Aber d' Weiberleit' für die oft von aner neuen Blusen 's Heil der Welt abhängt, die derbarmen ma.“
 „Aberhand Hochachtung vor d' Weibsbilder,“ sagte Oberberger, „denn was die aus nüt machen, dös is scho 's Höhere. I siech 's bei mir daham. Früher, wann d' Frau und 's Madl was braucht hat, hat 's g'haßen: „Geh'n ma in dös und sen's Kleiderg'wöbl!“ Jetzt haßt 's: Geh'n ma am-Boden und stier'n ma in d' alten Fegen unmanad. Was hab' i in frühere Jahr' jed'smal g'mürt, wann i 's g'leg'n hab', wie die Frau a jed's Kleider auf'g'hob'n und in Kisten und Koffer einag'steckt hat. „Schobenfutter“ hab' i die Kleider'sammlung g'haßen. Zu was 's guat war, siech i erst jetzt. Die alten Sachen werd'n g'statt und g'färbt und d'samm'n'g'nabt, und auf ja und na is a neue Blusen und a tad'lofer Stock fies und soft la Geld. I kunn' ma 'n Kopf abreißen, daß i, statt 's affrat so d' machen, die alten Sachen jed'smal, je eher, je besser, an Gandleh verkauf' hab'. Aber him is hin und 's Kopf abreißen nüt nüt, drum laß i eahm lieber drobnut. — Leopold, sagt' u!“
 Thomas Berger.

5./V. 1918

U

(Sonntagsausflug.) Des Krieges große Sorgen haben wir mit bewundernswertem Opfermut und Anstand tragen gelernt, aber in seine kleinen und kleinsten Quälereien, die beim Frühstück und beim Mustern unserer täglichen Garderobe beginnen und mit uns gehen den ganzen Tag, bis wir abends ungesättigt und chronisch verärgert in die Federn kriechen, können wir uns nicht hineinfinden. Diese kleinen Sorgen, die nehmen wir auch mit, wenn wir des Sonntags nach alter guter Gewohnheit hinauswandern zu unserem Wienerwald, wo jetzt der Frühling gerade seine schönsten Schätze ausgebreitet hat. Schon auf der „Eferischen“ bekommen wir die „durch den Krieg bedingten Verkehrsverhältnisse“ — so lautet der amtliche Ausdruck — zu spüren. Und doch sind alle diese Bemühnisse nicht imstande, die Wiener von ihrem Sonntagsausflug abzuhalten. Tausende und Tausende strömen hinaus, und die vielen Ausflugsziele sind kaum imstande, ihre Besucher zu fassen. Das Gasthaus am Leopoldsberg zum Beispiel war vergangenen Sonntag wie in tiefster Friedenszeit bis aufs letzte Plätzchen voll. Und doch war die Note des Krieges auf den ersten Blick aus dem übervollen Restaurant herauszuspüren. Unter den männlichen Besuchern erdrückte das einödrige Grau oder Grün der Uniform die Farbe des Zivilanzuges, die nur spärlich eingestreut war. Nur der Flor der jungen Wiener Mädchen scheint unberührt vom Krieg und seinen Sorgen. Reizend und fröhlich sind sie wie der Frühling um sie herum, und so leicht und herzig angezogen, als koste der Meter Stoff noch 8 Kronen und nicht 100 und darüber. Niemand, der ein so geschmackvoll gekleidetes Mädchen bewundert, ahnt wohl, wie viel Sorgen, wieviel Kopfzerbrechen und wie hartes Sparen das hübsche Kleidchen, das es trägt, gekostet hat. „Kriegsausgelshupf!“ hört man da ein paar Daben rufen, die als Raungäste an der großen Einfriedungsmauer herumlungern, und sie meinen damit das dottergelbe Maibrot, das in ganz dünnen, bröseligen Schnitten aus dem Bavier gewickelt wird. Kriegsausgelshupf und, wenn's hoch geht, eine dünne Politur von Gemeindemarmelade darauf und ein Viertel Apfelmoss dazu, das ist die Kriegsaustausch am Leopoldsberg und anderswo wohl auch. Wein wird recht wenig getrunken, so gut auch der 1917er geraten ist. 2 Kronen für ein Viertel ist auch für abgebrühte Kriegsgewinner ein wenig zu viel, und man zieht den billigeren oder, besser gesagt, weniger teuren Apfelmoss vor. Freilich, nicht alle Besucher des Leopoldsberges sind so bescheiden. Ein gutgenährtes Ehepaar, anscheinend Kriegsgewinner, verheißt unter den unverhohlenen neidischen Blicken der Umstehenden mitgebrachte Schnitzel und andere Köstlichkeiten oder, wenn man will, Kostbarkeiten. Unwillkürlich schaut man hinüber an einen anderen Tisch, wo ein junger Feldarauer, den Arm in der Schlinge, allsüßlich mit seinem Bräutchen kost, helles Lachen, übermütiges Gelächter dringt herüber, man nimmt nur einzelne Worte aus, aber vom Krieg und seinen Sorgen ist dort gar nicht die Rede.

6./V. 1918.

23

Schmalhans Küchenmeister.

„In dem prachtvollen teuren Hotel, wo ich wohne,“ so schreibt „Sozialdemokraten“ zufolge, der Mitarbeiter der „Daily Mail“, „habe ich seit meiner Ankunft vor einer Woche kein Stück ordentliches Fleisch und nicht ein einziges Stück Zucker gesehen. Zum Tee bekomme ich zwei kleine Keks, aber weder Obst, Käse noch Milch. Die ausgewähltesten Delikatessen, die in den eleganten Speisefäßen verabreicht werden, sind Hering und Kaninchen-Pastete, und die Preise steigen in demselben Maße wie die Borräte abnehmen. Zum Frühstück erhalten wir ein mikroskopisches Stück Fleisch, ein Ei, einen Löffel ungesüßter Makkaroni und einen Pudding, und die Mahlzeit kostet 5 Schilling. Zum Mittag gibt es Kartoffelsalat mit Krabben, einen kleinen Teller dünne Suppe, 2 Kubitzoll Fisch und ein paar Gramm Fasan. Wenn man die Speisefarte liest, glaubt man, daß eine erstklassige Mahlzeit geboten wird, aber die kleinen Zwischengerichte mit den französischen Namen bestehen aus einer einzelnen Sardine, etwas gesalzener Kohl oder ähnlichem. Ein Gericht, das unter dem Namen Merlan bonne femme geht, ist nichts anderes als ein kleiner, magerer Fisch mit einer Menge Gräten und fast ohne Fleisch.“

(Das ist halt der Krieg!) Das vergräunte, unter dem wirtschaftlichen Druck fast schon erschöpfte Wien sieht man in allen Gassen alle Tage. Vor den Läden, wo es Fleisch, Kartoffeln, Eier oder Grünzeug gibt, begegnet man schon zum Morgengrauen den bekannten Anstellreihen, die hier mit müder Resignation warten und warten. Das leidende, verbitterte Wien kann man ebenso gut in den frühen Abendstunden studieren, draußen in allen Vorstädten, wenn die Fabrikstore sich öffnen und Menschenwellen in die Straßen fluten, oder wenn aus überfüllten Straßenbahnen lebende Knäuel sich herauschälen, darunter Gestalten, so zerschunden von Not und Qual, daß man sich wundert, wie sie morgen wieder ihr Alltagswerk verrichten. Es ist der Großstadtkummer, wie er uns schließlich schon von früher her bekannt ist, nur daß jetzt seine Konturen erschreckend schärfer wurden und eine unheimliche Plastik gewannen. Aber es ist ebenso typisch für den echten Wiener, daß er den Blick abwendet, wenn sich ihm Unersreuliches entkühlt, mit staunendem, sehnsuchtsvollem Auge jedoch alles dankbar in sich aufnimmt, was ihm des Lebens Sonnenseiten erschließt. Zur selben Stunde, da an der Peripherie der Stadt müde, verstaubte Armeen der Arbeitswelt ihren Kasernen zutrotten, rollen, zum Versten gefüllt, ganze Kolonnen von Straßenbahnwagen nach dem Prater hinunter, dessen Atmosphäre bereits gesättigt erscheint von dem Lachen und Jauchzen der unten versammelten unübersehbaren Menschenmassen. Ein Blick in die Hauptallee, und man glaubt, dieses Wien, aus dessen steinernem Häusermeer so viel Seufzer sich emporringen, kaum wieder zu erkennen. Ein Rundgang durch die eleganten, überfüllten Vergnügungsplätzen, und man fragt sich erstaunt, ob denn hier der Krieg mit seinen düsteren Schatten seine niederdrückende Kraft einbüßte. Greller schillernd, lauter lärmend, ziellos genießend denn je zuvor, gibt sich da die Großstadt, und die Banknoten, die hier in rasendem Tempo umgewechselt werden in Speise, Trank und Lustbarkeit, würden, zusammengefasst, allabendlich einen Millionenberg ergeben. Es ist an diesen köstlichen Maienabenden, als ob sie betäubend und sinner-

wirrend einwirkten auf alle jene, die sich in dem Riesenreservoir des Wiener Vergnügungslebens versammelten. Freilich, man muß um die gewonnenen Eindrücke nicht jäh wieder zu verlieren, vorsichtig und mit geschlossenen Augen heimwärts wandern, darf nicht nach links und nach rechts blicken, wenn man, angeleitet von der Lustigkeit, mittenachts heimwärtschlendert. Denn ist nur erst wieder das Häusermeer erreicht, kriecht einem in langen Anstellreihen schon wieder das ganze unverhüllte Elend der Gegenwart entgegen: Frauen, Greise und Kinder, die statt zu schlafen, bei Nacht ausrücken, um für den kommenden Tag ihr bißchen Nahrung zu erkämpfen — Kontraste der Großstadt, für die man, je mehr man nachdenkt, desto weniger eine befriedigende Lösung findet. Der sorglose Wiener allerdings weiß sich zu helfen. Auch über die schreiendsten Gegensätze, an denen der Alltags immer reicher wird, pflegt er sich in seiner originellen Philosophie achselzuckend hinwegzusehen mit der resignierten Sentenz: Na, ja, das ist halt der Krieg!

• (Die finstere Stiege.) Wer jetzt nach der berühmten Wiener Torsperrre heimkommt, aber das Pech hat, in einem Hause zu wohnen, das nicht elektrische Beleuchtung besitzt, muß sich im Finstern über die Stiegen tappen. Die Unmöglichkeit, Kerzen oder auch nur die einst so billigen Wachszünder zu beschaffen, hat die Hausmeister genötigt, die den Parteien früher bargereichten Stiegenkerzchen einzustellen. Wenn der Hauswächter mit seiner Laterne in der Boge verschwindet, umgibt tiefe Nacht den unvorsichtigen Zuspätkommenden, dem es überlassen bleibt, mit Zündhölzchen oder beim Glimmsfeuer seiner Zigarette, wenn er eine besitzt, den Weg zu seiner Türe zu finden. Da für solche Fälle in der Kerzenraponierung keine Vorsorge getroffen ist und auch die kleinen Kerzchen, die man früher bundweise bekam, vollständig verschwunden sind, ist die finstere Stiege nach 10 Uhr so rasch Selbstverständlichkeit geworden, wie der Frühstücksschwarze oder die Margarine als Butterersatz. In den alten Stadt- und Vorstadthäusern hat sich aber Dank der finsternen Stiege eine Art Nachtromantik entwickelt. Das Nachhausekommen außerhalb der Sperrstunde bietet vorzügliche Gelegenheiten zu Gedächtnisübungen. Es gilt, sich die Windungen einer ausgetretenen Stiege genau einzuprägen. Am besten übt man bei Tag. Nach etwa zwanzig Schritten muß eine Stufe betreten werden, worauf man sich rechts zu wenden hat, ohne in Berührung mit einem dort aufgestellten Handwagerl zu kommen. Erst dann beginnt die eigentliche Treppe und nun weiß man schon beiläufig die Richtung, muß jedoch sehr achtgeben, nicht etwa an einer fremden Türe zu läuten, auf eine Obstschale zu treten oder die Walpurgisnacht etlicher Ratten zu stören. Nervöse können die Angst nicht loswerden, plötzlich an einen zufällig im Hause weilenden Einbrecher zu stoßen. Und, schon an der eigenen Türe, muß man erst durchs Aufgebot aufs höchste verfeinerten Tastsinnes die Lage des Schlüsseloches „aufklären“. Friedensräusche kommen ja nicht mehr vor, sonst würde man am Morgen aus den entferntesten Ecken des Stiegenhauses die verwirrten Schläfer zusammenlesen müssen. Zur finsternen Straße und verdunkelten Wohnung fügt sich nun als Bindeglied die rabenschwarz gähnende Stiege. Binnen kurzem soll jedermann, ob er raucht oder nicht, seine Tabakarte erhalten. Wie wär's mit einer kleinen Raponierung von Miniaturkerzchen, die doch billiger sind, als die Behandlung von Beinbrüchen auf der Unfallstation! Nicht jeder, der nach Torsperrre kommt, ist als „Drahrer“ zu betrachten. Und das Stiegenkerzchen wird niemanden „unsolid“ machen.

(Aufhebung des Patenzwanges bei den Firmungen.) Morgen Donnerstag, nachmittags, finden in der Stephanikirche die ersten Firmungen im heurigen Jahre statt. In der herausgegebenen Kundmachung werden die Eltern und Paten der Firmlinge nachdrücklichst ermahnt, zur heiligen Firmung in ehrbarer Kleidung zu erscheinen und jeden überflüssigen Aufwand zu vermeiden. Weiter wird bekannt gemacht, daß es keinen Patenzwang mehr gibt, und die Firmlinge auch ohne Paten zur Firmung erscheinen können.

Der Zwischenfall im Wiener Rathauskeller. Von deutschnationaler Seite wird entgegen den tschechischen Darstellungen über den Zwischenfall im Wiener Rathauskeller erklärt, daß die Behauptung, deutschnationale Gäste hätten den Streit mit den Tschechen vom Zaune gebrochen, durchaus den Tatsachen widerspreche. Auch war Abg. Wolf nicht der Sprecher der Deutschen, sondern er besand sich überhaupt nicht im Rathauskeller. Auch seien jene Gäste, die sich durch die Tschechen herausgefordert fühlten, mit deutschen Abgeordneten nicht befreundet gewesen. Wohl waren von diesen einige im Rathauskeller anwesend, entfernten sich jedoch, z. B. Abg. Dr. Sylvestrer gleich bei Beginn der Erregung aus dem Saale und waren bereits abwesend, als der Zusammenstoß schärfere Formen annahm. — Nach diesen wechselseitigen Feststellungen ist dieser Zwischenfall wohl auf das richtige Maß zurückgeführt.

Der deutsch-tschechische Zusammenstoß im Rathauskeller.

Eine Darstellung von tschechischer Seite.

Die gestrigen Vorgänge im Rosenkranzsaal des Rathauskellers werden nach einer Parlamentskorrespondenz von tschechischer Seite folgendermaßen dargestellt: Vom Abg. Rychtera war eine in wirtschaftlichen Angelegenheiten in Wien erschienene, zumeist aus Gemeindevorstehern bestehende Abordnung aus Luba in den Rathauskeller geführt worden. Dort waren in einer Ecke des Rosenkranzsaales auch die Abgeordneten Stanek, Kollant, Chalupa, Pradac, Donat, Zbarsky, Bystrovsky und Mechura sowie Präsident Sonntag der Kriegsgetreideanstalt in Brünn und Präsident Klindera der Raiffeisenkassen anwesend. Die umfingenden deutschnationalen Gäste fühlten sich herausgefordert, weil an dem Tisch der Abordnung aus Luba Tschechisch gesprochen wurde, und es kam zu einem Wortwechsel. Die tschechischen Abgeordneten wollten intervenieren und den Streit schlichten, dies nahm ein deutschnationaler Gast zum Anlaß, in einer förmlichen Rede die übrigen anwesenden Gäste zu einer Stellungnahme gegen die Tschechen aufzufordern, wodurch sich der Streit verallgemeinerte und es sogar zu Tätlichkeiten kam.

Abg. Stanek ersuchte nun die Geschäftsführung des Rathauskellers, Ordnung zu schaffen, was jedoch erst gelang, als die tschechischen Gäste den Saal verlassen hatten. Die Behauptung, wonach Abg. Stanek Schläge erhalten habe, wird für unrichtig erklärt. Abg. Stanek sei vielmehr bemüht gewesen, auf die erregten Gemüter beruhigend einzuwirken, wobei er allerdings nicht habe verhindern können, daß es zwischen den beiden Parteien zu Schlägereien kam. Die tschechischen Abgeordneten werden in dieser Angelegenheit auch mit dem Ministerpräsidenten Rüdtsprache pflegen und ihn ersuchen, von der Belieferung Wiens mit Kartoffeln aus den mährischen agrarischen Bezirken vorläufig Abstand zu nehmen, da der Vorfall im Rathauskeller auf die dortige Bevölkerung eine üble Rückwirkung haben werde. Desgleichen würden die tschechischen Abgeordneten an den Präsidenten des Abgeordnetenhauses Dr. Groß die Bitte richten, er möge ihnen die Möglichkeit geben, in den Restaurations-

räumlichkeiten des Parlamentsgebäudes ihr Abendmahl einzunehmen, da die tschechischen Abgeordneten angesichts der feindseligen Haltung eines Teiles der tschechischen Bevölkerung Wiens unliebamer Erscheinungen auszuweichen wünschten.

9. IV. 1918

30

[Das Nachtmahl im Theater.] Wenn man diese zögernd zu Ende gehende Saison knapp charakterisieren wollte, fände sich dafür nur das schlichte, aber ausdrucksvolle Wort aus der Sprache der Theaterkassiere: Ausverkauft. Diese Tafel, die in früheren Jahren so oft lügen mußte, hat heuer fast immer die Wahrheit gesprochen. Es hat heuer keine guten und keine schlechten Stücke gegeben, nur erfolgreiche. Das Publikum mußte einfach ins Theater gehen, um der zwischen den eigenen vier Wänden tagtäglich gespielten traurigen Approvisionierungs- und Feuerungskomödie für drei Stunden zu entkommen, um sich eine wohlfeilere und zufriedeneren Zeit vorzutauschen zu lassen. Diese Täuschung hat aber bestenfalls nur so lang gedauert wie das Spiel, während der Zwischenakte und nach der Vorstellung kam man sofort wieder zum Bewußtsein der Wirklichkeit. Denn ein Wiener Theaterabend bestand ja von jeher immer aus zwei Teilen: aus dem Stück, aus der Unterhaltung und aus den Stunden nachher, dem Nachtmahl im Restaurant, der zufrieden oder ärgerlich kritischen Recapitulation des Gesehenen und Gehörten, und mancher Schwank, manche Operette war oft nichts als ein Umweg zu einem Nachtmahl, einem Abend im Restaurant. Dieses nachhafte und freundliche Nachspiel ist längst gestrichen. Die unerbittlichen winterlichen Sperrvorschriften sorgten dafür, daß die Restauranttüren knapp vor der Kasse des hungrigen Theaterbesuchers geschlossen wurden, die Kaffeehäuser hielten wenig zu bieten. blieb nur das Nachtmahl im Theater, womit aber nicht die Genüsse des Büfets gemeint sind, denn das ist auch längst zur Uttrape geworden, zum Dekorationsstück, wo sich nur mikroskopisch kleine und geheimnisvoll belegte Brötchendiminutive vorfinden, die gerade für einen Zahn ausreichen. Ein Theaterbesucher mit normalem Gebiß und Appetit mußte hier ein kleines Vermögen opfern, um seinen Zwischenaktshunger zu stillen. Auf diese Art ist es diesen Winter allgemeiner Brauch geworden, sich das Nachtmahl selbst ins Theater mitzunehmen. Fast jeder Besucher hat sein Nachtmahlpaket bei sich, ein bescheidenes oder voluminöses, je nach den Hausverhältnissen des Betreffenden. So wie das Padeltragen längst nicht mehr als unelegant gilt, ist es auch nicht mehr verpönt, Mitgebrachtes zu verzehren. Die Damen verwahren ihr Nachtmahlpaket im geräumigen Kuff, die Herren in der

Ueberocktasche, im Zwischenakt geht man ins Büfett, kauft sich ein Glas Bier und zum Nachtsich ein Stückchen Schokolade oder ein paar Bonbons, die man nur hier ohne Anstellen bekommt. Und an den Wänden sind Aufschriften aus grauer Porzitt angebracht: Es ist verboten, mitgebrachte Speisen im Büfett zu verzehren. Richtiger und zeitgemäßer sollte es heißen: Es wird dringend ersucht, sich das Nachtmahl selbst mitzubringen. Denn das liegt nicht nur im Interesse der Besucher, auch für die Direktoren, Autoren und Darsteller hat das Nachtmahl im Theater eine nicht zu unterschätzende moralische und künstlerische Bedeutung. Wer ist, hat keine Zeit und keinen Sinn, Zwischenaktsdramaturgie zu betreiben und sich mit den Schwächen des Stückes und der Darstellung kritisch zu befassen. Und wer weiß, ob dies nicht die tiefere Ursache ist, daß es heuer nur erfolgreiche Stücke gegeben hat. Später einmal, wenn man wieder nach der Vorstellung bequem und ausführlich im Restaurant nachtmahlen wird, in diesen kommenden besseren Zeiten wird wahrscheinlich die Zahl der durchgefallenen und schlechten Stücke wieder überraschend zunehmen. . . .

(Der obdachlose Hausherr.) Es gibt in Wien jetzt Hausbesitzer, die sehnsüchtig darauf warten, ob in ihrem Hause nicht vielleicht doch zum Quartalswechsel eine Wohnung frei wird. Der Wiener Hausherr hat früher immer an stabilen Mietern seine Freude gehabt und einen gewissen Stolz darcin gesetzt, daß vor seinem Hause der Möbelwagen nur möglichst selten vorfuhr. Der Auszug der einen und das Einziehen einer neuen Partei macht ja immer Scherereien und Verdruß, der typische Wiener Hausherr aber war stets ein Mann, dem ein friedliches Frühstücksgespräch mit einem Gesessenen und die gemütliche Nachmittagsstarcke im Kaffeehaus weitaus lieber waren als peinliche, die Gehirntätigkeit strapazierende Mietverträge und die Besuche unerfährlicher, seckanter Parteien. Aber damals konnte der Hausherr auch noch jeden Mieter, der sich gegen seine obriakeiliche Gewalt auflehnte, binnen drei Monaten hinauswerfen, und er konnte natürlich auch von jeder Wohnung in seinem Hause, die ihm genehm war, Besitz ergreifen. Jetzt aber ist es anders! Jetzt gibt es ein Mieterchutzgesetz! Jetzt darf der Hausherr niemanden hinauswerfen, und er kann nicht einmal jemanden steigern. Alle ererbten Hausherrenrechte sind dahin. Dieser Zustand ist solange der Hausherr inmitten der gesetzlich geschützten Parteien im eigenen Hause wohnt, noch erträglich. Man denke sich aber in die Lage eines Menschen, der doppelter und vierfacher Hausherr wird und in seinem Hause nicht wohnen darf. Freilich, das Mieterchutzgesetz schützt auch den Hausherrn, und räumt ihm anadä das Recht ein, in seinem Hause für den eigenen Bedarf eine Wohnung zu beantragen. Aber für einen frischgebackenen Hausherrn, der es erst durch Kauf oder durch die Güte eines Erbkonfess geworden ist, gilt diese Wohltat insolange nicht, als arundblicherlich nicht alles in Ordnung gebracht wurde. Und das dauert jetzt im Kriege noch etwas länger als einst in besseren Zeiten. Aber angenommen auch, das Gesetz gibt dem Hausherrn das Recht, in sein Haus einzuziehen, woher nimmt er den Mut, jemanden hinauszuwerfen. Ein neuer Hausherr ist an und für sich schon eine odiose Person und die ganze Gasse sieht ihn schief an. Er wird ganz und gar unmöglich, wenn er seine Besitzergreifung damit einleitet, daß er eine Partei vor das Tor und in die Unmöglichkeit setzt, eine andere Wohnung zu finden. Deshalb gibt es Wiener Hausherrn, die irgendwo in einem fremden Hause auf einem möblierten Kabinett wohnen und täalich bonaen Herzens zur Hausmeisterin mit der bonaen Frage kommen, ob sich denn noch nichts rührt. Aber die gesetzlich geschützten Parteien hüten sich wohl, aus der sicheren Wohnung herauszugehen, und wenn nicht in letzter Stunde noch jemand geschwind stirbt, dann bleibt der arme Hausherr auch für das nächste Viertel obdachlos.

Das Budget des Junggesellen.

Wird irgendwo eine wirklich preiswerte Nahrungsmittelzubereitung abgegeben oder gelangt ein Kleidungs- oder Wäschestück zu annehmbaren Preisen zum Verkauf, so sind einem großen Teil der Konsumenten auch sofort die Kaufmöglichkeiten abgeschnitten, denn — so heißt es dann in der amtlichen Verlautbarung — die Warenabgabe erfolgt nur an die Mindestbemittelten. Leider hat man bis jetzt, mit einer einzigen Ausnahme, nie von einer Aktion zum Schutze des Mittelstandes gehört. Wohl aus naheliegenden Gründen hat die Regierung ihr ganzes Wohlwollen und Augenmerk der Befriedigung der Bedürfnisse der Mindestbemittelten zugewendet und die Angehörigen des Mittelstandes mit ihren bescheiden vorgebrachten Wünschen unbeachtet stehen lassen.

Im Verlaufe des Krieges haben sich allerdings die Verhältnisse derart geändert, daß man heute nicht mehr gut von einem Mittelstand sprechen kann. Dem Wortlaut der Unzahl der erlassenen Kriegsverordnungen folgend, gilt als Mindestbemittelter noch immer derjenige, der auf seinem Meldezettel als Arbeiter u. dal. eingetragen ist, während der Firibefoldete, der Industrie- oder mittlere Staatsangestellte, ohne weiteres als Angehöriger des Mittelstandes klassifiziert wird. In Wirklichkeit steht sich aber heute der Arbeiter bedeutend besser als der ehemalige Mittelstandsangehörige. Während der Verdienst der ersteren um ein vielfaches, den Steuerungsverhältnissen entsprechenden Plus gestiegen ist, erhielt der Firibefoldete im allgemeinen nur eine verhältnismäßig geringe Erhöhung seiner Bezüge. Dazu kommt noch, daß der Mittelstandsangehörige Bedürfnisse hat, die dem Mindestbemittelten eigentlich von Haus aus fremd waren. Während bei unseren Arbeitern heute Monatsverdienste einer Familie bis zu 1000 Kronen und mehr nicht selten sind, hat der Firibefoldete Mittelstandsangehörige auch noch heute nur in Ausnahmefällen mehr als 500 Kronen Monatseinkommen.

Besonders schlecht kommt heute auch der früher von allen verheirateten Männern so vielfach beneidete Junggeselle davon. Er weiß mit seinen Bezügen jetzt wirklich weder ein noch aus. Auch wenn er ein Monatseinkommen von 600 Kronen, mit dem er im Frieden fürstlich leben konnte, erreicht, so ist er bei der heutigen Entwertung des Geldes nicht in der Lage, dabei sein standesgemäßes Auslangen zu finden. Ein bescheidener Junggeselle aus dem Mittelstand benötigt monatlich im Durchschnitt mindestens gegen 800 Kronen für seinen Unterhalt. Dieser Betrag setzt sich folgendermaßen zusammen: Frühstück im Kaffeehaus monatlich 45 Kronen; Mittagessen im Gasthaus (denn es ist nicht jedermanns Sache, mit den knappen Portionen der Gemeinschaftsküchen ohne besondere Zubereitung durchzuhalten) monatlich 210 Kronen; ein einigermaßen sättigendes Nachtmaß ist mit 150 Kronen monatlich nicht zu hoch angesetzt; die Ausgaben für Gabelfrühstück und Pause müssen mit 90 Kronen monatlich berechnet werden; die Miete für ein bescheidenes Zimmer beträgt bei den heutigen außerordentlich hohen Preisen nicht unter 70 Kronen, und der Betrag von 15 Kronen monatlich für Wäschekosten ist gewiß sehr niedrig angesetzt. Zu den unerläßlichen Bedürfnissen gehört die Ausgabe für den Kaseur mit 10 Kronen monatlich; dann sind vom Gehalt noch 15 Kronen für Steuern und 20 Kronen für Versicherungen monatlich in Abzug zu bringen. Im allgemeinen erweist es sich als notwendig, jährlich ein neues Kleidungsstück und ein Paar Schuhe anzuschaffen; beide dürften zusammen heute etwa 750 Kronen kosten. Rechnet man hierzu monatlich noch für notwendige Reparaturen bei Schneider und Schuster 20 Kronen, so ergeben diese mit den Anschaffungen allein monatlich den Betrag von 82 Kronen, wozu noch für Mehrausgaben an Sonn- und Feiertagen monatlich 40 Kronen und für Anschaffung von Propalten und ähnlichen unerläßlichen Kleinigkeiten etwa 30 Kronen eingestellt seien. Die aufgezählten, gewiß nicht zu hoch geariffenen Ausgaben machen fast 800 Kronen monatlich aus.

Die geplante Mittelstandsaktion will nun aber nur jene einschließen, deren Jahreseinkommen 6000 Kronen nicht übersteigt. Wie aus der vorangestellten Berechnung klar hervorgeht, ist dieser Betrag viel zu niedrig geariffen, und es würde sich sehr empfehlen, die Grenze mit 9000 Kronen für alleinstehende und 12.000 Kronen Jahreseinkommen für verheiratete Mittelstandsangehörige festzusetzen.

Die russische Botschaft.

Neues Leben im Botschafterviertel.

Das seit Kriegsbeginn vereinsamte russische Botschaftsgebäude wird instand gesetzt. In der Dornröschenabgeschiedenheit des Botschaftercottage links vom Rennweg erhebt sich in der Reissnerstraße ein einstöckiges Gebäude. Der einsame Hof, die verschlossenen hohen Fenster und die versperrte Vorballe deuten auf einen erfolgreichen Kriegsgewinner, der etwas früh im Jahre auf Ferien gegangen ist. Der Eindruck täuscht. Der Eigentümer dieses aus jeder Terrazzoplatte exterritoriale Unnahbarkeit ausstrahlende Palais ist der russische Staat. Während noch Kamenev, der für Wien in Aussicht genommene neue Botschafter, in Finnland angehalten wird, macht sich das vier Jahre lang versperrt gehaltene Botschaftsgebäude bereit, den neuen Herrn zu empfangen. Ohne daß man noch recht weiß, ob und wann der Botschafter eintreffen und wo er Aufenthalt nehmen wird, während noch die Sekretäre der Botschaft selbst nur provisorische Kanzleien als Gäste an anderem Orte innehaben, rührt es sich schon in dem verwünschten Schlosse mit dem blühenden Gartengürtel. Die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen setzt auch — Würsten, Weinischücher und Teppichklopper in Bewegung. Die Baumschere arbeitet, die elektrische Klingel wird probiert. Für alle Fälle! Denn noch schweben zahlreiche Vortragen, die zu lösen sind.

Zu der „diplomatischen“ Eigenheit familiärer in einem und um ein Botschaftsgebäude herum beschäftigten Personen gehört es seit jeher, daß sie nie „etwas wissen“. Der Wachmann an der Ecke weiß nichts und der Portier, übrigens ein bodenständiger Wiener, weiß auch nichts über die „neue Partei“ des ehemaligen herzoglich Nassauischen Palastes, der durch den imposanten Zubau der Botschaftskirche zu einer förmlichen russischen Kolonie wurde. Die Polizei bewacht die verlassenen Botschaften ständig seit Kriegsbeginn und mit bestem Erfolg. Die Wiener sind doch kultiviertere Leute. Ihnen bleibt erfreulicherweise ein stilvolles, altes Palais eine Stadtzierde, mag auch hundertmal eine feindliche diplomatische Mission darin gewohnt haben. Nur eine einzige Scheibe eines veremigsten italienischen Botschaftssekretärs mußte während des ganzen langen Weltkrieges daran glauben. Sonst ist im Diplomatenviertel alles in musterhaftester Ordnung.

Diese Betrachtungen werden durch eine überraschende Entdeckung in den Hintergrund gerückt. Im Kanzleitrakte der russischen Botschaft, einem unmittelbar an dieses schließenden, ebenfalls sehr ruhigen Hause, herrscht schon — Leben. Ein geregelter Amtsverkehr funktioniert bereits in einigen Doppelparterräumen. Durch ein Vorzimmer betritt man einen Warteraum mit Schalter im Hintergrunde. Der Raum ist von Parteien erfüllt: Man befindet sich in Russland. Es sind durchweg junge kräftige Leute zumeist, deren militärischer Habitus auf eine halbüberwundene Kriegsgefangenenvergangenheit hindeutet. Auch Arbeiter sind zahlreich da. Blusen und Klappen von jener bräunlichgelben Farbe, die man hier schon so gut kennt und breite hohe Stiefel. Und auf dem meist typisch slowakischen

Gesichtern das gutmütige Lächeln des Sohnes der sarmatischen Tiefebene.

Von Zeit zu Zeit wird das Schiebefenster des Schalters aufgezogen, und von innen ruft man mit fremdartiger Betonung einen Namen auf. Es schwirrt nur so von „Jesrems“ oder „Wladimirs“, wie in einem Dostojewsky- oder Andrejew-Drama.

„Nikodur Schachowstol!“ „Fedja Obuchow!“

Die Gerufenen melden sich und treten in die Kanzlei ein. Sie sieht aus wie eines der von Tschekow oder der Zapolska geschilderten stöckerrussischen Amtslokale, die — wäre sie nicht in der Wiener Reissnerstraße — in Kiew oder Moskau sein könnte.

In achtungsvoller Haltung stehen die Parteien vor den Beamten, die ihnen ihrerseits in höflichem, fast freundschaftlichem Tone die Personaldaten abfragen. Man sieht dann auf großen Formularen Lichtbilder mit Amtsstempel in den Ecken aufstecken. Es sind Pässe, die an russische Staatsangehörige zu Aufenthalts- oder Reisezwecken ausgestellt werden. Oft bietet ein Verhör Agentenschwierigkeiten. Dann tritt der sprachkundige Leiter des Bureaus in Aktion, und mit zwei Worten vermag er dem vergnügt grinsenden Wolgajohn das Innerste seiner Zukunftsabsichten abzufragen. Die anderen warten mit echt russischer Geduld vor dem Schalter, schieben die Tellerklappen weit nach rückwärts und haben die Daumen in den Gürtel.

Auch in der Postkanzlei erhofft man baldige entscheidende Nachrichten. Einstweilen geht der diplomatische Verkehr noch gänzlich durch die spanische Botschaft. In der Reissnerstraße werden bloß die Agerden erledigt, die sich aus der Notwendigkeit der Postkontrolle und Legitimierung für Reisen und Aufenthalte russischer Staatsangehöriger ergeben. Aber schon ergibt es starken Parteienverkehr.

Vor einigen Tagen ist der neue ukrainische Botschafter Dr. Kolołow hier eingetroffen. Eigentlich hätte er gleichfalls einen „Anteil“ an dem Botschaftsgebäude. Folgerichtig müßten auch die Vertreter der übrigen Föderativstaaten darin so und so viel Räume zugewiesen bekommen. Daraus wird natürlich nichts werden. Das schmucke Palais des Herzogs Adolf von Nassau wäre ja doch viel zu klein für ein solches „Massenquartier“ der Diplomaten. Nun ist es vier Jahre unbenützt, seitdem der letzte russische Botschafter in Wien, Nikolaus v. Schebeko, am 9. August abreiste. Und auch die prächtige Sehenswürdigkeit der russischen Kolonie, die 1897 erbaute Botschaftskirche an der Verbindungsbahn, ist seit Kriegsbeginn geschlossen.

Nach den ersten Friedensschlüssen kommt allmählich Leben ins Botschafterviertel. Telephonmonteure mit der umgehängten Werkzeugkiste tauchen auf. Vorläufig nur in der Reissnerstraße. Aber wer weiß — vielleicht wird sich doch endlich auch in anderen Botschaftspalästen neues Leben zu regen beginnen.

Ein Haus, in welchem achtmal eingebrochen wurde.

Es gibt Häuser, von denen man gruselige Spulgeschichten erzählte, die noch lange Zeit in der Stadtchronik fortlebten. Fast überall fand sich später die natürlichste Erklärung für die geheimnisvollen Geschehnisse, und aller Schreck, alle schweißtreibende Todesangst wich. Dann kam das „sprechende Haus“, in dem es winselt und knagt und kracht; es wurde als ein altersschwaches, hinfalliges Gebäude „kommissioniert“, mit dem sich nur die Baupolizei auseinanderzusetzen hatte. Klopfernde Geister wurden als schlechte Spaßmacher entlarvt, die des Nachts, womöglich in Leintücher gehüllt, alle Winkel eines Hauses aufsuchten, um durch Rochen an Türen und Wänden Angst und Schrecken zu verbreiten. Was ist das aber alles gegen ein Haus, in welchem vorgestern seit kurzer Zeit zum achtenmal eingebrochen wurde, wobei man siebenmal der Täter nicht habhaft werden konnte! Hier handelte es sich ja gewiß nicht um harmlose Scherze, denn jedesmal verschwanden die Gauner mit einer erhelllichen Beute.

Das Haus, in dem es in dieser für Diebe so einträglichen Weise umgeht, ist dasjenige in der Lerchenfelderstraße Nr. 44. Gegen Ende des vorigen Jahres begann das unheimliche Treiben. In zwei aufeinander folgenden Nächten wurde damals ein im Hause befindlicher Geflügelladen erbrochen, und nebst Gänsen, Enten und Hühnern ließen die Diebe auch Bargeld aus der Ladentasse verschwinden.

Dann kamen einige Male vereinzelt Kellereintritte vor, wobei Lebensmittel und Brennmaterial gestohlen wurden. Die meisten Hausparteien ließen nun die Kellerschlösser fester machen; manche legten sogar Eisenbänder vor die Kellertüren, denn man begann begreiflicherweise nervös zu werden. In der vergangenen Woche nun gab es aber trotz dieser Vorsichten eine besonders unangenehme Ueberraschung. Es war der siebente, aber auch unglaublichste Blünderungsversuch. Der Hausbesorger bemerkte vom Hausflur aus, obwohl das große Vorhängeschloß ordnungsgemäß vor der schweren Kellertür lag, Licht im Keller. Ein Griff an dem Schloß überzeugte ihn, daß es geöffnet war und nur zum Schein vor dem Eisenband steckte. In Begleitung eines Landsturmmannes eilte er nun in das Kellergeschoß, und siehe da, nicht weniger als 15 Kellerräume waren erbrochen und ausgeräumt! Ein Teil der Beute lag noch auf der Kellerstiege, unter dieser eine Anzahl riesiger Korbflaschen mit Cognac aus dem Warenlager des im Hause befindlichen Drogengeschäftes, die allein einen Wert von ungefähr 3000 K. repräsentierten. Die Eisenbänder vor den Kellertüren waren einfach unzureichend gewesen, denn sie waren glatt aus dem Holz der Türrahmen gestemmt worden. Bei genauer Durchsuchung der Räume fand man auch die Täter, die sich ängstlich an die Wand gedrückt hatten. Ein ungefähr 19jähriger Bursche und ein etwas älteres Mädchen, das ein langes scharfgeschliffenes Messer bei sich trug. Die beiden wurden der Polizei überantwortet.

Und nun, vorgestern, der achte Einbruch im Hause! Diesmal hatten die Diebe die Hausböden heimgesucht. Der Lokalausschein zeigte, daß fünf Böden erbrochen waren, aus denen Wolle, Wäsche und ein großer Reiselofter gestohlen worden waren. Man wird zugeben, daß es wohl kein andres Haus in Wien gibt, das einen solchen Rekord an Einbrüchen aufzuweisen hätte. Es ist aber auch begreiflich, daß die Hausparteien auf diese Ehre, von den Einbrechern besonders bevorzugt zu werden, gar nicht stolz sind, sondern angesichts dieser so oft wiederkehrenden unheimlichen Besuche eine strenge polizeiliche Untersuchung wünschen.

(Die bedächtigen Esser.) Das ist auch eine Neuerscheinung in diesen von den Kriegsdichtern verhimmelten Zeiten. Man kann sie auf der Straße beobachten bei den Aernsten und in den Restaurants bei weißbedeckten blumengeschmückten Tischen. Man ißt mit Bedacht. Man denkt beim Essen über das Essen und ißt, ja wahrhaftig, man ißt mit einem Gefühl von Dankbarkeit! In den Lesebüchern der Kleinsten wird von der Taube erzählt, daß sie nach jedem Tropfen Wasser, den sie durch ihr Röhrlchen rinnen läßt, dankbar zum Himmel aufschaut, und in der Schule wurde auch immer den kleinen Menschen ins Gedächtnis gebracht, welchen Weg unser köstliches Brot nimmt. Vom Feld in die Scheune und dann auf die Tenne, von der Tenne in die Mühle und vom Müller zum Bäcker. Daran sollte man öfter denken und sich nicht so gedankenlos mit dem Brot der Magen vollstopfen. Ob und zu hat man sich ja daran erinnert, so vor dem Schulzeugnis herum, hinterher es aber wieder sein lassen. Das ist jetzt ohne Ermahnung und Lehrer anders geworden. Man ißt mit Bedacht. Man löffet die Suppe, in der ein paar Fettflecke schwimmen, mit Andacht und dankt beim letzten Löffel stumm der Hausfrau oder dem Wirt. Wo wandert heute noch ein Knochen, mit Fleisch behaftet, vom Tisch? Er wird wie raffiert abgetragen. Man müht sich mit den Mehlspeisbröselchen ab, um sie aufzukaufeln, und trinkt den Kaffee wie seit langem die von uns deshalb bespöttelten Preußen: ein Stückchen Zucker im Mund und drüber weg den Kaffee-Erfaß. Noch augenfälliger wird das Essen mit Bedacht in den Schankstüben der Wirtschaften. Da sitzt ein Mann, breit und hoch wie ein Säule: man möchte ihn zum Essen Drollaibe hinschieben und ganze Schinken. Und er sitzt da und knabbert an einem Stückchen Käse. Er hält ihn achtkorn zwischen den Fingern, teilt sich jeden Bissen vor, rückt mit dem Daumen immer um einen halben Zoll zurück, beißt wieder ab, teilt wieder ein und beißt dann wieder genau beim Daumen ab. Den Wein trinkt er nicht, er „bibert“, ihn. Und dabei möchte man diesen Menschen, nur um seinen eigenen Augen recht zu tun, aus Stuppen saufen sehen! — Das ist nur ein Beispiel für viele. Das Vergaenden beim Essen — der Wiener nennt es „uraffen“ — ist vorbei. Es wird wieder kommen, natürlich, aber einmal! Und dann wird es auch nicht gleich aufleben. In Gewohnheit werden wir in den ersten sorglosen fetten Monaten noch mit Bedacht essen; was dann ein doppelter Genuß sein wird.

11. 10. 1918

40

* (Mitwiener Nachmittag.) Es war ein liebes und vertrautes Glüdchen echt bodenständiger, verlungener Wiener Sangesfreudigkeit, das kürzlich nachmittag im großen Musikvereinsaal einen Wiederhall fand. Man bekam, von klassischen Vertretern des heimatischen Volksliedes vorgetragen, Weisen zu hören, die in entschwindenen froheren Tagen in unserm weinumkränzten, waldumrauschten Vororten erblüht und von dort aus in die Stadt und in die Wiener Gemüther hineingetragen wurden. *Anny Rainer* vom Raimundtheater, diese reizvolle, immer distrete Künstlerin dieses Stils, *Franz Glawatsch*, dessen warme, unvergleichlich charakterisierende Art dazu berufen ist, das Erbe *Girardis* anzutreten, brachten eine Reihe der volkstümlichsten alten Melodien wunderschön zur Geltung. *Sansf. Riese*, prüfend vor Temperament und erfrischender Laune, sang und tanzte, von süßem Jubel begleitet. Eine besondere Spezialität bedeutete *Dr. Julius Wittner*, der ein Kapitel aus *Restroffs* „*Judith und Holofernes*“ mit köstlichem Humor las. Jedes Wort der Parodie schien von brennender Aktualität und genau so, als wäre es für die Gegenwart improvisiert worden. An diese originellen Darbietungen schlossen sich liebenswürdig fröhliche Liedervorträge von *Frau Maria Tafler-Boalith*. Das *Bachrich-Quartett*, dessen Meisterschaft in der Wiener Musik man kennt, gab *Lanner* und *Strauß*, und *Frau Antl-Plakowits* spielte ebenfalls Wienerisches auf der chromatischen Harmonika, die sie virtuos behandelt und geradezu überraschend im Ausdruck zu bereichern versteht. Das Publikum ging, froh der reizvollen Abwechslung, enthusiastisch mit und dankte den Vortragenden mit herzlichem Beifall. Der Nachmittag war unter den Ehrenpräsidium von *Fürstin Olga Liechtenstein* und *Gräfin Mäsa Wiedenbruck-Esterhazy* zugunsten der Tuberkulosefürsorge vom Damenkomitee des Patriotischen Hilfsvereines vom Roten Kreuz veranstaltet worden und dürfte einen hübschen Reingewinn erzielt haben.

• **Wie der Feind den toten Gegner begrub.** André Ludesq, der als Sonderberichterstatter des Pariser „Journal“ die englische Armee begleitet, gibt von der Bestattung des Freiherrn v. Nithofen, der er als Augenzeuge beivohnte, folgenden Bericht: „Vor der Beisetzung wollten wir die sterbliche Hülle des Rittmeisters v. Nithofen noch einmal auf seinem Totenbett grüßen. Er ruhte unter einem hohen tiefen Zelte. Nichts war in dem Raume mit den im Winde flatternden Leinwandwänden als in der Mitte ein Stapel von Kisten, auf dem die Leiche aufgebahrt war. Der schwache Lichtstrahl, der sich durch die Zeltöffnung stahl, beleuchtete seinen mächtigen Athletenkörper und sein scharf geschnittenes Gesicht. Auf 5 Uhr war die Beerdigung angesetzt, die selbstverständlich unter militärischen Ehren vor sich ging. Wir waren pünktlich zur Stelle. Ein Wachtkommando von zwölf Mann bildete Spalier und präsentierte das Gewehr. Sechs englische Fliegeroffiziere, alle sechs hervorragende Geschwaderführer, hoben den Sarg auf ihre Schultern und trugen ihn, zwischen dem Soldatenpassier hindurchschreitend, zu dem Lastauto, einem sogenannten Schlepper, der sich langsam in Bewegung setzte. Der anglikanische Geistliche war vorausgegangen. Das Chorhemd über der mit dem englischen Kriegskreuz geschmückten Khakiuniform, erwartete er den Zug am Eingang des Kirchhofes. Hinter dem Leichenwagen marschierten die zwölf Mann der Trauerparade, die Augen zu Boden gesenkt und die Hüfte mit nach unten gerichteten Lauf unter dem Arm. Fünfzig Flieger, Offiziere und Unteroffiziere, bildeten das Trauergeleit. Aus den südlich gelegenen Standorten waren vier Flieger herbeigeieilt, um dem tapferen und vornehmen Feinde die letzte Ehre zu erweisen. Auf dem Sarge lagen fünf gewaltige, aus Immortellen gewundene und mit den deutschen Farben gebundene Kränze. Der eine war von dem Hauptquartier der britischen Luftstreitkräfte gesendet, die anderen kamen von den benachbarten Flugplätzen. Alle trugen die gleiche Inschrift: „Dem Rittmeister v. Nithofen, dem tapferen und würdigen Feinde.“ Nachdem der Geistliche die Totengebete gesprochen, feuerte die Trauerparade die drei Ehrensalven über das Grab. Auf den Sarg wurde ein Aluminiumschild genagelt, das in deutscher und englischer Sprache die Aufschrift trug: „Hier ruht Rittmeister Manfred Freiherr v. Nithofen, auf dem Felde der Ehre mit 25 Jahren im Luftkampf am 21. April 1918 gefallen.“ Flugzeuge mit der dreifarbigem Kolarde kreisten über unseren Köpfen, um dann zu neuen Kämpfen hinauszuziehen. Der junge Held sank langsam in sein Grab. Dumpf polterten die Erdschollen auf den Sarg. Er ruht nicht weit von Amiens in einem kleinen, vom Winde gepeitschten Grabe. Eine Weißdornhecke wirft ihren Blütenschatten auf die letzte Ruhestätte eines Königs der Lüfte.

* Wenn sich der Prälat Hausser bemüht! Das Ernährungsamt hat, wie man sich erinnert, die Belieferung der Sommerfrischorte für dieses Jahr ausgegeben; nur ganz bestimmten Kurorten, nämlich Orten mit Heilbädern, wurde die Belieferung vorbehalten. In Oberösterreich ist vom Statthalter der ganze Sommerfrischverkehr geradezu verboten worden. Aber es hat ausgereicht, daß der Herr Prälat Hausser einen Wunsch geäußert hat, und sofort sind die Anordnungen des Ernährungsamtes umgestoßen worden. Wir haben schon erzählt, daß Herr Hausser den Ministerpräsidenten vor ein paar Tagen ersucht hat, Ischl in die Liste der Heilorte aufzunehmen — das sind so die Sorgen des Obmannes der Christlichsozialen Vereinigung! —, und schon heute konnte er dem Bürgermeisteramt in Ischl telegraphieren, daß es so geschieht: daß Ischl beliefert wird. An dieser kleinen Tatsache kann man den Jammer unserer Verwaltung, die von Protektion förmlich durchsetzt ist, ganz prächtig studieren. Ischl ist ein Sommerfrischort wie hundert andere in Oesterreich; seine Besonderheit liegt darin, daß es ein Lieblingsaufenthalt der Wiener reichen jüdischen Bourgeoisie ist. Daß man in der guten Luft der Alpen gesünder wird, ist wohl wahr; aber deshalb ist eine Sommerfrische noch lange kein Kurort. Auch die Bäder machen es nicht; derlei wie in Ischl gibt es in unzähligen Orten. Ischl hat nicht die geringste Berechtigung, als Heilort angesehen zu werden; die Einreihung ist also eine offensichtliche Ausnahme, die einfach dem mächtigen Herrn Hausser zu Gefallen geübt wird. Das Ernährungsamt wird doch, als es die Liste der Kurorte zusammenstellte, von der Existenz Ischls wohl gewußt haben; wenn es Ischl nicht aufnahm, wird es dafür doch gute Gründe gehabt haben. Aber natürlich, der Herr Hausser wünscht es, und dann müssen alle wohlermögenden Maßnahmen des Ernährungsamtes weichen! Wir kämpfen mit dem allergrößten Mangel, aber deshalb wird man der reichen Bourgeoisie doch nicht Opfer auferlegen? Und dann haben die Ischler Hoteliers natürlich ein Recht darauf, daß auf ihr Geschäft geachtet werde; dagegen müssen die Maßnahmen des Ernährungsamtes weit zurücktreten. Und so wird sich, während wir alle von der nackten Not bedrängt werden, die Ischler „Saison“ weiter in ihrer Pracht abwickeln, von der die schmalzigen Schmöckes jedes Jahr zu erzählen wissen. . . . Daß sich Herr Hausser, der sonst einen ernsteren Eindruck macht, dieser Aktion für die Ischler Derrschaften nicht schämt, nimmt uns wirklich wunder.

Gewissensfragen.

In einem wunderschönen Frühlingsmorgen überraschte mich meine unfehlbare Freundin Sella durch eine Frage: „Sag, wie oft glaubst du, kann man ein Kleid wenden?“ Ich war etwas verwirrt. „Um,“ sprach ich bedächtig und schmalzte distret mit der Zunge, ganz genau so, wie Tante Henriette bei der Feststellung, ob die Marmelade mit Zucker oder Saccharin gesüßt ist (eine Feststellung, die, nebenbei bemerkt, nicht schwer ist, denn alle Marmelade, die die Wadere nicht selbst eingekocht hat, ist grundsätzlich mit Saccharin bereitet). „Um,“ sagte ich also langsam, „so fünf- bis sechsmal, denke ich.“ — „Unsinn,“ antwortete Sella wie gewöhnlich, wenn sie nicht „lächerlich!“ sagt. „Unsinn! Ich habe es doch erst einmal gewendet, abgesehen von der Zeit, wo es noch weiß war. Außerdem ist es doch ein haariger Stoff.“ Ich mache dem haarigen Stoff meine ehrfürchtvolle Verbeugung und spreche andächtig die Vermutung aus, daß er sich auch kämmen lassen würde. Sella lächelt geringschätzig und setzt ihr Selbstgespräch mit mir fort: „Schließlich — heutzutage ist zweimal wenden gar nichts, der Stoff erholt sich doch inzwischen.“ Ich nicke, als wollte ich meinen Kopf herunterbeuteln, und wir beschließen einstimmig, daß das gewendete und gefärbte Mantelkleid unbedingt eine dritte Jugend erleben müsse. Das war aber nur der Auftakt. Entweder habe ich in dieser Affäre so glänzende Geistesgaben an den Tag gelegt, oder meine Freunde haben auf andere Art mein wirtschaftliches und sonstiges Genie entdeckt. Vielleicht liegt auch, wenn ich so sagen darf, ein gewisses Anlehnungsbedürfnis in der Luft. Kurz, ich werde seit diesem Tag befragt. Manchmal kann ich sogar mehr als „ja“ oder „nein“ antworten. Das sind stolze Augenblicke.

Es ist nicht immer leicht, dieses Vertrauen zu rechtfertigen. Auch sehr jungen- und überhaupt gewandte Hausfrauen kommen in Verlegenheit, wenn man ihnen Fragen vorlegt, wie: „Gast du eigentlich Himbeersaft lieber, der nach Kölner Wasser, oder solchen, der nach Pfefferminz schmeckt?“ Kölner Wasser und Pfefferminz sind sehr angenehme Dinge, aber wenn ich aus der Tiefe meines Empfindens antworten sollte, würde ich gestehen, daß ich eine Vorliebe für Himbeersaft habe, der nach Himbeeren schmeckt. Ich weiß, das ist altmodisch, und es ist an der Zeit, mit alten Vorurteilen zu brechen. Daher erwidere ich kühn: „Ja, weißt du, eigentlich ist mir der Himbeersaft am liebsten, der nach Knoblauch schmeckt. Das ist so pikant.“ Die Fragerin nickt beifällig; wir sind einig, wie selten zuvor.

Herausfordernden Schrittes präsentieren meine Bekannten ihren neuen Frühlingsjahnuck vor uns. „Würden Sie glauben, daß dieser Gutaufputz aus zwei alten Krawatten meines Mannes entstanden ist?“ fragt mich die grünblonde Frau Katharina, geborne Ritty, gewesene Daisy, und funkelte kriegerisch mit ihren dunklen Augen. Ich kann die Frage mit gutem Gewissen verneinen. Ich hätte mir von dieser Vergangenheit des besagten Knoblauchmüdes nie etwas träumen lassen, war ich doch stets der Meinung, er sei aus zerfaserten Staubwischbüchern hergestellt und von einer „Marette“ benannt, ausgedienten Hosenräucherhülle zusammengehalten. Da ich mich jedoch weise mit der Feststellung bequäme, kein Mensch würde je daran denken, hinter dieser Masche eine Krawattenleiche zu suchen, nickte Frau Katharina mir freundlich zu und sagte wohlwollend: „Nein, wie Sie praktisch geworden sind durch den Krieg!“

In ungeachtete Abarinde des menschlichen Seelen- und Toilettenraffinements wird man mitunter durch Gewissensfragen seiner Bekannten eingeführt. „Ich weiß wirklich nicht,“ heißt es da nachdenklich, „ob ich mir mein neues Leinenkostüm aus einem Doppelleintuch oder aus dem zwölfberöngigen Damastkoffeetuch machen lassen soll.“ Ich kann mir für ein Doppelleintuch kein schöneres Schicksal denken, als zu einem blauen Leinenkleid verarbeitet zu werden. Auch eigentlich kein selbstverständlicheres. Was sollte man sonst wohl mit Leintüchern beginnen? Nur dazu haben unsere Mütter sie uns so reichlich in die Aussteuer gestiftet, und daß die „Künstler“-Vorhänge des Bauernzimmers von hornberein keine

andere Bestimmung und keinen höheren Lebenszweck hatten, als einen Leinenmantel abzugeben, ist selbstverständlich. Etwas Gewissensbisse sind im Nu durch den Hinweis zu beschwichtigen, daß ja nach dem Kriege Textilwaren bekanntlich so spottbillig sein werden, daß man das Fehlende mit Leichtigkeit ersetzen kann.

Ebenso einfach erledigt sich die gegenwärtig epidemische Frage: „Was soll man eigentlich jetzt lesen?“ Ohne Bestimmen empfehle ich Goethe. Besonders „Wilhelm Meisters Wanderjahre“. Dieser Ratsschlag bietet doppelte Vorteile. Zunächst macht sich Goethe immer gut. Dann aber wird es niemand wagen, eine Frage danach zu tun. Das ist sehr angenehm. Den anderen schadet der Ratsschlag auch nicht das mindeste. Denn selbstverständlich denken sie nicht im entferntesten daran, ihn zu befolgen.

Die schwierigsten und heikelsten aller Gewissensfragen sind derzeit aber die Fragen nach den Eiern und nach dem Sommerplan. Heiße Gebete habe ich oft gen Himmel geschickt, eine, eine einzige meiner Cousinen und Freundinnen, einer, ein einziger meiner hochgebildeten Professorenfreunde möge mich nach meinem Verhältnis zu Gott, zum Spiritismus, nach meiner Ansicht über die Unsterblichkeit der Seele oder über die Verbrecheranlage im Menschen befragen. Es nützt nichts. Kaum sitzt man beisammen, kann hat man die wichtigsten seelischen Ergebnisse der letzten Woche, den Spinatüberfluß und das rumänische Schweinefleisch gestreift, so heißt es auch schon: „Na, wo wirst du heuer deine Eier zum Einlegen beziehen?“ Da ich das selbstverständlich ebenso wenig weiß wie die Fragernde, gebe ich der Vermutung Ausdruck, man müsse zu diesem Zwecke die Kalkalpengebirge betreten. Der dortige kalkhaltige Boden sei der Entwicklung der Eierchalen sehr günstig und befördere in erstaunder Weise die Vegetativität der Hennen. Es sei nur logisch... Der wissenschaftliche Vortrag interessiert wenigstens die Herren und lenkt sie ab. Die Diskussion gestaltet sich ungemünz lebhaft, wird aber plötzlich durch die Frage unterbrochen: „Und was soll man heuer im Sommer tun?“ Wir alle wissen ganz genau, was man tun „soll“. Ein eisiges Schweigen entsteht. Dann erheben sich schüchternere Stimmen. Alle Sätze beginnen mit: „Wenn ich nicht...“ und enden: „dann bliebe ich ganz bestimmt in Wien.“ Das ist unter allen Umständen das Beste, was man tun kann. Wir sind in diesem Punkt alle einig: Wien ist die schönste, die gesündeste, die gemütlichste Sommerfrische. Die Herren werden immer gerührter. Sie sprechen vom „stillen Heim“ und „tranken Freundeskreis“. Im schlimmsten Fall zittern sie die „Glocke“. Aber meistens beginnen sie, noch ehe es so weit kommt, schon dem Geschieß zu fluchen, das sie, just sie, von dieser Seligkeit für heuer ausgeschlossen hat. Die dazu gehörigen Damen nickten traurig, der Reihe nach.

Auch ich kann diese Stimmung verstehen. Es kann kein Zweifel darüber walten, daß Wien heuer die anziehendste Sommerfrische darstellt. Man muß mir die Scherereien bedenken, die man sich erspart, den Neger, die Unannehmlichkeit. Und das steht fest: Keine zehn Pfunde brächten mich heuer aus Wien hinaus. Wenn ich nicht...
Kara Mautner.

(Der fidele Bauer.) Wir meinen nicht jenen sympatibischen bäuerlich gekleideten Herrn, den die Wiener seinerzeit im Theater kennenlernten. Wenn heute vom fidelem Bauern gesprochen wird, so handelt es sich um den Wirtschaftsbesitzer draußen in der Sommerfrische, um den so bieder dreinschauenden Mann, der uns alljährlich mit offenen Händen entgegenkam, so oft wir ihn mit gefüllter Geldbörse auf der Suche nach einer Sommerwohnung begrüßten. Fidel war er früher freilich niemals. Er pflegte sein Antlitz in die trübseligsten Falten zu legen, wenn man ihn fragte, wie viel er für sein bescheidenes Quartier verlangt, und seine Miener heiterten sich nur etwas auf, wenn er unsere Banknoten in der schwieligen Faust fühlte. Dann aber, beim Einzug, miimte er geschickt den wohlwollenden Gönner. Er versagte uns nichts, wenn man es gut bezahlte, als da waren: kuhwarmer Milch, Butter, Eier, Obst aus dem Garten, oder gar mit einem Hofmüß gemästetes Geflügel. Dafür erhielt man die Landschaft gratis. So knirschten sich zwischen Städten und Bauer recht kordiale Beziehungen. Man nahm sogar, wenn es wieder herbstele, rührenden Abschied, wobei uns der lächelnde Landmann nicht nur den letzten Groschen, sondern auch das feierliche Versprechen abnahm, daß wir im nächsten Sommer wieder bei ihm wohnen würden. Wie hat doch der Krieg auch dieses intime Verhältnis getrübt! Heute ist der ländliche Wirtschaftsbesitzer, der sich gar nicht mehr die Mühe nimmt, die einfältigen Wiener übers Ohr zu hauen, ein stolzer Herr geworden, der uns etwas pfeift, wenn wir uns seinem Stalle nähern und um Aufnahme in seinem bescheidenen Häuschen betteln. Schmunzelnd erwidert er, daß ihm ein Bäckchen Tabak viel wertvoller dünkt als bares Geld, von dem er genug besitzt. Und zarte Andeutungen, daß uns die städtischen Höchstpreise beim Einkauf nahrhafter Naturalien keinen Maßstab bilden sollen, beantwortet er lachend mit der Bemerkung, daß seine Leute Milch und Butter selbst verzehren. Nicht einmal ein Stückchen Brot hätte er für uns übrig. Was aber die Wohnung anlangt, so vermiete er heuer überhaupt nichts, denn der Herr Gemeindevorstand erlaubt es nicht. Das alles eröffnet er uns mit einer Heiterkeit, die einem ins Herz schneidet. Wäre man nicht zu stolz, man würde diesen fidelem Bauern fast beneiden. Bekränkt vilsert der vergeblich Unterkunft suchende Städter zurück nach seinem steinernen Häusermeer. Es wird diesmal nichts werden aus der gewohnten Sommerfrische und dem Schwelgen in Feldern und Wäldern. Vielleicht übers Jahr, daß wir wieder Aufnahme finden, draußen in der kostbaren Föhle, recht nahe den Bühnersteigen und Kuhställen. Wobei wir aber dem fröhlichen Landmann wahrscheinlich wieder um hundert Prozent mehr in die schwielige Faust werden drücken müssen.

[Ein Offizier als Telepath.] Eine telepathische Vorstellung folgt jetzt der anderen und jede hat einen riesigen Lauf. Geheime spiritistische Zirkel florieren wie nie vorher, die ahrafagekunst gedeiht auch ohne Kaffeesatz und Hühnerrei pigger als je. Das ist bei uns so wie in allen anderen kriegsrenden Ländern; in Newyork hat die Polizei an einem Tage ndert Wahrsager ausgehoben und die Nachfolgerinnen der egen Madame de Thèbes in Paris gehören zu den großen iegsgewinnern. Die Telepathie allerdings, diese einfache illensübertragung auf geeignete Personen, hat mit all diesem huspokus wenig zu tun und eine Probe ernsthaftester Art hat tern ein österreichischer Offizier, Hauptmann Rudolf Groß, kleinen Kreise geliefert. Der Wiener Photoklub, dessen Mit- ed Hauptmann Groß ist, gab in einem Saale des Wiener tomobilklubs eine nachmittägige Sitzung, die man so gern eance" nennt. Der kleine Raum war mit Damen und Herren ; besten Wiener Gesellschaft überfüllt und das ganze Publikum teiligte sich direkt und indirekt an den Versuchen. Der schlanke nde Offizier, dem man die Empfindsamkeit der Nerven un- wer anmerkt, machte die üblichen Experimente: verdeckte ine Gegenstände, Namen aus dialeibigen Büchern wurden von

schon ab, um sie jener umzuhängen und alles unter voller Kon- trolle, einwandfrei, daß auch der Skeptiker keinen Zweifel in sich aufkommen lassen konnte. Die meisten Experimente wurden mit Kontakt ausgeführt, das heißt, eine Person, die von der ganzen Kombination weiß und die Aufgabe hat, an jedes auszuführende Detail intensiv zu denken, hält das eine Ende eines kurzen Drahtkabels in der Hand, während der Telepath das andere Ende hält. Mitunter gab es einen Versager. Vorzugsweise, wenn junge lustige Damen die Führerinnen waren, die wahrscheinlich so nebenbei doch daran denken mußten, ob auch der Hut recht ordentlich auf dem Köpfschen sitzt oder die Stirnlocke nicht eben im Begriff ist, ihre Fassung zu verlieren. In solchen Fällen irrt der Hauptmann nervös auf und ab, bis er sein Medium wechselte, irgendeine männliche Person den Draht ergreifen ließ, um unter dessen schärferer Gedankenkonzentration das Experiment glücklich zu Ende zu führen. Bei einer Vorführung war der Bericht- erstatter Medium und da ereignete sich ein interessantes, jeden Zweifel beseitigendes Zwischenmoment. Während der Hauptmann abwesend war, vereinbarte der Journalist mit den Herren und Damen um ihn her folgende Kombination: Der Telepath habe einem von ihm, dem Journalisten, bestimmten Herrn die Zigarettendose aus der Tasche zu ziehen, ihr eine Zigarette zu entnehmen, diese einer bestimmten Dame mitten im Publikum in den Mund zu stecken, dann zu einem Tisch zu gehen, auf dem ein Streichholzbehälter steht, dort ein Streichholz anzuzünden, dieses brennend der Dame zu bringen, es aber im letzten Moment, gerade vor der Zigarette, auszublasen. Richtig ging der Hauptmann an der Hand des Führers suchend umher, bis er den Herrn fand, ihm die Dose nahm, eine Zigarette herausholte. Nun aber entstand ein Denk- und Gedächtnisfehler bei dem Medium. Der Führer verwechselte die Reihenfolge und konzentrierte sein Denken jetzt nicht darauf, daß die Zigarette der Dame in den Mund gesteckt werden sollte, sondern auf das Anzünden des Streichholzes. Tatsächlich eilte der Telepath zu dem Tischchen. Unterwegs korrigierte der Führer sich, er erkannte den Irrtum und ließ seine Gedanken zu der Dame umschwenken. Und mit einem jähen Ruck blieb Hauptmann Groß stehen, machte kehrt, eilte zu der Dame und vollendete nun mühelos die gestellte Aufgabe. Es folgten dann eine gestellte Mordgeschichte und andere Aufgaben und das Publikum zollte dem jungen Offizier, der im Felde bei der Auf- findung einer Räuberbande durch sein telepathisches Vermögen wertvolle Dienste geleistet hatte, stürmischen Beifall.

Im Stammbesl.



„Meine Herren, halt halten bei der dreifigsten Sitzungsdarung, wie a fleißiger Mensch ausgerechnet hat,“ sagte Schwaffer; „dies is a Guts-Lamm, das a fertige Biererfab wert is. Ober na?“
 „Biererfab, ja, aber a biestli nur Biererfab,“ meinte Spannagl; „zu an traurigen Jubelstimm g'hört dös traurige Bier;“ s ane paßt zum andern.
 „Wie habt er nur g'schwund der meinde Begner?“ fragte Schwaffer; „Mitarogel — regerel — ragerel ober so ähntli?“ s hab gar net g'wußt, daß dös Gandel überhaupt gibt; erst jetzt'n verfahr' i's.“
 „S war doßter,“ sagte Oberberger; „daß ma endli amol den Strag 'n Strag erklä'n sollt. Der hat si' s jetzt'n bei uns scho lommnd g'macht, wie aner, der si' beut: Da g'fallt's mal! Da bleib il Stimmermeßer, außg'frieg'n is a der Strag. S be-dant' mit für an so an fabeln Miereel. Mus-sampfern sollt ma'n endli, und dös g'schwund, in-dem er auf Oberbergers Biergledt eintrug; mit haben 's Miereelg'fegelt, nach dem dat' la Miereel mit mir Dir mir lünd't werd'n.“

„Ja, wenn er si' anständig aufsiht,“ bemerkte Oberberger; „aber net, wann er all's drunter und drüber bringt.“
 „Wasdamm was meinen die Herren: Wie lang' wird der Strag noch dauern?“
 „Spannagl war es, der diele Frage stellte, und sofort fiel ihm Stichel ins Wort:
 „Dös is die g'wisse g'fichete Berg,“ fuuerte er; „die aner stellt, dem mir andern einhallt. Reiter hat ma g'facht: Wie geht's, wie steht's?“
 „Jetzt hab't s' Sprichwort: „Wann is der Strag gar?“ Als ob dös irgendwer auf der Welt wissen müßd'!“
 „Mei Meinung is: Wann's in bera Tonart weitergeht — dann niel“ sagte Spannagl.
 „Sei' weiter,“ tabelle Schwaffer; „jetzt'n, wo ma mit 'n Mannäner auf gleich kommen san, red'st du daher.“
 „Was nicht denn dös all's?“ feufzte Span-nagl; „von an Auswerd'n is ja trochedn fa Red'.“
 „Bis jetzt is no jeder Strag amol gar word'n,“ sagte Schwaffer; „wird's der a werd'n. Es fragt si' nur: wann?“
 „Dös is scho wahr, a Ausbauer hat der narriiche Welttrug in echm und a Etobilität, so was war no net da. Gehrt g'facht: S kann mir gar net vorstell'n, wie dös is: Grieden.“
 „Stimmt!“ riefte Stichel; „i a net, i hab't s' scho berernt.“
 „S kann ma so manches nimmer vorstell'n,“ sagte Schwaffer; „beispielweis: daß ma in a Kaffeehaus geht und a Mieschd mit a Schlas sagt; „Geh'n si' ma a Stilo Miesch, oder a halbs Stilo Miesch, oder a Tafel Schokolad.“ Dös all's

kommt an heur' gang g'pacht vor, als war't s' nie so g'weil. Es's net wahr?“
 „Ma hat si' an 'n Strag und all's, was drum und dran is, schon langsam g'wöhnt,“ meinte Spannagl; „der Fiedeln hat scho a ganz fremd's Musg'schm trugt, und dabei is dös no vor gar net langer Zeit andert' g'weil. Vor a paar Wochen hat ma 'n Fiedeln sömmt g'püht. S'roschen hat ma echm scho, in der Sult is er g'hängt als wie a Buewelscher am Bam, grad nur zum Mischfall'n. Und auf ja und na is all's wieder gar, ma steht und hört und racht mir mehr vom Fiedeln und hat's G'wühl, als ob der Strag emi so weitergeh'n müßt.“
 „Die Ferschsaffen,“ sagte Stichel; „die dran schuld san, daß's so kommen is, die Ferschsaffen müßt' i' zuhuden d' Singen. S' lachen hätten i' da mir, doßter garantier' i!“
 „Nimmer schwerer wurd's Leben,“ sagte Schwaffer und tat elegisch einen Bng aus seinem Blas.
 „Schwaffer nichte besätigend. „Wann ma dös Bier soult,“ sagte er; „dann g'freut an freill's Leben nimmer, da hast ganz recht. Biererfab; da'n an Tabakerfab in d' Speiten g'pöppf, mehr brauch't ma net zum Mieschdöfeler.“
 „Der Staat hat jetzt'n a scho auf d' Büden-blatter'n d' Gaud brauf,“ sagte Oberberger. „Der Streckelbadt wird monopolisiert, dös is wirtli' net schlecht!“
 „Aber schlecht sinnt an werd'n — von die Büdenblatter'n nämli,“ sagte Stichel; „Auf 'n Streckelbadt beß' i' net an, ob mit 'n Fesht'n der Staat verfaßt ober wer anderer. S' will was

Dridentlich's zum Rauchen hab'n, aber Fan im Mieserwald's Stammbeslanten Mistr. Auf d' meinde Raucherunterung bin i' scho g'pant, aber Dös mit G'ficht's dabei anwachsen wird, dös wa B i' scho lelt. D' Mischtrander lachen si' ins G'wühl; die lassen si' jetzt'n rapanier'n und machen echnere G'fächter'n mit 'n Tabak. D' Raucher werd'n's Mischtrander'n hab'n.“
 „S hab' g'mant, der Stimmg'minister wurd si' s' do no überleg'n und bon selber draufkommen en, daß ma 'n Tabak net gleichmäßig aufreit'n laern wie leber. Miesch a, aber na, wie i' hör, bleib't s' dabei. Berurt'it muß werd'n, da hilt amol gar mir, und wann an der g'imbe Mieschden Derstand kaulendmal sagt, es schaut mir ausa dabei. Urtung is ja guat, i bin g'wiss a Freund davor; aber Berurtung is bei uns no allemal das trämliche g'weil wie Urtung.“
 „S' was, was i' tuq,“ sagte Schwaffer, „i werd' Mischtrander.“
 Oberberger lachte über diele Bemerkung, inorant Schwaffer bemerkte: „Mos lachst denn? Slaubt es am End' net? Soppn laß i mit net; un D bebort i mit herumg'it und herumg'aget, laß i's Mischden seh'n. Spantum! Streckelband drant!“
 „Daß guat sein,“ meinte Oberberger; „es wird ja do mir drant! Das bon 17. Juni an Mischtrander werd'n, das hör' i jetzt scho von so viele, daß i's net glaub. So was sagt sie Lechter, als es is;“
 „denn thann ma schon unter Mischdattel einsehen, stimmelbeformular ausstilt'n und laß't ma uns rapanier'n. Leopold, ach'n!“

Thomas Berger

* Ja, wenn das Isth wäre! Aus Innsbruck wird gemeldet: Infolge der Verpflegungsschwierigkeiten hat der Stadtmagistratsrat angeordnet, daß Personen, die nach dem 15. Mai zum dauernden oder vorübergehenden Aufenthalt nach Innsbruck kommen, nur dann Lebensmittelkarten für länger als acht Tage erhalten, wenn ihr Aufenthalt in Innsbruck aus beruflichen, geschäftlichen oder Familienrückichten notwendig ist oder wenn sie bereits gegenwärtig Haus- oder Grundbesitz in Innsbruck haben. Personen, die länger als acht Tage in Innsbruck Aufenthalt zu nehmen beabsichtigen, haben dies, wenn sie Anspruch auf Beteiligung mit Lebensmittelkarten erheben, unter Nachweis des hierfür maßgebenden Grundes und unter Angabe der voraussichtlichen Dauer des Aufenthaltes sowie der Anzahl der in Betracht kommenden Haushaltungsmitglieder schriftlich zu melden, da nach erfolgter Prüfung der Verhältnisse gegebenenfalls die Anweisung zum Bezuge der Lebensmittelkarten erfolgt. . . . Jeder Ort hat eben nicht die hochwüchsende Produktion wie Isth . . .

Lagerleben im Maria Josefa-Parl.

Die Winkelbörse unter freiem Himmel. — Zweifelhafte Geschäfte. — Ein Laib Brot 10 Kronen. — Zigaretten, Kleider und Wäsche. — Betrogene Reisende. — Und die Behörde?

Die wärmere Jahreszeit, die Nähe mehrerer großer Bahnhöfe und vor allem die derzeitigen abnormen Verhältnisse des Ein- und Verkaufs auf Nebenwegen und des Tauschhandels haben draußen im Osten Wiens Neuerscheinungen gezeitigt, die ernste Beachtung verdienen. Unter freiem Himmel, nächst dem Süd-, Ost- und Aspangbahnhofe ist eine förmliche „Lebensmittel- und Effektenbörse“ entstanden, die jedoch nicht bloß dem natürlichen Warenaustausche der großstädtischen „Selbstversorgung“ dient, sondern das Eldorado einer Gruppe gewissenloser Händler ist, die unter dem politisch geprägten Kennworte „Nepper“ zu den bekanntesten Schädlingen des Großstadtverkehrs gehören. Ueber die Verhältnisse, die sich dort entwickelt haben, wird uns berichtet:

In dem weisäufigen, dem Ost- und Südbahnhofe zugewendeten Teile des Maria Josefa-Parls am Landstrahergürtel ist in jüngster Zeit ein ganz eigentümliches und großes Aufsehen erregendes Lagerleben zu beobachten. Hunderte von Reisenden III. Klasse, Zivil und Militär, die oft stundenlang infolge der Verkehrsnot auf die Abfahrt ihrer Züge warten müssen, verbringen zum Teil die lange Wartezeit, da die Bahnhofsanlagen auf die gegenwärtigen Reisebedingungen nicht eingerichtet sind, in den Parkanlagen, die auch in der Nacht nie leer werden. Die wenigen Bänke bieten den Massen nicht genug Platz. Unter den im ersten Blütenstadium stehenden Bäumen lagern sich daher von früh bis nachts die bunten Gruppen der Reisenden. Auf den Rasenflächen werden Koffer abgeladen, Leute aus der Stadt, vom Lande, Dianner, Frauen und Kinder, ganze Transporte barren hier im Freien aus, ob schon, ob Regen. Im Grase liegend, verzehrt man mitgebrachten Mundvorrat und wartet endlos auf den Zug...

Die unvermeidlichen Ansammlungen sind aber der scharfen Beobachtung zweifelhafter Individuen aus der nahen Residenzstadt nicht entgangen. Diese findigen Köpfe pirchen sich an die Reisenden heran und suchen auf jede Art Vorzeil aus ihnen zu ziehen. So entwickelte sich zunächst ein schwunghafter Handel mit Brot und Zigaretten. Bald aber wurde auch mit alten Kleidern und Wäschestücken und schließlich mit allem Möglichen gehandelt. Die „Nepper“ verstanden es, vielfach den armen, zum Teil der deutschen Sprache unkundigen Reisenden und Soldaten das Geld für weit überzahlte Schundware abzunehmen. Schleihändler mit fast unbrauchbaren „Zigaretten“, die selbstgestopft und mit allerlei minderwertigem Säckel gefüllt sind, nähern sich den Soldaten und verkaufen ihnen diese bei dem herrschenden Rauchwarenmangel willkommenen Erzeugnisse, das Stück um 20 S. Alles findet reißenden Absatz. Auf einem anderen Platze haben wieder spekulative Leute vom Lande riesige Brotklaibe mitgebracht, von denen einzelne Schnitten um zwanzig bis dreißig Heller abgegeben werden. Ein Brotlaib bringt so mehr als zehn Kronen ein.

Die Kunde von dem „fliegenden Jahrmart“ im Josefapark hat den Zuzug zahlreicher anderer Händler zur Folge, die sogenannte „Double“-Ringe — nichts anderes als vergoldetes Messing — ferner Spulen, Schuhe, Ledern und Kopen, zum großen Teil schmutzig und defekt, zum Kaufe anbieten. Auch verschiedene Frauenkleidungsstücke, darunter Stofftücher aus Seide usw. finden ohneweiters Käufer. Die Vermutung ist naheliegend, daß viele gestohlene Gegenstände hier von den Dieben schnell und sicher abgesetzt werden.

Die Betrügereien der „Nepper“ im Josefapark, die bereits zu wiederholten Zwischenfällen führten, schädigen leider gerade die ärmsten Reisenden. So erstand kürzlich ein armer Bosniak um 24 K. ein Paar Kinderschuhe, deren Sohlen, wie sich später herausstellte, aus Pappendeckel bestanden. Durch raffiniertes scheinbares „Mitbieten“ im Einverständnis mit den Neppern stehender Personen gelingt es den Betrügnern, neben Soldaten und leichtgläubigen Leuten Messingletten und Uhren aus vergoldetem Blech um hohe Beträge anzuhängen.

Die geschilderten Szenen spielen sich im Park täglich ab, und zwar oft im Beisein halbwüchsiger Jungen, die sichtlich gelehrt diesem Treiben zusehen. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß auch diese Buben bald mit irgendwo erbeuteten „Wertgegenständen“ auf dem neueröffneten Markt erscheinen werden, der so gute „Geschäfte“ verspricht. Das auch sanitär bedenkliche „Lagerleben“ im Josefapark wird nun nach dieser Veröffentlichung wohl endlich ein energisches behördliches Einschreiten herausfordern. Jetzt sieht man die betrügerischen Nepper, nachdem sie ihren Handel abgeschlossen haben, sich davonschleichen, die betrogenen armen Teufel ihrem Schicksal überlassend. Am nächsten Tage werden wieder neue Verkäufe abgeschlossen. Vorläufig noch ohne unliebsame Störung...

Sorten, die uns noch fehlen.

Von W. Gawel.

Dieser kurze Artikel wird viele Leser höchlich verwirren. Aber wenn meine Vorschläge richtig überlegt werden, so wird jeder vorurteilsfrei Denken De zugehen, daß die Ausführung meiner Anregungen zur Gegenwart und Zukunft nur von größter Sorge werden kann. Bis jetzt gibt es Brot, Mehl, Schmalz, Zucker, Petroleum, und selbster Carten. — Du lieber Gott, wer kann sie alle gleich auf einmal an den Fingern herzählen! Dieses letzte geht schon aus dem Grunde nicht, da man mindestens vier Hände und an jeder zehn Finger haben möchte, um nicht irgendeines dieser Kriegsdokumente auszulassen. Aber alle diese Carten dienen nur zur Aufschaffung unumgänglich notwendiger Lebensmittel. Lange, lange schon frage ich mich, warum es nicht auch Carten für solche Dinge gibt, die man nicht so dringend notwendig braucht und deren zeitweiliger Mangel und ungedeuliche Verteuerung ebenso drückend empfunden wird, wie die Seltenheit und Kostspieligkeit von Brot, Mehl, Zucker, Tee, etc.

Was wärs es zum Beispiel mit der Einführung einer Weinartie? Ich meine damit natürlich keine Weinartie, wie sie in den vornehmen Restaurants lokal geföhnten Weine ablesen kann, sondern eine Weinartie, die man sich wie die Wehl-, Brot-, et cetera- Carten bei der Zweitkommission oder im zuständigen Regiments gegen Vorlegung des Wehlzettels und der anderen wichtigen Dokumente beschaffen kann.

Der Vorteil dieser neuartigen Einrichtung wird sofort klar werden. Allgemein bekannt ist der gewöhnliche Name über die unerwünschten Weinpreise. Diesem Uebelstand zu steuern, hat sich als unmöglich erwiesen. Trotz des ausgezeichneten Weinsjahres 1917 sind die Weinpreise im Jahre 1918 wieder um rund 30 Prozent gestiegen. Der Leutnant kann zwar nur dadurch bezeugen, daß man jetzt

weniger trinkt als früher. Das glänzende Mittel dazu ist die Weinartie. Durch die Weinartie bekommen wir kaum so viel Brot, als wir brauchen, auch die Wehlarten bedürfen fast nur leere Wehlrechnungen und selbst die Zuckerkarten werden nicht immer mit dem vollen Gewicht honoriert, das sie angeben. Ich hoffe, daß es bei der Weinartie auch nicht anders sein wird.

Für die Weinartie bekommt man jetzt per Kopf und Woche 1/2 kg. „Wehlartie“; nur so wird man für die Weinartie per Kopf und Woche höchstens einen halben Liter bekommen. Der früher per Tag seine 10 bis 12 Liter Wein bekommen hat, erspart sich dadurch bei den jetzigen Weinpreisen im Monat ein Vermögen, was für die gesamte Wehlwirtschaft nur von größtem Vorteil sein kann. Selbstverständlich sind vom größten Vorteil für den Weinhandel auch die Wehlartien. Die Zulassung von Weinartien kann nicht wohl gehindert werden, da es bekanntlich sehr viele Damen gibt, die Wein trinken, so sogar solche, die dabei den Männern durchaus nicht nachstehen. Für ältere Individuen und schwächliche Personen kann nachzügliche Unternehmung, ähnlich wie bei dem Milchbezug, ein erhöhtes Quantum zugelassen werden. Selbstverständlich müßte jeder Mißbrauch der Weinartie, das Verabreichen von Remy, Humulobstextrakt oder Maliberg ohne die entsprechenden Wehlartien strengstens geahndet werden. In den Restaurants heißt es: „Ohne Weinartie keine Wehlartie.“ Gut, dann werden eben an der Wand der Gait oder Extraktzimmer Plakate mit der Aufschrift prangen: „Ohne Weinartie keinen Wein.“ Natürlich müßte der Weinpreis ebenfalls rationally werden, jedem wird ein bestimmtes Wehlhaus zuweisen. Durch diese Einführung kann auch wirksam dem Uebelstande gesteuert werden, daß das alte Wehlhaus tagtäglich überfüllt ist, während das andere zum Verwechseln seines Inhabers immer leer steht. Es wäre dadurch eben eine gerechtere Verteilung möglich und der Stammgast würde dann von der Obrigkeit erannt.

Die Kontrolle ist bei den Weinartien erheblich leichter als bei den Brot- und Wehlarten. Niemand kann man es ansehen, daß er zu viel Brot gegessen hat, aber man merkt es sofort, wenn einer die Weinartie

karte übertrien hat. Jeder Postbeamte, jeder Amtsober oder Magistratsdiener ist imstande nach einer nur oberflächlichen Beobachtung zu konstataren, ob der Beschäftigte nicht einen Spitz oder gar einen Ziffen hat, und ihn dann bei der Zweitkommission zur Anzeige bringen. Auch die Nachforschungen nach dem Lokale, in dem sich der Betreffende der Lieberrettung der Weinartienbetriebe schuldig machte, wird in den meisten Fällen Schwierigkeiten machen. Die Weinartie muß der Wirt unter Ob der Behörde besorgen und bei den peribetlich stattfindenden Revisionen müßte eben der Verborgener die nötigen Marken für die verbrauchte Menge Wein abgeben. Ich stelle mir die verbrauchte Menge Wein schon haben in dem Kartens- und Markensystem schon eine derartige Übung erlangt, daß sie zweifelsöhne auch in dieser Angelegenheit das Richtige treffen werden. Der Einwurf, daß dann auch viel Wasser von Belang sein, da man auch für die anderen Lebensmittel nur selten das bekommt, worauf sie lauten.

Ich erhoffe mir von der Einführung der Weinartien und -marken das Allerpreizlichste. Die auch hier durch diese seltsame Einführung wie auf allen anderen Gebieten bewirkte weitestgehende Einschränkung des Konsums kann den größten Segen hervorbringen. Erstens die finanzielle Stärkung der Kartentribunen und die ausgesprochenen hygienischen Wirkungen dieser Maßregel. Die Leberstumpfung, die Alkoholikose und das Delirium tremens würden allgemein verschwinden. Aber auch eine moralische Wirkung würde diese Maßregel haben, eine Wirkung, die nicht hoch genug zu veranschlagen wäre. Seit den Anfangenden sehen die Wiener im Grunde des Seelens und der Geisteslosigkeit. Ihr weiterer Sturz, ihre Liebe für Wein, Weib und Weingut hat sie fast im Ansehen verandert und auch fernstehender Völker herantargelt. Wenn die Weinartie eingeföhrt würde, so würde dieses Volk endlich einmal erntet werden und von seiner anstündigen Seilerkeit ablassen, die für die erhabene, große Zeit noch gar nicht so recht paßt. Daß ein Wehlartie mit den Karten, selbsttätig mit dem Wehlartie ohne Karten und Marken getrieben werden könnte, scheint

nitz im vorhin ausgedrückt. Ich habe volles Vertrauen in dieser Beziehung zu der Regierung! Auf alle Fälle könnte, ja müßte man auch auf diesem Gebiete auf „laufende Stunden“ Rücksicht nehmen, wie dies bei Einführung der Weinartie bereits in das Auge gefaßt worden ist, denn man kann es unmöglich von einem verlangen, daß man sich stets in der Nähe seines Stammsitzes aufhält. Wenn dieses Moment gebührend berücksichtigt wird, so werde ich in absehbarer Zeit entschieden mehr Bewegung machen als jetzt, was meinem Gesundheitszustand sehr zum Vorteil gereichen würde.

Die demnächst erscheinende Weinartie hat auch meinen Geist befruchtend angeregt. Mit Wangen leben die Raucher ihr entgegen. Um allen Befürchtungen zu begegnen, so möchte ich vorschlagen, den Zeit der Raucherarten auf Weinartien zu drücken. Die könnte man dann sehr gut verwenden, wenn Tabak und Zigaretten nach Einführung der Weinartien ausbleiben sollte. Dadurch ist die Raucherarten allen anderen, den Zeit-, Brot-, Zuckerarten ist, weit über, denn niemand kann eine Weinartie statt Zeit, Zucker u. c. verwenden.

Vorkünftig will ich mir noch eine Karte vorschlagen, von der ich mir ebenfalls die segensreiche Wirkung verspreche. Das ist die Papierartie. Wir alle wissen, wie knapp die Vorräte an Papier geworden sind und wie unverantwortlich mit diesem kostbaren Gute derzeitig umgegangen wird. Doch müßte bei Einführung dieser Karte nur mit der größten Vorsicht vorgegangen werden. Würde man damit zu radikal vorgehen, so könnte damit großes Unheil angerichtet werden. Ich schlage daher vor, vorkünftig Papierarten zum Bezug für Aktienpapier nur an die Vorstände der verschiedenen Kartier auszugeben. Ich glaube, diese Einführung würde allseits mit Jubel begrüßt werden.

Es kann auf diesem Gebiete wirklich noch Gutes und Großes geschaffen werden. Ich werde mich bemühen, noch vor Einführung der von mir angelegten Papierarten den geeigneten Leuten noch weitere Vorschläge mitzuteilen.

Der andre Deutsche.

A. Berlin, im Mat.

Wie wird er aussehen, dieser andre Deutsche, der Deutsche von, sagen wir einmal: 1919 oder 1920? Der Deutsche, der diesen ungeheuren Krieg überlebt hat, der, auf sein Schwert gestützt, sich den Schweiß von der Stirn wischt, sich wieder umsieht, wie die Welt nunmehr aussieht, die er 1914 verließ? Wir haben doch in diesen Jahren alle das Gefühl gehabt, das, im letzten Augenblick freilich, der Reiter über den Bodensee hatte: das Gefühl, daß man ans andre Ufer gekommen ist. Wir sind noch nicht am andern Ufer, aber wir werden da sein. Eine neue Welt wird an diesem andern Ufer liegen; nichts in Europa wird von dem ungeheuren Brande unberührt bleiben. Der Zukunftsdämon, wie er nach diesem Kriege, nach geschlossenem Frieden, sein wird, zeichnet sich schon jetzt in einzelnen Typen deutlich ab. Mag man es nicht als eine unnütze Phantasie betrachten, veruchsweise sein Bild zu entwerfen.

Fangen wir mit dem Außerlichen an. Das Zeitalter der dicken Bäuche in Deutschland ist vorbei. Vielleicht für immer vorbei, nicht nur weil die knappen Zeiten, die vor uns liegen, und die hohen Kriegsernährungsämter dafür sorgen werden, daß wir keine dicken Bäuche mehr bekommen, sondern weil auch gewissermaßen die seelische Wertschätzung des dicken Bauches aufgehört hat. Wir werden jene Exemplare verschwinden sehen, die schon mit 30 Jahren eine Glaze, einen dicken Bauch und einen müden, nur auf dem Asphalt erprobten Schritt durchs Dasein schleppten, als Angehörige einer Verbantgeneration, die das Wort „Detabern“ vor 20 Jahren zu ihrer literarischen Verbrämung erfand. Das heutige Geschlecht schreitet anders; es hat das Marschieren gelernt, das Marschieren mit unbewegtem, ruhigem Gesicht, mit gehaltenem Körper, mit sparsamen Gesten, die über das Notwendige nicht hinausgehen.

Das ist der Punkt, in dem der große Krieg wohl die stärkste Veränderung in unserm Volke hervorbringen wird: der Deutsche wird hoffentlich Zurückhaltung gelernt haben, ganz besonders, wenn er im Ausland ist. Auch wenn er in den heimischen Wirtschaftskreisen noch eine Zeitlang unverbessert sein sollte, die blutige Sektion, die uns Europa über einige Folgen unserer Zwanglosigkeit gegeben hat, wird doch unvergessen bleiben. Dem Auslande seine Höflichkeit zurückgeben, alles leben, nichts vergessen und seine Beobachtungen für sich behalten, das werden die Leitworte sein, mit denen der Deutsche künftig in die Fremde gehen wird. Denn er wird nach wie vor in die Fremde gehen, von einer Abperrung gegen das Ausland kann gar keine Rede sein. Aber wir werden den naiven Kinderlauben an ausländisches Lob, ausländische Bewunderung, ausländische Freundschaft, die uns auf dem Präsentierteller entgegengebracht wird, hoffentlich endgültig abgelegt haben. Wir werden überhaupt gleichgültig und eher ein bißchen mißtrauisch sein gegen fremdes Lob, und daran werden wir sehr gut tun. Wir waren in diesem Punkte vor dem Kriege manchmal wie große Kinder, die sich freuen, wenn sie eine gute Zensur erhalten, und eine gewisse Presse unterstützte uns darin und druckte mit sorgfältigem Eifer jede Zeile gedruckten Lobes in ausländischen Zeitungen ab, ohne sich klarzumachen, ob dieses Lob auch aufrichtig war. Wie berechnend manche Ausländer mit diesen Hochrufen für unsre Stielkeit waren, das fand die deutsche Ungläubigkeit zu ihrem Schaden immer erst nach einiger Zeit heraus, und was alles bei sogenannten Verständigungs- und Verbrüderungsbanketten an internationalen Phrasen und Glückwünschen gedreht wurde, dafür hatten die Ausländer wohl den richtigen Maßstab, sehr viele unter uns aber nicht. Besonders die Engländer waren in diesem Fache groß, und wenn sie einmal fest und warm die englische Brille ungelegt hatten, der wurde sie sein Lobtag nicht wieder los, wovon wir noch während des Krieges ein klägliches, wenn auch durchsichtiges Beispiel erlebt haben.

Ich glaube überhaupt — und ich wünsche es! — die deutsche Naivität in politischen Dingen wird nun doch nach diesem Kriege auf Abbruch verweigert werden können! Das bezieht sich nicht nur auf unser Verhältnis zum Auslande. Der so völlig beamtenfromme Deutsche, der gläubig auf alles schwört, was Regierungs- und Staatsanzeiger verkünden, der wird nach diesem Kriege auch nicht mehr da sein, damit muß gerechnet werden. Wir haben so manches erlebt in dieser Zeit, wo die Verordnungen nur so zu Tausenden über uns herhagelten. Die Augen sind schärfer geworden, die Nerven und die Sinne sind empfindlicher geworden für Worte und Bilder, über die man in der behaglichen Zeit des Friedens gedankenlos hinwegfäh. Notzeit ist Vornzeit! Deutschlands Bevölkerung in der Heimat hat in den knappen Jahren an Kritik, an persönlicher Umsicht und an Findigkeit nachgeholfen müssen, was es in den Jahrzehnten veräußert hatte. Es ist überhaupt anzunehmen, daß wir das Kapital von politischer Beschaulichkeit verloren haben, das so wesentlich zu unsern völkischen Eigentümlichkeiten gehört, und über das der Freiherr vom Stein, ein guter Kenner unsrer Volksseele, um 1810 schrieb:

„Auf den Deutschen wirkt Schriftstellerei mehr als auf andre Nationen wegen seiner Besolust. Die Besolust der Nation ist eine

Folge ihrer Gemütsruhe, ihrer Neigung zu einem innern besonnenen Leben, und eine Folge ihrer Staatsverfassung, die die Verwaltung der Nationalangelegenheiten wenigen öffentlichen Beamten und nicht der Nation anvertraut.“ Das wars eben, wir hatten in politischen Dingen eine gewisse Bes- und Schreibwut, aber von da bis zu Taben war noch ein weiter Schritt, den die wenigsten unternahmen. Das hat sich auch von da bis 1900 kaum geändert, denn immer überließ die Mehrheit der Nation getrost und vertrauensvoll alle Staatsangelegenheiten einer kleinen Minderheit, die man dafür besonders geeignet hielt. Der Deutsche hatte auch im Durchschnitt gar keine Zeit, sich Staatsangelegenheiten besonders zu widmen; er mußte arbeiten und Geschäfte machen, und das nahm ihn vollkommen in Anspruch. Das wird nun wohl anders werden. Wir haben gesehen, was uns unsere politische Beschaulichkeit dem Auslande gegenüber eingebracht hat. Die Nutzenwendung wird auch gegenüber den innern Zuständen gezogen werden, und von dem Umfang der innerpolitischen Kämpfe, die einsetzen werden, dürfen wir jetzt wohl überhaupt nur eine schwache Vorstellung haben. Dabei hängt vieles davon ab, wie sich der Mittelstand aus dem Daseinskampfe, in den er jetzt hineingeraten ist, und der ihn mit Vernichtung bedroht, herausziehen wird. Das ist überhaupt eine der schwerwiegendsten Fragen unsrer Zukunft. Was Deutschland vor dem Kriege an überlegener Kultur hatte, mit der es die Welt in Erstaunen setzte, das beruht in erster Linie auf den unablässigen geistigen und wirtschaftlichen Fortschritten des Mittelstandes. Jetzt sind diese Fortschritte bedroht, weil die völlig veränderten Lebensverhältnisse ein Verharren des Mittelstandes auf seiner bisherigen wirtschaftlichen Grundlage unmöglich machen. Er hat gegenüber der Umwertung aller Werte den Atem verloren. Bleibt das so, und kann man ihm nicht helfen, so schießt er sich in allen politischen Fragen den radikalsten Parteien an, womit dem Staate am wenigsten gedient ist. Auch hier wird das Verhalten der Beschaulichkeit für alle Zeiten vorbei sein. Der Mittelstand besonders, dem man wieder aufpassen muß, wird jene Kräfte auf allen Gebieten stellen müssen, mit denen wir im europäischen Osten unsre Vorherrschaft aufrechterhalten müssen. Diese Vorherrschaft im Osten — wenigstens für lange Zeit — ist ja das große Ergebnis und die Erbschaft des Krieges, die wir zu behaupten haben. Sie wird Tausende von deutschen Kräften beschäftigen, in der Politik, in der Landwirtschaft, in der Diplomatie, in der Presse. Wir werden uns daran gewöhnen müssen, alle Interessen unsrer Landsteute im Osten stets aufs schärfste wahrzunehmen; die Ereignisse haben uns belehrt, daß die Politik der Gleichgültigkeit den Deutschen im Auslande gegenüber — bei Balken, Deutschösterreichern — die wir vor dem Kriege beobachteten, vielfach ein Irrtum war. Aber dazu bedarf es einer andern Politik. Einer, die nicht politiert, sondern die handelt, und die — was dem deutschen Charakter so schwer fällt — ver-schwiegen handelt, die distret und fest zugleich austritt.

Wir werden überall und auf allen Gebieten tüchtig zu tun bekommen nach dieser europäischen Revolution, zu der sich der Weltkrieg entwickelt hat. Ein Zeitalter ungeheurer Arbeit wird kommen, aber kein Zeitalter der Enttäuschung. Ich glaube abschneiden, daß die sich irren, die uns beeinflusst durch die knappen Zeiten, die uns der Krieg zugenötigt hat, ein asketisches Zeitalter nach geschlossenem Frieden prophezeien. Im Gegenteil! Der Deutsche ist dazu, seiner ganzen Natur nach, viel zu gesund, und die robuste physische Kraft, die uns den Krieg hat aushalten helfen, wird immer ihr Recht verlangen. Der Alkoholismus wird hoffentlich in Theorie und Praxis eingeschränkt werden; das ist aber eine Entwicklung, die schon vor dem Kriege im Gange war, die nur infolge äußerer Gründe verstärkt ist. Man tut gut, von der freiwilligen Enthaltensheit auf diesem Gebiete später nicht allzuviel Illusionen zu haben.

Jedenfalls, unsre Feinde, die uns in den Krieg hineingetrieben haben, werden sich noch mit geringeren Händen nach dem Deutschen vor 1914, dem Deutschen mit dem Spitzbucke und der philosophischen Beschaulichkeit, sehnen! Tu las vultu, George Dandin! wird man ihnen zuzufen können. Manche unsrer Eigenstimmlichkeiten werden sich wohl auch in der scharfen Luft der Zukunft nicht verlieren. Nach wie vor werden wir unzählige Vereine gründen, und wir werden uns nach wie vor von einer gewissen Presse auf das Glacis internationaler Verbrüderungs-feste locken lassen. Wir wären keine richtigen Deutschen, wenn wir davon abließen! Nach wie vor wird unsre Wissenschaft, des wir im Kriege so viel verdanken, auch auf andern Gebieten durch höchste Gründlichkeit glänzen. Wie beruhigend ist es zu erfahren, daß jetzt jemand — nach Mitteilungen des Eilerischen Echo — mitten im Weltkrieg die Zeit gefunden hat, nachzuzählen, wie oft in Goethes Verfen der Hiasus vorkommt, und daß er auf die Ziffer 64 000 gekommen ist! Da kann es uns auch in Zukunft nicht fehlen. Und vielleicht finden sich auch in dem andern Deutschland die braven Leute und schlechten Musikanten wieder, die un-aufhörlich über Kultur schwätzen, schreiben und sie andern lebhaft andrängen wollen. Ein großer Staat hat überhaupt nicht die Pflicht, Kulturmission zu treiben. Er hat die Pflicht, stark zu sein und die Seinen zu schützen. Und der einzelne braucht nicht bei jeder Gelegenheit ein neues Kulturdangelum zu verdrängen. Über Kultur schwätzt man überhaupt nicht. Man hat sie.

Die Kunst zu raunzen.

Unnahend wohlgenährte, mit allen Zeichen aufdringlicher Gesundheit gestempelte Leute haben heutzutage wenig zu hoffen. Sie werden mit Nichtachtung, ja mit Gehässigkeit behandelt und vorkommendenfalls als Kriegsgewinner gebrandmarkt.

„Dö hat's not, daß I über die Fleischnot jammert! Mit der ihr'n Borbau und den dicken Gesicht!“ erklärt die Schaffnerin während einer erregten Lebensmitteldebatte auf der Plattform der Elektrischen zu den übrigen höflichen Fahrgästen gewendet, und die üppige Dame, die mitzureden gewagt hat, zieht sich beschämt und unauffällig in das Wageninnere zurück.

Unterernährtheit gehört jetzt eben zum guten Ton, und vor den gar zu sichtbar vom Schicksal Begünstigten, schließt sich die Gemeinschaft der unter dem gleichen Kreuz ächzenden Menschheit misstrauisch ab. Wehe dem Optimisten mit roten Backen, der es noch im vierten Kriegsjahr versucht, allen Dingen die gute Seite abzugewinnen: er macht sich argwöhnlich unbeliebt. Derjenige dagegen, der es in der Kunst des Raunzens zu einer gewissen Virtuosität gebracht hat, fährt verhältnismäßig noch am besten. Seinen berechtigten Klagen öffnen sich alle Tore des Mitgeföhls, des Schleich- und des Tauschhandels, und selbst wenn er gar nichts abbekommt, so entgeht er wenigstens dem Schicksal eines Einbruchs in seine Speisekammer oder einer Demütigung als Lebensmittelhändler. Das kunstgerechte Raunzen ist gewissermaßen eine Schutzschicht, mit der man sich gegen böswilligen Neid und heimliche Feindschaft deckt, ist ein billiger Unterhaltungsstoff von nie verjagender Aktualität und endlich ein Gebot der Nächstenliebe gegenüber demjenigen, dem es noch schlechter geht. Denn gibt es einen zufriedenstellenderen Trost, als daß es dem anderen auch nicht wohl in seiner Haut ist?

In dieser Meisterschaft des Raunzens, zu der jeder gute Wiener mindest so viel Anlage mit zur Welt bringt, wie der Biegener zu seiner Fiedel, gibt es tausend feine Nuancen. Wer seinen Kredit zu erhöhen wünscht, wird hörbar darüber jammern, wie vielstellig die Ziffern seines Hausbrauchs sind, und wer sich aus Rücksicht auf den Steuereinkommens lieber etwas kleiner macht, als er wirklich ist, verfehlt nicht jeden Bekannten auf der Straße wehklagend zu erzählen, daß er sich nur von der Erdäpfelquote, von städtischer Marmelade und trockenem Weizenbrot ernährt.

Alle kleinen Eitelkeiten und persönlichen Genugtuungen, deren wir uns während des Krieges als überflüssig, ja gefährlich, entäußert hatten, sind in das Gewand des Raunzens geschlüpft und ringen mit täuschender Gebärde die Hände, um sich doch ein wenig bemerklich zu machen. Die wirtschaftliche Hausfrau, die jammert, daß sie gar so zeitig aufstehen muß, sich um Eier anzustellen, ärgert der Nachbarin nicht ungern zu verstehen, daß es ihr, trotz aller Schwierigkeiten sogar gelungen ist, eine Anzahl für den Winter einzulegen, während anderer Leute Wehlweissen höchstens vom Weizenrieß ihre dottergelbe Farbe beziehen. Man klagt über die unerschwinglichen Preise der neuen Kleider und läßt durchblicken, wie sparsam und umsichtig man selber die alten verwertet hat. Man ärgert über die überfüllten Theater und die unerschämte Najaotage und beweist damit hinretzend, daß man selber tüchtig daraufgezahlt und als gebildeter Mann bei seiner Premiere gefehlt hat.

Der echte, ehrliche Raunzer fühlt sich allen Genüssen gewachsen und mögen sie noch so teuer sein, und selbst die strengsten Verordnungen schrecken ihn weniger als den Verschlossenen und deshalb misstrauisch Gemiedenen, der sie bloß heimlich innerhalb seiner vier Wände überschreitet. Der Raunzer gesteht jammernnd ein, um wieviel Kronen er Mehl und Zucker über den Höchstpreis überzahlt hat; er heizt unbekümmert um den 6. April, und da er dabei nicht veräuft, sorgenvoll zu versichern, daß er ja so wie so keine Kohle habe, so nimmt ihm niemand sein warmes Zimmer übel.

Was das Raunzen überhaupt zu einer so beliebten Unterhaltung macht, ist die schöne Atmosphäre von Einheitsart, die es schafft, und die zu einer Zeit, wo auch im Hinterland oft nur Feind gegen Feind steht, nicht gering zu achten ist. Die berechte Klage, wie schwer wir jetzt alle am Leben tragen, verbindet jung und alt, arm und reich und hebt für Augenblicke die sozialen Unterschiede auf. Und auf dieser letzten Brücke der Menschlichkeit, in einer Zeit, die kaum einer mehr stumm zu ertragen vermag, nähern wir uns einander ohne Haß und mit einem Lächeln des Verstehens.

* Das Rasieren und Haarschneiden ist billiger geworden. Es ist kein leerer Wahn, kein Phantasiegebilde, sondern Wirklichkeit: die Rasenre haben den Tarif fürs Rasieren und Haarschneiden herabgesetzt. Haben sie vielleicht ein menschlich Röhren verspürt mit uns armen rasierbedürftigen Männlein, daß sie von einem Tag auf den anderen der Welt diese Ueberraschung bereiteten? Ist es etwa keine Ueberraschung in diesen Zeiten, da von Tag zu Tag alles im Preise steigt, wenn man plötzlich erfährt, daß etwas billiger geworden ist. Nun, wir wollens verraten, aus eigener Initiative ist die Sache nicht gekommen. Ganz im Gegenteil. Die Rasenre sind über die Preisreduktion selbstverständlich durchaus nicht erbaut und werden die Sache nicht auf sich beruhen lassen. Die authentische Geschichte von der Herabsetzung der Preise ist die folgende: In den letzten Tagen des vergangenen Monats kamen die Rasenre zur Einsicht, daß man bei den bisherigen Preisen nicht weiter existieren könne. Sie beriefen also in aller Eile eine Sitzung der Gewerkekorporation ein, in der — natürlich einstimmig — der Beschluß gefaßt wurde, die Preise um so und so viel Prozent zu erhöhen. Wer sich am 1. Mai zufällig die Haare schneiden und rasieren ließ, der hatte dafür die Kleinigkeit von 3 Kronen 50 Heller zu bezahlen. Und wenn es gar einfiel, sich den Kopf waschen oder den Schnurbart stutzen zu lassen, der mußte eine weitere Krone opfern. Eine ganze Reihe von Tagen währte dieser schöne Zustand. Da legte sich plötzlich die Preisbestimmungskommission ins Mittel und erklärte den neuen schönen Tarif für null und nichtig. Die Korporation hatte es nämlich unterlassen, den erhöhten Tarif der Kommission zur

Genehmigung vorzulegen, offenbar in dem Glauben, da alles teurer geworden sei, können und dürfen auch die Rasenre nicht zurückbleiben. Die gestrenge Kommission aber sprach ein Nachtwort und unterzog den Tarif einer eingehenden Prüfung. Das Resultat war, daß eine ganze Reihe von wunderbar ausgeklügelten Erhöhungen aus dem Tarif verschwand. Um nur einige zu nennen: Für Kämmen, Bartstutzen, Schnurbartstutzen, Pomadieren und dergleichen kleine Liebesdienste, die zur Verschönerung des äußeren Menschen beitragen sollen, dürfen die Rasenre keine separate Honorierung fordern. Auch wurde der Einheitspreis fürs Rasieren mit einer Krone festgestellt. Heute ist der herabgesetzte Tarif ins Leben getreten. Wie wir erfahren, hat die Leitung der Gewerbegegensenschaft für die nächsten Tage eine außerordentliche Generalversammlung einberufen, um gegen die Preisreduktion Stellung zu nehmen. Es ist aber sehr zweifelhaft, ob dieser Protest die Mitglieder der Preisbestimmungskommission dazu bestimmen wird, den Rasenren gegenüber Rücksicht walten zu lassen. Es dürfte die Ansicht durchdringen, daß die Rasenre selbst bei den reduzierten Preisen auf ihre Rechnung kommen. — Der neue Tarif ist der folgende: Rasieren 1 Krone, Rasieren und Haarschneiden 3 Kronen, Haarschneiden 2 Kronen, Bartschneiden 2 Kronen, Bart- und Haarschneiden 4 Kronen, Waschen des Kopfes 1 Krone.

* (Vandalenstreiche.) Wer Sonntag abends mit der Straßenbahn fährt, sieht oft wie in einem Garten. Ungeheure Blütensträuße liegen dicht gedrängt in den Gepäckhaltern oder auf den Schoßen von fanatischen Blumenfreundinnen. Schön ist es schon, das muß man sagen. Es ist aber andererseits eine Verfündigung an der Natur, die ja ihre Blüten, Blätter und Gräser gewiß nicht deshalb hervorbringt, um sie einer verständnislosen Sonntags- und Feiertagsraserei des Pflückens hingeopfert zu sehen. Vollends ist es in dieser Zeit des Mangels eine Gewissenlosigkeit, das Grün draußen im Freien zu verwüsten, jeder Halm, der da wächst, hat seinen ganz bestimmten Wert im ökonomischen Haushalt der Bevölkerung. Wenn du eine Blume pflückst, zertrittst du Hunderte von Halmen, und jeder Blütenzweig, von Baum oder Busch gebrochen, macht seine Fruchtbarkeit langer. Gering geschätzt, pflücken die Wiener wöchentlich mindestens eine Million Blumen und Zweige und zertreten das Hundertsache an Gras- und Getreidehalmen. Wenn doch alle Blüten hiebei ihrer kofetten Bestimmung im Knosploch und als Sträußchen am Busen der Schwärmer wie Schwärmerinnen oder der ästhetischen in der Base zu Hause zugeführt würden. Aber der weitaus größte Teil verwelkt und verfault unterwegs in den Straßenbahnwagen. Des Nachts und am Morgen sieht man dann auf der Straße und vor Haustoren die weggeworfenen Sträuße verschmachtet liegen. Es ist das Schlachtfeld der Naturvandalen, die vor lauter Schmutzsucht jede Rücksicht auf die Allgemeinheit verleugnen und von der Schönheit unberührter Blüten in der Natur vermöge einer ganz besonderen Kulturgefönnung nichts wissen. Dagegen helfen nur die schärfsten polizeilichen Maßregeln, worunter das Verbot, an Sonntagabenden mit Blumen in den Straßenbahnwagen zu fahren. Die schärfste Strafe aber müßte jene Vandalen treffen, die sich nicht scheuen, bei hellichem Tage oder zur Nachtzeit, die öffentlichen Gartenanlagen der Stadt zu plündern. Dort bückt sich ein Kind in den Rasen, um Gänseblümchen zu pflücken, während Mutter und Gouvernante lächelnd zusehen, dort bricht ein flirtender Jüngling im Rausch seiner Geföhle einen Blütenzweig vom Strauch, um seinem Girl das Geständnis zu erleichtern. Ja, man hört, daß im Schönbrunner Garten sogar die Tulpenbeete geplündert wurden. Die Menschheit verroht. Gartenbänke, Papierkörbe, Spaliere werden zertrümmert, besudelt oder sonst unbrauchbar gemacht. Es sind die gleichen ruchlosen Hände, die in Telephonsprechzellen die Telephonbücher stehlen, die Kabel abschneiden, die Hörmuscheln besudeln. Indem den Wachorganen eine verschärfte Aufmerksamkeit, den Behörden eine strengste, unerbittliche Ahndung empfohlen sei, möge jeder Freund der Natur zur Mithilfe, zur Aufmerksamkeit aufgerufen sein, die unmittelbare Anzeige machen, und wenn das unmöglich ist, unnachsichtlich zur Selbsthilfe schreiten. Das würde wirken.

(Heilbad Ischl.) Es ist gar nicht lange her, da hieß es „Ischl“ schlechtweg, und erst in den letzten Jahren wurde es mit dem Attribut „Bad“ ausgezeichnet. In den letzten Tagen wurde daraus das ausgiebigere „Heilbad“, wohl eher eine Maßnahme der Lebensmittelversorgung als der Medizin, denn wenn nach den Vorschriften des Ernährungsamtes der Titel „Heilbad“ ein wenig bei der Versorgung protegirt wird, so kann man die Sache auch einigermaßen umgekehrt betrachten. Ganz sicher kommen die besten Wunderkuren nicht weiter, wenn jene Quelle versiegt ist, die der kranke und gesunde Sommerfrischler braucht: die der Nahrungsmittel. Jene Quelle darf auch bei Entfettungskuren nicht versiegen, und sie verträgt sich sogar sehr gut mit dem das Körpergewicht reduzierenden Kreuzbrunnen. Was nun Heilbad Ischl angeht, so kann wohl gesagt werden, daß es, Gott sei Dank, nie zu jenen hoffnungslosen Bädern gehörte, die man aufsuchte, um dort zu sterben. Sondern eher zu jenen anderen, die man auswählte, um sich zu amüsieren. Die Badeärzte bemühten sich nicht allzu sehr, einem das Leben zu ver-süßen, wenn der Ort auch die für Rachenkatarrhe so wohl-tätigen Salzinhalationen von den nahen Salinen bezog. Es gab dort noch anderes einzuatmen als medizinische Präpa-rate: eine milde Alpenluft. Man konnte ebenso gut in den umliegenden Seen wie in Salzlösungen baden, und nicht zu-letzt war eine wohltätige Therapie darin enthalten, daß man

den ganzen Tag nicht recht dazu kam, an seine neurastheni-schen Beschwerden zu denken. Entweder wurde man durch einen sensationellen Sommerhut oder durch sensationelle Ministerkonferenzen oder durch nicht weniger bedeutende Gäste im Theater der Möglichkeit beraubt, sich an seine Migräne zu erinnern. Ging man über die Straße, so be-gagnete man drei Wiener Bühnenlieblichen, fünf neuen Theaternachrichten und vier Hofwagen. Und mindestens einmal im Jahre einer hochpolitischen Monarchenentreeue mit Gartenfesten und Koriantolischlacht. Dies war, ganz im allgemeinen, die Ischler Therapie. Und sie war jeden-falls amüsanter, als jene strengen Verbote, die sonst gewöhn-lich jede Heilbadbehaglichkeit untersagen und Sommerfrischen in Sanatorien mit Heißluftkuren, -Banderapparaten, Siege-stühlen und mit der Dezimalwaage abgemessenen Diäten ver-wandelten. Freilich, auch im Heilbad Ischl gibt es der-gleichen. Aber man ist hier nicht stolz auf seine Leiden und braucht sich nicht zu schämen, keine zu haben. Man wird hier durchaus nicht mißachtet, wenn man einen Bergstock und einen kräftigen Appetit mitbringt. Beim Eingang zur Espla-nade stehen auf einem Denkstein die Worte: „Was ist das höchste Glück auf Erden? Gesund zu sein — ich sage nein. Ein größeres gibt's — gesund zu werden.“ Aber man braucht sich dadurch nicht beunruhigen zu lassen. Auf der Esplanade gehen viele Leute spazieren, die dieses höchste Glück nie genossen haben — und dies ist jedenfalls ein noch höheres Glück. Der Spitalsbetrieb, die Medizin, kurz: das Heilbad Ischl liegt in grünen Wäldern versteckt, und dies ist wohl das Beste, was man einem Heilbad wünschen kann. Gewiß, auch Ischl ist, seitdem ihm die Eisstrapsen ausgegangen sind und die Esplanade kein Schlagobers mehr hat, ernster geworden. Und statt lustiger Hofräte und Chansonetten wird es jetzt dort Kriegsblesierte geben. Dennoch: zum Heilbad dürften ihm noch immer einige Kuren und einige Patienten fehlen. Aber gerade deshalb lieben wir Bad Ischl. Und Heilbad Ischl noch mehr — weil es eine bessere Küche verspricht.

* (Der Ausflug.) Er war einmal das harmloseste, gesündeste Vergnügen. Man durfte sich darauf freuen, man durfte an die Ausführung gehen. Wem man davon sprach, der war erfreut, hielt selber mit oder bedauerte doch wenigstens, aus wichtigen, triftigen Gründen nicht mitkommen zu können. Heute gehört der Ausflug, der ehemals so beliebte, ebenfalls zu den verbotenen Dingen. Er steht auf der schwarzen Liste, und wer früher propagierte, der rät jetzt ab, der verweist, mit Recht, auf die Warnungen, die in den Tagesblättern vor Eintritt der Doppelfeiertage veröffentlicht werden. Der Wochentagsausflug kommt ja nur für eine ganz bescheidene Gilde Auserwählter, Beschäftigungsloser, in Betracht — und der Feiertagsausflug hat, wie man weiß, zu entfallen. Die Bahnen haben Besseres zu tun, als Zugreisende zu befördern, und auch die Fahrt mit der Elektrischen wird, infolge des vermutlichen Andranges und der damit verbundenen Ueberfüllung keineswegs zur Unnehmlichkeit werden, so daß man schließen darf, daß die Freuden, die das erreichte Ziel zu spenden imstande ist, in keinem Verhältnis zu den überstandenen Peinlichkeiten stehen können. Trotzdem wird es Leute geben, die sich vom Pfingstausfluge nicht werden abhalten lassen. Sie werden es natürlich nicht wagen, eine Bahnfahrt zu unternehmen, weil das ja auch gar nicht nötig ist. Der Kriegsausflug unterscheidet sich nämlich von dem, der in Friedenszeiten gang und gäbe war, um ein bedeutendes. Früher einmal lockte das naturalistische Panorama, das frühlinghaft schöne Kleid, mit dem die Landschaft sich soeben geschmückt, die damit verquickten Wunder lockten die Ausflügler in die Ferne, in die Umgebung hinaus. Jetzt, in Kriegszeiten, sind andere Motive maßgebend und anregend geworden. Einer raunt es dem andern zu, daß irgendwo an der Peripherie draußen ein kleines, verstecktes Gasthaus existiere, ein sogenanntes Weisel, in dem ein unwahrscheinlich herrliches Gulasch zu dem noch unwahrscheinlicheren Preis von 4 Kronen 50 zu haben sei. Ein Gulasch, das außerdem eine höchst anständige Portion bedeute, die man in den inneren Bezirken schon lange nicht mehr vorseht bekomme. Wer so eine Adresse kennt, der pilgert da hinaus und absolvirt so seinen Ausflug, bei dem allerdings nicht das Auge, sondern der Magen profitiert. Ein anderer weiß wieder eine Weinquelle, die er an einem der beiden Feiertage oder gar an beiden heimsucht. . . Das sind die Ausflüge und die Kriegsziele für die ungarischen Touristen.

Die Fürst-Leopold-Akademie für Verwaltungswissenschaften.

Von

Dr. Emil Reimböser.

In wenigen Tagen wird in Detmold die „Fürst-Leopold-Akademie für Verwaltungswissenschaften“ eröffnet werden. Vertreter aller maßgebenden Kreise des Reiches werden Gelegenheit haben, diese interessante und in mehrfacher Hinsicht bedeutsame Gründung kennen zu lernen. Sie werden sehen, daß in Detmold, in der Hauptstadt eines der kleinsten Bundesstaaten, ein kulturpolitischer Gedanke verwirklicht worden ist, dem man aufrichtig vollen Erfolg und recht zahlreiche Nachahmungen wünschen wird. Denn der Plan dieser hochschulartigen Einrichtung, aus der Not des Krieges geboren, ist berufen, segensreich auch im Frieden zu wirken.

Schon in den ersten Kriegsmonaten tauchte die Sorge auf, welches Schicksal den Kriegsbeschädigten oder sonst durch den Krieg aus der Lebensbahn geworfenen Offizieren und Offiziersanwärtern des stehenden Heeres und des Beurlaubtenstandes zuteil werden müsse, und zugleich der feste Entschluß, ihnen nicht nur aus menschlichem Mitleid zu helfen, sondern den ihnen verbliebenen Rest an Arbeitskraft im Interesse der Allgemeinheit nutzbar zu machen. Beide Beweggründe haben zu mannigfachen Formen der Kriegsbeschädigtenfürsorge geführt, keine aber ist wie die in Detmold gegründete und jetzt verwirklichte geeignet, auch die geistigen Momente zu berücksichtigen. Gerade diese Verbindung von Wissenschaft und praktischem Leben ist von den Urhebern des Detmolder Akademieplanes erstrebt worden. Und diese Männer, an ihrer Spitze der regierende Fürst Leopold IV. zur Lippe, und seine nächsten Berater, Staatsminister Freiherr Biedenweg, der Chef des fürstlichen Zivilkabinetts Dr. v. Eppstein, Geheimrat Ernst, Geheimrat Schreiber und andere, haben in eingehender sorgfältiger Arbeit allmählich ein System aufgebaut, das wir hier zum erstenmal zu schildern Gelegenheit haben.

Es war bald klar, daß der große Apparat einer Akademie, die ausschließlich Kriegsbeschädigten dienen sollte, einen großen Aufwand erforderte, der in keinem richtigen Verhältnis gestanden hätte zu ihrer Grundlage. Denn die Zahl der Kriegsbeschädigten war ja schließlich eine beschränkte und mußte mit den Jahren abnehmen, während die Akademiekosten die gleichen geblieben, ja vielleicht noch gewachsen wären. Die Basis mußte also verbreitert werden. So gelangte man dazu, die Pforten dieser Hochschule auch den Nicht-Heeresangehörigen, Männern und Frauen, mit geeigneter Vorbildung zu öffnen.

Der wichtige Unterschied gegen alle übrigen Hochschulen, das Neue und Eigenartige der Detmolder Akademie, besteht nun in der Art und Weise, wie hier die engste Verbindung mit dem praktischen Leben zur dauernden Einrichtung erhoben worden ist.

Zunächst lehnt sich die Detmolder Hochschule an große Interessentenverbände an. Diese Verbände sind an der Ausarbeitung des Lehrplanes, an der Berufung der Lehrkräfte, an den Prüfungskommissionen und durch Vertreter im Ehrenerausschuß an der fortlaufenden Unterstützung der Akademieleitung beteiligt. Der Lehrkörper ferner setzt sich aus ordentlichen Dozenten und Gast-Dozenten zusammen. Die ordentlichen Dozenten tragen die allgemeinen und umfassenden Gegenstände vor und sind im Hauptamt Mitglied der Akademie, während als Gast-Dozenten Männer der Praxis, neben ihrer Praxis wirken. Diese letzteren treten unmittelbar aus ihrer beruflichen Tätigkeit auf die Lehrtafel und behalten auch während ihrer Lehrstätigkeit ihren Beruf bei, so daß hierdurch ebenfalls die ununterbrochene Verührung zwischen Lehre und Leben gegeben ist.

Der Unterricht soll grundsätzlich in Form der Unterhaltung des Dozenten mit den Hörern, auf die sich die Hörer durch häusliche Arbeiten vorbereiten, erteilt werden. Neben den Vorlesungen wird es Übungen und Seminare geben, Sammlungen, Kinos, Besichtigungsreisen u. dgl. Die Nähe der rheinisch-westfälischen Industriegebiete bietet ja für den Anschauungsunterricht hervorragendes Material. Endlich werden auch die Ferien an der neuen Hochschule für Studienzwecke in besonderer Art ausgenutzt werden. Die eigentlichen Semester werden mit den Semestern der übrigen Hochschulen zusammenfallen, aber in der Zeit vom 1. September bis zum Beginn des Wintersemesters wird ein sogenanntes Zwischensemester eingeschaltet, währenddessen durch die nebenamtlichen Dozenten Sonderfächer gelehrt werden sollen.

Dieser Akademieplan zeigt deutlich, daß es nicht darauf ankam, eine Hochschule zu gründen gleich allen bisher bestehenden. Es soll die Wissenschaft nicht um ihrer selbst willen überliefert werden, sondern nur als Mittel zum Zweck dienen, allerdings als das wertvollste Mittel für den schönsten Zweck, für die Erhaltung unserer Kulturhöhe. Die Akademie wird jedoch durch ihren eigenartigen Aufbau bewahrt sein, lediglich eine Hochschule zur Ausbildung von Beamten, die Zuchtstätte eines Beamtenproletariats im geistigen Sinne zu werden. Die volle akademische Lehr- und Lernfreiheit bildet hiergegen den stärksten Schutz.

Für die Akademie ist ein eigenes Heim geschaffen worden. Ein altes Ministerialgebäude in der nächsten Nähe des Detmolder Schlosses wurde mit den von einsichtigen Gönnern des Planes gespendeten reichen Mitteln umgebaut und wird ausschließlich dem Hochschulzweck dienen. Es ist ein einfacher, aber würdiger Bau, recht geräumig, ausgestattet mit einer Reihe von Hörsälen, einem Lesezimmer, Zimmern für die Dozenten, einer Bibliothek, einem geschmackvollen Festsaal, der auch als Raum für Musikaufführungen dienen kann und während des Krieges als Aula benutzt wird. Die eigentliche Aula wird erst nach dem Kriege in einem besonderen Gebäude, das in dem jetzt zur Akademie gehörenden Garten errichtet werden soll, gebaut werden. Auch für sie sind die notwendigen Mittel beinahe schon vollständig vorhanden. Am 30. Mai, am Geburtstag des Stifters, des Fürsten Leopold, wird das Akademiegebäude seiner Bestimmung feierlich übergeben werden.

Der volle akademische Betrieb wird erst nach dem Kriege einsehen können, aber schon an die Eröffnungsfeier wird sich unmittelbar ein Ferienkursus anschließen, den die Akademie im Einvernehmen mit dem Deutschen Städtebund und dem Reichstädtbund veranstaltet. Außerdem wird während des ganzen Sommersemesters ein Kriegskursus für leitende Beamte im Arbeitsnachweiswesen abgehalten, zu welchem das Kriegsamt beim preussischen Kriegsministerium die Anregung gegeben hat. Weil dieser Kursus unmittelbar jetzt schon ins Leben tritt, seien ihm einige besondere Worte gewidmet. Die Werbeschrift der Akademie weist mit Recht auf die große Bedeutung hin, die das Arbeitsnachweiswesen und seine Regelung durch die Erfahrungen des Krieges gewonnen hat. Der Bedarf an geeigneten Bewerbern auf diesem Gebiete wird sehr groß sein und ständig wachsen. Der Lehrgang wird sich auf drei Semester beschränken, und die Anwärter auf das Diplom für leitende Arbeitsnachweisbeamte werden juristische Materien, äußere Politik, allgemeine Hygiene, verschiedene Materien der Volkswirtschaft, Kriegsrentenrecht und Kriegsbeschädigtenorganisationen, technische Materien, das gesamte Ge-

biet des Arbeitsnachweises, moderne Bürotechnik, kaufmännische Buchführung, Stenographie und Schreibmaschine zu lernen haben. Die Akademie besitzt durch ihre bereits erwähnte Anlehnung an Interessentenverbände ganz besonders für die Hörer dieser Kurse die Möglichkeit, ihnen recht gute Stellungen als Leiter und Geschäftsführer von Arbeitsnachweis- und Arbeitsnachweisverbänden zu verschaffen. Auch Frauen können, wenn sie das Diplom der Akademie haben werden, nicht nur wie bisher als wissenschaftliche Hilfsarbeiterinnen, sondern auch in leitende Stellungen des Arbeitsnachweiswesens Aufnahme finden.

Von den Lehrgängen, mit denen die Akademie ihre Tätigkeit eröffnen wird, seien folgende genannt: 1. für Beamte der Fach- und Tagespresse; 2. für Verkehrsbeamte; 3. für Kommunalbeamte; 4. für Beamte der Länder- und Kurortverwaltungen; 5. (der oben geschilderte) für leitende Beamte im Arbeitsnachweiswesen; 6. für Genossenschaftsbeamte. Ein siebenter Lehrgang für Bekleidungsleute kann infolge des Krieges gegenwärtig nicht begonnen werden. Alle diese Lehrgänge werden nebeneinander abgehalten, was sicher auch dem persönlichen Verkehr der Hörer untereinander Anregungen bietet.

Die Verwaltung der neuen Hochschule ist so geordnet, daß allen Interessenten ein gewisser Einfluß gewahrt ist. Die Oberaufsicht obliegt dem Staatsminister. Die Vermögensangelegenheiten unterstehen dem Kurator, der Ehrenerausschuß unterstützt die Akademie nach jeder Richtung mit Rat und Kredit und die unmittelbare Leitung hat der Studiendirektor. Dieser ist zugleich der Vorsitzende des Senats. Den Ehrenerausschuß führt der Fürst zur Lippe, und ihm gehören hervorragende Männer der Wissenschaft und Praxis aus ganz Deutschland an. Von Persönlichkeiten, die in Berlin besonders bekannt sind, seien u. a. genannt: Professor Dr. Caro, der bekannte Kalkstoff-Forscher, der Reichstagsabgeordnete Prof. Dr. Neumann-Hofer. Studiendirektor ist Geheimrat Schreiber, der, aus dem preussischen Verwaltungsdienst hervorgegangen, mit Energie und Zielbewußtsein die grundlegenden Gedanken der Akademie in die Wirklichkeit umzusetzen verstanden hat. Er, der mit so überzeugtem Eifer die Idee seiner Hochschule zu vertreten versteht, wird den Hörern sicherlich ein guter Führer auf akademischen Wegen ins praktische Leben sein.

Es ist zu erwarten, daß der neuen Hochschule sehr schnell Schüler in größerer Zahl zufließen werden. Der angenehme, auch jetzt während des Krieges nicht teure Aufenthalt in Detmold, die günstigen Ausnahmeregelungen, die Aussicht, ein akademisches Diplom und mit Hilfe desselben leichter als sonst eine gutbezahlte Stellung in irgendeiner Verwaltung zu erlangen, wird gewiß viele locken. Indessen ist bereits erwähnt worden, daß die Gründer und Verwalter der Akademie durchaus nicht den Ehrgeiz haben, Tausende von Schülern auf einmal mit akademischer Weisheit zu erfüllen, sondern daß es ihnen darauf ankommt, etwas Mustergültiges als praktische Leben mit Hilfe der reinen Wissenschaft und nach akademischen Grundfäden zu erzielen. Ueber große Hörerzahl bildet diesem Ziele nur ein Hindernis. Sie sollen Kulturpolitik treiben, im Rahmen und im Zusammenhange mit den mancherlei anderen kulturpolitischen Bestrebungen, die in dem kleinen Lippestaate mit anerkannter Wertigkeit und mit Geschick von den leitenden Männern gehegt werden. Zu dieser Politik des kulturellen Wettbewerbs der kleinen mit den großen Bundesstaaten, die nicht Unmögliches anstrebt und keine ausfallslose Konkurrenz machen will, kann man dem kleinen Fürstentum Lippe nur Glück wünschen.

Der gefährdete Urlaub.

Das Bedürfnis des geistig arbeitenden Menschen, alljährlich auf eine, wenn auch noch so kurz bemessene Zeitspanne die Bürde der Berufsarbeit abzuschütteln und an dem heilpendenden Born der Natur Erholung von der Mühe getragener Last und frische Kraft zu neuer Arbeit zu suchen, ist ein so als berechtigt anerkanntes, daß bekanntlich vor etwa anderthalb Jahrzehnten unsere Gesetzgebung, der man wohl nicht den Vorwurf übertriebener Empfindsamkeit machen kann, sich zu einer Festsetzung und Regelung des Anspruches auf alljährliche Erholungsurlaube seitens der geistigen Arbeiter, insofern diese in Diensten irgendwelcher Unternehmungen öffentlicher oder privater Art stehen, befaßt sah. Was damals als Notwendigkeit erkannt wurde, ist es wohl nicht minder heute, wo sich die Umstände an die Arbeitskraft des einzelnen gestellt werden, potenzierten und wo die Leistungsfähigkeit durch die schwierigen Ernährungsverhältnisse und andere Umstände arge Geminnungen erfahren hat.

Die Frage, in welcher Art den geistigen Arbeitern die Möglichkeit geboten werden kann, die Zeit, die ihrer Erholung dienen soll, auch tatsächlich zu dieser, also zu einem Aufenthalt in der freien Natur zu verwenden, ist somit nicht nur als ein Problem anzusehen, dessen baldigste zufriedenstellende Lösung nur im Interesse der geistigen Arbeiter liegt, sondern auch als eine Angelegenheit, an der die Unternehmungen, die auf die Arbeitskraft angewiesen sind, nicht achtlos vorübergehen können. Jeder, der heute Gelegenheit hat, die Arbeitsweise in Kammern, Kanzleien, Comptoirs und dergleichen zu beobachten, weiß, daß die Mehrzahl der dort arbeitenden Menschen sich derzeit in dem Zustand mehr oder minder übererarbeitung befindet und sich nur mit Aufgebote aller Willenskraft die notwendigen Leistungen abzwängen kann. Die Hoffnung auf die nahe Zeit eines kurzen Ausbrennens erleichterte ihnen dies sonst in der Zeit, wo die Ermüdung am größten ist: nach dem langen, arbeits- und entbehrungsreichen Winter. Aber heute ist den meisten von ihnen dieser Trost verfocht. Der Urlaub ist ihnen wohl sicher, nicht aber die Möglichkeit zu dessen entsprechender Verwendung. Die Einschränkungen der Aufenthaltsmöglichkeit in den Landorten einfachster Art — und nur diese kamen und kommen aus naheliegenden Gründen in Betracht — bedeutet für sie das Grab der Hoffnung auf ein paar schwerverdiente Wochen der Rast auf dem Lande.

Es ist ja ohne weiteres einzusehen, daß die bekannten, den Sommerfrischlerverkehr einschränkenden Bestimmungen nicht erlassen worden wären, wenn hierzu nicht zwingende Gründe bestanden hätten, und daß man, bei aller Rücksichtnahme auf die erholungsbedürftigen Städte, aus eben diesen Gründen diese Einschränkungen nicht aufheben kann. Aber den armen „Urlauber“ könnte wohl auch mit anderen Mitteln geholfen werden; ihre Wünsche sind ja zumweil so bescheiden wie sie selbst. Mit Rücksicht auf die kurze Zeit, die ihnen zur Verfügung steht, waren und sind sie hinsichtlich ihrer Verpflegung in der Regel auf die Gasthäuser angewiesen. Sie sind die letzten, die nicht die Notwendigkeit des Sichbeschränkens im Verbrauch von Lebensmitteln einsehen würden, und so nehmen sie des bisherigen Urlaubsfreiheit und Landluft wegen gern vorlieb mit dem, was heute noch so ein kleines Landwirtschaus da oder dort seinen Gästen bieten kann. Aber dort heißt es: Brot müssen Sie selbst mitbringen! Und an dieser Bedingung scheitert auch die letzte Hoffnung der armen Urlauber; denn mitbringen kann man nichts.

da man nur bei besonderer Protektion sein Brot auf etwa höchstens acht Tage im vorhinein erhält; nachhaken lassen kann man nichts, weil man die Sendung meistens erst erhalten würde, wenn man schon wieder heimfahren will.

Sollte es wirklich unmöglich sein, Reisenden ihr Brot ohne weiteres auf acht Tage auszufolgen? Sollte es wirklich unmöglich sein, daß Postpakete mit Brot, die als solche besonders kenntlich gemacht sein müßten, einer bevorzugten Beförderung unterzogen werden? Es ist gewiß nicht viel, was da verlangt wird, aber genug, um von tausenden geplagten Menschen die Sorge zu nehmen, daß sie in diesem Jahre auch auf die kleine und so dringende Erholung desurlaubes würden verzichten müssen.

18. IV. 1918

Von denen, die „standesgemäß“ leben müssen.

Zuschriften aus Offizierkreisen.

Durch zahlreiche Zuschriften, die uns aus Offizierkreisen zugehen, sehen wir uns veranlaßt, noch einmal das Thema aufzugreifen, dem wir kürzlich in zwei Artikeln nähergetreten sind. Die Staatsschuldenkontrollkommission hat, wie gemeldet, gegen die Anforderungen der Heeresverwaltung Einsprache erhoben und bei dieser Gelegenheit die Höhe der Bezüge der im Hinterlande beschäftigten Stabsoffiziere bemängelt. Wir haben im Anschlusse daran Stimmen veröffentlicht, welche einen Vergleich ziehen zwischen den schon erhöhten Bezügen eines Offiziers und den Ansprüchen, die an ihn gestellt werden, wenn er bei den heutigen erschwerten Existenzbedingungen ein „standesgemäßes“ Leben führen soll. Daß dann das Leben von Offizieren nicht ganz sorgenfrei sein kann, hat sich wohl aus dieser Gegenüberstellung ergeben. Die Briefe, die wir heute veröffentlichen, sind uns von pensionierten Offizieren und Offizierswitwen zugegangen. Wir lassen nachstehend auch diese Kreise zu Worte kommen:

Frau Rittmeisterswitwe M. B. schreibt: „Ich bin die Witwe nach dem vor zwölf Jahren verstorbenen Rittmeister M. B. Die Rantion mußte zum standesgemäßen Auskommen verwendet werden. Meine seit jeher traurige Situation hat sich seit Kriegsausbruch noch verschlimmert, da ich natürlich außerstande bin, von meiner Pension von 82 K. monatlich zu leben. So friste ich auf meine alten Tage ein geradezu schreckliches und unbeschreibliches Dasein.“

Frau Oberstenswitwe v. B. schreibt uns: „Mein Mann hatte eine vierzigjährige Dienstzeit. Ich erhalte nach ihm jährlich 2000 K., habe Kinder zu erziehen und zu erhalten, was ich natürlich nur durch Aufgebung der Rittmeisterskaution leisten kann.“

Ein pensionierter Generalmajor läßt uns folgende Zeilen zugehen: „Ich wurde nach 42jähriger Dienstzeit als Generalmajor höherer Gebühr mit 13.000 K. jährlich in den Ruhestand versetzt. An Stempel, Einkommen- und Befoldungssteuer werden mir monatlich 66 K. 84 S. abgezogen. Das macht in vier Kriegsjahren 3208 K. 32 S. Dazu ist noch der Kriegszuschlag gekommen, der die monatlichen Abzüge auf 83 K. 94 S. gesteigert hat. Als Teuerungsbeitrag habe ich 1917 in zwei Raten 800 K. erhalten und für das erste Halbjahr 1918 500 K., in Summe 1300 K. Für die Staatsbeamten des Ruhestandes zahlt die Einkommen- und Befoldungssteuer das Aera.“

Major v. N. nimmt zu der besprochenen Frage durch folgende Erklärungen Stellung: „Ein Major mit höheren Gehühren, mit mehr als 33 effektiven Dienstjahren und anrechenbarer voller Dienstzeit bekommt 4800 K. Pension und einen Quartiergeldbeitrag von 480 K. Das sind zusammen 5280 K., mit welchem Betrag er, da er keine Nebenbeschäftigung findet, mit seiner Familie zugrunde gehen muß, wenn er nicht ein nennenswertes Privatvermögen besitzt.“

Oberstleutnantsgattin Anna M. schreibt uns: „Staatsbeamte, die eingerückt sind, erhalten als Offiziere in der Evidenz sowohl ihre volle militärische Gage als auch vom Staate ihren vollen Zivilgehalt nebst allen Teuerungs- und Erziehungsbeiträgen, so daß z. B. ein Beamter der 7. Rangklasse, der als Hauptmann i. d. E. eingerückt ist, ein Jahreseinkommen von 14.000 bis 16.000 K. bezieht, während ein österreichischer Oberstleutnant 11.520 K. erhält. In diesem Falle ist jedoch nicht das Militärärar freigebig, sondern der Staat.“

Oberstleutnant S. B. führt aus: „Zahlreiche Stabsoffiziere der Truppe erreichten die Majoratscharge erst nach fünfzig und mehr Lebensjahren, nachdem sie bis zu sechs Jahren die früher elend bezahlte, aber im Dienste am meisten geplagte Kadettencharge bekleidet hatten. Mancher Stabsoffizier zahlt noch die Schulden aus der Leutnantszeit. Als Kadettsoffiziersstellvertreter hatte man Feldwebellöhning und 8 Gulden Zulage, welche letztere aber in die Uniformierung wanderten, ohne jedoch zu genügen, und die Leutnantsernennung mußte mit Hunderten von Gulden für die Ausrüstung bezahlt, also mit Schulden begonnen werden.“

Komm', heiliger Geist!

Von Dr. Wolfgang Madjera.

Ein hohes Lied rauschte vor wenigen Wochen durch die prunkvollen Räume der Wiener Hofoper, ein uralter Hymnus, dem Gustav Mahler neue, glänzende Töne geliehen: es war der noch auf die Zeiten Karls des Großen zurückgehende Vittgesang an den heiligen Geist, jenes „Veni, creator spiritus“, das den ersten Teil der berühmten Achten Sinfonie des gewaltigen Tonschöpfers, der „Sinfonie der Tausend“, bildet.

Daß dieser Hymnus an den Pfingstgeist gerade inmitten der Erlebnisse unserer Tage abermals in seiner brausenden, himmelstürmenden Eindringlichkeit erscholl, hat seine besondere Bedeutung. Und im tiefsten Gefühle dieser Bedeutung mögen wir auch heuer Pfingsten begehen als ein Fest der Sehnsucht nach dem Geiste.

Ja, der Sehnsucht! Leben wir denn nicht inmitten einer Fülle von Vergewaltigungen des Geistes, die schier kein Ende zu nehmen scheint? Wird denn nicht ringsum alles verleugnet und beleidigt, was göttlicher Geist in der Seele des Menschen wirkt, was dieser Geist in jahrtausend-langer Durchdringung im Menschengeschlechte hervorgebracht und womit er die Erde verschönert, das Dasein geweiht und geläutert hat?

Was alles leidet nicht derjenige, in dem die Ahnung dieses heiligen Geistes lebendig ist, dem der Traum von seiner Seligkeit das Herz erfüllt! Sinne und Geist, Gemüt und Verstand werden täglich aufs neue von allen Seiten gequält und gemartert. Überall sieht man Verunft, Güte und Schönheit mit Füßen getreten, überall triumphiert Verblendung, Robeit, Mißtat, Haß und Häßlichkeit. Kulturdenkmäler, vom starken Geiste der Vorfahren erbaut, von Jahrhundert zu Jahrhundert stolz behütet, sinken zerstört in Trümmer und lassen uns die Vergänglichkeit unseres gesamten Kulturbesitzes in furchtbarer Anschaulichkeit vor Augen treten; nachdem zahllosen Generationen in allen Sprachen die Liebe als des Lebens höchste Gebieterin gepriesen und die Verbrüderung der Völker als erhabenstes Ziel gepredigt worden, hallt die Welt wieder von Fehde und Feldgeschrei. Einigkeit und gemeinsame Arbeit gelten jedem Einsichtigen als Grundlagen und Vorbedingungen des Fortschrittes und des Glückes der menschlichen Gesellschaft; und Zwiespalt und Zerreißen aller Bande vernichten, was bisher in solchem einträchtigen Wirken begonnen und erreicht wurde. Alles, was wissenschaftliche Erkenntnis, was Fleiß und Nachdenklichkeit im Laufe der Zeiten an Lebenswerten geschaffen, wird plötzlich verdunkelt; alle Quellen, aus denen der Bedarf des Alltags und derjenige des heiteren Genießens gespeist wurde, werden trocken gelegt und zum Versinken gebracht; zur Dual machen die Menschen einander das Leben, das doch für jeden so kurz, so unwiederbringlich und so kostbar ist — und für diesen Wahnsinn finden sich Apostel, finden sich Brandredner, die nicht von der beleidigten Vernunft der Allgemeinheit fortgesetzt werden, sondern denen es immer wieder gelingt, die Deffenlichkeit mit Schlagworten zu hypnotisieren und die Stimmen der Einsichtigen, Unbestechlichen zu übertönen.

und wie die Unvernunft, so herrscht auch überall das Böse. Alle schlechten Triebe drängen mächtiger als je zur Betätigung, wagen sich immer unverschämter ans Tageslicht. Die Verbündlichkeit des Sittengesetzes, die Geltung einer Gesellschaftsordnung, zu der sich die Völker mühsam emporgearbeitet haben, wird kühn und unbedenklich verleugnet, Anstand und Scham, die Kennzeichen verfeinerten Seelenlebens, weichen der Verrohung und Unverschämtheit, und schon die Jugend wächst heran, als stünde sie „jenseits von Gut und Böse“.

Wo aber der Unverstand und das Böse die Herrschaft an sich reißen, dort verhüllt auch die Schönheit ihr Angesicht. Darum ist das Leben heute so voll von abstoßender, beleidigender Häßlichkeit, darum macht sich überall im steigenden Maße Verwüstung und Verwahrlosung geltend, die Straßen wimmeln von Krüppeln, die Häuser verfallen, Unreinlichkeit und Schmutz nehmen überhand, jede Art von Unordnung und Nachlässigkeit wird mit der gedankenlosen Formel entschuldigt: „Es ist ja Krieg!“

Krieg, ja wohl. Aber nicht nur ein Krieg Mann gegen Mann, Leib gegen Leib, sondern ein Krieg gegen den Geist. Denn was durch diesen Krieg im letzten Grunde aufs schwerste erschüttert, gefährdet und verheert wird, das sind die kostbarsten Gaben des Geistes: der Verstand, die Güte des Herzens und der Durst nach Schönheit. Wer diese drei Gaben sein eigen nennt, der hat bis heute Nahrung eines qualvollen Martyriums mitgemacht, dem ist seine Seele unzähligmals ans Kreuz geschlagen worden. Was mag aus solchen namenlos leidenden Seelen — und es gibt ihrer, Gott sei Dank, mehr, als man glaubt! — was mag aus solchen Seelen am heurigen Pfingstfest für ein anderer Ruf zum Himmel aufsteigen, als ein Schrei der Sehnsucht nach dem Geiste, nach der Wiederaufrichtung seiner Herrschaft? „Accende lumen sensibus!“ so rufen sie mit den Worten des Hymnus, von dem wir aus-

gegangen sind: „Entzünde Dein Licht den Sinnen“ — den Sinnen aller derer, die in Finsternis wandeln und die die schöne Welt ringsum in Finsternis tauchen. Aber mit dem Hymnus fügen jene Rufenden auch hinzu: „Infunde amorem cordibus!“ „Erfülle mit Liebe die Herzen!“ Um die Liebe, um jene große Liebe muß denn doch zuletzt immer unser Gebet gehen, auf deren Mangel im Grunde alles zurückzuführen ist, womit Menschen einander das Leben verbittern, womit sie die Erde zum Trauerhause machen und das Bild der Gottheit in und außer sich verdunkeln. Nach dem Geiste schreien — laut und immer lauter — das ist es, was die Zeit von allen fordert, in denen der Geist noch nicht erstorben ist, und diesem Pfingstfest wird dann die Zukunft gehören!

19. IV. 1918

67

(Pfungstreife durch Wien.) Es ist die einzige Reise, die einem übrig geblieben ist. Schon mit Piesing dürfte es seine Schwierigkeiten haben und an Gegenden, die über die Lokalzone hinaus liegen, ist heuer gar nicht zu denken. Bleiben wir also schön brav in Wien, wie es die Behörde wünscht, und vermeiden wir es, wenn es irgendwie geht, uns über den eingeschränkten Sonntagsverkehr der Elektrischen ärgern zu müssen. Gehen wir in den Wiener Straßen spazieren. Es gibt da allerlei zu sehen, und sehenswert ist vor allem, was es nicht zu sehen gibt. Die Auslagen der Geschäfte zeigen ihre leeren Wände. Die Konditoreien haben sich solibarisch erklärt, einen auf Kriegsmischungen zu setzen, und es soll verraten werden, daß diese aus einer zerkleinerten Feigenmaterie besteht, während zu einer Mischung nach dem bisherigen Sprachgebrauch mindestens zwei Substanzen gehörten. Nun, im Kriege wollen wir dies nicht zu genau nehmen. Die Schuhgeschäfte sind gleichfalls ausgeräumt, nur gewisse Größen, die niemandem passen, sind vorrätig, und um die Fenster mit irgend etwas zu schmücken, hat man ein paar Sandalen hineingestellt. Aber man kann wirklich nicht behaupten, daß die Auslage dadurch gewinnt. Die Kleiderhandlungen haben einige Anzüge ausgehängt, die einem feinen schabigen alten Rock aus der Friedenszeit wieder schäßen lehren. Erheblicher sind einige Delikatessenhandlungen in der Inneren Stadt ausgestattet; man kann vor allem konstatieren, wie herrlich weit die Ersatz-Technik gebiechen ist. Die delikatesten Lederbissen lassen sich ersehen, und will man sich mit dieser Surrogatausgabe begnügen, so fehlt wirklich keine luxuriöse Delikatesse. Kakao und Eier, Schokoladen und Mayonnaisen — ach es ist wirklich noch alles da. Aber leider auch hier nur Kriegsmischungen. Ein süßer Trost (die Preise schmecken allerdings eher nach der Süßigkeit des Saccharins) sind die unverfälschten Frühgemüse, die noch nicht zu Fabrikwaren kommerzialisiert wurden. Es fehlt wirklich kein rosiger Spargelkopf und die Stämme sind mit gesundem, kräftigem Leibesumfang geraten. Die Natur, die leider aber nicht die dazu gehörigen Brösel mit Butter wachsen ließ, hat sie wohlausgestattet. Auch der Blumenmarkt ist reichlich beschickt, in den Körben der Verkäuferinnen geht es recht bunt zu. In den Straßen eine ausgiebige Menschenmenge, aber doch keine Spur von einem Corso. Keiner geht spazieren, keiner flaniert, keiner hat Zeit zum Müßiggang, sondern jeder geht einem Geschäft nach. Und zwar einem Lebensmittelgeschäft. Wenn man die Pfungstfeiertage nicht bei Wasser ohne Brot verbringen will, so muß man sich jede Aufbesserung dieser Unter-Sträflingskost im Schweiß des Angesichtes verdienen. Welche Kennereien und Scherereien um ein Stückchen Käse oder Salami oder um einige Defa Fleisch. Welch ein Aufwand an Schlaueit, Ueberredungskunst, Diplomatie, Schleichhandel und Geld. Es gibt Leute, die auf viele Kilometer verreisen, um ihr Speisezimmer mit einer einigermaßen pfungstmäßig-repräsentablen Tafel zu dekorieren, die ja schließlich dann doch höchstens ein Mittagstisch wird. Und es gibt Leute, die dieses Kunststück trotz alledem nicht treffen... In den Feiertagen wird man dann wohl ein wenig Frieden spielen wollen, zum Calafatti in den Wurstelprater oder zu den Eisbären nach Schönbrunn hinausfahren, die für die Menschen einige Sympathie verloren haben, seitdem ein Besucher nach ihrem harmlosen Leben getrachtet hat. Man wird, soferne es die Elektrische zuläßt, alle die hübschen grünen Erinnerungen von einst besuchen: die Kriean ohne Milch, Kaffee und Butter, die Kausenstationen ohne Pause, die Gärten mit vandalisch zerstörten Beeten, Ober- und Unter-Döbling, Maria-Enzersdorf und Brunn am Gebirge. Doch halt — hier haben wir uns bedauerlicherweise schon über Wien hinaus verirrt und sitzen auf den ausgefahrenen, jedes für Sonntagsfahrten so zuträglichen Leberüberzuges beraubten Eisenbahnwaggon. Man stößt und wird gestochen. Ein Training für die zukünftigen Einkaufstage... Pfungsten, das liebliche Fest, ist gekommen... Es grünen und blühen die Fatalitäten.

Im Stammeis.



Sieheft es, jekt host es, wellst a nia net nach vorn geh'n...

Was denn sunsten? begehrt Stichter auf, was denn sunsten, wann i traq'n dert?

gitt und aufreg', so wie Du, fahr i ganz antach in saner Delestrischen net.

Und von die Stieiel, die's D' beim Gehen zerreißt, meine Spanna el, von die red'n net.

Wie ma si an all's a'wöhnt, bemerkte Spannael; i bin d'Kondukteurinnen jekt'n icho...

Dassst icho wieder auf d' armen Kondukteurinnen unanander? tabelte Oberberger;

Wer red't denn von die Kondukteurinnen? wehrt sich Stichter. Von Kukurubrot war die...

Don mir aus braucheten si die Eisenbahnschichtler; i bleib' a ohne Warnung daham.

Was richti! laute Stichter; der Oberberger, der is icho so anel! Was eahm in sein' Stam...

uns ausflaqa'n, so viel als p' woll'n; die armen Schlichter aber, die nur zu die Feiertag' Zeit hab'n...

Wia i halt immer saq', sagte Spannael, der klane Mann is bei allen und jeden d' Wurzen.

Schächens er hat so viel Geld, daß er si a nobliche Heilbad leisten kann, wo der Mensch erst...

Nir nir und wieder nir — da hast recht! sagte Oberberger und lachte: siehst, so weit bin i...

Thomas Berger.

*** Der Heimkehrer.** Seit dem Friedensschlusse im Osten kehren jetzt täglich Männer hieher zurück, die dort in Gefangenschaft gelebt haben. Die militärische Kanzleisprache bezeichnet diese Männer mit dem Ausdruck „Heimkehrer“. Viele von ihnen tragen russische Kleidungsstücke; ihre eigenen haben die lange Dauer der Abnützung nicht auszuhalten vermögen. Sonst aber haben die Heimkehrer meist ein gutes Aussehen, eine gesunde Gesichtsfarbe, die verrät, daß der Mann im Freien beschäftigt war. Tatsächlich sind auch die meisten der bis jetzt zurückgekehrten landwirtschaftlich tätig gewesen. Die Bewunderung liegt es auf ihren Gesichtern, unbeholfen gehen sie des Weges. Als würden sie es noch nicht zu fassen vermögen, daß sie wieder da sind. In der Heimat, von wo sie auszogen vor zwei, drei oder vor nun bald vier Jahren . . . Die Straßenbahn surrt und klingelt, die Geschäftswagen rollen übers Pflaster, die Menschen eilen geschäftig durcheinander — ganz wie es gewesen, da der Heimkehrer selbst ein Teil von ihnen gewesen ist. Und er sieht die alten bekannten Häuser — alles schaut noch ganz so aus wie er es vor dem Ausmarsch ins Feld verlassen hat. Und es kommt ihm jetzt vor, als wäre ein langer, schwerer Traum vorbei . . . Er denkt an die lange Zeit, die er in der fernen Fremde zugebracht, an die Nächte, die ausgefüllt waren mit bangen Sorgen um die Angehörigen, mit verzehrendem Sehnen nach der Heimat. Und das ist nun gewesen, ist jetzt glücklich vorbei. Die Sonne, die ihn anlacht, ist die Sonne der Heimat! Er hat sie wieder, seine geliebten Angehörigen, er ist wieder in seiner Vaterstadt. Noch kann er es nicht ganz fassen, daß dem so ist und immer wieder denkt er zurück an die Winternächte im hohen Norden. Oft meinte er die schweren Schicksalsschläge nicht überstehen zu können. Und nun ist es doch gegangen, er ist wieder daheim. „Wieder daheim“, sprechen unbewußt seine Lippen, und dabei denkt er immer wieder, wie alles gekommen, wie sich eins ins andere gefügt hat: Wie

sie an jenem heißen Gefechtstage, als ein am weitest vorgeschobener Posten, abgeschnitten und nach langem Wehren von der Uebermacht überwältigt wurden, da waren sie ihrer mehr, die in Gefangenschaft gerieten. Sie durften aber nicht beieinander bleiben. Die einen kamen nach dem Süden, die anderen nach dem Norden des großen russischen Reiches. Bloß ihrer fünf ließ man beisammen, und diese teilten redlich alle Leiden und Entbehrungen, die ein Marsch durch unwirtliche Gegenden mit im Gefolge hat. Nicht alle ertrugen es. Ueberanstrengung und Kummer rieben den Körper auf. Drei Kameraden sah er in die Grube nach, und allen Dreien hat er droben in sibirischer Erde ein Grab bereitet . . . Vielleicht wäre es ihm auch nicht anders ergangen, wäre er nicht stärker im Denken gewesen. „Ganz aus der Welt sind wir ja nicht. Die Sterne, die Ihr hier seht, sie scheinen auch über unsere Lieben daheim, der Wind, der über die Steppen streicht, er kann in einigen Stunden über der Stadt wehen, der unsere Gedanken hören. Und einmal wird eine Nacht kommen, die wird die letzte sein, und der Tag, den sie bringt, der wird uns von hier fortführen . . .“ Oft hatte er so gesprochen, und die anderen hatten ihm mit hoffnungsfreudig aufblickenden Augen zugehört. Als aber Tag um Tag verging, die Wochen zu Monaten, die Monate zu Jahren wurden, und nichts eintrat, das diesem erbarmungswürdigen Zustand ein Ende machte, da verzweifelte die anderen, und seine aufmunternden Reden verhallten wirkungslos. Als sie nur noch zwei waren, wurden sie getrennt. Der Kamerad wurde einer Fabrik zugeteilt, er selbst kam zu Bauersleuten. Gute Menschen waren es, die in ihm nicht den Feind sahen, sondern den arbeitsamen Hausgenossen. Und bei der Arbeit blieb er, und sie erhielt ihn. Bei ihr vergaß er die trüben Gedanken, die die anderen aufgerieben hatten. Und jetzt ist er wieder hier, und alles was gewesen, beginnt langsam Erinnerung zu werden.

(Pflingstfreuden und Pflingstpesen.) Das war in früheren Jahren eine der vergnüglichsten Arbeiten: die Ausarbeitung des Pflingstprogramms. Denn darüber war sich jedermann klar, daß ein Ausflug unternommen werden mußte. Und bei aller Qual der Wahl bot sich eben doch schon ein Vergnügen der Freude, wenn man das Problem studierte, ob eine Bachaufahrt, ein Fußmarsch durch den Wienerwald oder ein Ausflug nach Baden die günstigsten Chancen bot. Noch früher, so etwa in den Siebziger- und Achtzigerjahren, war man allerdings bescheidener. Da galt eine Wagenpartie nach Grinzing oder Döbling mit einem Bachhendlimbik und einem Heurigenaufguß als obligater und kaum zu überbietender Festgenuß, dessen Reize durch die lächerliche Billigkeit aller damaligen Unternehmungen nicht im mindesten geschmälert wurden. So war Pflingsten seit jeher ein leuchtend roter, von Zufriedenheit durchstrahlter Kalendertermin im Wiener Leben. Wohin ist doch die ganze wundervolle Anmut, die lächelnde Glückseligkeit dieser friedseligen Volksfesttage entschwinden? Wenn man heute gefragt würde, was man zu Pflingsten unternimmt, klinge es beinahe wie Ironie. Im all-

gemeinen werden die meisten wohl schon zufrieden sein, wenn der kriegsmäßig bescheidene Familienmittagstisch mit einem halben Kilogramm Rindfleisch ausgestattet ist. Ein Bachhendl mit Gurkenalat, einst die traditionelle Pflingstmahlzeit, die selbst der kleinste Handwerker sich spendierte, kann sich heuer wohl nur ein Kriegsgewinner leisten. Und was den herkömmlichen Pflingstaussflug anlangt, er wird nur die wenigsten unter uns außerhalb der Banneile des Stephansturmes führen. Eine Familienjaufe am Rabenberg ist unter dreißig Kronen nicht zu bestreiten. Ein halbes Stündchen im Dritten Kaffeehaus allein kostet schon, wenn man mit Kind und Kegel ausruht, weit mehr als zehn Kronen. Ein Kutschler nach Baden verschlingt den halben Monatsgehalt eines Staatsbeamten. Die Pflingstpesen lassen keine richtige Pflingstfreude aufkommen. Wann aber wird die Zeit wiederkehren, da der Pflingstsonntag dem Wiener Leben den Stempel heiterer, sorgloser Gemütslichkeit und Genußfreudigkeit verleiht? Wann wird wieder die helle Freude der Buben und das glückselige Lächeln halberblühter Mädels das alte, sonnige Wort wahr machen, das von Pflingsten, dem lieblichen Feste erzählt?

(Frühlingserwachen im Strandbad.) Obwohl Abbazia und Dobruna heuer in beschränktem Maße dem Fremdenverkehr freigegeben worden sind, werden doch unsere heimischen Seebäder an der sogenannten schönen blauen Donau unter dieser nach so langer Pause wiedererstandenen Konkurrenz nicht übermäßig viel zu leiden haben. Das Publikum wird ja unausgesetzt ermahnt, in Anbetracht der anderweitigen Inanspruchnahme der Betriebsmittel jede überflüssige Reise zu vermeiden, außerdem gilt der freigegebene Streifen unserer Küste als Kriegsgebiet und ist deshalb mit einem Reisepaß belastet, und was gegenwärtig ein Paß und seine Beschaffung bedeutet, das braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Es laufen genug Leute in Wien herum, die über ihren Reisepaß graue Haare bekommen haben und ihren unzeitgemäßen Werteverdrang auf den vielbeschlagenen Pfaden in der amtlichen Wirrnis zwischen Pontius und Pilatus teuer büßen mußten. Man ist gewarnt, und es ist nicht jedermanns Sache, in diesen

gesegneten Kriegsjahren eine Reise nach Abbazia zu wagen und dabei „steinalt und kleimünzig“ zu werden. Da sind das Gänsehäufel und Kriehendorf denn doch etwas leichter zugänglich, obwohl die Elektrische gerade kein Vergnügen ist und die Lokalstrecke der Franz-Josefsbahn auch nicht zu den unbedingten Annehmlichkeiten des Daseins gezählt werden darf. Aber immerhin, man braucht dazu keinen Paß. Daß einem die Behen abgetreten und die Rippen eingestochen werden, daran hat man sich im Laufe der großen Zeit doch schon allmählich gewöhnt. Verletzungen dieser Art haben den Reiz der Neuheit eingebüßt. Das Gänsehäufel, das heuer auch ohne die früher von den Stadtvätern vorgeschriebene oblige Damenbegleitung genießbar sein wird, steht ab Pfingsten seinen nach Tausenden zählenden Stammgästen offen, und auch die anderen Bäder, in Klosterneuburg, Kriehendorf und Greifenstein, werden demnächst zum Besuch einladen. Trotzdem das Wetter recht viel zu wünschen übrigließ, wurde überall eifrig für die einsetzende Saison gerüstet. Die Herren „Badewascheln“ waren eifrig am Werk, den Strand auf den Glanz herzurichten. Neuer Sand wurde herangeführt und mit Hacken und Rechen bearbeitet, bis er ganz weich und wollig wurde, die Kabinen wurden gereinigt und von ihren vorjährigen Spinnweben befreit, die wackelig gewordenen Bänke und Tische zurecht genagelt. Namentlich an dem erst im Vorjahre entstandenen Strandbad im Kuchelauer Hafen nächst dem Bahnhof in Kahlenbergerdorf wurden umfassende Vorbereitungen getroffen. Das Bad erwies sich als zu klein, obwohl es erst gegen Ende der vorigen Saison eröffnet wurde, und mußte heuer bedeutend vergrößert werden. Man rechnet eben mit einer außergewöhnlich starken Saison, da angesichts der zahllosen abgesagten Sommerfrischen Wien diesmal wirklich zu der ungewohnten Rolle eines Trouville an der Donau verurteilt sein wird.

* (Die verlängerte Saison.) Selbst in den verfloßenen Kriegsjahren hat das stütende Getriebe der Großstadt immer schon im Mai zu versichern begonnen. Die vornehme Welt ging bekanntlich in Bäder und machte Reisen, um südlicher den prunkenden Einzug des Frühlings zu genießen. Das Reisen war ja noch niemals so schwer wie jetzt. Und so ist wohl anzunehmen, daß es diesmal gar keinen Ausklang der „Saison“ geben wird, für deren Begriff noch immer kein deutsches Wort geprägt wurde. Mehr oder minder unmerklich wird der Frühling in den Sommer, der Sommer in den Herbst hinübergleiten, weil für Zahllose der Jahresabschnitt des Ferienaufenthaltes entfällt. Das Schlagwort von der „verlängerten Saison“ hat Wien schon in Friedenstagen beschäftigt. Es lag im Interesse des Gewerbes, Feste und gesellschaftliche Vereinigungen aller Art zu veranstalten, um die flüchtigen Städter länger festzuhalten, um die Cafés, die Theater, die Gasthäuser nicht vorzeitig zu entvölkern und den Schneidern und Schustern, den Modistinnen und Lohnfuhrwerkern, den Kellnern und andern Angestellten Verdienst zu ermöglichen. Auch im Kriege war man bemüht, die Menschen über den unfreiwillig verlängerten Stadtaufenthalt hinwegzutäuschen. Rennen, Gartenfeste, Freiluftkonzerte folgten einander. Das Heißhunger der Wohltätigkeit, das Geld und immer wieder Geld für seine guten Zwecke braucht, zerbrach sich den Kopf nach einer neuen Idee, um die Schaulust anzuregen und Börsen und Herzen zu öffnen. Das ist in diesem Jahre wohl noch schwieriger geworden, denn ein Gartenfest, bei dem es nichts zu essen und zu trinken gibt, ist kein richtiges Gartenfest, weder für die Stimmung noch für den Erlös. Dennoch wird wieder versucht, Abwechslung in die Geselligkeit der Stadt zu bringen, deren erster Zweck der Unterstützung der Kriegsfürsorge gilt. Die Figurinausstellung und Auktion, die am 22. 23.

und 30. d. im Auerspergpalast stattfindet, ähnlich wie im vergangenen Jahre die erfolgreiche Bilderausstellung, dann die Musikfestwoche im Juni mit ihren erlesenen Darbietungen, vorher noch die Konzerte der Berliner Philharmoniker mit Nikisch, das Geistliche Konzert in der Stephanskirche — all das sind schöne Versuche, um der großen Welt Anregung zu bieten und die Massen der Wohlfahrtsinstitute zu bereichern. Sicherlich wird noch das eine oder andere Gartenfest zustande kommen, wenn auch in entsprechend eingeschränkter Form, um den Stadtfriehling zu feiern. Die Musikfest in Diebing, die der Kriegspatenschaft gilt, interessante Gastspiele, mit denen Moissi, Wassermaun und der Tenor Nagard Destwig den verheißungsvollen Anfang gemacht haben, halten die Jugkraft der Theater aufrecht. Sogar Erstaufführungen gibt es heuer noch im Mai und Juni — alles Beweise, wenn es solcher unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt bedarf, daß es jetzt nicht nur eine verlängerte Saison gibt, sondern daß man gegenwärtig vielleicht überhaupt kaum mehr von dem sprechen kann, was früher „die Saison“ genannt wurde.

* **Die Pfingsten.** Man erinnert sich manch verregneten Pfingstfestes, das in jene Zeit fiel, da man für Sonnenschein zu den Feiertagen noch Verwendung hatte. Deuer hätte sich mit Rücksicht auf die „Bahnsperre“ mancher Regentwetter gewünscht, aber das Pfingstwetter gestaltete sich geradezu ideal. Insbesondere der Sonntag war prächtig; gestern war es dunstig und schwül und am Nachmittag zog Gewittergewölk auf. Das Gewitter entlud sich über den nordwestlichen Bezirken, und Ausflügler in Salmannsdorf, Sievering usw. wurden von einem plötzlichen Regenguss, in dem sich auch Hagel mischte, überrascht. Das Gewitter war kurz, aber ziemlich heftig; in der Stadt wurde es nur entfernt wahrgenommen. Man hörte seinen Donner, doch regnete es nicht. Die Warnungen vor Pöbnerfahrten hatten ihre Wirkung nicht verfehlt; wie Jahrgäste berichten, gingen einzelne Züge halbleer von Wien ab. Sturmjungen spielten sich nur auf jenen Bahnhöfen ab, die starken Urlaubeverkehr haben, so zum Beispiel am Ostbahnhof. Das Publikum unterließ aus Angst vor dem „Kummel“ größere Ausflüge und begnügte sich mit Fahrten in die nähere Umgebung. Die Elektrische, Stadtbahn und Dampftramway waren dichtgefüllt, doch gelang es so ziemlich, die Beförderung der Fahrgäste durchzuführen. Einen Refordbesuch wies der Prater auf. Einen Massenbesuch wies während der Feiertage der Schöndrinnerpark auf. Die Firmlinge vom Lande und deren zahlreiche bäuerliche Angehörige und Begleitungen stellten ein großes Kontingent der Besucher. Man sah auch das erstmal viele Tausende russische Gefangene, die sich nunmehr in der Stadt frei bewegen dürfen, gruppentweise als Besucher des Parks.

(Der reparaturbedürftige Wiener.) Unter uns gesagt: Im grellen Licht der Maienjonne merkt man es erst, daß so mancher unter uns — das arme Geschlecht natürlich ausgenommen — im Laufe der Kriegszeit eigentlich schon recht schön zu werden beginnt. Die Damen freilich haben diese letzten schweren Jahre verhältnismäßig gut bestanden. Viele von ihnen zeigen sich, ungeachtet aller Zeitverdrossenheit, rosig und begehrenswerter denn je, andere wieder lassen deutlich erkennen, daß sie trotz Kriegsnot an Lebensfreude durchaus nichts eingebüßt haben. Aber die Männer! So manchem Herrn der Schöpfung hat die rauhe Gegenwart arg mitgespielt: Verschärfte Arbeit, vermehrte Aufregung, verringerte Bequemlichkeit, geschmälerter Erholung und verschlechterte Kost sind auch an dem widerstandsfähigsten Hinterlandshelden

nicht spurlos vorübergegangen. Ist es da ein Wunder, wenn man ganz unversehens zum Neurotiker geworden ist und inmitten der lachenden Frühlingluft nun gar bei welt-schmerzlichen Umwandlungen sich ertappt? Unzufrieden mit sich selbst, sinnt man auf Reparaturmöglichkeiten und beißt sich eines Tages, von unsäglicher Urlaubssehnsucht erfaßt, zum Doktor, um von ihm das behördlich vorgeschriebene antiseriöse Rezept und hiermit die Legitimation zum Kurgebrauch zu erhalten. So betritt denn der Mann in besten Jahren das Wartezimmer des Arztes. Ein schwacher Trost freilich bietet sich ihm da: Der Raum ist gefüllt von einem Duzend Leidensgefährten. Den meisten geht es ähnlich: Körperliche Abspannung, Schlaflosigkeit, Nervosität, bedeutliche Abmagerung. Der Arzt braucht in solchen Fällen die Patienten gar nicht erst nach ihren Leiden zu befragen. Er erkennt auf den ersten Blick diese modernste Alltagskrankheit der oberen Zehntausend! Also ordiniert er immer dasselbe: Recht viel Bewegung, mehr schlafen und, wenn's möglich sein sollte, vor allem kräftiger sich nähren. Und er entläßt die Uebermüdeten, die Erholungsbedürftigen mit der tröstlichen Versicherung, daß sich alles sehr rasch wieder machen wird. Rest weiß man es definitiv: Man ist reparaturbedürftig geworden. Der Krieg hat eben auch daheim die Männer rascher älter gemacht. Aber kaum hat man das Ordinationszimmer verlassen, kaum steht man wieder draußen in der singenden, duftenden, üppig blühenden Maienwelt, da häutet sich auch schon der ungebrochene Trost in uns auf, und auch die innerlich ergrauten Herzen fühlen sich wieder hoffnungsfroher schlagen. Noch einmal versucht man es, jung zu werden, und siehe da, der einfache Wille genügt. Der echte Wiener läßt sich nicht so leicht unterkriegen. Man wird ihm nichts mehr anmerken von Uebermüdung und, drohendem Alter. Trotz Krieg und Teuerung wird er die herrliche Frühlingzeit genießen. Eine Art Naturwunder scheint auch über ihn gekommen, ein neuer Geist hat seine Mienen erhellt.

* Die entweihte Naturfreude. Ein Naturfreund schreibt uns: Wie unaussteiglich dieser endlos gewordene Krieg ist, erzieht man daraus, daß er nicht nur vollständig unser materielles Leben in jeder Richtung beherrscht, sondern auch die Reinheit höhergearteten Fühlens trübt und stört. Das Naturgefühl war immer eine der idealsten, beglückendsten und herrlichsten Manifestationen unseres Empfindungslebens. Nun haben uns die Räte des Krieges auch diese Freude verleidet. Wenn man jetzt durch die Landschaft geht, fragt niemand mehr nach ihrer Schönheit oder ihrer Erhabenheit, sondern jeder sieht nur, von der Not getrieben, darauf, ob hier etwas Genießbares wächst, ob es da etwas zu essen gibt und ob Aussichten vorhanden wären, daß man da einiger Lebensmittel habhaft werden kann. Die ersten grünen Wiesen haben heuer niemanden veranlaßt, sich ihres ästhetischen Wertes zu erfreuen, dagegen haben alle bei ihrem Anblick ausgerufen: „Endlich gibt es wieder Grünfutter!“ Grünfutter bedeutet Milch, Milch verspricht Butter und Butter ist eines der begehrtesten und ersohntesten Fettprodukte. Ein einsames Bauernhaus, das verborgen auf einer Waldwiese liegt, entzückte uns einstens wegen seiner lieblichen, weltfernen, idyllischen Lage. Heute denkt niemand mehr an diese Schönheiten, sondern jedermann begrüßt seinen Anblick in der Erwartung, daß in diese Einsamkeit noch kein Lebensmittelsammler gedrungen ist, daß man hier eher was bekommen dürfte als draußen in der abgetauenen Landschaft. Früher folgten wir mit heimlicher Andacht allen Neußerungen der verborgenen Gesehmäßigkeit der Natur. Das Geheimnis des Blühens, Wachsens und Werdens erfüllte uns mit einem mystischen Schauer. Heutzutage drängt alles ungeduldig darauf, daß doch die Kartoffeln endlich blühen mögen, daß die Gemüse schneller wachsen sollten und das Getreide mit dem Ankreifen nicht so viel Zeit verbringen möge. Die schönheitliche Erfassung der Natur ist vorüber und dahin und an ihre Stelle trat eine Nützlichkeitwertung banalster Art. Und man kann den Leuten diesen Wandel der Anschauungen nicht einmal übelnehmen, denn die Not sitzt in allen Gemütern, bedrängt alle Herzen und beunruhigt die ganze Menschheit. Erst wenn sie gebannt ist, werden wir wieder zu unserer Empfangslichkeit für die Schönheit der Natur zurückfinden und uns jener edlen Naturfreude hingeben können, die selbst in die Seele des Armen, der sonst von allen Gütern und Freuden ausgeschlossen ist, Helligkeit und Licht bringt und versöhnlich auf sein erbittertes Gemüt einwirkt. Einstweilen herrscht das Nützliche über das Schöne und die Aestheten tun gut, sich mit der Zeitlage abzufinden.

[Allzuviel „Wein, Weib und Gesang“.] Die Polizei hat, wie in den vergangenen Kriegsjahren, auch heuer dem überlustigen und überlauten Treiben beim Grinzinger Heurigen ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Wären die behördlichen Organe auch noch so kurzsichtig und schwerhörig gewesen, was dort vorging, war wirklich weder zu übersehen noch zu überhören. Man mag noch so geringe Begeisterung für polizeiliche Reglementierung der Lebensfreude und des Daseinsgenusses aufbringen, wohl oder übel wird man die Energie guthießen müssen, mit der nächtliche Bacchantenzüge verhindert werden, die sich an Krankenhäusern und Rekonvaleszentenheimen vorbeibewegen. Die Polizei wird auch sicher in ihrem Aktivismus nicht haltmachen und die Villenbesitzer und Sommerfrischler in Grinzing und den anderen weingegneten Vororten Wiens hoffen bestimmen, daß in naher Zukunft ihre Nachtruhe nicht nur vor angetrunkenen Heurigenbesuchern, sondern auch vor — Einbrechern und Dieben sichergestellt werden wird. Vorderhand hat man freilich in der Zurückdämmung der Eigentumsbelüste noch keine so großen Fortschritte gemacht, wie in jener der Trunkenheitserzesse. Die Polizeibehörde findet allzuviel „Wein, Weib und Gesang“. Sie verbietet daher das Singen überhaupt und fügt hinzu: Um 9 Uhr abends keine Musik mehr und um 10 Uhr ist überhaupt Schluß. Der Herrgott zieht den ausgesteckten Arm wieder ein. „Bewahrt das Feuer und das Licht, daß kein Unglück geschieht.“ Oberflächliche Lobredner der alten Wiener Art werden eifrig nach dem Sachtuch suchen, um die reichlich quellende Träne zu trocknen. Sie werden literarische und künstlerische Erinnerungen wachrufen und von einer Wiener Idylle sprechen, die der gepanzerte Fuß des Krieges schonungslos zertreten habe. Nur daß die Sache, wenn man näher zusieht, längst schon weder idyllisch noch auch wienerisch war. Ob all der Wein, der dort in Strömen fließt, tatsächlich Eigenbau ist, aus Grinzing und Sieveringer Reben gekeltert wurde, bleibe dahingestellt. Das mögen die feineren Zungen ausgepichteter Weinbeißer entscheiden. Aber wenn sogar dieses und jenes Viertel eher „zugerüst“ war, jedenfalls ist es noch immer bodenständiger und unverfälschter gewesen, als die Heurigenmusik von heute. Längst ist das Wiener Lied von dem abgeleiteten Walzer oder dem ausgewundenen Schmachtfeszen irgendeiner Durchschnittsoperette übertönt worden. Der Heurige, die Heurigenmusik, nicht in letzter Linie auch das Heurigenpublikum ist ein ganz anderes geworden als ehemals, da es in den Lokalen und ihren Gärten viel sittsamer und ruhiger zuging. Für Beschaulichkeit und stille Weinseligkeit ist allerdings jetzt die schlechteste Zeit. Man braucht nicht an die hohen Weinpreise zu denken, die den Kreis derer, die sich dem Heurigenenuss hingeben können, ganz beträchtlich einschränkt, auf Kriegsgewinner einschränkt, deren es ja in allen Ständen und Klassen gibt. Aber auch davon abgesehen, sind jene, die sich in den Weingärten zusammensinden, Augenblicksgenießer. Möglichst viel und rasch und konzentriert wollen sie aus dem Bollen schöpfen. Sie haben manches zu vergessen, was in der Vergangenheit liegt, und mehr noch, was die Zukunft in ihrem dunklen Schoß birgt. Und ist es ihnen gelungen, dann hallen die alten Gäßchen in Grinzing wider von wüstem Lärm, von bröhnendem Männerlachen und von kreischenden Frauensimmen. In den Spitälern aber, in denen Verwundete und Rekonvaleszente untergebracht sind, fahren die Patienten auf aus fieberheißem Schlummer und lauschen verwundert diesen Tönen, die so schlecht zu alldem passen, was sie selbst erlebt und erlitten haben. Die Behörde hat wirklich nicht unrecht gehabt, wenn sie den Heurigen sozusagen unter Polizeiaufsicht stellte.

* (Der geistige Schwerarbeiter.) Ein seltsamerweise noch ungeprägter Begriff. Den Schwerarbeiter schlechtweg kennt man. Es wurde ihm, dessen Leistungen wesentlich das „Durchhalten“ garantieren, wegen seines großen Kraftverbrauches ein erhöhtes Quantum Lebensmittel zugestanden. Die Staatsverwaltung hat hierin ihre löbliche Weisheit aus den Tiefen einer wohlangebrachten Erkenntnis geschöpft. Damit ist allerdings die praktische Auswirkung dieser Erkenntnis zum Stillstand gelangt, obschon es naheliegend gewesen wäre, Schwerarbeiter auch in anderen Arbeitskategorien zu suchen. Oder meint man etwa, daß der wissenschaftliche Arbeiter und der, dessen ganzes Wirken bei Tag und bei Nacht oft mit nicht mehr überbietbarer Intensität vaterländischen Kriegszielen dient, der Journalist nicht Anspruch auf die Definition des Schwerarbeiters machen dürfen? Niemand lohnt sie dafür, daß sie das Klüberwerk der Kriegswirtschaft im Betrieb erhalten, daß sie unter schwerstem geistigen Energieverbrauch dem Volk den Atem geben, den es in diesen Zeiten braucht. Niemals ist daran gedacht worden, diesen aufopferungsfähigsten Arbeitern die Mittel zur Regeneration ihrer übermäßig in Anspruch genommenen Energien zu geben. Gut, wir durchleben jetzt die Tage, in denen die Ergebnisse der vorjährigen Ernte zu Ende gehen. Da ist es nicht möglich, ihnen ein erhöhtes Quantum Brot und Mehl und Zucker zuzusprechen. Doch wir stehen nicht mehr weit vor dem Beginn der neuen Ernte. Bald wird der Zeitpunkt gekommen sein, da man sich entschließen wird können und müssen. Es kann aber jetzt schon in einer anderen Sache begonnen werden, dem geistigen Schwerarbeiter ein geringfügiges, jedoch höchst notwendiges Äquivalent zu bieten — in der Zuweisung eines größeren Quantums Rauchwaren. Die Tabakfarte steht bevor. Die 36 wöchentlichen Zigaretten, mit denen sich der geistige Schwerarbeiter wie ein beliebiger anderer Sterblicher begnügen soll, kommen nicht im entferntesten seinem gebieterischen Bedürfnisse nach Nikotin entgegen. Ohne Rauchmaterial — und die 36 Zigaretten sind ein solches Ohne — kommt ein geistiger Schwerarbeiter nicht durch. Wenn einer weiß, daß ein Solcher mit einem Strom von Anregungen zu rechnen hat und diesen nichts so sehr dient als das Nikotin, dann darf man sich auch nicht der Notwendigkeit verschließen, daß dem geistigen Schwerarbeiter ein größeres Quantum von Rauchwaren gebührt als anderen, und das Gegenteil seine für den Staat so notwendige Arbeitskraft erschüttern müßte. Noch wäre es Zeit, ein Versehen auszumachen.

* (Das Trikot am Gänsehäufel.) Der Wiener Seebad-Ersatz, das Gänsehäufel, ist am letzten Samstag wieder eröffnet worden, und man hat heuer, wo so ziemlich der größte Teil der Bevölkerung während des Sommers die Stadt nicht wird verlassen können, um so freudiger davon Notiz genommen, als eine der lästigsten, den Besuch des Gänsehäufels wesentlich erschwerenden Bestimmungen durch eine Verfügung der Kommune beseitigt wurde. Der Zutritt in das „Familienbad“ ist nämlich nicht mehr an das Erfordernis des „gemeinsamen Erscheinens“ vor den Kassenschaltern geknüpft. Wie erinnerlich, wurde lange genug dagegen ein Kampf geführt, daß eine Dame keine Familienbadkarte erhielt, wenn sie nicht in Begleitung eines Herrn erschien. Es war eine recht überflüssige Prüderie, die übrigens tausende Male umgangen wurde und auch häufig genug Damen in die unerguidliche Lage brachte, ihnen ganz fremde Herren an der Kasse des Familienbades bitten zu müssen, für sie eine Karte zu lösen. Endlich war man aber, wie gesagt, doch zur Einsicht gelangt, daß ein solcher Zwang nicht mehr fortbestehen könne und hob ihn auf. Die Freude darüber ist nun aber durch die neueste Verfügung der Direktion der städtischen Bäder in arger Weise getrübt worden. Für Frauen und Mädchen, welche am Gänsehäufel baden wollen, wurden nämlich vollständige Badeanzüge vorge-schrieben, und sogenannte Trikots werden nicht

mehr gestattet. Also, die eine Prüderie wurde fallen gelassen, um durch eine andre, noch weit lächerlichere ersetzt zu werden! Wir wissen nicht, wem dieser sublimen Gedanke entsprungen ist; vermutlich einem der vielen unberufenen Moral- und Sittenrichter, die bei dem Worte „Trikot“ zunächst an das Ballett denken und deren lebhafteste Phantasie sie in schwüle Träume versenkt, die ihnen solche Nymphen in mangelhafter Bekleidung vorgaukeln. Aber von dergleichen einseitigen Träumen sollten kommunale Funktionäre heutzutage nicht heimgesucht werden. Die Zeiten sind viel zu ernste. Wenn man das Tragen des Trikots, das ja zweifellos vom ästhetischen Standpunkt einwandfrei ist, verbietet, so muß man den von diesem Verbot Betroffenen auch sagen, wie sie in den Besitz von „vollständigen Badeanzügen“ gelangen können. Unsres Wissens, und auch nach den Angaben von Sachleuten der Wäsche-konfektion, gibt es heute kaum mehr Badeanzüge für Damen; man kann sie sich auch für schweres Geld nicht beschaffen. Die Mehrzahl junger Frauen und Mädchen aber sind in den letzten Jahren in den Bädern nur mehr in Trikots erschienen und dürsten auch nur in den seltensten Fällen neben diesen noch Schwimmanzüge besitzen. Das Trikotverbot für das Gänsehäufel bedeutet also nicht mehr und nicht weniger, als daß man von nun ab einer beträchtlichen Menge von badebedürftigen Frauen und Mädchen die vielleicht einzige Erholungsmöglichkeit in diesem Sommer entzieht. Und das liegt wohl kaum in den Absichten der Kommune Wien. Hoffentlich findet sich unter unsern städtischen Würden-trägern einer, der an maßgebender Stelle über das, wie schon gesagt, lächerliche Trikotverbot und seine Wirkungen Aufklärung verbreitet.

Das Heim des jungen Paares.

Als die junge Frau — kriegsgetraut und unerfahren, wie sie nun einmal ist — sich auf die Wohnungssuche begab und damit unzweideutig dokumentierte, daß sie und ihr Gatte, trotz des Krieges, einen eigenen Haushalt begründen wollten, war ihr ganzer Bekanntenkreis nur eine Stimme darüber, daß ein solches Unterfangen heutzutage ein verbrecherischer Leichtsinns sei, der nur durch Jugend entschuldigt und durch sehr viel Geld gebüßt werden könne.

Schließlich, daß gleichgesinnte, noch unverheiratete Freundinnen, ihre furchtsame Bewunderung dieser Kühnheit äußerten, aber sonst gab es wirklich keinen verhärteten Junggesellen, keine schwerkgeprüfte Hausfrau und keinen unterernährten Ehemann, die nicht entsetzt ausgerufen hätten: „Um Gottes willen, wie kann man nur jetzt daran denken, eine Wirtschaft zu führen — bei diesen Preisen!“

Da aber trotzdem niemand Miene machte, dem jungen Ehepaar ein Gratiszimmer nebst Bedienung und Verpflegung zur Verfügung zu stellen und Hotels und Pensionen abwechselnd überfüllt oder unerreichbar teuer waren — meistens sogar beides zusammen, so blieb als annehmbarer Ausweg dennoch nur eine eigene Wohnung übrig, wenn man nicht etwa das Nihil für Obdachlose oder einen geschützten Winkel unter der Ferdinandsbrücke mit in Betracht ziehen wollte.

Eine Wohnung nehmen, ist heute freilich leichter gesagt als getan. In einer märchenfernen und überhaupt wesentlich schöneren Zeit pflegten an den Haustoren verheißungsvolle, weiße Zettel zu hängen, die — wenn sie auch nicht alles hielten, was sie versprachen —, doch wenigstens in einer Hinsicht nicht trügten: es waren immerhin leere Wohnungen, die sie ankündigten. Mit den Semmeln, den Hülsenfrüchten, dem Schlagobers und verschiedenen anderen Gegenständen wehmütiger Erinnerung, sind auch diese Zettel dahingeschwunden. Man behilft sich, indem man, mit einer größeren Banknote bewaffnet — ohne die es sich jetzt ohnedies nicht verlohnt, auszugehen — von einer Hausbesorgerin zur anderen wandert

und händlerisch behauptet, man habe gehört, hier im Hause sei eine Wohnung gefündigt worden.

„So freilich, aber die is scho' weg — die is' unter der Hand vermietet worden!“ erklärt die Hausgewaltige achselzuckend. Diese Auskunft verhilft zwar dem Suchenden zu keiner Wohnung, aber sie wirkt hoffnungsvoll und belebend auf seinen Mut ein. Schon daß es Leute gibt, die ihre Wohnungen verlassen, und andere, die darin einziehen, ist eine erfrischende Tatsache, die nur dadurch eine leise Beeinträchtigung erfährt, daß es eben wieder jene geschickten und im Lebenskampf tüchtigen Konkurrenten sind, denen es überall gelingt, die Dinge „unter der Hand“ zu bekommen, die es sich leisten können, phantastische Mietfpreise zu bezahlen, überflüssige und hoch in Rechnung gestellte Möbelstücke mit in den Kauf zu nehmen oder Zinssteigerungen zu akzeptieren, von denen das Mieterschutzgesetz niemals Kunde erhält.

Sich will nicht indiscret sein: auf irgendeine der beschriebenen Arten gelang es auch meiner Freundin Wimi, in den Besitz einer Wohnung zu kommen, und es fehlte jetzt nur noch an den Möbeln, um die teuer erworbenen vier Wände entsprechend auszustatten. „Nur keinen Luxus! Möglichst sparsam und einfach!“ Darin war das junge Ehepaar sich einig. „Jetzt kaufen wir nur das Nötigste, und erst nach dem Kriege richten wir uns so ein, wie wir wollen!“

Nun, daß ein Bett, beziehungsweise zwei Betten, nötig sind, wird niemand bestreiten wollen. Es ist daher nicht übermäßig angenehm zu erfahren, daß allein die Matratzen 1200 Kronen kosten, ein Preis, für den man früher ein ganzes Schlafzimmer samt Teppichen und Vorhängen geliefert bekam. Der Betrag hingegen, der für ein Messingbett gefordert wurde, konnte recht wohl mit einer bürgerlichen Mitgift von Anno dazumal konkurrieren. Daß der Möbeldändler für zwei schlichte Nußholzkästen, deren Güte und Dauerhaftigkeit sich darin befandete, daß sie sich wohl aussähen, aber hernach nicht wieder zu sperrten ließen, die bescheidene Summe von 1800 Kronen begehrte, sei nur nebenbei angemerkt. Wen darf es unter diesen Umständen wundernehmen, wenn ein besserer Tisch 700 bis 800 Kronen, ein dazu passender Sessel etwa 150 Kronen kostet. Man mag es wagen, sich auf einen solchen Sessel niederzusetzen, wenn man sich bescheidenen Herzens eingestehen muß, daß man kein Kriegsgewinner ist?

Aber nicht nur neue, auch gebrauchte Möbel waren erheblich in der Wertschätzung gestiegen, zumindest in den Augen ihrer Besitzer. Diese wackeren Leute schienen sich etwas darauf zugute zu tun, daß sie die Gefälligkeit gehabt hatten, die Möbel so manches Jahr bei sich zu beherbergen, und verlangten Lagerzins samt Zins und Zinseszins dafür.

Man wurde abgestumpft durch all diese hohen Preise, gewöhnte sich förmlich an drei- bis vierstellige Zahlengrößen und wurde erst aufgeschreckt angesichts der unheimlich anwachsenden Gesamtsomme, die durch jeden Rocktopf und jeden Scheuerlappen in namhafter Weise erhöht wurde. Von Haus- und Bekleidungsgegenständen zu schweigen! Wehe der Mutter, die nicht rechtzeitig für die Ausstattung ihrer Tochter sorgte! Wenn der Bezugsein ihr keine Grenzen setzt — der Händler kennt kein Erbarmen. Ich hörte von einem Brautpaar, das wehmütig und tiefbetrübt auseinanderging, weil eine einzige Garnitur Bettüberzüge 600 Kronen kostete. Vielleicht hätten sie sich sogar mit den anderen Preisüberschreitungen schweren Herzens abgefunden, aber dies war der Tropfen, der das Gefäß zum Überlaufen brachte. Sie bekamen allzu große Angst, gemeinsam das Elternhaus zu verlassen, wo sie sich doch in halbwegs geschützter Position befanden, und verzichteten — wegen eines Bettüberzuges! Ein moderner Scheidungsgrund. Denn — nicht wahr — ein Heim will man ja doch haben, wenn man die Pflichten und Verantwortungen einer Ehe auf sich nimmt? Und zu einem Heim gehören eben notwendig Betten, in denen man schläft, Sessel und Tisch, um daran zu sitzen, und ein Dach, das diese bescheidene Habe schützt.

Sollte es wirklich gar kein Mittel geben, den jungen Ehepaaren, die sich nach dem Kriege endlich ihrer Vereinigung freuen dürfen, zu dem ersehnten Hausstand zu helfen, schon jetzt dafür zu sorgen, daß etwaige Ersparnisse nicht für wucherisch gesteigerten Hausrat geopfert werden müssen, sondern für edlere und wichtigere Zwecke aufbewahrt bleiben können?

Die Unsicherheit in Wien.

Das Kapitalverbrechen, dessen Schauplatz gestern am hellen Tage das Hotel Bristol war, wirft wieder einmal ein grelles Schlaglicht auf die in Wien überhandnehmende Unsicherheit. Keine Woche, die nicht einen Mord brächte, kein Tag, an dem nicht Bluttaten alle Art, Ein-

brüche, Ueberfälle, Diebstähle und Verbrechen mannigfachster Natur zu verzeichnen wären.

Die Polizei tut, was sie kann, sie verstärkt, wo es irgend geht, die Posten. Sie läßt während der Nachtstunden Doppelposten weite Rundgänge machen, und draußen in den äußeren Bezirken und in den Villenvororten streifen Tag und Nacht unermüdblich berittene Wachleute, scharf Umschau haltend, umher. Aber alles, was zur Hebung der Sicherheit unternommen wird, erweist sich als unzureichend, um der täglich wachsenden Zahl aller jener Leute, die ein leichtsinniges Gewerbe in fremden Wohnungen treiben, Herr zu werden. Es fehlt der Polizeidirektion an den nötigen Mannschaften, die erforderlich wären, um die weitausgedehnten Wachrouten wirklich so wie in Friedenszeiten unter ständiger Kontrolle zu halten. Die jetzt dienstleistenden Wachleute sind zum Teil sogar wieder reaktivierte Pensionisten, zum großen Teil ältere Leute, die den physischen Schwierigkeiten des körperlich anstrengenden Wachdienstes einfach nicht mehr gewachsen sind. Wenn auch die Organe der Militärpolizei der Zivilwache Hilfe zu leisten haben, so ersetzt dies doch noch lange nicht die Leistungen eines technisch gut vorgebildeten Zivilwachkorps, so wie es die Wiener Polizeidirektion im Frieden zur Verfügung hatte.

Dem reduzierten Wachkorps gegenüber ist aber die Zahl des leichtsinnigen Gesindels im gewaltigen Wachsen begriffen. Nicht zuletzt erhält es stets frischen Zuzug aus den Reihen der Jugendlichen, deren Denken verwirrt ist durch die Lektüre verrothender Bücher. Insbesondere

aber rekrutiert sich die Verbrechertwelt aus jenen Elementen, die sich durch die Romantik des Krieges ungarnen ließen und nun glauben, auf eigene Faust hier im Hinterlande ein ungezügeltés Räuberleben führen zu können. Vielfach auch sind es Deserteure, die Wien unsicher machen, und besonders diese sind es, die in den Momenten der Verzweiflung, in dem Augenblick, da sie ihre Verhaftung nahen sehen, zur Waffe greifen, um ihre Freiheit so teuer als möglich zu verkaufen. Zu diesen beiden Kategorien tritt noch die nicht unerhebliche Zahl der Gewohnheitsdiebe. Die Mitglieder dieser drei Verbrecherklassen begehen Einbrüche und Diebstähle, um ohne Arbeit, ohne eine geregelte Tätigkeit leben zu können. Burden früher mit Vorliebe Wert- und Schmuckgegenstände sowie bares Geld gestohlen, so verlegen sich die Diebe und Einbrecher heute allerdings mehr auf Nahrungs- und Genussmittel sowie auf Bekleidungs- und Wäschestücke, da ihnen die Beutestücke von den Sehlerern zu jedem Preis abgenommen werden, während die Täter selbst sich bei dieser Art Beute sicherer fühlen, als als wenn sie Wertpapiere entwänden, die sie vom Sehler zumeist nur mit wahren Spottpreisen honoriert erhalten.

Die Zunahme der Unsicherheit in Wien auf dem Gebiete der Einbrüche und Diebstähle hat bereits derartige Fortschritte gemacht, daß sich, wie einem unserer Mitarbeiter von einem Versicherungsfachmann erklärt wird, einzelne große Versicherungsgesellschaften nur noch nach reiflicher Ueberlegung entschließen können, Neuanmeldungen auf Versicherungen gegen Einbruch und Diebstahl anzunehmen. Der Fachmann führte aus:

„Die zunehmende Unsicherheit in Wien hat die Zahl der Versicherungsnehmer in letzter Zeit außerordentlich erhöht. Die Versicherungsgesellschaften sehen sich jedoch im Interesse ihrer bisherigen Klienten genötigt, sehr vorsichtig bei der Neuaufnahme von Bewerbern vorzugehen. Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß Neuaufnahmen überhaupt abgelehnt werden, aber die Vorkontrolle eines jeden neuen Antrages wird viel rigorosier als in Friedenszeiten und unter normalen Verhältnissen durchgeführt. Die verlangten Sicherungsmaßnahmen des zur Versicherung angemeldeten Objekts sind viel strengere als früher. Selbstverständlich nimmt man auch heute noch eine Wohnung in einem ruhigen, soliden, gut bewachten Wohnhaus ohne weiteres zur Versicherung an, dagegen überlegt man es sich, eine Versicherung für eine Wohnung in einem Industriebezirk, etwa gar in einem Hause mit lebhaftem Durchgangsverkehr zu akzeptieren. Wenn jedoch Gerüchte verbreitet sind, die besagen, daß seitens der Versicherungsgesellschaften augenblicklich Einbruchs- und Diebstahlversicherungsanträge prinzipiell abgelehnt werden, so beruhen diese auf falschen Informationen, da über Annahme oder Ablehnung stets nur nach reiflicher Prüfung von Fall zu Fall entschieden wird.“

Sonntagsfahrten einst und jetzt.

Einst in der guten alten Friedenszeit waren die Maiensontage Ausflugsstage erster Ordnung. Wer halbwegs sich ein paar Kronen erspart hatte, der kaufte sich eines der beliebten Fahr-scheinhefte in die Wachau um den Spottpreis von 5 Kronen 60 Sellen, fuhr mit dem Semmering-touristenzug um 5 Kronen auf den Semmering und zurück, ging auf die Rax, den Schneeberg krazeln oder in die Mariazeller Berge. Jeder Zug hatte seinen Vor- und Nachtrain und die Lokalzüge folgten einander in so kurzen Abständen, daß, wie es z. B. auf der Südbahn oft genug geschah, sich die Züge geradezu stauten. Alle Schalter auf den Bahnhöfen waren geöffnet und die Abfertigung ging größtenteils trotz des Massenandranges glatt vonstatten. Man nahm seinen vollgepackten Rucksack mit, angefüllt mit Butterbrot, Salami, Schinken, Käse, Sardinen, Speck und Eiern, kletterte zwei Tage auf den Kullersteigen der Hohen Wand oder in den Abstrichen der Rax herum, um einem natürlichen Tode möglichst aus dem Wege zu gehen, man fuhr nach Mönchkirchen zum Binder, nahm sich ein billiges Zimmer, bekam ein herrliches Essen, das man dann auf der Mönchkirchner Schmaig auf das Beschaulichste verdaute, man dürrte sich in Aggstein als wilder „Sched von Wald“ und saß bald nachher wieder als Kulturmench beim Jedel in Spitz. Man lag auf den Wiesen beim Orterbauer am Semmering und trank einen prachtvollen Oberkaffee oder war beim Laufensteiner in Mariazell einquartiert und stieg auf die Bürgeralpe, kurz, überall fand man Unterkunft und gute Verpflegung und schrieb dann in sein Tagebuch: „Die heurigen Pfingsten gut verbracht. Verpflegung herrlich, Kosten mäßig.“

Und wie lang ist das alles her? Keine vier Jahre. Es mutet uns aber an, als läge mindestens ein Jahrzehnt dazwischen. Wo sind die knusperigen Salzstangerln in den Biergärten von Hadersdorf-Weidlingau, Gütteldorf und Liesing? Wo ist das schäumende Krügel Pilsner, das Landgeselchte mit Knödel und Kraut, das sich auf der Speisefarte des bescheidensten Landwirtschauses fand? Wo sind die Zeiten, da selbst beim Panhans am Semmering das auf Silber servierte Frühstücksgullasch 1 Krone 50 Sellen gekostet hat? Wo sind die Sonderzüge, die eingeschobenen Touristenzüge, die Vor- und Nachtrains? Wohin ist alle Bequemlichkeit beim Reisen? Eine fürchterliche Plackerei ist an ihre Stelle getreten, ein Hezen, Jagen, Vergern . . . Nein, nein! Die Bahnen haben gewarnt, sich weitere Ausflüge in den Kopf zu setzen und man tut gut daran, diese Warnung getreulich zu beobachten. Man wird sich viele Enttäuschungen und Aufregungen ersparen. Leider geht es nicht anders. Erst in der „Reichspost“ vom 15. Mai wurde von fachmännischer Seite mitgeteilt, daß an eine Vermehrung der Lokal- und Fernzüge jetzt nicht gedacht werden könne, weil unter den gegebenen Verhältnissen die größte Ausnützung der zur Verfügung stehenden Lokomotiven angestrebt werden müsse; denn nur auf diesem Wege könne das Auslangen mit den vorhandenen Betriebsmitteln, vor allem aber mit den Lokomotiven gefunden werden. Bei der geringen Anzahl von Fernzügen hat auch das Militär den Vorzug und das ist schließlich recht so. Die im Felde sollen auf jeden Fall die Möglichkeit haben, ihre Urlaubsfahrten in die Heimat ohne Anstand unternehmen können. Wir Zivilisten wollen ihnen gerne den Vortritt lassen und in

diesem Sommer auf weitere Fahrten verzichten. Wir wollen daheim bleiben innerhalb der Gemarkungen Wiens, wollen den näheren Wienerwald neu entdecken und einmal um den Lainzer Tiergarten wandern, von Gütteldorf nach Mauer. Welch seltene Naturgenüsse erwarten da den einsamen Wanderer, wenn er zuweilen über die alte, teilweise schon recht schadhafte Tiergartenmauer einen Blick in dieses Tierparadies wirft. War neu-lich bei Mariabrunn und lugte heimlich über die bröckelige Wand. Sei, da gab's ein Bild zu sehen, das jedem Freunde der Natur wohl unvergessen blieb. Fünf große Hirschkälber und drei mächtige Wildschweine ästen friedlich nebeneinander, ein Dachs lief in unmittelbarer Nähe vorbei, zwei Meißter Lampe mummelten den Sauersee und ließen sich durch meine Anwesenheit auch nicht im mindesten stören. Grad, als ob sie 's wüßten, daß sie ein kaiserlicher Freibrief schützt vor fremden Angriffen. Aber auch sonst hat der nähere Wienerwald Stellen prächtigster Natur, den Laudonpark, die Schießstätte in Mauer, das Gutenbrunner- und Kaltenleutgebnerthal, das mit der Dampfstraßenbahn so leicht zu erreichen ist, und unzählige andere. Wir wollen uns aufs neue an ihnen erfreuen und uns mit der Hoffnung tragen, daß wir im nächsten Jahre schon der Segnungen des Weltfriedens teilhaftig sein und damit auch wieder in die Lage kommen werden, das Ziel unserer Sonntagsausflüge weiter stecken zu können.

Mauer.

26. 7. 1918

Im Stammbiel.



„Eckhart mo amol, auf'n Feurigen haben
 hoh'n Beschüchlichkeit aber, idart in den
 Nahr, sagte Schwaffer; „warum? Weg'n was?
 Was hat a eahna denn tan?“

„Dös moag i net,“ sagte Spanngl; „d' viel
 Sallodri wird draußt treib'n, glaub i, zu viel
 Speckfasel wird g'macht, hör i, d' viel Klauß-
 trinken si d' Gäß an, lät i...“

„Was soll'n f' denn anderst frang?“ erwiderte
 sich Schwaffer; „dahr is ja ber Wein auf der
 Welt, hab' i ma sag'n lassen und wann d' De-
 hörden d' Maut' aus der Welt idoffen woll'n,
 müßen f' n gangen Wein bereiten, d' Meisteller
 spür'n und in d' Speingarten enthalt' Zentranten
 Schöckel anhan'n. Feurer wird ja Maut' net sein.“

„Für a Feurigenerrinnung bin i gang ein-
 gnommen,“ ließ sich Oberberger vernahmen.
 „So idon, na, das is jetzt n' s' Menschste,“
 unterbrach ihn Etichler, „der Oberberger is unter
 d' Feurigenerrinnung gangen, die für d' Maut' er-
 hielt idwären, Stim mit's a net idel, aber
 Eposi, aber dös feht Dir gar net zu G'ficht.“

„Wannu an Menschen mit ansehn liebsi!
 fuhr Oberberger fort; „die Feurigenerrinnung, wie
 i ma's vorstell, die idaner gang' anderst aus, als
 wie d' wirtsch. S' laget als Speigeler und Ber-
 urthungsmacher: Der Siter leet net mehrals anhausidant. Fast es g'lehng'n, nicht so aner an
 Gulten loffen. Stimtum, Ertreidant, d' Speinprei!
 machen ja scho in Dinnel auf'a, schanderhaft
 is dös! Feurer amol, host ihn adtunddierig
 Strenger an gang an passablen Tropfen frigt, der
 Beschneher war scho fadllos und zum Gult imen
 host die g'logt. Feur' host der Siter seine Bier,
 siint Schuld'n wie nix; und dabei war's letzte
 Speinprei so gut, wie seit a geh'n, fußgein Siter'
 net.“

„Dös is all's weg'n der Saluta, hab' i m'
 sag'n lassen,“ murte Etichler.
 „Drah, aber d' Saluta kann i net faulen,“
 sagte Oberberger; „den Wein wieder, denn kann i
 net dervast'n. Ganz ehrt g'red't, meine Sieren, i
 kann m'r heut' tag ein Feurigenerrausch nimmern
 heuchel'n, und wann i von d' viel'n Klaußer'n
 hör', die in Örtzing und Örtzing allerweil no
 g'liebet werd'n, bin i gang hoff. So nehmen denn,
 um all's in der Welt, die Feur' s' Geld her, doch
 sie si in cera Zeit n' Sirtus von an Mautsch leffen
 können?“

„Joh' bit' Di, jetzt n', wo's Geld wie Mist
 auf der Gassen liegt,“ sagte Schwaffer mit einer
 woguerfenden Handbewegung.
 „Na, aber nur für d' g'wissen Feur', die's
 ank' Stand'n berfies'n,“ sagte Oberberger; „unter-
 aner g'höret net zu bera Sorten.“

„Es unter eigene Schuld,“ meinte Schwaffer,
 „a jeder von uns hat' Striegsg'winne werd'n
 können, wenn er nur beizeten dazug'schaut hat'.
 Sert'n is's freit scho a hat'.“

„Wie d' Mautsch mit'n Geld inneronda-
 schupen, is's scho narisch,“ sagte Spanngl.
 „Schaut' nicht hin, machst' manden dabon an
 Strenger identen, so g'riffen und a'macht, wie er

„Eckhart mo amol, auf'n Feurigen haben
 hoh'n Beschüchlichkeit aber, idart in den
 Nahr, sagte Schwaffer; „warum? Weg'n was?
 Was hat a eahna denn tan?“

„Dös moag i net,“ sagte Spanngl; „d' viel
 Sallodri wird draußt treib'n, glaub i, zu viel
 Speckfasel wird g'macht, hör i, d' viel Klauß-
 trinken si d' Gäß an, lät i...“

„Was soll'n f' denn anderst frang?“ erwiderte
 sich Schwaffer; „dahr is ja ber Wein auf der
 Welt, hab' i ma sag'n lassen und wann d' De-
 hörden d' Maut' aus der Welt idoffen woll'n,
 müßen f' n gangen Wein bereiten, d' Meisteller
 spür'n und in d' Speingarten enthalt' Zentranten
 Schöckel anhan'n. Feurer wird ja Maut' net sein.“

„Für a Feurigenerrinnung bin i gang ein-
 gnommen,“ ließ sich Oberberger vernahmen.
 „So idon, na, das is jetzt n' s' Menschste,“
 unterbrach ihn Etichler, „der Oberberger is unter
 d' Feurigenerrinnung gangen, die für d' Maut' er-
 hielt idwären, Stim mit's a net idel, aber
 Eposi, aber dös feht Dir gar net zu G'ficht.“

„Wannu an Menschen mit ansehn liebsi!
 fuhr Oberberger fort; „die Feurigenerrinnung, wie
 i ma's vorstell, die idaner gang' anderst aus, als
 wie d' wirtsch. S' laget als Speigeler und Ber-
 urthungsmacher: Der Siter leet net mehrals anhausidant. Fast es g'lehng'n, nicht so aner an
 Gulten loffen. Stimtum, Ertreidant, d' Speinprei!
 machen ja scho in Dinnel auf'a, schanderhaft
 is dös! Feurer amol, host ihn adtunddierig
 Strenger an gang an passablen Tropfen frigt, der
 Beschneher war scho fadllos und zum Gult imen
 host die g'logt. Feur' host der Siter seine Bier,
 siint Schuld'n wie nix; und dabei war's letzte
 Speinprei so gut, wie seit a geh'n, fußgein Siter'
 net.“

„Dös is all's weg'n der Saluta, hab' i m'
 sag'n lassen,“ murte Etichler.
 „Drah, aber d' Saluta kann i net faulen,“
 sagte Oberberger; „den Wein wieder, denn kann i
 net dervast'n. Ganz ehrt g'red't, meine Sieren, i
 kann m'r heut' tag ein Feurigenerrausch nimmern
 heuchel'n, und wann i von d' viel'n Klaußer'n
 hör', die in Örtzing und Örtzing allerweil no
 g'liebet werd'n, bin i gang hoff. So nehmen denn,
 um all's in der Welt, die Feur' s' Geld her, doch
 sie si in cera Zeit n' Sirtus von an Mautsch leffen
 können?“

„Eckhart mo amol, auf'n Feurigen haben
 hoh'n Beschüchlichkeit aber, idart in den
 Nahr, sagte Schwaffer; „warum? Weg'n was?
 Was hat a eahna denn tan?“

„Dös moag i net,“ sagte Spanngl; „d' viel
 Sallodri wird draußt treib'n, glaub i, zu viel
 Speckfasel wird g'macht, hör i, d' viel Klauß-
 trinken si d' Gäß an, lät i...“

„Was soll'n f' denn anderst frang?“ erwiderte
 sich Schwaffer; „dahr is ja ber Wein auf der
 Welt, hab' i ma sag'n lassen und wann d' De-
 hörden d' Maut' aus der Welt idoffen woll'n,
 müßen f' n gangen Wein bereiten, d' Meisteller
 spür'n und in d' Speingarten enthalt' Zentranten
 Schöckel anhan'n. Feurer wird ja Maut' net sein.“

„Für a Feurigenerrinnung bin i gang ein-
 gnommen,“ ließ sich Oberberger vernahmen.
 „So idon, na, das is jetzt n' s' Menschste,“
 unterbrach ihn Etichler, „der Oberberger is unter
 d' Feurigenerrinnung gangen, die für d' Maut' er-
 hielt idwären, Stim mit's a net idel, aber
 Eposi, aber dös feht Dir gar net zu G'ficht.“

„Wannu an Menschen mit ansehn liebsi!
 fuhr Oberberger fort; „die Feurigenerrinnung, wie
 i ma's vorstell, die idaner gang' anderst aus, als
 wie d' wirtsch. S' laget als Speigeler und Ber-
 urthungsmacher: Der Siter leet net mehrals anhausidant. Fast es g'lehng'n, nicht so aner an
 Gulten loffen. Stimtum, Ertreidant, d' Speinprei!
 machen ja scho in Dinnel auf'a, schanderhaft
 is dös! Feurer amol, host ihn adtunddierig
 Strenger an gang an passablen Tropfen frigt, der
 Beschneher war scho fadllos und zum Gult imen
 host die g'logt. Feur' host der Siter seine Bier,
 siint Schuld'n wie nix; und dabei war's letzte
 Speinprei so gut, wie seit a geh'n, fußgein Siter'
 net.“

„Dös is all's weg'n der Saluta, hab' i m'
 sag'n lassen,“ murte Etichler.
 „Drah, aber d' Saluta kann i net faulen,“
 sagte Oberberger; „den Wein wieder, denn kann i
 net dervast'n. Ganz ehrt g'red't, meine Sieren, i
 kann m'r heut' tag ein Feurigenerrausch nimmern
 heuchel'n, und wann i von d' viel'n Klaußer'n
 hör', die in Örtzing und Örtzing allerweil no
 g'liebet werd'n, bin i gang hoff. So nehmen denn,
 um all's in der Welt, die Feur' s' Geld her, doch
 sie si in cera Zeit n' Sirtus von an Mautsch leffen
 können?“

„Joh' bit' Di, jetzt n', wo's Geld wie Mist
 auf der Gassen liegt,“ sagte Schwaffer mit einer
 woguerfenden Handbewegung.
 „Na, aber nur für d' g'wissen Feur', die's
 ank' Stand'n berfies'n,“ sagte Oberberger; „unter-
 aner g'höret net zu bera Sorten.“

„Es unter eigene Schuld,“ meinte Schwaffer,
 „a jeder von uns hat' Striegsg'winne werd'n
 können, wenn er nur beizeten dazug'schaut hat'.
 Sert'n is's freit scho a hat'.“

„Wie d' Mautsch mit'n Geld inneronda-
 schupen, is's scho narisch,“ sagte Spanngl.
 „Schaut' nicht hin, machst' manden dabon an
 Strenger identen, so g'riffen und a'macht, wie er

„Eckhart mo amol, auf'n Feurigen haben
 hoh'n Beschüchlichkeit aber, idart in den
 Nahr, sagte Schwaffer; „warum? Weg'n was?
 Was hat a eahna denn tan?“

„Eckhart mo amol, auf'n Feurigen haben
 hoh'n Beschüchlichkeit aber, idart in den
 Nahr, sagte Schwaffer; „warum? Weg'n was?
 Was hat a eahna denn tan?“

„Dös moag i net,“ sagte Spanngl; „d' viel
 Sallodri wird draußt treib'n, glaub i, zu viel
 Speckfasel wird g'macht, hör i, d' viel Klauß-
 trinken si d' Gäß an, lät i...“

„Was soll'n f' denn anderst frang?“ erwiderte
 sich Schwaffer; „dahr is ja ber Wein auf der
 Welt, hab' i ma sag'n lassen und wann d' De-
 hörden d' Maut' aus der Welt idoffen woll'n,
 müßen f' n gangen Wein bereiten, d' Meisteller
 spür'n und in d' Speingarten enthalt' Zentranten
 Schöckel anhan'n. Feurer wird ja Maut' net sein.“

„Für a Feurigenerrinnung bin i gang ein-
 gnommen,“ ließ sich Oberberger vernahmen.
 „So idon, na, das is jetzt n' s' Menschste,“
 unterbrach ihn Etichler, „der Oberberger is unter
 d' Feurigenerrinnung gangen, die für d' Maut' er-
 hielt idwären, Stim mit's a net idel, aber
 Eposi, aber dös feht Dir gar net zu G'ficht.“

„Wannu an Menschen mit ansehn liebsi!
 fuhr Oberberger fort; „die Feurigenerrinnung, wie
 i ma's vorstell, die idaner gang' anderst aus, als
 wie d' wirtsch. S' laget als Speigeler und Ber-
 urthungsmacher: Der Siter leet net mehrals anhausidant. Fast es g'lehng'n, nicht so aner an
 Gulten loffen. Stimtum, Ertreidant, d' Speinprei!
 machen ja scho in Dinnel auf'a, schanderhaft
 is dös! Feurer amol, host ihn adtunddierig
 Strenger an gang an passablen Tropfen frigt, der
 Beschneher war scho fadllos und zum Gult imen
 host die g'logt. Feur' host der Siter seine Bier,
 siint Schuld'n wie nix; und dabei war's letzte
 Speinprei so gut, wie seit a geh'n, fußgein Siter'
 net.“

„Dös is all's weg'n der Saluta, hab' i m'
 sag'n lassen,“ murte Etichler.
 „Drah, aber d' Saluta kann i net faulen,“
 sagte Oberberger; „den Wein wieder, denn kann i
 net dervast'n. Ganz ehrt g'red't, meine Sieren, i
 kann m'r heut' tag ein Feurigenerrausch nimmern
 heuchel'n, und wann i von d' viel'n Klaußer'n
 hör', die in Örtzing und Örtzing allerweil no
 g'liebet werd'n, bin i gang hoff. So nehmen denn,
 um all's in der Welt, die Feur' s' Geld her, doch
 sie si in cera Zeit n' Sirtus von an Mautsch leffen
 können?“

„Joh' bit' Di, jetzt n', wo's Geld wie Mist
 auf der Gassen liegt,“ sagte Schwaffer mit einer
 woguerfenden Handbewegung.
 „Na, aber nur für d' g'wissen Feur', die's
 ank' Stand'n berfies'n,“ sagte Oberberger; „unter-
 aner g'höret net zu bera Sorten.“

„Es unter eigene Schuld,“ meinte Schwaffer,
 „a jeder von uns hat' Striegsg'winne werd'n
 können, wenn er nur beizeten dazug'schaut hat'.
 Sert'n is's freit scho a hat'.“

„Wie d' Mautsch mit'n Geld inneronda-
 schupen, is's scho narisch,“ sagte Spanngl.
 „Schaut' nicht hin, machst' manden dabon an
 Strenger identen, so g'riffen und a'macht, wie er

„Eckhart mo amol, auf'n Feurigen haben
 hoh'n Beschüchlichkeit aber, idart in den
 Nahr, sagte Schwaffer; „warum? Weg'n was?
 Was hat a eahna denn tan?“

Thomas Berger.

(Die hochbeinigen Schuster.) Daß die Höchstpreisverordnungen den zahllosen großen und kleinen Bucherern arg zuwider sind, weiß man ja. Wir haben es in den letzten beiden Jahren, seitdem der Staat sich um das Preistreiben der Händler, Geschäftsleute und Gewerbetreibenden etwas mehr bekümmert, oft genug erlebt, daß durch die Reihen dieser Kriegsnutznießer ein drohendes Murren geht, sooft ihrem Streben, aus der Not der Konsumenten einen guten Schnitt zu machen, gewisse Grenzen gezogen wurden. Ebenso, wie man ja aus Erfahrung weiß, daß jeder Artikel, dessen Preise normiert werden, sofort aus dem offenen Verkehr verschwindet, um darauf im Schleichhandel lustig weiter gesteigert zu werden. In diesem flotten Reigen haben nun die Schuster von Budapest eine ganz originelle Rolle sich ausgedacht. Sie handelten und wucherten bisher mit ihrer Hände Arbeit, und von der Stunde an, da in Ungarn Höchstpreise für den Schuhhandel wie auch für alle Schuhreparaturen eingeführt waren, erklärten sie einfach, nichts mehr zu flicken und zu sohlen. Mögen die Budabester, die sich keine neuen Schuhe kaufen können, einfach bloßfüßig gehen. Die Wille slog in den Winkel, der Schustervapp begann einzutrocknen, und die Herren Meister begannen, der Regierung mit ihren Schusterhöchstpreisen etwas zu pfeifen. Sie vergaßen nur freilich, daß sie eben nicht in Oesterreich, sondern in Ungarn sind, und daß ein magyarischer Minister, der eine Verordnung herausgibt, nicht mit sich spöken läßt. Der Schusterstreik dauerte kaum erst ein paar Tage und die Oeffentlichkeit hatte eigentlich kaum noch Gelegenheit, sich über diese neueste Herausforderung der bedrängten Konsumenten zu erbofen, da brachte gestern auch schon das ungarische Amtsblatt eine Kundmachung, in der der Minister mit den Budabester Schustern zwar nicht deutsch, wohl aber ungarisch redet. Er kündigt ihnen nebst ganz exemplarischen Strafen einfach die Gewerbeentziehung an, wenn sie sich nicht arbeitswillig fügen. Und da ungarische Minister das, was sie androhen, auch ausführen, ist nicht daran zu zweifeln, daß die hochbeinigen Schuster nun bald zu Baaren getrieben sein werden. Magyarische Vorbilder mögen uns Oesterreichern nicht immer nachahmenswert erscheinen, diesmal aber sollte das Budabester Beispiel doch auch bei uns Schule machen. Wie wär's, wenn die österreichischen Mächtiger ebenfalls einmal versuchen würden, im Wege der amtlichen Wiener Zeitung mit allen jenen, die aus der Not des Krieges unerlaubte Profite ziehen, ein wenig „ungarisch“ zu sprechen?

(Die Gemeinde Wien und die Badetrifots.)

Wir erhalten folgende Zuschrift: Vor einigen Wochen war zu lesen, daß die Verwaltung des Gänsehäufels endlich die Besucher des Familienbades von der kindischen Bedingung des gleichzeitigen Erscheinens an den Kassen befreit habe und man freute sich, daß diese vernünftige Idee in die Amtsstuben unserer Stadtverwaltung Einlaß gefunden hat. Zu Pfingsten machte die Badeverwaltung die Eröffnung des Gänsehäufels kund, gab aber gleichzeitig bekannt, daß der Zutritt zum Familienbad nunmehr nur in kombi-

trifots bei Frauen und Mädchen nicht mehr zugelassen sind. Diese Verfügung fordert zum schärfsten Widerspruch heraus; sie ist ganz unbegründet und beweist einen großen Mangel an sozialer Einsicht. Tausende von Besuchern haben sich seinerzeit lediglich mit Trifots versorgt; sie waren billig, behindern beim Schwimmen nur wenig, trocknen rasch bei Wechsel von Wasser- und Sonnenbad — und schließlich waren sie schließlich auch. Indezente Trifots waren im Familienbad wohl höchst selten zu finden, eher zeigten die Stoffbadeanzüge einzelner Damen eine etwas kühne Aufmachung. Wozu also ein Verbot, das auch in erstklassigen Weltbadeorten unbekannt ist und überdies in einer Zeit erlassen wird, wo Stoffknappheit und Preise es dem Mittelstand unmöglich machen, Ersatz für das verpönte Trifot zu schaffen? Altes, abgelegtes Zeug oder übrige Stoffe von früher stehen wohl nur in den seltensten Fällen zu Gebote; vier Kriegsjahre haben es gelehrt, Bekleidung bis zum völligen Zerfall auszunützen. Hat eine Hausfrau wirklich noch einen Rest Stoff, so wird sie es sich sehr überlegen, ihn auf einen Badeanzug zu verschwenden, da es an viel nötigeren Bekleidungsstücken fehlt; fertige Anzüge in der Preislage von 300 Kronen aufwärts sind aber auch nicht allgemein zugänglich. Es ist zu hoffen, daß die zuständigen Behörden die anscheinend um unsere Moral so besorgten Stadtväter auf das Anzeitgemäße ihrer Verfügung aufmerksam machen und der Gemeinde auseinandersetzen werden, daß die Verwaltung der Gemeindebäder lediglich vom Standpunkt der Hygiene zu führen ist, die Sittlichkeitspolizei jedoch vergangener Zeiten angehört und überdies außerhalb der Kompetenz der Badeverwaltung liegt. Griesgrämige Moralisten, die an den Trifots der Damen Anstoß nehmen, können ja das Familienbad meiden, anderen Mitmenschen soll aber durch polizeistaatliche Bekleidungsvorschriften der Besuch des Familienbades nicht verweigert oder ganz unmöglich gemacht werden.

Wiener Morgenwanderung.

Ein Waispaziergang in Neuwaldegg.

„Es sehn der herrlichen Anlagen um Wien so viele, daß man ohnmöglich sie alle besuchen kann!“ So heißt es in den „Briefen eines reisenden Deutschen“, die vor hundert Jahren geschrieben wurden.

Obwohl heute schon manche von den damals bestandenen Anlagen verschwunden sind, gibt es ihrer noch genug, die eines Besuches wert sind. Da ist vor allem der große Schwarzenbergpark in Neuwaldegg, der zur Hälfte schon dem Weichbilde der Stadt angehört.

Wer sich in der Kriegszeit noch etwas Liebe für die Natur bewahrt hat, über einige freie Stunden und das nötige Fahrgeld für die Straßenbahn verfügt, der versäume es nicht, jetzt, wo die Linden zu blühen beginnen, diesen herrlichen Erdenstied aufzusuchen. In den Morgenstunden ist es dort am schönsten. Eine tiefdunkle Allee nimmt den Wanderer auf. Mächtige Bäume, unter deren bis auf den Boden herabhängenden Ästen wohl'ge Dämmerung herrscht. In ihrem Blättergehege schmettern die Finken und floten die Drosseln. Seitenwege führen aus dem goldgrün flimmernden

Gänge auf Wiesen. Wie ein perlgrauer Schleier liegt der feine Tau über den Blumen und Gräsern. Die Morgensonne sendet warme Strahlen ins feuchte Grasmeer, ein angenehmer Geruch steigt auf. Prachtige Baumgruppen stehen verstreut auf den Wiesen. Seidenweich und flaumig hängt die grüne Last auf den hohen Ulmen und Ahornen, Kastanien und Linden; ein Hauch der Unberührtheit geht von ihren Kronen aus.

Dann sieht ein Bänkchen da, halb verdeckt von Hartriegelsträuchern, und man bringt es nicht über sich, hier nicht zu rasten. Der Blick fällt in einen Talwinkel, der von Waldbergen gebildet ist. Nur in der Richtung der aufgehenden Sonne ist ein tiefer Einschnitt und durch ihn bliden fürwichtig zwei schlank Kirchtürme. Reinheit, Ruhe und Harmonie überall, wohin das entzückte Auge blickt. Nichts ist an der Natur auszusetzen. Aber nun kommt das Menschentum und bringt — die „Wuschpapierlein“. Man sollte glauben, es wäre nichts mehr da zum „Einwickeln“. Die braunen und weißen Papierfetzen um die Bank herum beweisen es aber, daß dem nicht so ist.

Siehe, da kommt ein Fräulein in Weiß, begleitet von einem Herrn in tadellosem Sammet. „Bessere Leute“, die Erziehung gemessen haben, der Kleidung nach zu urteilen. Zierlich auf ihren hohen Stöckeln trippelnd, entnimmt jetzt das weiße Fräulein einem am Arm hängenden Seidenbeutel ein Päckchen. In drei Zeitungsbüchern und einem Bogen Seidenpapier befindet sich etwas Eßbares. Mit eleganter Bewegung werden die Papiere auf den Gehweg geworfen, das Eßbare geteilt, das Paar geht weiter und von seiner Anwesenheit zeigt nur noch die Verunreinigung.

Ein grüner Steig führt hin zu einem einsamen Tempelchen. „Graf Lachs Grab“ steht ober der Gktertür, durch die man ins Innere blicken kann. Ein Christus am Kreuz, ein verblühter Lorbeerzweig auf der Brustplatte, unter der der Schöpfer des Parkes Feldmarschall Lach und sein Neffe Graf Brown ruhen. Als sich der Graf diese Stelle zum letzten Ruheplatz erkoren hat, war sie wohl einsamer als heute, da an ihr vorbei zwei sehr begangene Wege führen. Jetzt, am frühen Morgen ist es noch einsam und nur die Vögel allein haben das Wort. Aus den Büschen schallt der liebliche Gesang der Grasmücken, auf den Eichen pfeifen Spottdrosseln und Wendehals, der Schwarzspecht hämmert und unermüdet rufst der Auerhahn. Ein aufmerksamer Beobachter wird finden, daß es heuer viel mehr Singvögel gibt, als in den früheren Jahren. Diese Vermehrung haben die Vögel dem Krieg zu verdanken. Viele? Weil viele der „Finkenstecher“ und „Platzfänger“, die sonst dem Vogelfang oblagen, eingerrückt sind und die Waldfänger in Ruhe brüten können.

Die Linden öffnen ihre Blüten, ein köstlich Duft strömt von ihnen aus. Ueber den Waldwiesen liegt ein weicher Hauch, die Bienen summen, und dies hört sich an wie in weiter Ferne verflingende Orgelklänge.

Welch eine beruhigende Wirkung übt dies auf den Menschen aus! Er vergißt allen Jammer, die Lebensangst weicht von ihm und er gerät unbewußt in die Stimmung: „Es kann Dir nit scheg'n!“

Ein Alter stapft vorbei. Er raucht aus einer überlebensgroßen Pfeife. Was ihr entqualmt, ist das Gegenteil von Wohlgeruch. In Ermanglung des Tabaks raucht der Alte „Wienertal“, das ist eine Mischung von Baumblättern, Schabenkraut und Knoblinger. Zum Glück fällt es einem sich in der Höhe heruntreibenden Lästchen ein, durch den Wald zu huschen. In tändelnden Schwingungen kommt es heran, nimmt den schrecklichen Pfeifenrauch in seine Fänge — und nun duften wieder die Linden.

Der Weg steigt bergan und führt zum Santeau. Man kann nicht fehlgehen. Auch wenn man die blaue Markierung an den Bäumen nicht sehen sollte. Lieber Wanderer, senke nur Deinen Blick zu Boden, und folge den Spuren der Straßenbahnfahrtscheine. Es ist nicht anders, als hätten sich sämtliche Ausflügler der Pfingstfeiertage versammelt, ihre Fahrtscheine auf diesem einzig schönen Waldbweg abzulagern. Ich sah einige Leute, die den Schein noch in der Westentasche stecken hatten. Beim Anblick der tausenden Zeiteln kam ihnen dies erst zum Bewußtsein. Mechanisch griffen sie in die Tasche, atmeten erleichtert auf, als sie den Zettel gefunden und zu den am Wege liegenden geworfen hatten.

Am blauen Himmel ziehen duffige Silberwölkchen, unsichtbare Vögel trillern in der Höhe und der Gesang der Waldvögel schwillt zu einem einzigen Jubelruf an. Und weil wieder alles so schön stimmt in Gottes herrlicher Schöpfung, weil die Berge vor dem entzückten Auge keine einzige unechte Linie aufweisen, den Kräutern und Blumen keine Mißfarbe nachzuliegen, weil die Sänger keinen falschen Ton von sich geben, weil also da heroben alles so schön harmonisiert, kommt wieder der Mensch und wirkt störend. Leider ist es wieder ein Fräulein. Es fühlt sich verpflichtet zu singen. Mit rührend falscher Betonung schreit die Sängerin in den Wald hinein, daß sie irgendwas „den Schwalben nachmachen will“. Das Ergebnis ist, daß die Vögelchen erschrocken ihren Gesang einstellen und erst wieder beginnen, bis die gräßliche Stimme hinter den Stämmen verflingt.

Nun sieht man auf der Höhe. Im Holländerdörfel Graf Lachs ließ es nach dem Muster eines holländischen Fiederdorfes errichten. Die meisten der Hütten fehlen schon und die, die noch stehen, werden zu des Grafen Zeit wohl einem anderen Zweck gedient haben, wie heute. Der Herr Hofkriegsrat schätzte diesen Punkt da heroben ganz besonders und nannte ihn „Dörfchen (Santeau) voller Frieden“. Ueberall eröffnen sich Ausblicke voll zauberischem Reiz. Von Waldbergen eingeschlossene Wiesen, Höhenzüge, die sich in der blauen Ferne verlieren und rundherum ein wogendes Landmeer. Ueber dem Ganzen ein Himmel, wie aus blauer Seide und darauf die Sonne in ihrer goldenen Heiligkeit.

Man trennt sich schwer von hier. Schließlich zieht man doch wieder bergabwärts und durchwacht den Park noch einmal von einer anderen Seite. In dichten Baumshatten sitzt „der ruhende Mars“. Sein hartes Steingeficht läuft grau und empfindungslos in den blauen Tag hinein. Ob ihm nicht schon hänge ist vor all den Schrecken, die die Menschen in seinem Namen auf der Erde vollbringen!

An einem kleinen Bässlein vorbei geht es nun dem Ausgang zu. Zwei Weiher, unrahmt von Wiesenrind, stammen noch aus jener schönen Zeit, da es hier Bassertünte, lausige Ströten und Gartenhäuschen gegeben hat. Nun sind sie sich selbst überlassen; rostbraune Salamander treiben sich darinnen unter den wuchernden Wasserpflanzen herum, und der Himmel drückt sein lachendes Antlitz auf die nicht immer klare Oberfläche. Und nun sind wir wieder in der dunklen Allee, durch die sich die Sonnenstrahlen nur mit Mühe drängen, und gehen langsam hinaus aus dem Garten, auf die sonnenübergossene Neuwaldeggerstraße.

31. IV. 1918

92

(Rucksackdullen.) Wenn man sich auch vorgenommen hatte, während der Feiertage daheim zu bleiben und die so begründeten Ermahnungen hinsichtlich der Verkehrsschwierigkeiten zu befolgen — es half nichts. Mit magnetischer Kraft lockten Sonnenglanz und Maiengrün. Sollte man wieder zwischen Häusern und Sorgen, zwischen Geschäften und Kaffeekautschiken dieiben? Sollte man gar nicht merken, daß es Frühling ist? Ein echt österreicherisches: „Ach was, es wird schon gehen!“, Rucksack, Proviant, heißer Tee oder kalter Wein im Thermophor, vielleicht sogar Suppe oder Kriegskaffee, und man machte sich auf den Weg. Nicht zur Bahn, davor war man doch bange, denn man hatte das fürchterliche Drängen und Stoßen, die schlechte Waggonluft und den Kampf um den Platz noch von zunder festlichen Sonntagen her im Gedächtnisse, über Stadtbahn oder Straßenbahn, das wird nicht so schlimm sein. Und es gelang! Bald war man draußen im Wiener Wald, inmitten von Vogelgezwitscher und jubelndem Grün. Wie die Erde duftet, wie lieblosend, wie löslich nervenberuhigend man die Stille fühlt! Je tiefer man in den Wald kommt, um so lieber wandert man. Es ist, als ob man die eigene Schwere erst überwinden müßte, als ob es gälte, die Glieder von dem Krost zu befreien, den sie in langen Wintermonaten des Schweißschlafs angefest haben. Man freut sich jedes Blümchens, die freilich recht spärlich sind im westlichen Wiener Wald. Und wenn man sich müde gelassen hat, dann sucht man sich auf sonniger Wiese seinen Futterplatz. Nur ein Teil der Frühlingssommuler kehrt in Wirtschaftern ein, obgleich sie fast alle für die Feiertage nach Kräften vorgesorgt hatten und man neben Schweinsbraten, Gulasch und Schöpfsernen, nebst Salat und Erdäpfeln sogar Bier, allerdings eher verheißungsvoll als gut, auf den Tischen stehen sah. Die Mehrzahl der lustdürstenden Städter hatte sich unabhängig gemacht und trug die Wegzehrung nach der so modern gewordenen alten Wanderburschenart bei sich. Auf zahllosen Gängen gewahrte man die sonnenfeligen Rucksackmenschen, einzelne Spaziergänger oder ganze Familien. Die Kinder barfuß, um sich abzuwachen, die Männer, auch Offiziere und Soldaten, mit geöffneten Köcken und Hemden, um sich von der Sonne bräunen zu lassen. Frauen, damit beschäftigt, Wurst- oder Siptaverbrote für ihre Angehörigen herzurichten und Tee einzuschenten. Fast alle Rucksäcke sind auf diese Freiluftmahlzeiten eingerichtet. Nicht nur mit Feldflaschen, Trinkbechern und Thermophoren, sondern auch mit gut verschließbaren Schachteln aus Aluminium oder Weißblech, mit Feldbestecken, Klappmessern und was dieser praktischen Utensilien mehr sind. Mit unentwegt offenen Mäulchen harren die Kinder der Abung, und überall hört man das begehrliche „Noch, bitte noch...“, für das die eine Mutter ein verstehendes Nicken, die andre einen jener traurigen Blicke hat, die man dort,

wo es weder Geld noch „Beziehungen“ gibt, jetzt so häufig sieht. Kein Wunder, wenn diese Frauen — es sind aber nicht nur sie — zu den üppig gepackten Rucksäcken anderer Tafelnder hinübersehen, wo es harte Eier, eine Dose mit Butter, Radieschen und kaltes Fleisch, Käse, Salami, Quärteln und allerlei Kuchen gibt. Ist der Rucksack geleert, so wird er als Korbpolster benutzt. Die Männer zünden ihre Zigarre oder Peise an und richten sich für ein „Schlafen“ zurecht, den Frauen gelingt es nicht, der Kleinen wegen, zur Ruhe zu kommen. Erst bis die Sonne sinkt und das erste milde Maillischen des Spätnachmittags über Hang und Wiesen streicht, wird aufgehoben. Dann werden Korb, Plaid und geleerte Flaschen in den Rucksack gestopft, man wandert noch ein oder zwei Stunden und kehrt schließlich mit rotgebräunten Backen, blanken Augen und erfrischem Gemüt heim, mit der bestimmten Absicht, die Rucksack-Frühlingssahrt allsonntäglich wiederholen.

(Zeichen der Zeit.) Es begibt sich seit kurzem immer häufiger, daß Männer in guter, bürgerlicher Kleidung am lichten Tag wildfremde Leute auf der Gasse ansprechen und sie um den Rest einer angerauchten Zigarre anbetteln. Es ist die neueste Unsitte im Wiener Straßenleben: Plötzlich tritt irgendwer an einen heran und fragt im devotesten Ton: „Bitt' schön, möchten S' mir nicht was zum Rauchen ablassen?“ Man antwortet ein wenig irritiert, daß man keine Zigarre bei sich habe. Da deutet der Bittende auf den glimmenden Stummel in unserer Hand und sagt ganz treuherzig: „Das Stückl da wär' mir ja ganz genug...“ Raucher erleben derartige Ansprachen seit kurzem alle Tage, bei allen Gelegenheiten, insbesondere häufig auf der Straßenbahn. Die Bittenden aber rekrutieren sich keineswegs aus den untersten Schichten, sie zählen durchaus nicht zu den wirtschaftlich verlorenen Existenzen, die jedes bessere Empfinden über Bord geworfen haben und ohne Bedenklichkeit die gewohnheitsmäßige Bettelerei betreiben. Die Bittenden tragen gute bürgerliche Kleidung, oft genau den kaiserlichen Rock, und wenn man ihr Ansinnen ablehnt, dann fügen sie häufig in gekränktem Ton die Erklärung hinzu: „Sie brauchen mir nichts zu schenken, ich zahl' Ihnen gern zwanzig Kreuzer. Haben S' nicht vielleicht doch ein Stückl zum Rauchen?“ — Mancher mag über ein derartiges, immer häufiger sich wiederholendes Erlebnis gedankenlos zu seinen eigenen Sorgen übergehen, mancher wieder wird sich mit dieser Alltagsepisode nachdenklich befassen und dann zu der Erkenntnis kommen, daß sich auch hierin eine prägnante Reizerscheinung kundgibt. Die Not an allem setzt wie mit eisernem Beien Vorurteile hinweg, zerbricht Prinzipien und entfesselt brennende Instinkte, des Lebens Notdurft mit allen Mitteln zu bestreiten. Wir werden krupellos, wir beginnen Werte zu veräußern, die sich zwar nicht mit Geld aufwiegen lassen, die aber doch zu den kostbarsten Eigenarten der menschlichen Individualität zählen, wir fangen an, unter dem zermürbenden Einfluß der Gegenwart auch schon das letzte Restchen Stolz und Rückgrat einzubüßen. Mit der Bettelerei um die Zigarre beginnt diese Veräußerung, mit der restlosen Aufgabe dessen, was man kultiviertes Menschentum nennt, wird sie enden. Es ist weniger eine geschmacklose Pudringlichkeit, keine leichtfertige Selbstvergessenheit, die sich in der Ansprache der gut bürgerlichen Zigarrenbettler äußert, sondern es ist bei aller Kleinlichkeit immerhin ein ernstes Zeichen der Zeit und ihrer Gefittung, die den Bedürftigen auch nicht mehr zurückhält, jene letzte Grenze zu respektieren, die bisher der simple Anstand gezogen hatte. Mag sein, daß die meisten wichtigeren Sorgen haben, als sich mit der neuesten Wiener Straßensitte zu beschäftigen. Aber keine Beobachter werden die kleine Wahrnehmung doch nicht achtlos fallen lassen; sie werden sie als Mosaik einzufigen wissen in das bunte Bild, das die Jetztzeit nun einmal bietet.

[Materialisiert der Krieg?] Ein Freund unseres Blattes schreibt uns: „Allgemein heißt es so: er verrohrt, mehrt Verbrechen, richtet Sinnen und Trachten einzig und allein auf Befriedigung leiblicher Bedürfnisse. Seitdem er herrscht, gibt es keinen reinen Naturgenuß mehr. Wiesen, Felder, Fluren und Wälder werden nur von dem Standpunkte betrachtet, ob sie Esp- und Rauchbares liefern. Daß der Krieg aber noch nicht alle idealen Regungen ersäufte, lehrt der sich immer steigende Zuspruch, den die volksbildnerischen Veranstaltungen gerade während seiner Herrschaft finden. Sie alle, Urania, Volksbildungsverein, Volksheim, volkstümliche Universitätskurse, Apolloneum, Volkslesehalle in Floridsberg usw., erfreuten sich in der eben abgelaufenen Vortragszeit eines

vor, er noch nie dagewesenen Massenbesuches. In dem vornehmen und großzügig betriebenen Volksbildungshause Urania nahm zum Beispiel die Zahl der ausschließlich besuchenden Kursvorträge im vierten Kriegsjahre um 120 und die der Hörer um 104 Prozent gegen das Vorjahr zu, so daß neue Kursäle angelegt und das Programm in Form von praktischen Vorträgen erweitert werden mußte. Auch die anderen volksbildnerischen Veranstaltungen erfreuten sich erhöhten Zuspruchs. In den volkstümlichen Universitätskursen mußte zum Beispiel zu den bestehenden Vortragszyklen im abgelaufenen Kriegsjahre noch ein fünfter hinzugefügt werden. Die Volkslesehallen in den Volkslesehallen lehren das gleiche. Der Krieg materialisiert allerdings dadurch, daß er die Sorge um Brot, Kleider und Tabak in den Vordergrund rückt. Aber er vermag nicht alle Ideale zu töten.
 Dr. L. K.“

Firmingsvergüßen. Die Kinder kleiner Leute werden an irgend einem Tage um Pfingsten herum gefirmt. An den Sonn- und Feiertagen dieser Zeit sieht man dann Frauen im Sonntagsputz mit dem schwarzen Spitzentuch auf dem Kopfe in den Prater wandern, das Patentkind an der Hand. Hausgehilfinnen kommen da, stolz auf die ungewohnte Würde, Bäuerinnen mit dem unvermeidlichen Regenschirm und dem weißen Taschentuch in der Hand und energische „Göden“, die sehr unternehmend dreinschauen. Aber auch das Firmingsvergüßen ist nur noch ein „Ersatz“. Man läßt heuer nur jene Kinder firmen, bei denen man es ohnehin schon seit ein paar Jahren verschob und nun nicht mehr warten kann. Eine Patin oder einen Paten zu finden ist gar nicht so leicht, und hat man ihn gefunden, so ist es wieder schwer, den Patentkindern ein Vergüßen zu bieten. Die kleinen Mädchen, die da an der Hand der „Gödel“ in den Prater trippeln, haben zwar alle wundervoll gelockte Haare (gottlob, für Papilloten reicht unser Papiervorrat doch immer noch!) und noch viel wundervollere neugierige Augen. Sie tragen ein Stränzchen im Haar und die meisten sind mit bunten Schleifen geschmückt, die zwar ein bißchen verdächtig — steif aussehen, doch immer noch lustig und zierlich bleiben. Aber die Kleider darf man nicht zu genau besichtigen. Das eine ist sicherlich aus einem gestickten Unterrock hergestellt, das andere kann seine Abstammung von einem Nachhemd nicht verleugnen. Dazu Schuhe, die meist viel zu groß sind und mit Bändern am Fuß festgehalten werden. Wenn auch die Gesichtchen über dem armseligen Fuß erwartungsfroh lächeln, wenn auch die Augen blitzen und lachen, den Zuschauer stimmt der Anblick doch wehmütig. Wieder ein Stückchen Kinderfreude, das den Armen versagt bleibt, wieder ein Traum, der nicht Erfüllung findet, und sei es nur für wenige Stunden! Ganz anders sieht die Sache am „Nobelfirmtag“ aus. Das ist zumeist der Donnerstag nach Pfingsten, an dem die vornehme Welt ihre Sprößlinge gemeinsam die Glaubensweihe empfangen läßt, schön abgefordert von dem gemeinen Volke, so wie es sich gehört. Aus diesem Anlaß fand auch heuer wie alljährlich ein ungemein belebter „Praterkorso“ statt. Ich erinnere mich zwar dunkel, irgendwo und wie gelesen zu haben, daß Wagen nicht zu Vergnügungsfahrten benutzt werden sollten, sondern bringenderen Zwecken vorbehalten bleiben, ich weiß auch recht genau, daß Kranke oft stundenlang auf den Arzt warten müssen, weil dieser auf die Elektrische allein angewiesen ist; aber in Wien ist man bekanntlich nicht so kleinlich und karg, das berechtigte Verlangen nach einem Amusement nicht gelten zu lassen. Besonders wenn es von der richtigen Stelle ausgeht. Also gab es einen sehr belebten Wagenkorso. Prachtvoll geschmückte Wagen, mit Flieder, mit Goldregen, mit Maiblumen überladen, rollten in Doppelreihen die breite Fahrbahn entlang. Drinnen saßen elegante Damen mit fröhlichen, reizend geschmückten Kindern. Man sah Seide und Gaze, flatternde Schleier und leuchtende, lachende, glückliche Gesichter. Die vornehmen Restaurants waren überfüllt von eleganten Gästen, die, dem Anschein nach, von Kriegs-entbehrung noch nicht viel empfunden hatten — es war ein Bild des fröhlichsten Lebens und Genießens. Am Rande der Fahrbahn aber standen die Firmlinge minder bevorzugter Kreise und bildeten Spalier für den Triumphzug der Glücklicheren. Bei jedem besonders reich geschmückten Blumenwagen rauschte ein bewunderndes Ah! durch die Reihe. Das war die Firmingsfreude der Minderbemittelten. Und nachdenklich sagt eine alte, ärmlich gekleidete Frau zu ihrem Patentkind: „Na schau, Polbi, das häßt' i mir nie denkt, daß jetzt so viel Leut' a Geld haben, die keine Juden sind.“ Polbi hat keine Zeit zu sozialpolitischen Beobachtungen. Da kommt ein Bergfahrmehnwagen mit zwei blaugekleideten Mädchen drin... Naah!

Des Heurigen Ende.

Einschränkungen infolge von Exzessen.

Man kann jetzt füglich sagen: Der Wiener Heurige ist gestorben. Eigentlich war er ja schon lange tot. Sein Frohsinn war ausgeblafen, seine dickfuge Romantik mit weinstromendem Madam und abscheulichem Uffsa überausen, seine feucht-selige Beschaulichkeit in ein karmendes, wildes, sinnloses Aufhauen gewandelt. Die Stimmen aller Vercherln von Sertals waren verstummt, bei stillwidrigem Entree und Kriegsgewinnerpreisen wurde lustlos geschrannelt. Sinter jedem Glas hochte das Gespenit einer Polizeiverordnung, und wenn die Terzettleute einem Wiener Wädel zupielten und es auf Bestellung anfangen, geschah es mit einem ängstlichen Blick nach der Uhr. Im Hof draußen scharrten schlecht gefütterte Pferde vor ammilosen Wagen, und die verlogene Sentimentalität der Heurigenpoesie, aber auch das Stückchen echten, guten, sorglosen Wienertums lagen in Laonie. Es gehört zum Wienerischen, daß man selbst in Kriegszeiten dem Heurigen einen Nekrolog schreibt. Nun ist es so weit.

Die neue Drosselung des Heurigenbetriebes, wie sie jetzt bevorsteht, ist von so einschneidender Bedeutung, daß die letzte Stunde des Wiener Heurigen gekommen zu sein scheint. Und man darf ihm nicht einmal eine Träne nachweinen, denn er war völlig verrotzt und unwienerisch geworden. Die Polizeikorrespondenz meldet nämlich: Zur Verhinderung der Unzufömmlichkeiten jeder Art, die in letzter Zeit gelegentlich des Heurigenbesuches in Mauer, Rodaun und Perchtoldsdorf alltäglich wahrgenommen wurden, hat die Bezirkshauptmannschaft für Giesing-Umgebung das Verbot der Abhaltung von Musik- und Gesangsproduktionen für die im Gebiete dieser Gemeinden befindlichen Gast- und Schankbetriebe und Heurigenchenken ausgesprochen. Gleichzeitig wurde die polizeiliche Sperrstunde für alle Heurigenchenken und die nach Art derselben betriebenen Schankgewerbebetriebe (Winzerhäuser) an Wochentagen mit 9 Uhr abends, an Sonn- und Feiertagen mit 12 Uhr mittags festgesetzt. — Dem lokalbegrenzten Verbot dürfte wohl bald ein generelles folgen.

Ueber die oft widerwärtigen Szenen, die zu dieser drakonischen und nur zu berechtigten Verfügung den Anlaß boten, teilt der Inhaber des bekannten Weinrestaurants Wolf in Gersthof einem unserer Mitarbeiter folgendes mit: „Der Unfug, der bei den Wiener Heurigenchenken betrieben wurde, bedurfte dringend einer energischen Abhilfe. Messerstechereien waren an der Tagesordnung. Dit konnten bis zu 20 berittene Polizisten bei den Exzessen die Ordnung nur schwer wieder herstellen. An die Stelle des harmlosen Uffs sind im Laufe der Kriegszeit wiblose und rohe Ausschreitungen getreten. So zogen, um nur ein Beispiel anzuführen, neulich von einem Heurigenlokal in Ottakring Frauen mit einer Buppe zum Pfarrhaus und weckten den Pfarrer, indem sie vorgaben, es handle sich um eine Kottkaufe. Uffs der Pfarrer dann in Ausübung seiner schweren Pflicht nachts auf die Straße getreten war, wurde ihm die Buppe zur Kottkaufe hingereicht. Ueber diesen geschmacklosen Scherz freuten sich die den sogenannten besten Kreisen

angehörigen männlichen Bealeiter dieser sehr unfrauenhaften Damen unbändig. Lichtschesues Gefindel und zweifelhafte Frauenzimmer machten sich allenthalben beim Heurigen breit, und auch die Geviloagenheit der Heurigenchenker, angeheiterten Gästen keinen Wein mehr zu verabreichen, erwies sich als nutzlos. So hart die neue Verfügung auch die Geschäftsleute trifft, sie war unbedingt notwendig.“

Der Heurigenchant, ohne Musik, der um Mittag sein grünes Tor zuschließt, ist ein Mausoleum geworden. Vielleicht macht die Friedenszeit die Tür zum alten, gemütlichen, wienerischen Heurigen wieder auf.

(Die Kirische.) Es war einmal eine schöne, dunkelrote Kirische, die ein wenig frühzeitig reif geworden war... Doch nein: die kleine Geschichte von der dunkelroten Kirische ist eigentlich dramatisch; also: Ort der Handlung: Straßenbahn. Personen: die Frau aus dem Volke, der Soldat, die ältere Dame aus dem Mittelstand, der Raisonneur. Die Frau aus dem Volke steigt mit einem großen, aberschundenen Korb ein, der sich aber sofort allerhand Hochachtung erwirbt, weil er von vielen Köstlichkeiten geschwollen ist. Die Frau aus dem Volke drückt den Korb liebevoll an sich. Man spürt: Büchse der Pandora, modernisiert auf das Jahr 1918. Nachkundige Blide schätzen den Korb, wägen ihn gleichsam mit den Augen, gewissermaßen: na, so ein bis zwei Beamtensmonatsgehältern wird er schon schwer sein. Eine seltsam beunruhigende Atmosphäre verbreitet sich aus dem schmutzigen, abgerissenen Geflecht: es duftet nach Fett und Obst und Fleisch. Der Soldat, der eigentlich nur für Zigaretten zu haben ist, schenkt der Frau aus dem Volke einen aufmunternden Blick. Die Frau mit dem Umhängetuch sieht ihm auch lächelnd in die Augen, framt in dem Korb, beginnt ein Gespräch: „Ein Kilo und 65 Deka Fett hab' i' kauft, a schön's, weißes Schmalz, 105 Kronen, is' eh net gar so teuer. Und a Stückel an Speck. Und zwei Kilo Kirschen; sein aber gut. 9 Kronen 's Kilo. Wägen S' leicht a paar Kirschen? Kosten's S' mal.“ Sie gibt dem Soldaten eine Handvoll Kirschen. Der Soldat (kostend): „Dank schön; sein wirklich gut.“ Die ältere Dame aus dem Mittelstand macht ein sehr reserviertes Gesicht, aber ihre Augen leuchten, gewissermaßen: Gott, Kirschen, wenn ich die meinem Enkel bringen könnt'. . . Vielleicht leuchten ihre Augen doch ein wenig indiscret, denn der Soldat, ein sehr wohl-erzogener Soldat, sucht plötzlich in seinem Handkirschenteller, wählt eine ganz reife, dunkle Frucht, bietet sie der Dame an: „Is' 's a' fälli, gnä' Frau?“ Die Dame wehrt verlegen ab: „Ich will Sie nicht berauben...“ — Der Soldat: „Aber nehmen S' doch...“ Die Dame greift zögernd zu, will die Kirische verbergen; der Soldat, ahnungsvoll: „No, nehmen S' noch mehr, greifen S' zu.“ Die Dame denkt an ihren Enkel, nimmt. Die Frau aus dem Volke reißt ihr Umhängetuch hastig an sich, damit es nicht die Handschuhe der Dame berühre. Ihre Augen sagen: „De mit dem Gut, die hab' i' schon a'fressen!“ Die Dame fraat schwächern: „Bitte, wo bekommt man denn diese Dinge alle?“ Die Frau aus dem Volke: „Kriegen tun S' alles, wenn S' a' Geld haben, verstanden, wenn S' a' Geld haben.“ Rast ihren Korb, steigt aus; rauscht, so wie früher die feinen Damen abrauschten. Der Raisonneur blickt ihr nach, sagt zu sich: „O Wandel der Zeiten! Diese Frau mit dem Federnhut und den vorsichtig gestopften Handschuhen ist die arme Frau von heute. Das Umhängetuch ist die Uniform des Wohlstandes geworden. Die Frau aus dem Mittelstand trägt drei dunkelrote Kirschen für ihren Enkel heim...“

Als ich zur Firmung geführt wurde.

Erinnerungen eines Weißhaarigen.

Viele, die jetzt entbehren, können hoffen, daß ihnen das, was der Krieg vermindert oder genommen hat, in besserer Zeit wieder ersetzt wird, aber bei einer großen Zahl Zeitgenossen ist dies nicht der Fall, obwohl sie zu den Jüngsten gehören: bei den Firmlingen. Die armen Kriegsfirmlinge! Ob sie vom „flachen Land“ mit dem „Göb“ oder der „Godel“ stundenlang bis zum Stephansplatz wanderten oder in überfüllten Wagons dritter Klasse standen, oder ob sie in eigener Equipage oder im Fiaker unter Blumenschmuck zum Welter des Domes fuhren, sie alle hatten sich's anders vorgestellt und schöner erwartet. Wohl war das Firmungssträußchen mit dem Silberfittler noch auf dem „Gollaschreindl“ des „g'scherten“ Firmlings zu sehen, wohl sah das schön frisierte „Firmfräulein“ mit einem Kranz im Haar neben der brillantengeschmückten Patin im Wagen, der zu einer Blumen-Lube umgewandelt war; aber „Blumen, nichts als Blumen“, sagt Kallias in der „Schönen Helena“. Wo sind die „Lebzelterstandln“? Es waren freilich „Standln“ da, aber nur Gebetbücher, Rosenkränze, Heiligenbilder, Wachsstöckeln gab's zu erhandeln, das Ekbare ist selten und teuer. Und dann: Nicht einmal schön anziehen soll man sich, das provoziert. Und eine Fahrt in den Prater ist jetzt nicht zeitgemäß, und eine Partie nach Breitenfurt auf einen Milchrahmstrudel oder nach Gaaden auf einen Gaadner Schmorren halten die Pferde nicht aus; und die letztere einst so beliebte gewesene Firmungslandpartie war ja „eigentlich“ überflüssig, weil man jetzt überall „ein'n Schmarren“ bekommt. Höchstens ging's noch nach Schöbrunn; aber wie klein und dürrig waren die „Hinterln“ der ländlichen Firmlinge, und wie selten sah man einen der „besseren“ Knaben eine ~~kurze~~ ~~agelneue~~

goldene Remontoiruhr mit Springdeckel zehnmal in der Minute aus der Tasche ziehen und in der Sonne glitzern lassen.

Ich weiß jetzt nicht einmal, was ein „Firmbandel“ kostete. Es ist leider schon lange her, daß ich Firmling war, und es sind, Gott sei Dank, auch schon mehr als zehn Jahre vorbei, daß ich als „Göb“ funktionierte. Heute hatte ich manche ökonomische Maßregel eines Göden entschuldbar gefunden, die mir erst sowohl in der einen als in der andern Rolle, die ich bei der Firmung eingenommen habe, als sehr verabschwendlich wert erschien. Vor einem Sparlassbuch hatte ich jedoch ausdrücklich gewarnt. Ein biederer Landmann, der zwei Büden „führte“, kaufte nur ein einziges „Firmbandel“, schnitt es auseinander und wollte jede Hälfte für einen seiner beiden Firmlinge verwenden. Der Erfolg war jedoch traurig. Die Bandhälften waren viel zu kurz, und er mußte zwei neue kaufen. Aber der Göb, der heute seinem Firmling auch nur seine Photographie schenkte, durfte nicht mehr mit dem häßlichen Daul „Dös macht Schnäbnlich!“ abgefertigt werden, weil ja alles ganz entsetzlich teuer geworden ist. Mit dem Bad Lebzelter, den ~~Witz~~, der Tradition wegen, mein „Göb“ auf dem Stephansplatz kaufte und der durch einen Dienstmann für die Geschwister nach Hause geschickt wurde, hätte ich heute ein ganzes „Standel“ austatten und ein kleines Vermögen erwerben.

Uebrigens verdient mein Firmvater, daß man in Wien seiner auch überhaupt wieder einmal gedächte, und es ist eigentlich ein kleines Verhängnis geschehen, daß dies heute im Februar nicht geschehen ist, als sein hundertster Geburtstag war. Er hieß Karl Giugnio, war Kaufmannslehremeister und Hausbesitzer, aber viel bekannter unter seinem Schriftstellernamen Karl Juin. Unzählige Poffen und Vaudevilles wurden von ihm bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts aufgeführt und ein Stück von ihm, „Serous, Herr Stuberl“, wird noch jetzt gegeben. Er war in den Theaterkreisen und in der Literatenwelt Wiens sehr geschätzt und beliebt, und aus der Kinderschar dieser Gilden hat er alljährlich einige Duzend „aus der Taufe gehoben“ oder „zur Firmung geführt“. Es müssen noch einige Hundert seiner Täuflinge und Firmlinge am Leben sein, auch von seiner Frau, die, als sie Witwe geworden war, die Tradition ihres Gatten aufrecht erhielt und eine der geschicktesten „Göbln“ in der Leopoldstadt war. Ich erinnere mich noch gern an den Stolz, den ich fühlte, als ich nach der Firmung mit meinem Vaten und seiner Frau in den Prater fuhr. Er war ein kleiner, etwas hinterer älterer Herr, sie eine junge, bildsäubere, stattliche Blondine und auch als alte Dame mit schönem weißem Haar und hellem Teint noch eine schöne Erscheinung. Und mein Herr Göb wurde während der Fahrt immer wärmer und gesprächiger, als er bemerkte, daß ich in dem, was ihm am liebsten war, im „alten Wien“, schon ein wenig zu Hause war. Und so erzählte er mir mancherlei, damals und auch später. So bin ich mit ihm wirklich, wie es ja eigentlich nach dem Wesen des Sakraments sein soll, in eine „geistige Verwandtschaft“ getreten.

Und zu allem wurde uns Firmlingen vom Jahre 1873 noch etwas geboten, was wohl so schön nie wieder kommen wird: die Weltausstellung. Ich habe damals das erste „Pilsner“ getrunken — leider auch schon vor einiger Zeit das letzte „wirkliche“. Der Firmling von heute trinkt vielleicht das erste „Einheitsbier“ oder ist zum erstenmal in seinem Leben ein Gefrorenes aus gelben Ribben mit Sacharin und Eierfab oder ein Gelee aus alter Hektographenmasse mit Waffeln, die aus Altkaffee und Zimtrinde gebacken sind, und das kostet dabei so viel, wie früher eine ganze Eisbombe! Es ist für die „Kriegsfirmlinge“ gewiß hart, daß man das Sakrament der Firmung nur einmal empfangen darf und sie den Schaden nicht wieder gut machen können. Mögen die heutigen Büden und Mädeln, wenn sie wieder einmal unter dem „Beistand“ von alten Freunden im „schwarzen G'wand“ und „weißen Kleid“ blumengeschmückt in die Kirche geh'n und statt der „Firmbandln“ der „Bund für's Leben“ geknüpft wird, reichlich entschädigt werden!

Der erprobrierte Mittelstand.

Eine in ihrem Wesen und in ihrer Geschichte ursprüngliche Angelegenheit, der „Heurige“ — das Produkt aus hier auch dem ganzen Betrieb den Namen —, ist auf Kriegsdauer so gut wie ausgeschaltet. Wir haben gestern über die neuen, äußerst scharfen Bestimmungen berichtet, die einen großen Teil der Wiener Heurigen-Schenken lähmten und auch über die unerquicklichen Vorkommnisse, die zu dem Musikverbot, zur Festlegung der frühen Sperrstunde und zum völligen Versiegen der Heurigenquelle am Sonntag führten. Denn eine Heurigen-Matinee bis 12 Uhr mittags an Sonn- und Feiertagen fügt sich weder in den Stil dieser Lokale noch in die Art des Wiener. Wenn diese Knebelung des Heurigen nichts anderes bedeutet als den Ausfall einer Lustbarkeit aus dem wienerischen Vergnügungsprogramm, könnte man sie mit einem mehr oder minder sentimentalen Nüchternen zur Kenntnis nehmen. Aber der reglementierte, unter sittenpolizeiliche Kontrolle gestellte Heurige ist ein Zeichen der Zeit, mehr noch, er ist ein Symbol, das die soziale Umgruppierung, den Schichtenwechsel in dieser unter dem Zeichen starren Konservatismus geborenen und plötzlich so seltsam beweglich gewordenen Stadt beleuchtet.

Zwei Schichten waren es, die das Stammespublikum des Heurigen seit altersher bildeten: eine breite, auf gesunde Volkstümlichkeit gestellte Schicht, der Mittelstand, der bessere Arbeiter, der gern ins Volkstümliche hineintastende Intellektuelle. Sie waren die Herren im Hause, für sie floß der meist recht edle, rasch befeuernde Tropfen, für sie knisterte das Papier über Schinken und Salami: für sie schluckte eine Geige, wurde ein unendlich anmutiger Krawattellenor lyrisch, für sie bräunten sich die Lederen Korsikaner, für sie ringelten sich die Fuziklangen des Italieners, für sie spielte der „Gottischeer“ das aroße Los. Und sie hatten Gäste, diese Angestammten, Erbgeessenen; das waren die Gäste aus der Oberschicht, die Kavaliere, die gummiradlig vurführen oder benzinselig herantuteten, um weinselig fortzufahren. Diese Gäste menagten sich unter das Volk, ... gar nicht grandseigneurial, förmlich aufatmend kleine Vorheiten, süße dumme „Schwipserln von Liebe und von Wein“. Der Heurige war der liebliche Bruder des Todes, er machte alle gleich. Ungeschriebene Strophen des Sobelliedes schwammen in der lindenblütigen Luft, und Brinzenkronen vergoldeten sich aufs neue mit dem freundlichen Schimmer von wienerischer Bürgerlust. Man war so wunderschön leichtsinnig, nicht im Geldhinausschmeißen, o nein, dazu war ja kaum eine Gelegenheit, aber im Verbrauch, im folglosen Beobachten des übermühtigen Gesehes: „Trink ma no a Klaischerl...“

Das war einmal. Heute steht das Brotgespenst durch die Heurigenärten. Die Hausherren, die Wiener Bürgersleute, der Mittelstand ist verdrängt, aus dem eigenen Sorgenbrecheredel hinausgeschmissen. Und in den Garten dürfen nur Leute hinein, die ein Entree zahlen, und die für einen Liter Wein — nicht immer feinsten Buketts — zwölf Kronen hinlegen; und kein Papier raschelt mehr über mitgebrachten Speisen; ein Stückchen kalten Imbisses, gerade recht für einen „hohlen Zahn“, kostet ein kleines Vermögen, Gefeldtes und ein achtel Gansel werden nicht mehr aus Hunger, sondern aus repräsentativer Laune verzehrt. Nicht der Kriegsgewinner großen Stils, der Kriegsprofiteur, der Konjunkturschinder, der Gelegenheitverdiener mit dem amerikanischen business-Zug im Wiener Gesicht, der Geschäftsmacher, diese Schicht ist Gast beim Heurigen geworden. Diese Schicht ist von einer kriegsgemäßen Psychose ergriffen, sie spürt die Entwertung des Geldes, und sie fühlt keinen Anreiz zum Sparen. Also: „schmeißen wir mit die Papierln!“ So auch nur konnte sich jene

Unterhaltsamkeit breit machen, die nach Erzeissen griff, die von keinem Lächeln, nur von einem erstarrten Lachen, einem dummen Grölen begleitet war. Es machten ja Leute Spaß, die nie gelernt hatten, lustig zu sein, Dilettanten des Humors, die Akhleten des Witzes wurden.

Die den Heurigen geschaffen, für die er da war, die fröhlichen, gesitteten breiten Massen, der Mittelstand, sie standen als Baugäste vor dem kleinen Paradies, in dem gefallene Engel ihren Spuk trieben. Nun sind die Paradiese mit Verordnungen eingepflanzt. Diese Planke aber steht vor dem ganzen arm gewordenen Mittelstand. In seinen Wiesen tobt die neue arge Welt, trinkt ihm seinen Wein weg, zerstört ihm seine Blüten. Der Mittelstand ist expropriert. Auf seinen grünen Gründen schießen die Säuser der Fremden empor.

-Is.

Heimkehr.

Aus Czernowitz schreibt man uns:

Noch rast der Weltkrieg und fordert Tag um Tag Opfer, noch ist an eine Heimkehr der Krieger nicht zu denken, aber für viele Tausende ist doch der Tag der Heimkehr gekommen. Zweimal waren sie aus dem Osten nach dem Westen geflüchtet. Spärliche Habe haben sie mitgenommen, das Wertvollste zurücklassen müssen. Ihre Flucht war ein Leidensweg, ihr Aufenthalt in der Fremde eine Qual, ihre Heimkehr ist eine Enttäuschung. Die einen waren im Lager, in Reichenstein wurden sie geprügelt, in Nikolsburg hat man bei einer Scharlach-epidemie die kleinen Kinder vertauscht, in Deutschbrod herrschte Fleckfieber. Andere waren in den Dörfern und Städtchen zerstreut; verschieden in Tracht, Sitten und Gewohnheit von den Einheimischen, reizten sie zuerst den Spott der Jugend, bald wurden sie als überflüssige Esser verfolgt. Die Weiskirchner in Wien gegen die Wohnungsnot keine Abhilfe weiß als die „Mittelbeförderung“ (!) der Flüchtlinge, also nahmen viele Bezirkshauptleute die Flüchtlinge zum Vorwand für die Schwierigkeiten der Approvisionierung. Nicht immer und nicht überall; dankbar gedankten viele Flüchtlinge mancher Beamten, Bürgermeister und Hilfscomités. Aber im allgemeinen war es schlecht und das Nergste dabei die Fremde, die Fremde als solche. In der fremden Wohnung Untermieter, ohne Hausrat, Bettzeug und all die Kleinigkeiten, die das Behagen bewirken, wuchsen die Kinder ohne Schule und Unterricht auf. Wohl gab es Schulen und Heime, aber nur in den großen Städten und auch da in unzulänglichem Maße. Wohl wurden Ansummen für die Flüchtlinge aufgewendet, aber ein erheblicher Teil wanderte in die Taschen von Spekulanten. Aus alledem erklärt sich der Drang zur Großstadt: dort waren Schulen, war Erwerb, dort verschwand man in der Masse.

Nunmehr kommen sie meist in Sammeltransporten zurück, wieder wie auf der Flucht in Güterwagen mit den Sachen, sechs, acht, vierzehn Tage lang auf der Fahrt; dort bekommen sie Soldatenmenage, hier leben sie von den karglichen Resten, die sie mitgenommen haben. Aber nicht das ist das Entscheidende. Führen sie früher ins Ungewisse hinaus, heimatlos, voll Bangen und Sorgen, jetzt fahren sie nach Hause. Wohl haben sie auch hier keine Heimat, die Wohnung ist meist geplündert, nicht nur und nicht einmal meistens von Russen. Türen und Fensterlücke dienen unseren Soldaten als Heizstoff. Oft kehrt man heim und findet die Wohnung besetzt, Militär hat sich einquartiert oder Flüchtlinge aus der Umgebung haben sich dort niedergelassen. So herrscht denn eine entsetzliche Wohnungsnot. Kein Wunder; ist doch zum Beispiel Czernowitz, eine Stadt, die vor Kriegsausbruch 100.000 Einwohner zählte, von 27.000 Einwohnern im August 1917 bereits auf 70.000 angewachsen. Wohl gibt es viele, viele leere Wohnungen, aber sie sind unbewohnbar, es fehlen Fenster, Türen, Türen, Türen und manchmal auch der Fußboden. Vom Wiederaufbau ist noch nichts zu merken; es gibt keine Rohstoffe. Für ein Dorf, das vollständig vom Erdboden verschwunden ist, wurden acht Fenster, fünf Türen, drei Kilogramm Glasflut und ein Kilogramm Nägel beigeestellt. Die Bauern helfen sich, nehmen das Holz aus den Schützengräben und stellen Baracken auf, andere wohnen in den Unterständen; aber in den Städten fehlt diese Hilfe und so sind viele obdachlos. Man hat die Empfindung, daß es nicht nur an Rohstoffen und Menschen, sondern auch an dem ernststen Willen oder der nötigen Talikraft fehlt. Wo kein Advokat einschreitet, ist die Partei ratlos. Von einem Erfah der Kriegsschäden ist keine Rede, aber es mangelt selbst an den kleinsten Subventionen zur Anschaffung der notwendigsten Bedarfsgegenstände. Der Kriegskreditfonds betrachtet sich auch nicht als eine Fürsorgeanstalt, sondern als eine Bank des Fiskus. Dazu kommt, daß die Verpflegung schlecht und teuer ist. Wohl gibt es Fleisch genug, aber Brot seit Wochen nicht, statt dessen angeblich 450 Gramm Weizenmehl wöchentlich, für Minderbemittelte 300 Gramm; aber dieses Mehl ist nur im Schleißhandel zu bekommen. Der freie Handel in Rußland hat den Preis des Kilogramms in vier Wochen von 7 Kronen auf 15 Kronen erhöht. So kamen die Flüchtlinge aus dem Regen in die Traufe, und doch streben sie nach Hause. Viele Familien, die jahrelang getrennt waren, werden erst jetzt vereinigt. Eine Mutter hatte ihren Buben verloren, nach Jahren erforschte sie ihn, aber zusammenkommen konnten sie deswegen doch nicht, denn der Wassercheinwag war nicht zu überwinden. Dort

war ein Mann verschleppt worden; in der Russenzeit kehrte er zurück, das Heim verwüstet, die Familie geflüchtet, niemand weiß wohin. Jetzt finden sie einander. Andere wieder kommen nach Hause und finden nur noch Gräber. Auch die Stadt ist eine andere geworden; fremde Gesichter, Bekannte sind Bettler, Unbekannte Millionäre geworden. Die Heimkehrenden suchen die Stadt ihrer Erinnerung, die Heimat, und was sie finden, ist graues Elend und skrupelloses Gewinnen. Und dennoch strömen sie wie toll nach Hause. Nur kein Flüchtling mehr sein; die schlechteste Heimat, aber Heimat soll es sein. j. p.

6. VII. 1918

* Oesterreicher und Ungarn. Wir lesen in einem ungarischen Abendblatte eine höchst erbauliche und lehrreiche Geschichte, die namentlich jene Bevölkerungsklassen interessiren wird, die sich mit Anbruch des Sommers anschiden, aus Gesundheitsrücksichten in einem österreichischen oder böhmischen Kurort längeren Aufenthalt zu nehmen. Das Budapester Fahrkartenbureau ist nämlich vom Wiener Fahrkartenbureau auf „vertraulichem“ Wege verständigt worden, daß Vornotungen für die in den neu eingestellten, nach Franzensbad, Karlsbad und Marienbad abgehenden Zügen zur Verfügung stehenden Eisen erster und zweiter Klasse überhaupt nicht angenommen werden. Auch die Ausgabe der sogenannten Platzkarten ist eingestellt worden. Auf den ersten Blick will es einen bedünken, daß es sich höchstens darum handelt, eine Ueberfüllung der betreffenden Züge zu vermeiden. Aber weit gefehlt, denn gleichzeitig wurde das Budapester Fahrkartenbureau, natürlich ebenfalls auf vertraulichem Wege — denn Discretion ist Ehrensache — ersucht, in Budapest Fahrkarten nach den genannten böhmischen Bädern nicht auszugeben, da das Wiener Bureau keine Verantwortung dafür übernehmen könne, ob die aus der ungarischen Hauptstadt kommenden Kurgäste von Wien aus die Reise fortsetzen können. Das nennen wir deutlich gesprochen. Da ist jedes Mißverständnis ausgeschlossen. Man will also jenen Ungarn, die auf ärztlichen Rat in einem der böhmischen Bäder eine Kur durchmachen wollen, dort den Aufenthalt bereiten, sie daran hindern, ans Ziel zu gelangen. Nur wer das Glück hat, in dem schönen Oesterreich das Licht der Welt erblickt zu haben, dem stehen die böhmischen Kurorte im Kriege offen. Magharen hinaus — scheint jetzt in den österreichischen Landen Trumpf zu sein. Die vertrauliche Mitteilung wirft ein charakteristisches Bild auf das in allen Tonarten hochgepriesene Verhältnis zwischen Ungarn und Oesterreichern. Besonders ist es die „gemüthliche“ alte Kaiserstadt, die mit dem guten Beispiel vorangeht. „Es gibt nur a' Kaiserstadt, es gibt nur a' Ween“ — dies alte Volkslied geht einem durch den Sinn, wenn man diese Dinge mit zusehen muß, ohne sich ihrer erwehren zu können. Jetzt scheint dieses Lied wenig Berechtigung zu besitzen. Die Animosität der Wiener gegen alles, was ungarisch ist oder aus Ungarn kommt — selbstverständlich mit Ausnahme der Lebensmittel — ist geradezu unerklärlich und für uns in hohem Grade verlegend. Will einer aus Budapest in einem Wiener Geschäfte Einkäufe besorgen und merkt man es seiner Aussprache an, daß seine Wege nicht in den „entern Grund“ gestanden ist, dann ist er verloren. Für die Budapester und Budapesterrinnen hat der Wiener Kaufmann nichts zu verkaufen. Bedauere sehr, alles ausverkauft, ist die stereotype Antwort. Es sind uns in der letzten Zeit Briefe zugekommen, in denen ungarische Damen sich bitter über die ihnen in den Wiener Konfektions- und Wäsche-geschäften zuteil gewordene schroffe und abweisende Behandlung beklagen. In vielen Fällen gebrauchen die Inhaber nicht einmal die Ausrede, daß die Ware „ausgegangen“ sei, sondern sie erklären mit einer Freimütigkeit, über die man staunt sein

muß, daß an Ungarn nichts verkauft wird. Erst in den jüngsten Tagen ist einer Dame der Budapester Gesellschaft in einem großen Wiener Schneidersalon eine solche Behandlung widerfahren. (Die Adresse dieser Firma ist uns bekannt.) Und die Ursache dieses wahrhaft empörenden Verhaltens? Wir wissen sehr gut, woher der Wind weht. Jenseits der Leitha ist man uns deshalb gram, weil wir ihnen nicht alle unsere Lebensmittelvorräte überlassen, uns um ihretwillen nicht die größten Entbehrungen auferlegen. Als ob wir nicht mehr, viel mehr getan hätten, als in unserer Kraft liegt! Daß wir selbst mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben, das scheinen die Oesterreicher in ihrem blinden Haß nicht zu sehen oder nicht sehen zu wollen.

Der Umgang mit Handwerkern.

Der Verkehr mit dem Handwerker, den man gerade dringend zur Herstellung seiner Wohnung oder seiner äußeren Persönlichkeit braucht, hat eine wichtige Voraussetzung: nämlich die, daß man ihn bekommt. Sämterliche diplomatische Verhandlungen gehen voraus, und es ist durchaus nicht so leicht, den richtigen Ton zu treffen, den Schlüssel zum Herzen des Schlossers zu finden, dem Messerschleifer mit feingeschliffener Liebenswürdigkeit entgegenzukommen, dem Schneider das rechte Wort zuzumessen und die Politur des Tischlers durch glattste Höflichkeit zu überbieten.

Vor allem hüte dich vor dem Handwerker, der dir mit treuherzigem Vordersinn so hoffnungsvolle Versprechungen macht, als wären wir noch mitten im Frieden! Gebrauch' er aber gar die Redewendung: „Gnädige Frau können sich zuverlässig darauf verlassen!“ so nimm die Türklinke in die Hand und entfliehe schleunigst, dann du hast wenig Aussicht, das Bestellte noch bei Lebzeiten zu erhalten. Da ist der Handwerker, der mit mürrischem Gesicht erklärt, daß es „net gehen“ wird, und „so lang' wer'n gnä' Frau net warten wollen!“ ein ganz anderer Mann! Er ist aufrichtig und verlässlich, und für den Menschenkenner gibt es ja verschiedene Mittel und Wege, sein brummiges Antlitz zu erhellen und sich für die Dauer der Bestellung seine wertvolle Freundschaft zu erhalten. Am verschlossensten pflegt der Schuster zu sein; er hat diese Angewohnheit augenscheinlich von seiner Auslage angenommen, die schon seit längerer Zeit das Auge durch herabgelassene Kollbalken erfreut. „No, zu verkaufen ham me eh nig mehr, und wie's ane Nere Auslagen ausschaut, das können's die Leut' alle Täg in Innere Stadt seg'n!“ Deine Klagen, daß du ohne seine Kunst bloßfüßig gehen mußt, dein Drängen, daß die Schuhe spätestens in drei Tagen fertig sein müssen, vermögen den Schuhmacher nicht weiter zu rühren, denn er ist schlimmere Dinge gewöhnt. Wenn du dich aber bereit erklärst, geduldig zu warten und allwöchentlich mit einer Sandvoll Zigaretten oder einer anderen Spende in Naturalien nachzufragen, ob die Stiefel abgeholt werden können, so bist du wenigstens sicher, für den kalten und nassen Winter eine schützende Fußbekleidung zu haben, und es ist nur deine eigene Schuld, daß du nicht schon im Herbst auch für den Sommer in dieser Weise vorgesorgt hast.

Sehr wichtig und keineswegs zu übersehen ist die Verpflichtung, daß du dem Handwerker das für seine Arbeit nötige Material selber herbeischaffst, und zwar in Mengen, von denen auch noch für seinen persönlichen Gebrauch ein mehr oder weniger bescheidener Teil abfällt. Wie du das anfängst, ist deine Sache. Jedemfalls wirst du dir die Schneiderin geneigt machen, wenn du ihr nicht nur den Stoff, sondern auch Zwirn, Nadeln, Druckknöpfe und Pasteln bestellst, und füllst du dem Paket aus Zerstretheit gar ein Kilogramm Mehl bei, so brauchst du nur noch einige hundert Kronen Fasson zu bezahlen, um in den Besitz eines untadeligen und in allen Nähten aneinanderhaltenden Kleides zu gelangen.

Daß der Maler keine Farbe, der Tapezierer keine Schnüre, keine Nägel und keine Haken hat, versteht sich am Ende von selbst. Gleiche diese Mängel durch Geduld und unermüdliche Freundlichkeit aus, und wenn dir der Tischler deine Sessel ein halbes Jahr lang nicht liefert, weil der Lehrbub vergessen hat, daß auch Sisse dazu gehören, so setze dich getroit einstweilen auf das Küchentocherl und danke Gott, daß du wenigstens dieses schon hast! Wie zum Kriegführen, gehören nämlich auch zum Verkehr mit dem Handwerker drei Dinge: Geld, Geld und nochmals Geld! ruft der gebildete Leier triumphierend. Wer er hat eine Silbe ausgelassen. Geduld, meine Herrschaften! Geduld

und wiederum Geduld, das ist das Zauberwort, das wahrhaft auszuschöpfen, einem modernen Knigge überlassen bleiben muß.

(Die vergessene Pfeife.) Sie ist nun wirklich und wahrhaftig da, die Raucherart, und damit wird die Sammlung unserer Karten, mit denen jüngst ein Schall in einer Provinzstadt seinen Maibaum schmückte, um eine Nummer reicher. Wieviel Mitleides daran ist, daß nun auch der Raucher auf Schmalkost gesetzt werden mußte, das ist eine Sache für sich; aber das gewisse Augenwinkeln, das gespielte Warten, das eifersüchtige, sich gegenseitige Beängern in den Trafiken wird jedenfalls aufhören, und auch das Tafelchen „Rauchwaren vergriffen“ von

den Eingangstüren zu den Verkaufsläden verschwinden. . . . Wie dem sei, die Raucherleidenschaft hat unter dem Druck der Verhältnisse die in der Großstadt fast schon völlig vergessene Pfeife wieder zu Ehren gebracht, natürlich unter Zurücklassung uns ebenfalls fremd gewordener Atmosphären. In einstmalen war's anders. Wir erinnern uns noch der Zeiten, da in sehr gut bürgerlichen Kaffeehäusern aus langen Pfeifen geraucht wurde und die Zidibasse in einer Art Keld aus gelbem Metall bewahrt waren, der in der „Kasse“ seinen Platz hatte. Wer gedenkt da nicht auch der einst so blühenden Wiener Industrie in Meerschampfeifen und Zigarrenspitzen. Auf den Bildern in den Wiener Chroniken von 1800 bis 1810 sieht man noch unsere ehrsamten Mitbürger in der Gewandung seinerzeit mit der sogenannten „Königlichen Pfeife“ im Munde, die der Aufwärter für seine Gäste bereit hielt. Es war die Zeit, da nach einem Gewerbeschema die „Diebhaber von Rauchtobak“ in den Kaffeehäusern nach Belieben Knaster, Dreikönigtobak und andre Sorten erhalten durften. Welch eine Toleranz war das schon gegenüber der Zeit, da für Wien sogar durch ein eigenes Gesetz das Tabakrauchen auf der Straße und vor Schildhäusern auf das strengste untersagt! Es ist nun interessant, daß auch in diesem Punkte Kaiser Josef II. mit dem ewigen und ewig gleich unsinnigen Reglementieren des Gesehmacks anhörte. Erst viele Jahrzehnte nachher kam die erste Zigarre — anfangs nur eine Sorte! — auf den Markt; das Jahr 1835 brachte dann zum erstenmal drei Sorten („Ordinäre“, „Feine“ und „Extrafeine“) und 1836 kam die erste Virginiazigarre aus den italienisch-österreichischen Tabakfabriken nach Wien. Sie kostete damals zwei — sage zwei Kreuzer Konventionsmünze! Mit Blieschnelle verbreitete sich aber von da ab die Freude am Rauchen über Stadt und Land, und zugleich damit wuchs in aller Welt der Ruf der vorzüglichen österreichischen Rauchwarenherzeugnisse, auch die Zigaretten, aller Arten. War doch, wie man weiß, einzelnen von ihnen, wie zum Beispiel die Britannica, die österreichische Trabulo und die Virginia, geradezu ein Siegeslauf durch die ganze Welt beschieden. Nun hat der Krieg hierin ebenfalls seine Wirkung geübt, und wir sind genötigt, uns auch im Rauchen einzuschränken. Hoffen wir nun, daß es doch nicht mehr allzulange dauern wird! Bis dahin heißt es nun freilich, mit dem zugemessenen Teil haushalten und zur etwa unentbehrlichen Ergänzung der erhältlichen Zigaretten- und Zigarettenportion sich der vergessenen alten Pfeife wieder erinnern.

Der Nichtraucher.

Wer erinnert sich nicht der behaglichen Stimmung in der gastfrohen Friedenszeit, die, ach, so weit zurückliegt, wenn das festliche Mahl zu Ende war und auf den kleinen Tischchen im Herrenzimmer die wohlgefüllten Kisten mit erlesenen Zigarren und die feinen Kassetten mit den erquisitesten Zigaretten auflagen, der Hausherr ein wenig betuschend die dicke Wachskerze anzündete und zu erquicklichem Rauchgenuss einlud, oder wenn im Klub, bevor es ans Spiel ging, irgendein ein freundlicher, runder Herr seine volle Tabatiere höflich anbietend aufklappte? Und wer erinnert sich nicht des Mannes, der bei dieser Gelegenheit unberührt und kühl, allen Rauchgenusses abhold, auf so vieles Entgegenkommen nur die abweisende Gebärde hatte: „Ich danke sehr, ich rauche nicht.“ Er hatte entschieden etwas Britanisches an sich, und im Moment konnte man sich vielleicht auch des Eindrucks seiner Erscheinung nicht ganz entziehen: „Siehst du — sagte man sich ein wenig vortwurfsvoll — der Mann hat Grundfälle; wie oft wolltest du dir schon das Rauchen abgewöhnen; es hat keinen Zweck und führt zu nichts, immer wieder aber hängst du doch den lustigen Rauchringeln nach und läßt dich weiter vom Nikotin vergiften.“ Und die sorgsame Ehegattin läßt, wenn sie zufällig Zeugin eines solchen Momentes gewesen, sich ganz bestimmt nicht die freundliche Bemerkung entgehen: „Siehst du, was Herr N. für ein verständiger und ernsthafter Mensch ist, er raucht nicht, er spart dabei viel Geld und müht

seiner Gesundheit, du aber natürlich...“, worauf sie dann, den Anlaß klug benützend, dem geduldigen Ehemann das ganze Register seiner unterschiedlichen Lasterhaftigkeiten vorhält. Dies hindert sie aber nicht, schon im nächsten Augenblick vielleicht einer Freundin gegenüber eine ganz andere Anschauung zum Besten zu geben: „Ich bitte dich, ein Mensch, der nicht raucht, sicher unterläßt er es nur aus Geiz oder Beschränktheit...“ Nun, mochte die Meinung über den Nichtraucher wie immer sein, sicher ist, daß ihm jetzt im Kriege seine früh geübte Enthaltbarkeit sehr zu Gute kam. Er hatte es nicht nötig, mit tausend Bitten um die Gunst einer mehr oder minder schönen Trafikantin, deren Launen so unbestimmt wie ihre Kassungstage waren, zu bühlen, um einige Kubos oder Ägyptische huldvollst zugeteilt zu erhalten; er brauchte nicht durch fortgesetzte hohe Trinkgelder den Oberkellner gnädig zu stimmen, damit ihm dieser für dreißig Heller pro Stück Zigaretten mindester Qualität oder für eine Krone eine Zigarre letzter Güte zukommen ließ, er konnte sich auch, als die Preise der ägyptischen Tabakfabrikate in sprunghaftem Tempo stiegen, die zünftige Bemerkung erlauben: „Meinetwegen mag der Staat seine ganzen Kriegskosten aus dem Rauchzeug decken, mir kann es gleich bleiben, zu dieser Steuer kann man mich wenigstens nicht zwingen...“

Stand der Nichtraucher so bisher allen Tabakfreunden, aber dafür auch allen Sorgen, die mit der Beschaffung des Rauchmaterials verbunden sind, ziemlich teilnahmslos gegenüber, so wird er nunmehr mit Einführung der Raucherkarte geradewegs in den Interessentenkreis der Nikotinkonsumenten gezogen. Denn, merkwürdig, in der neuen Tabakverordnung ist von dem Nichtraucher gar nicht die Rede. Das Alerat, das sich sonst so knauserig und engherzig zeigt, ist diesmal unleugbar sehr generös vorgegangen; bedenkt man, wie vieler Beweise und Dokumente es bedarf, um ein bißchen Haferris oder ein wenig Milch zu bekommen, wie viel Zeugnisse und Belege man beibringen, wie viel Verhöre und Protokolle man über sich ergehen lassen muß, um sonst irgendeinen Konsumartikel zu bekommen, welche große Staatsaktion zum Beispiel der Besuch eines Kurortes bedeutet, so ist es geradezu verwunderlich, wie großzügig die Tabakverwaltung bei Ausstellung der Raucherkarte vorgeht. Man braucht bloß 17 Jahre alt und männlichen Geschlechtes zu sein, und die Pforten zu aller Nikotinseligkeit werden einem amtswegig geöffnet. Freilich ist der zuge dachte Anteil nicht sonderlich groß, aber... aber, hier tritt eben der Nichtraucher, wie auf ein Stichwort hin, auf den Plan. Wozu hat man „Nichtraucher-Beziehungen“, wird es künftig heißen. Der Mann, der bisher alles Nikotingift verschmähte, wird nun zum unvorbenen Günstling der Raucher werden, denn es ist kaum anzunehmen, daß er in dieser Zeit der zunehmenden Seltenheiten aller Sachgüter auf seinen Tabakanteil verzichten werde. Welche herrlicher Apekt eröffnet sich ihm! Er weiß, daß der biedere Landmann, der mit den Erzeugnissen seiner Wirtschaft so „zurückhaltend“ geworden ist, sich durch einige Wäddchen Pfeifentabak leicht zu milderer Sinnesart bekehren läßt; einige Trabulos oder Kubos diskret verehrt, schaffen zuversichtlich Wohlwollen bei unterschiedlichen Standespersonen, die zur Belieferung des Haushaltes so unentbehrlich sind, und schließlich ein paar Zigaretten einer rauchlustigen Dame verehrt, werden als sehr wirksames Kompliment entgegengenommen... Nicht zu reden von dem ganzen Bekanntenkreis, in dem der Nichtraucher mit einem Schlage eine sehr unschmeichelte Persönlichkeit geworden ist, die man mit Freibillets, Einladungen usw. bedenkenlos traktiert. Kurz, der Nichtraucher geht einer sehr schönen Zukunft entgegen, die Raucherkarte wird ihm zu einem „Passpartout“ zu allerlei Annehmlichkeiten des Lebens werden. So schön lohnt sich früh geübte Enthaltbarkeit. Und da sage man noch, daß die Tugend nicht ihre verdiente Anerkennung auf Erden finde...

* **Derbhtag.** Es hat eine Zeit gegeben, da konnte man um die Derbyzeit nicht über die Stragen und nicht ins Kaffeehaus gehen, ohne irgendwie auch mehr oder minder nachdrücklich an dieses Ereignis erinnert zu werden. Pferdenamen schwirten in der Luft herum; der „Ober“ wußte einen „Tip“, der Zuträger einen, der Friseur wußte einen, der Friseurgehilfe wieder einen, natürlich jeder einen anderen, die nur das eine gemeinsam hatten: Alle waren „wischer“. Das war jene Zeit, als noch das „Derbysieber“ grassierte, eine leicht übertragbare Krankheit, die merkwürdigerweise auch solche Personen ergriff, die sich sonst nicht mit Sport befaßten. Mit dem Derby war dann auch das Fieber vorbei, und man wunderte sich, wie man sich wegen einer im Grunde genommenen so belanglosen Sache so mächtig hatte ereifern können. Im nächsten Jahr war's dann aber doch wieder das gleiche . . . Heute, am Derbhtag, ist es lehrreich, den Wechsel der Zeiten und Stimmungen zu beachten; von einer allenthalben merkbaren Erregung keine Spur. Keine Derbygespräche, kein „Derbysieber“. Daran wäre nun freilich nichts Erstaunliches, da man sich heutzutage wirklich um andere Dinge zu bekümmern hat, als darum, ob „Burschel“ — der niedliche Name hätte dem Gaul in Friedenszeiten eine weitreichende Popularität gesichert — oder „Palatin“ oder sonst ein Pferd das „Derby macht“. Erstaunlich ist nur, daß heute das Interesse für Sportfragen auf dem Rennplatz selbst viel stürmischer ist, als je zuvor; nie noch war, wie allgemein bekannt, der Zwang zu den Rennen größer, nie wurden Beizeinjäge gleich den heutigen erzielt. Aber die Leidenschaft löbt sich nur auf dem Rennplatz selbst aus, bleibt isoliert, zieht nicht, wie ehemals, weite Kreise. In der Freudenau mag es heute noch so hoch hergehen, in der Stadt hört man nichts davon. Nur ganz entfernt wurde man in den letzten Tagen an das bevorstehende „Ereignis“ gemahnt, das aufgehört, eines zu sein. Da und dort hat sich eine „Derbhtoilette“ oder ein „Derbhtut“ in eine Auslage verirrt; und „Derbhtylinder“ wirkten wie eine freundliche Erinnerung an jene Zeit, da das Derby noch die „Saison“ abschloß, die heuer überhaupt nicht begonnen hat . . . An ein paar Stragenreden riefen Frauen: „Programm! Rennprogramm! Programm zum Derby . . .!“ Worauf der oder jener innehielt und verwundert fragte: „Was? Morgen ist Derby?“ . . .

(Wahnsinnige Kinder.) Sollen wir sie beneiden? Oder bemitleiden? Seitdem die große Hitze eingebrannt hat, tauchen sie immer zahlreicher auf, auf dem Weg zur Säule, auf dem Spielplatz oder auf dem Gang mit der Einkaufstasche, und sie tragen die Nacktheit des Fußes mit einer Ungezogenheit, Sicherheit und Würde, als ob es nichts Selbstverständliches gäbe, als unbedeckte Füße. Wir Erwachsenen würden uns voreinander bis in die Seele hinein schämen, wenn uns die Not dazu zwänge, eines Tages bloßfüßig über die Straße zu laufen. Harte Kinder aber sieht man mit unerschütterter Ehre über das Steinpflaster und auf Straßen gehen, ohne daß ihnen zum Bewußtsein kommt, wie sehr sich unser Empfinden gegen diese Sitte sträuben würde, wenn auch die Greifen sich ihr unterwerfen müßten. Berechnende Opportunisten und gewinnjüchtige Spekulantien haben uns, als das Leder auszugehen begann, die Holzsandalen aufschwätzen wollen. Sofort hat sich die Industrie auf diesen neuen Arieasartikel geworfen, und pharisäische Prediger, die ihr eigenes Schuhzeug wohlweislich im trockenen hielten, wurden nicht müde, den Städtern weiszumachen, daß sie beinahe so etwas wie eine patriotische Pflicht erfüllen, wenn sie des Stiefelkaufes sich enthalten. Zu ganzen Bergen häufte sich seither der massenhaft erzeugte klapprige Blunder in allen Schaufenstern. Wo aber hat je ein Wiener oder gar eine Wienerin sich bis heute gesunden, die es mit dem guten Geschmack vereinbar hielten, in diesen elenden, erbärmlichen, ärgerlich tönenden Holzschlappen über die Straße zu schlüpfen? Lieber spart man sich die letzten Groichen vom Munde ab, trägt die alten ausgetretenen Lederschuhe noch einmal zum Schuster und läßt, inzwischen mag der liebe Herrgott weiterhelfen, die liebe Jugend den Anfang machen, aus der lederarmen Zeit die nackte Konsequenz zu ziehen. Soll man nun die ihrer ganzen Tragik unbewußten, mit ebensobiel Natürlichkeit wie mit Würde bloßfüßig einhertrippelnden Kinder beneiden oder bemitleiden? Bei den Buben nimmt man die Kriegsmode noch halbwegs leicht in Kauf. Aber die zarten schuhlosen Mädels passen nun einmal nicht in das Lebensbild der Stadt. Die ahnungslose

Jugend selbst scheint unklar diesen Widerspruch herauszufühlen und sucht sich in ihrem kindlichen Leichtsinne darüber lustig zu machen. Eine kleine Szene, die sich dieser Tage vor einer Volksschule abspielte, liefert die treffende Illustration: Hunderte von Schülern und Schülerinnen, darunter viele bloßfüßig, ansonsten aber sorgfältig und vollständig bekleidet. Die Buben lärmend und rennend, die Mädels sichernd und Arm in Arm, eilen nach Hause. Möglich gibt's eine Bewegung. Ein paar bezappte Krähen stecken die Köpfechen zusammen und man hört eine tuschelnde Stimme: „Schnell, drah di um! Hast s' gesehen, die Matschi vom Fünferhaus? Na, so was! An Suat muß sie tragen, aber bloßfüßig geht s' wie wir!“ Worauf die vielversprechende Weißlichkeit lächernd weiter tollt... Ein ergaunter Alter, der gleichfalls Zeuge dieser Szene war, bleibt stehen und blickt in ernstem Sinnen jenem einen Mädler nach, das dort in rührender Einfachheit und doch so würdevoll heimwärts schreitet: Am Köpfechen ein niedliches, modernes, festes Tüll- und Spitzenhütchen und an den Füßen keinen Schuh! Was sich der nachdenkliche Alte nur wohl dachte über die Zeit und über die Menichen und ihre armen und doch so beneidenswerten Kinder?

13. VII. 1918

*** Krieg und Reinlichkeit.** Daß die Reinlichkeit im Kriege stets teurer und teurer wird, ist eine viel beklagte und oft erörterte Tatsache. Man denke nur an die Seifenpreise, an die Tarife, die für das Reinigen der Wäsche gelten, und so noch manches andere. Im Anschluß daran ist nun auch das Baden in öffentlichen Badeanstalten im Preise erhöht worden, und daß hier ein ursächlicher Zusammenhang mit den hohen Seifen- und Wäsche-preisen besteht, ist sicher. In den Privatbadeanstalten kann man seit einigen Tagen ein Plakat sehen, das „mit Rücksicht der allgemeinen Teuerung“ die Erhöhung der Preise für die Bäder bekanntgibt. Die Preiserhöhung soll durchschnittlich 50 S. betragen und wird am 15. d. in Kraft treten. Die gleichen Ursachen liegen auch der Preissteigerung zugrunde, die in den Wiener Friseurläden in der jüngsten Zeit durchgeführt wurde und über die die „Österreichische Volks-Zeitung“ eingehend berichtet. Daß trotz der erhöhten Preise wichtige Forderungen der Hygiene außer acht gelassen werden, ist aber nicht einzig und allein in dem Seifen- und Wäschemangel begründet; vielmehr wurden manche Vorschriften, die auch jetzt ganz gut eingehalten werden können, in manchen Friseurbetrieben einfach vergessen. Die Genossenschaft der Friseure wendete sich daher dieser Tage unter Hinweis auf die Gefahr der Verbreitung von Haut- und Bakterkrankheiten in einem dringlichen Aufruf an ihre Mitglieder, sich der größten Vorsicht zu befehlen. Die Kunden sollen aufgefordert werden, sich womöglich eigene Rasierpinsel anzuschaffen.

Schutz den Tieren.

Die „Zentralstelle für den Fremdenverkehr Groß-Berlins“ übersendet uns folgende Mitteilung:

„Auf den wunderlichen Wagenbetrieb, der sich neuerdings an Renntagen in Berlin zwischen dem Bahnhof Zoologischer Garten und der Rennbahn Grunewald entwickelt, richtet der Deutsche Tierchutzverein in der letzten Vorstandssitzung seine besondere Aufmerksamkeit. Was in Groß-Berlin und Umgegend an alten, abgeklapperten Gänlen, was an abgenutzten Krensfern, Gemüswagen, Karren und sonstigen Gefährten aufzutreiben ist, wird aufgeboten, um in mehrfachen Fahrten Rennbahnbesucher hinaus und zurückzubefahren — zu recht ansehnlichen Fahrpreisen. Die Besitzer machen glänzende Geschäfte, die armen Tiere haben — trotz guten Asphaltweges — schweren Dienst, bei dem sie mitunter zusammenbrechen. Der Tierchutzverein hat die Aufmerksamkeit der behördlichen Organe auf die Fälle dieser Tierquälerei hingelenkt.

Der Tierchutzverein versendet ferner soeben einen neuen Aufruf an die Volksschulen und bittet um Verbreitung unter den Großstadtkindern. Es heißt darin: „Gedenkt unsrer Haustiere! Man fürdet den jetzt meist schwachen, schlecht genährten Pferden so viel auf, wie in Friedenszeiten starken Tieren. Oft noch räudkrank, mühen sie sich mit letzter Kraft vergeblich ab und werden roh gepeitscht. Ist das deutscher Dank an Tiere, die wertvollste Kriegsdienste leisten? Bittet den Fuhrmann, sie gut zu behandeln. Wenn das nicht hilft, ruft die Polizei! — Werft nicht nach Hunden, Katzen und anderen Tieren mit Steinen. Uebergebt sie der Polizei oder dem Tierchutzverein (in Berlin: Tempelhofer Ufer 36). — Sorgt, daß Schlachttiere nicht gequält werden und gebt ihnen einen schnellen, schmerzlosen Tod. — Werft nicht Säerben und scharfe Gegenstände auf die Straße, an denen Tiere sich verletzen können. — Sorgt für warme Ställe, Licht, Luft und Bewegung für die Haustiere. Sammelt heizzeiten Streu: Laub, Heidekraut, Moos, dürras Gras. — Tötet keine Vögel, auch nicht Sperlinge, die auch schädliche Insekten vertilgen. Schont Frosch, Kröte, Eidechse, Salamander, Blindschleiche, Maulwurf und Fledermaus, die unsere Saaten und Gwächse schützen. — Ratten und Mäuse tötet schnell und schmerzlos. — Erleichtert unsern Tieren, die uns im Kriege die wertvollsten Dienste leisten, ihr schweres Los!

(Mutterglück von heute.) Es soll keiner mit der schwammigen Phrase kommen: der Krieg verroht die Sitten. Wie könnte der Krieg, der doch so vielfach die Maschen des Gewissens geweitet und die Hemmungen schlank gemacht hat, wie könnte er etwa an die innigsten und die selbstlosesten Gefühle heran, an Mutterglück und Mutterliebe? Doch lachte, auch hier ist schon ein Tröpfchen Egoismus durchgesiebert, freilich eines heiligen Egoismus, der vor jedem Richterstuhl bestehen könnte. Die jungen Mütter dieser bösen Gegenwart haben dreifach mehr Sorgen als ihre Friedensgenossinnen; Sorgen nicht nur um ihr Kind und ihres Kindes Wohlfahrt. Soraen

schon lange, ehe das kleine Geschöpf die Welt betritt, Sorgen um den eigenen Leib, der es tragen und pflegen soll. Die doppelte Bürde, sich zu ernähren und zu nähren, tritt schwerer denn je an alle Mütter heran, und darum ist es gewiß kein schlimmer alltäglicher, sondern ein freundlich zeitgemäßer Zug, wenn junge Frauen, halten sie einmal ihr Kleines im Arm, von begreiflichster Selbstsucht angewandelt, ein wenig von ihrer Hausfrauenweisheit in das neue Mutterglück mengen. In die blaffen Wangen des Wochenbettes kommt viel freundliches Licht der Freude, so wie es immer kam, ein Schimmer solcher Freude aber, ein lebenswürdiger, schalkhafter Schimmer ist eine Kriegserscheinung. Jede junge Mutter freut sich jetzt ihres Approvisionierungsreichthums, der ihr auf Grund der Mutterchaft verbürgt ist. Ein Liter Milch — welcher Stolz! — eine Extragabe an Zucker — welches Krönungsgefühl! Und Haferreis und noch manche andere angenehme Dinge mehr winken der Wöchnerin. Da ist nun allerliebste, diese jungen Frauen zu sehen, wie sie ihr großes Erlebnis mit der Freude an den Nahrungszubußen verbrämen, wie sie sich heilig egoistisch dem Besitzgefühl legitimester Samsterei hingeben. Die Mutter von Anno Krieg wird, teilt man ihr schonungsvoll mit, daß sie am Ende gar Zwillingen das Licht der Welt angezündet hat, stolz und mit lächelnder Ueberlegenheit feststellen: „Zwei? Ei, da friege ich ja zwei Liter Milch und zweimal Zucker!“ So wandeln sich die Reiten.

Das neue Publikum.

Dieser Tage hat in unserem ersten Privattheater etwa dasselbe Publikum, das nicht lange vorher einer fast schon barodistischen Mühelosigkeit von aufdringlichster Manier begeistert weisfallen sollte, die innige und feine Arbeit eines Dichters in Radanfömmung verworfen. Ein erster Augenblick überwoh natürlich bei allen, die sich darüber klar waren, daß hier vornehme künstlerische Absichten des Dichters wie des Theaters rüde verhöhnt worden seien. Merger und Bitterkeit. Aber mit der Feststellung, daß hier das Publikum prinzipiell verfaßt habe, daß es sich nicht lohne, solchen Theatergängen bessere Kost vorzusetzen, daß also nur die Subelköche des Zulauks sicher seien, damit darf die Sorge für uns nicht abgetan sein. Denn wir werden ja doch auch weiterhin von den Leitern unserer Bühnen mit allem Nachdruck verlanget müssen, daß sie der Kunst und den Dichtern nicht unter Verursung auf den schlechten Geschmack und die Urteilslosigkeit der Menge die Fortsetzungen ihrer Kunstinstitute verwickeln. Vielleicht schämt sich der Teil des Publikums, der gerade diesmal so schlechten Geschmack und noch schlechtere Manieren gezeigt hat, heute schon seiner Entleistung, vielleicht werden sich dieselben Leute ein nächstes Mal sogar etwas gefitteter benehmen. Aber auch damit ist der Kunst nicht viel geholfen. Das Publikum ist ein so außerordentlich wichtiger Faktor jedes Kunstbetriebes, daß man mit ihm rechnen muß, wie es nun einmal ist, und nicht, wie man es gern haben möchte. Es wird also nötig sein, sich das neue Publikum, das jetzt unsere Theater füllt, ein wenig anzusehen und sehr ernstlich darüber nachzudenken, in welcher Form und in welchen Mengen ihm

von der Bühne her Kunst so vermittelt werden kann, daß es sie zu genießen vermag.

Denn über eines muß man sich ja im voraus klar sein: Das Publikum kommt nicht mit einer bösen, sondern mit einer recht guten und vor allem harmlosen Absicht ins Theater: Es will genießen oder sich doch zumindest unterhalten. Wird es also im Theater böse, so ist es dort gereizt worden. Ist das, worüber es sich ärgert, Unvernunft, Geschmacklosigkeit oder geringe Schätzung des Publikums, dann ist eigentlich alles in Ordnung und dann muß man dem Theaterbesucher, der durch Stücke macht, unfähige Spielleiter oder Schauspieler um sein Eintrittsgeld und um seinen Erholungsabend gebracht wurde, das Recht einer deutlichen Absehnung wohl zubilligen. Dauerhaft ist nur der andere Fall, in dem der Zuhörer sich dadurch gereizt sieht, daß ihm ein Kunstwerk nach Inhalt und Darbietung fremd bleibt, daß er einen künstlerischen Gedanken der Dichtung oder der Aufführung oder beider nicht zu erfassen vermag, daß er also nicht genießt, sondern sich im Gegenteil angeödet fühlt, wo besser orientierte, aufnahmefähigere, feinsinnigere Zuhörer verlesen und ungeschört genießen möchten. Auch in diesem Fall wird man nicht immer von vornherein alle Schuld auf die Nichtverstehenden und Nichtgenießenden allein schieben können, sondern wird sich doch wohl auch gerechterweise fragen müssen, ob nicht entweder die Dichtung oder die Spielleitung oder die Schauspieler oder andere äußere Umstände mit dazu beigetragen haben, Zuhörer zu enttäuschen, die ins Theater gegangen sind, um sich ein Werk der Bühnenkunst vermitteln zu lassen. Mit dem Schimpfen nach der einen oder nach der anderen Seite ist da nichts erledigt und nichts geschon. Die Theaterkultur einer Stadt ist eine so bedeutungsvolle Sache, daß man sie nicht nur kritizieren,

die Lage unverändert. Der erste Kampf südlich von Bern, südwestlich von Lyon und südlich der Rhone.

sondern vor allem unabhängig an ihr arbeiten muß.

Am Angenehmsten machen wir's uns ziemlich bequem und schieben die Schuld auf das neue Theaterpublikum, das uns der Krieg gebracht hat. Preislos ist mit diesem neuen Publikum, dessen Bestehen ja eine unumgängliche Tatsache ist, ein neuer Posten in unseren Theaterbetrieb gekommen, mit dem gerechnet werden muß. Die Klage über das Publikum ist ja überhaupt eine uralte, und sie wurde gerade immer von den größten Dichtern erhoben, die ja auch zumeist unter dem Widerstand der geistigen Erbschaft gelitten haben, den das Publikum neuen Kunstwerken entgegensetzt, je stärker und einseitiger sie sind. Obgleich die alten Griechen ihr Eintrittsgeld von Staats wegen bezahlt erhielten, haben sie dem "Neueren" Euripides ihre Unzufriedenheit über seine Kühne Modernität sehr deutlich zu verstehen gegeben, und auch das Verhältnis zwischen dem araisamen Spötter Aristophanes und seinen Zuhörern war nicht immer ungetrübt. Shakespears Sprichwort unter vielem anderen von den "Grünlingen im Parterre" und Goethe rechnet im "Vorpiel auf dem Theater" mit dem Publikum ziemlich durs ab. Diese Beispiele lassen sich natürlich leicht vervielfachen. Die Tagesbücher aller dramatischen Dichter erzählen in oft ergreifender Weise, wie sehr gerade der Bühnendichter unter dem Unverständnis und der Brutalität seines Publikums leidet, während er zusehen muß, wie geschickte Spekulanten auf das Bedürfnis nach leichtem Reizungen und auf die Anforderungen der Verdauungsstimmung Beifall und Geld einheimen. Es sei nur noch an Grillparzer erinnert, der nach dem Mißerfolg von "Beh dem, der lügt" überhaupt nicht mehr den Mut fand, eines seiner höheren dramatischen Werke dem Urteil des Publikums auszusetzen.

Auch das alte Publikum also, das vor dem

ritten Kampflage bereits darin ausgereift, daß der Franzose auf dem Ouseufer der Duse den ganzen Wald von Carlefont und den südlich

Krieg, das nicht aus Kriegsgewinnern und Kriegsbedienern bestand, hat in der Literaturgeschichte ein langes Sündenregister. Das neue Publikum, das bei dem großen Umlernen unter anderem auch gelernt hat, daß man Bücher kaufen, ja teilweise sogar lesen und ins Theater gehen soll, ist nun eben daran, sich sein neues Sündenregister zu verdienen. Sein Hauptfehler ist bezeichnenderweise die Prosigkeit. Es hätte ja Entschuldigungsgründe genug, daß es noch nichts versteht, noch nicht imstande ist, beim ersten Anhören ein Urteil über ein Dichtwerk zu empfinden oder gar auszusprechen und zu fällen, aber es macht von diesen Gründen leider keinen Gebrauch, sondern bildet sich ein, es gehöre zu seiner Kritik erworbenen Position, auch dort schon mitzureden, wo es noch lange behörden aufzumerken und zu lernen hat. Es ist nämlich gar keine Schande, wenn man eine Dichtung nicht auf den ersten Sieb ganz versteht und zu würdigen weiß. Auch Kunstgenuß muß erlernt werden. Es gehört eine gewisse Vorbereitung und vor allem Übung dazu. Guter Wille und Uebung können die Vorbereitung zu einem erheblichen Teil erledigen. Gerade beim Theater aber herrscht das Unglück, daß jeder, der sich ein paar mal einen Stih gekauft hat — oder gar einen gefächert erbielt, das sind die aller schlimmsten —, alle Rechte des Kenners für sich in Anspruch nimmt. Er will genießen und hat keine Ahnung, daß er sich die Fähigkeit des Genießens erst erwerben muß, was in unserer Zeit zuweilen mehr Mühe und geistige Arbeit kostet, als das Erwerben des Geldes, mit dem man das Eintrittsgeld zum Kunstgenuß bezahlt. Wer nie geraucht hat, dem wird gerade bei der guten Savannsigarre am übelsten werden, während er eine Zigarette aus Buchendblättern noch verhältnismäßig gut verträgt. Auch die finnischen Gemise, die sich über sinkenden und abgemessenen, wie

* **Bildungsentwertung.** Ein Intellektueller schreibt uns: In Wien macht gegenwärtig eine Anekdote die Runde, die im Gegensatz zu den üblichen Witzereien so viel Zeitkritik enthält, daß ihre Wiedergabe der Mühe wert ist. Es ist die Geschichte des armen Teufels, der sich um eine Tempeldienerstelle in Reckemet bewirbt. Aber er wird abgewiesen, da er nicht lesen und schreiben kann. Bei Kriegsbeginn leiht er von der ganzen Familie zweihundert Gulden zusammen, kauft Reis und Grieß und Erbsen. Der Gewinn häuft sich, die Geschäfte wachsen, mit ihnen das Vermögen. Im vierten Kriegsjahr ist der arme Bittsteller Millionär, Mitglied zahlreicher Verwaltungsräte und gilt in Budapest als genialer Geschäftsmann. In einer Ausschauung soll er einen Entwurf mit ein paar Worten niederschreiben, bekennt aber freimütig seine Unkenntnis. Allseitiges Staunen. „Was wäre,“ so ruft ein Herr pathetisch, „was wäre erst aus Ihnen geworden, wenn Sie lesen und schreiben könnten!“ — „Das kann ich Ihnen genau sagen,“ antwortete der Gefeierte prompt. „Tempeldiener in Reckemet war' aus mir geworden.“ Sicherlich ist diese Geschichte nicht wahr. Aber sie könnte es doch sein. Denn niemals ist Bildung und Wissen niedriger im Kurs gestanden als heute. Reich ist man auch vor dem Kriege nur selten von der Wissenschaft geworden, aber es war doch möglich, von geistiger Arbeit recht und schlecht zu leben. Heute bietet, abgesehen von einigen wenigen technischen Berufen, nur noch der Handel in der bürgerlichen Welt Aussicht auf eine Existenz ohne Hunger. Dazu kommt noch, daß der jetzt mögliche Handel im Gegensatz zur Friedenszeit an die Bildung äußerst geringe Forderungen stellt. Seitdem nur noch gegen Vorzahlung geliefert wird, hat sich das Kreditwesen erstaunlich vereinfacht, die ausländischen Geschäfte haben ein jähes Ende gefunden; nicht einmal ein Kaffeehändler braucht heutzutage zu wissen, wo Kasparakso liegt, geschweige denn die Frachtsätze berechnen zu können. Und alle jungen modernen Kaufleute, die ihre Ausbildung in der Exportakademie erhalten haben, grübeln über das Problem nach, wie man sich „Ware“ aus Mähren verschaffen könnte. Der Verkauf besorgt sich ganz von selbst und der Erfolg ist gesichert. Darum sehen wir der Tätigkeit von allen Seiten die Gebildeten zuströmen. Die Advokaten suchen Anschluß an eine Rapphagegesellschaft oder sie werden Vertreter einer Zuckerrfirma, Bahnbeamte **Inspektoren in Romia** und Lehrer versuchen sich im Seidenhandel.

Der durch Gewohnheit oder Veranlagung allzusehr an seinen Beruf gekettet ist, Bildungsarbeit nicht durch Handelspekulation ersetzen will, wird ein Opfer der ungesunden „Amerikanisierung“. Aber viele vermögen der Versuchung nicht Widerstand zu leisten. Da trifft man eine arme Privatlehrerin, die man jahrelang gedrückt und armselig gekannt, auf einmal strahlend und selbstzufrieden. Sie ist Kinoagentin geworden oder hat die Vertretung einer Spiritusfabrik übernommen oder sie vertreibt chemische Produkte. In einem Monat verdient sie so viel wie früher im ganzen Jahr. Die Vorbedingungen für den neuen Beruf sind ein flottes, sicheres Auftreten, gute Kleidung, gefällige Manieren — aber höhere Bildung oder besondere Kenntnisse sind gänzlich überflüssig. Schon Börne hat sich bitter beklagt: „Die Taglioni ist auf vier Wochen nach London engagiert und bekommt dafür 100.000 Franken (hunderttausend). Meine sämtlichen Werke . . . werden mich niemals reich machen.“ Und er knüpft die Frage daran: „Meinen Sie, daß es für mich zu spät sei, noch tanzen zu lernen?“ Nun, damals mußte er nur die Erfolge einer Taglioni neiden, heute befindet sich jeder Verkäufer von Schmieröl oder Körperband in der angenehmen Lage, auf einen Börne (wenn wir einen hätten) herabzusehen. Denn selbstverständlich folgt in unserer grob-materiell denkenden Zeit, die nur mit dem Maßstab der Einnahmehzahl mißt, der materiellen Entwertung die moralische. Die Folgen dieser Entwicklung werden erst klar zu Tage treten, wenn die Knaben von heute Männer geworden sind. Wohl predigt der Mittelschulprofessor den Kindern der Bourgeoisie noch jeden Tag: Ihr müßt lernen, damit etwas „Ordentliches“ aus euch wird. Die Schüler lächeln heimlich dazu. Es wird der Tag kommen, da sie offen lachen werden, wenn der durchgefallene achtzehnjährige Sertaner als Vertreter „in“ irgend etwas monatlich 1600 Kronen verdienen wird — dreimal so viel wie der Herr Professor. Und sich dreifach überlegen fühlen wird.

Die Wohnung als Kerker.

Einer, der sich vier Jahre versteckt hält.

Von einer ganz merkwürdigen Geschichte mußte gestern die Volkachronik zu berichten: In einer Wohnung draußen am Rande der Schmelz hatte sich ein Mann seit Ausbruch des Krieges, also seit nahezu vier Jahren versteckt gehalten, um nicht einrücken zu müssen. Kein Mensch im Hause, außer seiner Familie, mußte von seiner Existenz, nie verließ er seine vier Wände und wenn nicht durch eine Verkettung mannigfacher Umstände jetzt sein freiwilliges Exil von rauher Hand geöffnet worden wäre, hätte er wohl erst am Tage des Friedensschlusses die Haft, zu der er sich selbst verurteilt hatte, ausgegeben. Und dies alles vor Angst, zum Militärdienst eingezogen zu werden! Doch auch dieser Fall, so wenig alltäglich er ist, hat schon hier und anderswo seine Vorgänger, wenngleich die Motive in den seligen Friedenszeiten natürlich andere waren. Es sind jetzt reichlich 30 Jahre her, seit der Postbeamte *Baleski* einen tiefen Griff in die ihm anvertraute Kasse tat und mit rund

einer Viertelmillion Gulden spurlos verschwand. Während die Polizei ganz Europa nach ihm absuchte, sah er ruhig in seiner Wohnung, wartete, bis Gras über die Geschichte wachsen würde, und machte sich dann auf den Weg nach Amerika. Er hätte das gelobte Land auch sicher erreicht, wenn nicht eine Dummheit, die er beging, der Behörde auf seine Spur geholfen hätte. So wurde er auf hoher See, angesichts des Hafens von New-York, auf dem Dampfer verhaftet und nach Wien zurückgebracht. Nach dem gleichen Muster arbeitete eineinhalb Jahrzehnte später der Bankdiener *Jenner*. Er versteckte sich in der Wohnung eines Freundes, mästete sich ein Bäuchlein an und ließ sich einen Volkhart wachsen, der ihn unerkant über die Grenze helfen sollte. Und der seine Plan wäre geglückt, wenn nicht einer seiner Komplizen ein Gläschen über den Durst getrunken und im Weindusel seinen Mitschuldigen verraten hätte. Beide Langfinger hatten sich die freiwillige Haft umsonst auferlegt, sie war ein unbeabsichtigtes Vorbild zu den vielen Jahren schweren Kerkers, die sie später vor Gericht zudiktiert erhielten. In Erinnerung dürfte auch die Geschichte jener drei Schwestern in Prag noch sein, die sich bei Beginn des Krieges in ihrer Wohnung einschlossen, reichliche Lebensmittel anhäuften — damals waren sie noch zu haben — Fenster und Türen verrammelten und beschloßen, erst wieder unter Menschen zu gehen, bis der Krieg zu Ende sei. Ihre Abwesenheit fiel im Hause aber auf, man erbrach die Wohnung und brachte die drei Schwestern an das Tageslicht.

Die jüngste Wiener Geschichte hat sich folgendermaßen zugetragen: In den ersten Monaten des Krieges bezog im Hause Reifelsstraße 81, in einem ganz neuen Hause, eine Reservistenfrau namens *Horvath* eine kleine Wohnung auf dem dritten Stockwerk. Wer sie nach ihrem Mann fragte, erhielt den Bescheid, er sei eingerrückt. Der kleine vierjährige Junge, nach seinem Vater befragt, gab stets prompt zur Antwort: „Vater ist im Krieg!“ Es vergehen Jahre. Im Haus und in der Nachbarschaft wird nur von der Reservistenfrau gesprochen und es fällt nicht einmal auf, daß der „Eingerrückte“ während der ganzen vier Jahre nicht auf Urlaub kommt. Man bemerkt aber, daß die Reservistenfrau sehr häufig in der gegenüberliegenden Trafik sich aufhält. Ihr Mann wollte rauchen und die Frau „verhält“ sich mit der Verkäuferin, einem vierzehnjährigen Mädchen, um genügend Rauchmaterial zu bekommen. Nun kommt der tragische Moment der Geschichte. Das vierzehnjährige Mädchen bringt eines Tages die Zigaretten ins Haus. Das heißt: sie fällt mit der Tür ins Haus, überschreitet die bisher von der Frau so sorgsam gehütete Grenze — sie hat alle Beute nur in der Küche empfangen und abgefertigt — und — steht den angeblich seit vier Jahren im Felde stehenden Mann! Nun wird sie ins Geheimnis eingeweiht, muß schwören, nichts weiterzusagen. Die Vierzehnjährige nützt dieses Mitwissen angeblich weidlich aus, verlangt, fordert, erpreßt alles Erdoullliche von der Frau. Der Frau *Trafilantin* fällt das an. Sie riecht Lunte. Und nun tritt die Hausbesorgerin auf den Plan. Sie hört von einem Mannsbild in der Wohnung der Frau *Horvath*. Der Mann ist unbedingt ein Einbrecher. Ein Polizeikommissär wird avisiert, der sich angeblich auch in der Küche abspesen läßt. Die Hausbesorgerin ruht nicht. Sie will einen Detektiv zur Aufklärung des „Falles“ im Hause haben. War doch schon dreimal das Haustor schloß am Morgen verborgen angetroffen worden. Es muß ein Einbrecher sein. Der Frau *Horvath*, die eines Tages zum Verschamt geht — den Beuten war nämlich ihr Geld langsam ausgegangen — um einige Kostbarkeiten zu verkaufen, folgen neugierige Jungens und veranlassen die Polizei, die Frau zu verhaften. Bald darauf erscheint ein Detektiv im Hause Nr. 81 und bringt in die Wohnung, wo angeblich der Einbrecher sich aufhält. An Stelle des Einbrechers wird ein 40jähriger, abgehärmter, „verfallener“ Mann herausgeholt, der gar kein Einbrecher ist. Er war der Feinmechaniker *Milan Horvath* aus Agram, der am Anfang des Krieges mit einer kleinen Barschaft nach Wien gekommen war. Er fürchtete den Krieg. Die Polizei soll ihn für einen Sorben gehalten und öfters vorgeladen haben. Das hat ihn zum Plane geführt, das Haus nicht mehr zu verlassen. In den ganzen dreieinhalb Jahren ist er nach seiner Aussage ein einziges Mal ausgegangen, doch hat ihn im Hause niemand bemerkt. Er kommt zur Polizei, gesteht, daß er sich versteckt hat, um nicht in den Krieg zu ziehen. Heute ist er nicht mehr tauglich, war es vielleicht niemals, aber er wagte nicht, unter die Menschen zu kommen. Nur rauchen wollte er. Und da mußte ihm seine Frau in der gegenüberliegenden Trafik Zigaretten verschaffen. Sie tat es und das war sein Verhängnis.

(Das Defizit.) Wie ein roter Faden zieht es sich, verschlungen und unentwirrbar, durch das ganze wirtschaftliche Leben, und tritt nun, als dicker Knoten, auch im Budget der Stadt Wien an den Tag. Nicht weniger als 30 Millionen fehlen zur Bedeckung des neuen Voranschlags der Gemeinde. Die kommunalen Großunternehmungen arbeiten ganz oder fast ganz mit Unterbilanzen. Die Straßenbahn ergibt gar kein Reinerträgnis, das Gaswerk kann nur zur Not seine eigenen Reagen bestreiten, es hat zwar nicht, wie es vorgestern im Abendblatt irrtümlich hieß, mit einem Defizit, wohl aber mit einem um sechs Millionen verminderten Abschluß zu rechnen. Sogar das Elektrizitätswerk kann heuer trotz der jüngsten ausgiebigen Stromverteuerung nur um ein Drittel weniger als im Vorjahre zum Gemeindehaushalt beisteuern. Also sollen die Tarife erhöht werden. Zunächst bei der Straßenbahn. Ist man sich aber auch darüber klar, daß die Millionen, die man hellertweise aus den Taschen der Wiener ziehen will, eine fast unerträgliche Belastung bilden? Gerade jene Leute, die die Straßenbahn viermal im Tag benutzen, auf dem Weg zur Arbeit und auf der Heimfahrt sowie mittags, werden durch diesen Aufschlag am schwersten getroffen, denn es sind die Arbeitenden, die jede Minute ihrer tagen freien Zeit ausnützen müssen, die kleinen Beamten, die Handelsangestellten, die Kämpfenden, schaffenden Mittelstandsschichten, nicht zuletzt die erwerbenden Frauen. Sie alle haben heute nichts mehr übrig. Ihre Budgets sind aufs äußerste eingeschränkt. Jeden Groschen, den sie mehr ausgeben sollen, müssen sie sich vom Munde absparen. Nur der schwer und hastend Arbeitende bedient sich der Straßenbahn, deren Benutzung ohnehin eine wahre Qual bedeutet. Die Reichen und Bequemen meiden möglichst dieses unerquickliche Verkehrsmittel. Es ist eine sehr sonderbare Mittelstandspolitik, die da vom Rathaus betrieben wird! Denn die Tramwarrantarife weiter verteuern, hieße eine unsoziale Maßnahme schaffen, die die bittere Frage wecken müßte, ob denn der Magistrat keine Wege findet, zur Behebung der Unterbilanz jene Kreise heranzuziehen, die eine Belastung weniger schmerzlich empfinden. Bedienen der Luxus und die mannigfachen, überflüssigen Vergnügungen der obersten Zehntausend mehr Schonung als die kümmerlichen Erleichterungen des Arbeitslebens? Nicht

minder unsympathisch berührt die weitere Verteuerung der Lichtquellen. Sie bilden so ziemlich den einzigen Komfort, der in diesen trüben Zeiten am Abend der Wohnung einen anheimelnden Charakter gibt. Mit dem Licht noch mehr sparen, heißt die Lebensenergien der Menschen schärfer unterbinden. Auch hier wieder trifft man die Müden und Erholungsbedürftigen. Das Defizit würde das Volk dem Rathaus nicht verdenken, aber die Art seines Ausgleiches wird es, den Gemeindegewaltigen kaum verzeihen.

(Zum Rascur.) Wenn es auch nicht gerade zu den Lebensgenüssen gehörte, sich den Bart abschaben zu lassen, so lebte man sich doch mit einer gewissen Behaglichkeit in den bequemen, weichgepolsterten Lehnstuhl, legte das müde Haupt auf die lederne Kopfstütze und ließ nun mit geschlossenen Augen geduldig alle die Dinge über sich ergehen, die der Bartkünstler für nötig fand, um das eigene Ich einer vollkommenen Verschönerung zuzuführen. Eine gute Zigarette milderte die Wirkung der neuesten Wäse, die der gesprächige Jüngling erzählte, und ließ seine Ansichten über Hindenburgs Taktik halbwegs erträglich erscheinen. Freilich, auch in verflorbenen besseren Zeiten mußte man manchmal, wenn man Pech hatte, ein Viertelstündchen warten, bis man an die Reihe kam, und man verging dabei schier vor Ungeduld. Jetzt ist man geduldig geworden; wir wissen sehr genau, daß es leichter ist, mit dem Abschnitt 46 des Einkaufszeichens das angekündigte Schweinefleisch zu kaufen, als beim Friseur sofort einen freien Platz zu finden. Eine ganze Anstalt unglückseliger Herren sitzt schweigend da und läßt geduldig und ohne Wurren viermal Haarschneiden und siebenmal Rasieren an sich vorüberziehen, bis endlich, endlich die Stunde der Erlösung schlägt. Wenn man sich die Haare schneiden lassen will, muß man zu diesem Zweck einen Urlaubstag nehmen. Denn der einzige Gehilfe, der übriggeblieben ist und schläfrig und unrasiert sein „Der nächste Herr, bitte“ flötet, hat nur zwei Hände, und diese können nicht gleichzeitig einseifen, rasieren, abwischen, haarschneiden, bartanziehen, einspritzen, kämmen, den Sitzpolster umdrehen und Geld nehmen. So hat mir wenigstens der gute Karl versichert, als ich neulich nach zweieinhalb Stunden Wartezeit etwas ungeduldig zu werden begann. Uebrigens hat sich der Karl in den letzten Wochen sehr gebessert. Er erzählt keine Wäse mehr, läßt die Feldherrnerfolge Hindenburgs unkritisiert, hat gar keine eigene Meinung über die Parlamentskrise und die Polenfrage und antwortet nur, wenn jemand von Zigaretten oder vom Essen spricht. Nichts bringt ihn aus der Ruhe, und er wird auch dann nicht nervös, wenn alle Warteessel besetzt sind und die P. T. Kunden sich vor der Tür anstellen. Nein, er regt sich über nichts mehr auf. Auch nicht über den Gedanken, daß demnächst vielleicht auch er selbst einberufen werden und daß dann das Geschäft verwaist sein wird. Und daß ungepflegte Vollbärte in allen den Gesichtern sprießen werden, die er so oft liebevoll mit Seife und Messer behandelte.

Wien und Berlin.

Von Hugo Claus (Wien).

Wien von den beiden Städten, sondern von einem methodischen Buch über sie soll hier die Rede sein. Wien und Berlin, Vergleichendes zur Kulturgeschichte der beiden europäischen Metropolen von Julius Jacob und Willi Handl (Verlag Österreich u. Cie, Wien). Scheinbar willkürlich ist ja die Zusammenstellung beider. Man könnte ebenso gut Wien mit Rom oder Paris, Berlin mit London oder Petersburg vergleichen. Es würde sich gewiß das Gemeinamen ebenfalls zwischen diesen Metropolen und des Trennenden vielerlei nicht einmengen finden. Wenn die Autoren der Freude Julius Jacob und der Österreichischer Willi Handl sich gleichwohl entschlossen, gerade Wien und Berlin auf einer Tafel zu vereinigen und gegeneinander zu kontrastieren, so war wohl ein positiver und kulturpolitischer Motiv dafür maßgebend. Der mitteleuropäische Gedanke, heftigen oder begeistert aufgenommen, beherrschte jeden Fall die beiden Köpfe seit Beginn des Weltkrieges, und man mag wohl die Frage beschäftigen haben, welche der beiden Metropolen oder doch deutschsprachenden Weltstädte durch den Zusammenstoß der beiden Städte zu einem engeren Staatenverband an Rang und Bedeutung einzuweisen würde.

Wien ist schon an Denkmalreichtum, an äußerer Zivillisation und sogar als Ansturmort weit ins Hinterwäldchen geraten, vom politischen Gesicht der Reichsreinen ganz abgesehen, der ja im direkten Verhältnis zur politischen Macht der beiden Städte steht. Wenn Wien sich überhaupt noch neben und im gewissen Sinne vor Berlin behaupten kann, so verdankt es das nicht etwa seiner Einwohnungsstärke oder dem fortgeschrittenen Werke von Verwaltung und Verwaltung, sondern den natürlichen Vorteilen seiner Lage, der Schönheit seiner Umgebung und seines Straßensystems, sowie der höheren Lebenshaltung seiner Bewohner, die noch nicht in den rasanten Arbeitsbetrieb der Spreemetropole hineingezogen, sich den natürlichen Sinn für einen besseren Stil des Lebens und des Lebensgenusses bewahrt haben. Eine Vergleichung beider bleibt also unmerklich möglich, ohne von vorn herein zu einer Verhöhnung der einen oder anderen auszuföhren zu müssen, und der Gedanke, daß ein engerer Zusammenstoß der beiden Städte nicht notwendig die Provingialisierung der einen zur Folge hätte, sondern eben gut zu einer — einseitig schon bemerkbar — wechselseitigen Durchdringung des Geistes bei der zu gunsten selber führen könnte, ist nicht von vornherein abzuweisen. Bedeutende Wiener sind schon in großer Zahl und mit zweifellosem Erfolg in Berlin tätig, von Max Reinhardt angefangen bis zum Mitautor dieses Buches: Willi Handl; ein paar lauffähige Berliner in Wien, wünschlich gar in der Verwaltung, wären auch hier nur von Nutzen. Verträge würde man sich schon leisten. Für die Möglichkeit des Zusammenarbeitens guter Berliner und Wiener Köpfe müßte ich keinen besseren Beweis als eben das Buch selbst, von dem hier die Rede ist. Man könnte zwar Paris bevorzugt aussetzen, festloslos festzuhalten, welche

Partien dieses Buches von dem Berliner und welche von dem Wiener geschrieben sind. Ich glaube nicht, daß so leicht jemand den Preis gewinnen. Ein solches Denken, zweier ihrem Ursprung nach verschiedenen Menschen mit dem gleichen Stoffe, eine solche Uebereinstimmung der Gesinnung in allen Fragen, die bei der Verlesung zweier Orte von so verschiedenen Lebenssystemen wie Berlin und Wien berührt werden mußten ist ein überaus noch nicht vorgekommen. Zwei Männer könnten nicht einträchtig urteilen über Vorträge und Nachlese des Lebens hier wie dort und, um es gleich zu sagen, das Urteil selber ist nicht ohne Überflüssigkeit geblieben, nicht das Landläufige, das sich seitlich jeder Glotzrede bilden kann über das große Warenhaus einträchtig, kulturgeschichtlich belegt, sondern es ist tief kulturpolitisches Niveau der beiden Autoren. Nehmen wir's als gutes Zeichen für die kommende unauflösliche Verdrängung von Nord und Süd, die das Ergebnis des Weltkrieges sein muß, wenn er nicht von den beiden Sägern — neuloren werden soll. Von dem reichen Inhalt des Buches in der knappsten Angabe damit zu sagen, ist ganz unmöglich. Wir begnügen uns für das Was werden und für das Was der beiden Städte, den beiden Gemeinwesen interessiert. Die kulturgeschichtlichen Kapitel zeigen von vollständiger Uebereinstimmung des Stoffes und unerbäuerlicher Kunst der Auswahl. Ein Mehr in dieser Hinsicht hätte schon greifbaren Wertigkeiten gefordert. Dürfen wollen die Autoren nicht, sondern nur fundige, kluge Führer sein. Am wertvollsten aber erscheinen uns die Schlusskapitel, die an den repräsentativen Führern und Schriftstellern der Welt der Gegenwart selber Städte beleuchten und bestimmen. Da ist schon alles aktuell, vom Lebensstil der eigenen Gesinnung gedrückt. Der lausliche Witz über Liebermanns rote das Proppentium Peter Hilles die vomantische Gekultivität Hoffmanns als wie das närrischenste aber ist insbesondere das hehre Thema des unerschämten Einflusses des jüdischen Elements auf die Phylogenie der beiden Städte behandelt. Da ist das Urteil vollkommen frei von der sinken wie von der rechten Parteiposition.

In einer Hinsicht sieht uns allerdings doch das letzte Wort, obgleich wir begreifen, daß es bei der veränderlichen Tendenz des Buches nicht gesprochen werden konnte. In der Beschreibung brauen und düften wir uns diesen Z-rang nicht aufzulegen, zumal dies letzte Wort erst auf der Zunge brennt und geradezu hinausgeschrien werden will. Mit Recht wird von den beiden Autoren der Geist des heutigen Wieners als nur dem Gemut der Stunde oder der melancholischen Verfassung in dem Vergangene genannt dem latenten, ausgehenden, ins Zukünftige schauenden des Berliner gegenübergestellt. Was aber den Wiener so geradezu weiß und doch eigentlich hoffnungslos, so nichtwärts gewandt reflektiert macht, was nicht gesagt aber doch nur unangenehm mit dem eifrigen, unerschämten, älteren Stadtschicksal, das von vorangehen des Wien mit mehr Vergangenseit befaßt

und pietätloses Hinanftreiben in die Zukunft schon im Reime ersicht. So ist es selber nicht. Der Deutscherreicher und auch der Wiener ist nicht ein milder Geistesreicher, wie ein bekannter Aristokrat, es ist Ursprünglichkeit und rotes Lebensblut in ihm genug, um den Weltkampf selbst mit dem Preußen und Berliner aufzunehmen. — Demers dafür der einzelne Österreich und Wiener im Ausland — was ihn hindert und lähmt, ist der politische Zustand seines Reichs, der Anstößig zu seinen seinen politischen und seinen kulturellen Empfindungen, seiner beutigen und seiner dynamischen Gesinnung. Wie anders der Mann gar oder richtiger gesagt der Mann, der hoch an den Schicksalen der Monarchie ebenso teil hat wie der Österreichler. Der Wegbar ist von einem geradezu überstimmenden Lebenswissen, hochgemut und auversichtlich bis zur Phantastik Warum? Weil er Herr in seinem Hause ist und unbegrenzte Möglichkeiten im Ausbau seines nationalen Staates sieht. Der Berufsarbeiter aber ist fortwährend in der Defensive, fortwährend im Rückzug. Das hängt gar nicht vom guten oder schlechten Willen des Regenten ab, das liegt im Wesen des Individuums. Da aber Zukunftstreue und Optimismus als Gesamtsphäre nicht vom Individuum, sondern nur vom Gesamtvolk getrieben und getragen werden kann, das deutsche Volk in Österreich aber durch die Ereignisse — nicht ohne eigene Schuld — zu hoffnungstreubigem Zukunftsgesicht nicht den geringsten Anlaß hat, muß, zumal in seiner Hauptstadt, die milde Stimmung der weisen Einlassung aufleuchten und je nach Veranlassung beim einzelnen in geistlichem Reichthum oder in melancholischer Besorgnis zum Ausdruck kommen

Hochzeit mit Hindernissen.

Als Gott, früher einmal, als Vater und Mutter Mann und Frau wurden, oder gar als der Großpapa die Großmama nahm, da war das Heiraten noch eine recht einfache Sache. Hatten die Herren Eltern erst einmal ihre Zustimmung gegeben, so meldete man sich beim Herrn Pfarrer, suchte sich unter den vielen freistehenden Wohnungen eine recht zusageade aus und kaufte einfach die passenden Möbel dazu; die Brautwäsche lag natürlich schon längst aufgestapelt im Kasten. Dann wurde frisch darauf los geheiratet, allen lieben Verwandten und Bekannten ein gutes Essen und Trinken gegeben und eine Hochzeitsreise nach Benedia gemacht. Man braucht gar nicht sehr alt zu sein, um sich dieser unvergesslichen Zustände noch lebhaft zu erinnern.

Jetzt gehört zum Heiraten viel Unternehmungslust und eine unermüdete Hartnäckigkeit. Der Segen der Eltern und des Pfarrers ist eigentlich das Einzige, was man ohne viele Schwierigkeiten haben kann. Zuerst soll man natürlich eine Wohnung mieten, aber auf keinem einzigen Hausvorstand ein lockendes weißes Tafel. Die Inseratenteile aller Tageszeitungen werden schon früh morgens studiert, aber es finden sich dort nur viele Dubende Ankündigungen von Wohnsuchenden vor, die tausend Kronen demjenigen bieten, der ihnen ein Heim verschafft, jedoch nicht eine einzige Anzeige, daß irgendwo eine Wohnung zu vermieten ist. Alle Lanten und Vasen, der pensionierte Onkel und natürlich auch die zukünftige Frau Schwiegermama sind von früh bis abends auf den Beinen, und in allen Wohnungsvermittlungsbureaus ist man schon eingeschrieben; außerdem sind ungefähr fünfzig Hausmeisterinnen mit schwerem Geld bestochen, damit sie sofort Kunde geben, wenn in ihrem Hause etwas frei wird. Es nützt nichts. Alle suchen, ohne etwas zu finden, die Vermittlungsbureaus teilen ab und zu eine Wohnung mit, in der man eine Viertelstunde später erfährt, daß sie schon seit vierzehn Tagen wieder vermietet ist, und der Wohlstand der Hausmeisterinnen hebt sich. Das Brautpaar aber schmachtet und leidet.

Die unheilbar Verliebten und ganz Topferen heiraten dennoch. Sie verzichten einfach auf eine Wohnung und werden dadurch gleichzeitig der Sorge um die Möbel ledig, die jetzt ungefähr zehnmal so teuer sind als vor zwei Jahren. Ein Schreibtisch kostet so viel wie einst die Einrichtung eines ganzen Herrenzimmers, und um das Geld, das man jetzt für ein einfaches Wohnzimmer geben muß, hätte man vor wenigen Jahren noch einen Salon einrichten können. Man verzichtet also darauf, sich durch den Möbelkauf wirtschaftlich zugrunde zu richten, und mietet mit einigem Unbehagen eine möblierte Wohnung oder man richtet sich gar notdürftig im Mädchenzimmer

der jungen Frau ein und wartet auf bessere Zeiten.

Das Ideal eines jungen Mädchens ist es, einmal eine weiße Braut zu sein, und der Erfüllung dieses Traumes stand gewöhnlich nichts im Wege. Aber dieses selbstverständliche Hochzeitskleid stellt heute eine Kost dar, die imstande ist, das Budget eines mittleren Haushaltes zu erschüttern; es kostet so viel wie früher die ganze Hochzeit samt der Tafel mit dreißig Gedecken. Ja, das Hochzeitsessen! Es wäre, gäbe es nicht die Wohnungsnot, der wundeste Punkt. Vor allem darf die Hochzeit an keinem fleischlosen Tag sein, denn da bekommt man im Restaurant nichts zu essen; an sogenannten Fleischtagen freilich auch nicht viel. Und wenn man auch noch so geschickt und freigebig das Hochzeitsmahl arrangiert, es bleibt doch nicht erübrigt, daß man die lieben Gäste bittet, sich das Brot und den Zucker für den schwarzen Kaffee selbst mitzubringen. An eisernen Seim das Hochzeitsessen zu geben, ist aber schlechterdings unmöglich; denn da müßten die Gäste nicht nur mit Brot und Zucker, sondern auch mit Mehl und Fett, mit Fleisch und Eiern anrücken.

Die Hochzeitsreise aber macht man statt nach Benedia am besten nach Preßburg, nach Temesvár oder nach Mährisch-Budweis. Nicht die Schönheit der Gegend und ihre Kunstschätze sind bei der Zusammenstellung der Reiseroute maßgebend, sondern ihre Mährigkeit. Selbst auf der Hochzeitsreise kann man nicht von der Liebe allein leben. Man schickt also frühmorgens jemanden auf den Bahnhof anstellen, damit man zum Abendua sicher eine Karte hat. Und dann tut man immerhin gut, außer dem üblichen Stützwagengepäck einige stattliche Koffi mitzunehmen, mit deren Hilfe man dem Neid mißgünstiger Wirte zu trotzen vermag. Wenn man irgendwo gar nichts bekommt, läßt man sich aus dem eigenen Vorrat Palatschinken oder einen Kaiserhämmern machen, indem man das harte Herz der gastfreundlichen Herbergs Mutter mit einem Achtelkilo Bohnenkaffee aufweicht.

Wer jetzt heiratet, muß manche Sorge und manche Einschränkung mit in den Kauf nehmen. Er muß auf manches verzichten, was ehemals selbstverständlich war, und muß sich Dinge gefallen lassen, von denen er nie geträumt hätte. Aber es gibt ein altes, liebes Wiener Liedlein, in dem es heißt: Und wann ma a nur a flans Kammerl ham, so ruad ma halt a wengl näher z'samm — — —. Wo das zutrifft, hilft man sich wohl über die Wohnungsnot, die teureren Möbel, das fehlende feste Fixerzeugal und die kümmerliche Kost hinweg und macht quatschvergnüg eine Hochzeitsreise auf den Rahlenberg. Pf.

In Stammbeisl.



Leopold — zahl'n! rief Oberberger mit so dröhnender Stimme, daß es von den Wänden des niedrigen Lokals widerhallte und die wenigen Gäste, die außer den Bierern noch zugegen waren, erschreckt zu den Stammisch hinüberliefen.

„Was halt denn? Bist narisch?“ sagte Schwasser, um Meune auf d' Nacht rußt nach'n Leopold. „Dös is ja d' neuchste Wob!“

„In aner Zeit wie der,“ sagte Oberberger, „is's G'schetterte: Zahl'n — und geh'n! Mir hör'n und mir seh'n von der Welt und von d' Menschlichen in's Bett reischen, die Dubat über d' Ohren zieh'n und si in Schlaf was trama lass'n, was's in der Welt nimmer gibt. Is's G'schetterte, was des Mensch tuan kann.“

„Du bist net b'panders aufg'legt heut,“ sagte Schwasser. „Sag ma an Mensch, der was'n Mittelstand ang'hort und trotzdem heut'ig quats aufg'legt is,“ erinnerte Oberberger, „bit Du's vielleicht? Is's der Sparmaql, der mit an G'sicht wie d' sieben teuer'n Beiten dallst? Oder der Stichter, der ma'n müh'am unterdrückt hurn geg'n d' Regierung am Majenpöpel anst.“

„Du, tag' mi net — Du, planz' mi net! murre Stichter, sunnen — meiner Sol' und Gott — sunnen rüdt' ängstlich von dem streifbaren Nachbar ab. Was denn — sunnen?“ fragte er, nachdem er sich in Sicherheit wußte.

„... sunnen g'schieht was!“ fuhr Stichter fort. „Ja — es g'schieht was!“ betrauerte er seine Worte, als Schwasser an den Ernst seiner Drohung zu zweifeln schien.

„Leopold — zahl'n!“ rief Oberberger von neuem. „Zahl'n und geh'n wilst? Ja, warum denn?“ fragte Stichter. „Bleib' do sitzen' auf Deine fünf Buchstaben und trink' Dei Bier aus. I was ein'n, von dem a ganz's Volt will, er mach' eridit amal „zahl'n und geh'n“ — aber der, den i man, der sagt's net und tuat's a net. Es g'fallt eahn, glaub' i, ganz' gut auf sei'n hohen Posten, auf den er, auf was weiß i was für a betratte Art und Weis' aufg'schupit worden is und's

„Zahl'n und Geh'n“ fällt eahn net amal in Dram ein. Warum denn a? Für was Kommod's! Ma is Fremdposten is ja ganz was Kommod's! Ma is was und stellt was vor und wann ma von der Brant' nir verzieht, macht's a nit.“

„D' D'ntzrä — je mehr aner verzieht, desto schlechter für eahn!“ sagte Oberberger. „Bei uns im sieben Desierreich sein no jed'mal die lutzlebstnen die g'weil, die ihna G'schäft' verstanden hab'n. Meine Herren, sagen ma's nur wie's is: A Kammer is's und a Delend. I bin a ruhiger Mensch, dös wilst's, aber wann mi der Hurn amal packt, dann gibt's aus. Und in dera Wochen hat er er mi öfter als amal packt. Net weil's Brot's went word'n is; dös hab' i a Unglück, das ma halt nehma muak, wie ma a anders Unglück nimmt. Was mi aber in d' Malch' bracht hat...“

„Aha — sehr schön, sehr brav!“ rief Stichter daswischen, „da dran dertenn' i wieder amal mein' guaten Oberberger. A Unglück... ma muak nehma, wie's geht und steht... kann ma halt nit machen. Heut, wo's amal so weit is, und der Skarren in'n Dr... mit Respekt zu sagen! Aber ma heit, heut' kann ma stellt nit macher; aber ma härt' was machen können, wann ma beiseiten dazug' schaut häit — dös behaupt' i, der Stichter, obwohl i nur a ansacher Mensch bin und ja hoher

Herr. I frag': Für was san denn d' Behörden auf der Welt, als daß i' Dacht' geb'n? Wann i' dös net treffen, nachdem sein i' für d' Rat'.“

„Dasi ja recht,“ sagte Oberberger, „aber i bleib' dabet: In aner so schanderhaften Zeit, wie jetzt's, kann's scho dazu kommen, daß's eines schön'n Tag's autsch net mehr weiter geht. I Kammer und Lamentier'n hat in so an Fall affrat zu weni Sinn als wie's Spektakel'n, ob's Unglück zu verhüten g'weil war oder net. Wann's wuol da is, is's da und ma kann nir anders machen, als wie schant'n, daß ma aus der Schlamast wieder aufgikommt, so g'schwind als's geht. Wie g'sagt: Met dös hat mi in Hurn bracht, sondern das dunnere Verzieckung'spiel von d' Behörden; dös a Sach' verhandlichen wilst'n, die si auf d' Gäng' ja do net verhandlichen löst. Auf die Weis' springt ma mit aner Beobakterung net um, no dazu mit aner, über die si d' Behörden, meiner Zeel und Gott, net beslagen dürfen. Mehr Geduld als wie d' Weaner kann ma scho nimmer aufbringen — dös müssen d' Minister gerechterweis' junges a Jahr aber zwa, brumante Stichter vor sich hin; „au amal reist's dann, eh ma si's verzieht.“

Spannmaql sagte: „Und wenn trifft dös Unglück mit'n Brot wieder am meissen? Den stan'n Mann! Junner und ewi is's der klane Mann, der's Bad ausgießen muß: Der Reiche, der si all's verschaffen kann, der macht si daham aus'n Hamung'hamsterten Mehl selber a Brot und aus' d' behördliche Station pießt er. I man, ma solle den Armen, für dös's Brot manig'mal d' allanige Nahrung is, die ganze Station lassen und dafür den Reichen gar nir geb'n.“

„War gar ka schlechte Idee,“ sagte Oberberger und nidle besätigt; „schwer wär's ja aufzag' bringen, wer's Brot braucht und wer net; aber wann d' Behörden stellt dahinter wär'n, müßt's geh'n. Dös's so viel Reiche gibt, daß von ihr'n Brot alle Armen satt werd'n — dös glaub' i freit net.“

Schwasser, der an diesem Abend sich nur wenig in die Unterhaltung gemischt hatte, rief einemal: „Leopold! Bringen E' ma an G'mmentaler, a Sünderl Butta, an Keanten Hausbrod, a Krugel Bier und a Weischnal!“

Leopold lächelte über diesen Eher; des Stammgastes; aber er konnte nicht verhindern, daß das Lächeln etwas gezwungen herauskam und daß er schmerzlich seufzte.

„Schön war's!“ sagte Oberberger und seufzte gleichfalls; „wann ma so denkt — dös all's hat's amal geb'n und is um a paar Kreuzer's had'n g'weil...! Und dabet hat der Mensch doamal a no allerweil g'raunt und lamentiert, is un'd' Frieden g'weil und nir war eahn recht.“

„Die letzte Wochen,“ sagte Schwasser, „die hat aneg'eb'n — aber urdentl! San ma froh, daß i' gor is und hoffen ma, daß a bessere nachkummt. Daß d' Tramway teurer wird, hat ma deskant'n, dös ma für's Gas und's Elektrische um d' Hälfte mehr wird blechen desfen, hat uns d' Gemeinde a p'wissen tan, damit ma nur sa net aus der Hebung kommen und net übermütig werd'n. Die grausliche Mautherapontierung hat a ang'langt, und wie's net anders zum derwartet war, bit i mit mein'r Deputat, das i am Dienstag nachmittag g'last hab', am Mittwoch in der Bruch scho frei g'weil, und wann's kein Schleich' handler geber, siget i heut' ohne Zigarri da. Daß auf die Weis' fünf Guld'n nöti san, wo früher fünf Sechsern g'leugt hab'n, brauch' i Euch ja net zu erzähl'n.“

Das Sprichwort sagt: Ein Unglück kommt nia net allan' daher,“ meinte Oberberger; „meine Herren, hab' i recht, wann i man: „Sag'n ma, es war nir — geh'n ma schlassen — dea'n ma uns' guat zua und lass'n ma uns was Schön's trama?“ Leopold, zahl'n — aber jeht'n wirft!“

Thomas Berger.

Die nervöse Stadt.

Die Furcht vor Einbrüchen.

Eine Hast und Unruhe liegt über der Stadt. Einer erfüllt damit den andern, und die Unlustgefühle des einzelnen wachsen von heute auf morgen. Zu dieser ~~Reizbarkeit des Großstädters hat die Unsicher-~~

heit, die seit dem letzten Jahre eingerissen ist, sehr viel beigetragen. Am helllichten Tage wird gestohlen, geraubt und gemordet, und wenn die Polizei auch noch so viele Diebe fängt, sie schafft die Sorge nicht aus der Welt, denn es bleiben ihrer noch allzu viele übrig. Deshalb herrscht heute auch eine merkwürdige Scheu davor, aufs Land zu gehen. Nicht allein wegen der Nahrungsmittelforgen draußen, sondern weil man nicht weiß, ob man, wenn man zurückkehrt, seine Garderobe noch im Kasten vorfindet. Niemand möchte seine Wohnung unbehütet zurücklassen, und doch benötigen so viele das Ausspannen für ein paar Wochen oder eine Kur in einem Heilbad. Namentlich die in den Villenvierteln wohnen, leben in steter Furcht vor Einbrechern, und mancher geht zum Gaudium seiner abenteuerlustigen Jungen mit Browning oder Pistole zu Bette. Es wohnen in diesen Vierteln nicht immer die Reichsten beisammen, wie man glauben sollte, mancher Beamte und Lehrer ist darunter, der heute schwer mit dem Dasein zu kämpfen hat und der es als einen harten Schlag empfindet, wenn man ihm seinen Kasten leeren würde. Wann hätte man früher in dem gemütlichen Wien jemals an solche Dinge gedacht? Wohl hat es immer Sommer-einbrecher gegeben, aber es waren nur Feinschmecker darunter, die sich dorthin konzentrierten, wo es viel Silber zu holen gab, die aber doch nicht so wahllos plünderten, wie man es heute täglich erlebt. Die Sorge ist daher wirklich allzu berechtigt: Was tun,

um die Sicherheitsverhältnisse in Wien einigermaßen zu bessern?

Zunächst hat es den Anschein, als ob mit den vorhandenen Kräften des Sicherheitswachkorps noch eine bessere Oekonomie getroffen werden könnte. Der staatsbürgerliche Verstand kann es nicht fassen, warum noch immer etwa beim Anstellen ein solches Aufgebot von Sicherheitswachleuten verwendet wird. Nicht auf den Marktplätzen, meinen wir; aber ist auch von jener kleinen Schar, die sich um 6 Uhr früh um Schlafwagenarten am Kärntnering aufstellt, oder von einem Troß alter Weiblein, die vor einem Zuckerladen Posten fassen, so viel Auf-rührerisches zu befürchten, daß zwei Sicherheitswachmänner dabei sein müssen? Auch kann man nicht einsehen, warum auf so friedlichen Plätzen, wie es der Wiener Stadtpark ist, an sonnigen Nachmittagen die Wachleute paarweise promenieren. Wir wissen, daß noch immer ein Teil der Wiener Sicherheitswache im Felde steht. Vielleicht wird man aber bei dem gegenwärtigen Minister des Innern, der die Sicherheitsverhältnisse Wiens kennt, auch eine Vermehrung des Wachkontingents durchsetzen können; seit Beginn des Krieges ist ja, da jeder Taugliche zum Militär einrücken mußte, keine Vermehrung der Zahl der Sicherheitswachleute erfolgt. In ihrer Verdrängung werden die Bewohner der Reichshauptstadt noch zur Selbstorganisation greifen müssen, wie ehemals draußen im Dorf, um den „roten Hahn“ abzuwehren; vielleicht werden sie zu zweit bewaffnet durch die Villenstrahlen ziehen. Und schließlich: auch die Bewachung der Häuser wird verbessert werden müssen. Die Ein- und Aus-

tretenden können heute wohl nicht von der Hausbesorgerin, die einen Teil des Tages mit der Beschaffung des notdürftigen Unterhaltes außer Haus verbringt, unter Beobachtung gehalten werden; könnten sich nicht die Hausbewohner in einen Aufsichtsdienst teilen, um vor Einbrüchen doch mehr geschützt zu sein als bisher? Die Organisation der Hausbewohner hatte in Berlin bei den Schneekalamitäten ganz gut funktioniert. Oder bleibt kein anderer Ausweg, als Schuhe, Kleider und Wäsche über die Sommerferien ins Dorotheum zu tragen?

27. IV. 1918

(Die Frau mit dem Hut.) Sie ist eine bedauernswerte Dulderin: Alle Nervosität, die in dieser gespannten und über die Elastizitätsgrenze hinaus gedehnten Zeit aufgespeichert ist, entlädt sich auf ihr schlicht behütetes Haupt. Die Frau mit dem Hut ist eine Märtyrerin, eine Bekennerin. Weil sie ihre Uniform nicht ablegen, nicht in das Umhängetuch der breiten Masse schlüpfen will, wird sie angepöbelt, wo immer sie in Ausübung ihres uniaqbar schwierigen Hausfrauenberufes erscheint. Beim Fleischhauer, in der Markthalle, am Stand, überall wirkt ihr Hut wie das rote Tuch. Steht sie noch so sittsam und noch so geduldig und lautlos in der Reihe, die Menge, die keinen Hut auf dem Kopfe trägt, sieht sie mit scheelen Augen an. „Die mit dem Hut“ ist die Feindin, ist die Fremde aus der anderen Welt, die Zwangsgenossin in der Anstellkolonade, der Eindringling aus dem Mittelstand. Wehe ihr, wenn sie nur den schwächsten Versuch wagt, sich auch bloß ein wenig bequemer auf ihre müden Beine zu stellen, sofort regnet es Anfeindungen bösester Art: „Bleib'n S' in der Reih', — für Sie wird man eine Extrawurst braten, schaut's die mit dem Hut an!“ Es gibt starre Wachleute und es gib tolerante Wachleute. Die toleranten schmuageln manchmal alte Frauen beim Anstellen ein bißchen weiter nach vorn. Sie wagen das aber niemals mit einer Frau, die einen Hut auf dem Kopfe trägt. Sind sie auch die gebornen Gegner der drängenden Menge, ihre heiligsten Vorrechte respektieren sie, und dazu gehört die Feindschaft gegen die Frau mit dem Hut. Diese Frauen, die den Schild des Mittelstandes tragen, die, unbewußt aber unbeirrbar, ihre Zugehörigkeit zur anderen Klasse demonstrieren, sind wahrhaft Dulderinnen. Auch für sie würde das alte Wort gelten: Nur mit dem Hut in der Hand kommt man jetzt durchs ganze Land.

*** Der Heimgekehrte.** Seit mehr als drei Jahren war er in Rußland gefangen. Jetzt ist er heimgekehrt, natürlich geflohen und ebenso selbstverständlich mit falschem Pässe geflohen. Welchen Zweck die Passvorschrift in Rußland überhaupt noch hat, da man anscheinend grundsätzlich nicht mit richtigen Papieren reist, ist nicht recht einzusehen, wenn man sie nicht einfach als alte, liebe Gewohnheit betrachtet. Jedenfalls bot die segensreiche Einrichtung der Passfälschung dem Wiener Advokaten die Möglichkeit, als Schweizer Kaufmann über die Grenze zu gleiten und vier Wochen später in der Heimat zu erscheinen. Sonderbar still geht er umher und betrachtet alle und alles mit staunenden, zweifelnden Augen, gleichsam als fragte er: *Seid ihr's oder seid ihr's nicht?* Mitunter faßt er sich an die Seiten, wie jemand, der einen Traum verschrecken will. Zum Erzählen seiner Erlebnisse ist der Heimgekehrte kaum zu bewegen, mühselig preßt er die eine oder die andere Episode heraus. Nur einmal, als ein Freund ihn drängt: *„Geh, erzähl doch, du mußt doch viel Merkwürdiges gesehen haben!“*, da tut der Flüchtling, der in Astrachan und Turkestan, im Gouvernement Tula gewesen, einen tiefen Atemzug und sagt: *„Das Merkwürdigste, was ich gesehen habe, ist Wien.“* So wenig wir ihn verändert finden, so sehr scheint er uns und die Heimat verändert zu finden. Das verraten kleine Bemerkungen, die ihm gelegentlich entweichen. Man begegnet in einer belebten Straße einem Sanitätswagen. *„Der ist wohl leer,“* meint der Heimgekehrte unsicher, halb fragend. Nein, der Wagen ist von Verwundeten besetzt. Warum er ihn für leer halte, wird der Advokat gefragt. *„Ich hab' nur gemeint,“* stammelt er verwirrt, *„weil sich doch niemand um den Wagen kümmert.“* Ach, hat es wirklich eine Zeit gegeben, da wir jedem Verwundetentransport Spalter bildeten, da wir mit den Tüchern wehten und den Helmen zujubelten? Jetzt wendet man nicht einmal den Kopf, wenn sie vorüberziehen. An diesem Entfremdeten sehen wir mit Entsetzen, wie stumpf wir geworden sind, wie gleichgültig gegen das Elend, das nicht uns selbst betrifft. Den Gesprächen vermag er kaum zu folgen, alle Begriffe, die uns selbstverständlich sind, als hätten wir seit Kindesbeinen mit Selbstversorgerrationen, Fleischrayonierung, Rindeslegitimationszwang zu tun gehabt, alle diese Begriffe muß der Heimgekehrte überhaupt erst kennen lernen und beweist uns so, ohne es zu wollen, wie schnell wir gelebt haben. Wenn es also für den Kriegsfürstling aus technischen Gründen schwer wäre, sich am Gespräch zu beteiligen, so bezeigt er aus anderen auch herzlich wenig Lust dazu. Einmal fragt er eine junge Frau ironisch, wo denn ihr effektvoller Zettel: *„Es wird gebeten, in diesem Hause nicht vom Krieg zu sprechen,“* geblieben ist. Der ist freilich jetzt überflüssig — man spricht von nichts als von Lebensmitteln, ihrer Beschaffung und ihren Preisen. Ueber die Preise selbst regt sich Freund May nicht sonderlich auf, das kennt er schon von Rußland her, aber über den Tiefstand unseres geistigen Lebens kann er sich nicht genug wundern. Und über die Ausländererei, die wieder eingerissen ist. Mit Staunen vernimmt der Fremdling, daß der Tabak „rayoniert“, die Nation ziemlich liberal angesehen ist und man diese Generosität charmant findet. Er selbst hält noch bei der „Strafzahlung für Fremdwörter“, die eifrige Verbesserer im Jahre 1914 einführten. Die nationalen Wirren betrachtet der

Heimgekehrte, ein Mann, der in allen politischen Fragen stets Bescheid gewußt, mit ungeheucheltem Staunen. Wir haben ja nur die Zeiten des „Oesterreichischfühlers“ vergessen, da uns der nationale Feind jenseits der Grenzen zu hausen schien und unsere jüngsten Badischen Nadeln mit „Gott strafe England!“ trugen. Wir wissen schon lange nichts mehr davon und begriffen auch das Entsetzen des Advokaten nicht, als er seine Schwester in einem — übrigens recht bescheidenen — modernen Kleid zum Ausgehen gerüstet sah. *„So kannst du doch nicht auf die Straße,“* sagt er verzweifelt. *„Du wirst ja Aufsehen erregen!“* Wir sehen einander erstaunt an — denn wir denken schon lange nicht mehr daran, daß auch bei uns einmal ein junges Mädchen auf offener Straße geschmäht und gescholten wurde, bloß weil sie an einem Tage, da Männer draußen im Felde für das Vaterland bluten mußten, ein elegantes, helles Sommerkleid trug. Und dabei gab es damals Stoffe und Leder noch in Hülle und Fülle. Die ganze Stimmung der Opferfreudigkeit, des Allgemeinmutes ist uns aus dem Gedächtnis entschwunden und ist dem staunenden Blick des Heimgekehrten erkennen wir, wie weit wir uns vom Ausgangspunkt entfernen und wie wenig der Krieg es verstanden hat, uns zu erziehen.

*** Die lustige Stadt.** Ein Lehrer schreibt uns: *„Soeben, 6 Uhr abends, habe ich mir die „U. Z. am Abend“ gekauft und sehe mich im Stadtpark auf eine Bank. Ich beginne den Bericht Weterles zu lesen — die Buchstaben tanzen mir vor den Augen! Lese ich recht? 100.000 Mann durch Tod, Verwundung und Krankheit verloren? Und ich weiß einen, ja mehrere mir sehr teure junge Leute, die dabei gewesen sind! In diesem Augenblick tönen mit großem Hohn lustige Weisen an mein Ohr vom Kurfalon herüber. Man hat für ihn in Ermangelung dringenderer Aufgaben gerade jetzt einen eigenen Pavillon gebaut. Ich frage mich emsig und empört: In welcher anderen Stadt ist so etwas möglich, daß an einem Abend, nachdem eine solche Nachricht veröffentlicht ist, nicht sofort jede Lustbarkeit abgebrochen wird? Vor Jahren war ich in einem anderen Lande Zeuge, wie ein solches nationales Unglück auf die Physiognomie einer Stadt wirkt; allerdings war das in dem bekanntlich tief unter uns stehenden, der deutschen Gemütsstiefe entbehrenden Italien! Im goldenen Wien mit seinen goldenen Wiener Herzen aber steht die Rücksicht auf genußsüchtige Kriegsprofittler, auf säbelstirrende junge Herrchen mit ihrem weiblichen Anhang und steht namentlich die Rücksicht auf das „Geschäft“ des, wie wir gestern lasen, die Ernährungsvorschriften so genau eingehaltenden Wirtes viel zu hoch, als daß sie durch solch ein „unvermeidliches“ Kriegsergebnis gestört werden dürfte. Zu Hause angekommen, sprach ich mit zwei Nachbarmfamilien, die meine Enttäuschung teilten: in der einen zittert eine Mutter für ihren in jener Gegend Dienst leistenden Sohn, die andere erhielt gestern die Nachricht von dem auf dem Schlachtfeld erfolgten Tode eines Bruders! Ich glaube, diese Musikklänge vom Kurfalon werden noch jahrelang in vielen Seelen nachzittern; aber was sie in diesen Seelen „auslösen“ werden (um dieses Modewort zu gebrauchen), wird keine Tanzmusik sein!“*

darum, daß durch diese Pflichterfüllung des Reiches die Krone wie den Wölfen bewiesen werde, die parlamentarische Regierungsform, zu der sich der Reich...

frisch. Der Sonnenkönig zog am linken Ufer des Stromes gegen Westen, die Avaren, von Sonnenanfang heraufgekommen, herrschten hier, und wichen dann im panischen Schrecken vor Karl des Großen Heer. Die Magyaren tritten vom Einfallstore bei Theben, dem Fürstner Ungarns, weithin in die deutschen Gauen, — immer gegen Westen drangen durch Franken die Massen der Völker. Doch schon unter den Franken setzte die Gegenbewegung ein. Die Grenzen des Babenberggebietes wurden allmählich gegen Ost vorgeückt, und nun strebten die unendlichen Scharen in religiöser Begeisterung zum flammenden Gottesstreiter den gebeiligten Stätten im Oriente zu. In verkehrter Richtung wälzte sich nun die Blut der Völker. Unmittelbar nach dem Erlöschen des frühesten Kirchengeschlechtes im Lande zeichnete unsere Marktsiedel gegen ihren Namen wiederholt in die bairländische Geschichte ein. Otkar von Böhmen und Bela von Ungarn stellten sich am 12. Juli 1260 zwischen Kreußenbrunn und Stopenreuth zum Entschidungstreffen, in dem der Böhmenkönig die Steiermark erlegte. Der Ahnherr der Hohsbürger überdauerte achtzehn Jahre später die Donau just an derselben Stelle, wo Otkar seine Schiffsbrücke hatte schlagen lassen: dicht unterhalb von Sainburg. Er rückte in die weiten Fluren des Marktsiedes zur großen Mitter- und Weiterflucht gegen den Böhmenkönig, der am Anger nächst Dürntrut sein Leben verlor.

In jenen Zeiten war der Mannesstamm der Älteren Linie der Herren von Edartsau bereits erloschen. Ein unaltes Geschlecht waren sie die Edartsauer. Die heimische Forschung vermochte das Dunkel der Frühgeschichte dieser Adelsfamilie wie auch ihres Stammes noch nicht aufzuhellen. Legendär ist jener Ekkehard, der am Anwald seine Heimstätte aufgeschlagen — ein Versuch zur Aufklärung des Ortsnamens liegt nicht vor. In der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts wurden in einer Urkunde der Abtei Melk weiter östlich von Edartsau gelegene Ortlichkeiten aufgezählt, also war damals unsere Gegend gewiß schon besiedelt. Der älteste der historischen Edarts-

Empfänge der Parlamentarier in Edartsau, die bei allen diesen den stärksten Eindruck von der konstitutionellen Ueberzeugung des Herrschers hinterlassen haben. Der Kaiser hat sich in dieser Krise der fünf Tage als der weitausgedehnter kaiserlicher Besitz mit etlichen Schloßern, heute bloß dem Verwaltungs- und Forstpersonale wie auch etlichen Wiener Sommerfrischlern dienend, so köstlich im anmutigen Weitenale, Seiden hinter dem romantischen Ruine Weitenale, dann schräg gegenüber dem Klosterpalaste von Melk das anspruchsvolle Zuberegg, einst Liebingsland des Kaisers Franzens und vor zwei Jahrhunderten regelmäßig Sommeraufenthalt des niederösterreichischen Besonderen am Wiener Hofe. Weiter stromabwärts und schon in der herrlich-schönen Wachau dehnen sich die kaiserlichen Besitzungen von Emmersdorf und Aggsbach aus. Von Perfenbeug bis tief in die Stromengen, an deren Gängen Sankt Urban köstliche Nebenründe gebeihen läßt, kennt man in den südlichen Randgebieten des Waldviertels nur einen Großgrundbesitzer: den kaiserlichen Herrn.

Nehulich stehen die Dinge im Marktsiede. Wer am Kirchenberge zu Deutsch-Altenburg den geheimnisvollen hohen Tumulus bestiegt, der nach der Volksüberlieferung Arpads Grab umschließt soll und zur Zeit die frischen Spuren der durch den Weltkrieg unterbrochenen diesbezüglichen Nachschau aufweist, blickt weithin gegen Norden auf kaiserlichen Grund, den zwei mächtige Schloßhöcker flankieren: Die alte Mitterburg Edartsau und das Barockschloß Edartsau. Seltener ist es, den das Auge von hier aus schaut. Zweihundert Schritte nach Norden am Rande des „Kirchberges“ von Deutsch-Altenburg, schirmte zu Römertzeiten ein Fort des benachbarten gewaltigen Wallwertes der Legionen am Donaustrande, des hochberühmten Carnuntum, die Schiffsbrücke, über den Strom unter dem Schutze der Donauflotte, über den Strom geschlagen hatte. Von diesem Punkte aus setzte die siegreiche Offensivbewegung der Römischen Armee gegen die germanischen Stämme ein, und von den Eroberern ward als Carnuntum das äußerste Vorwerk des Ständlagers zu Carnuntum das Kastell zu St. Pölten erbaut. Nicht lange währte es, und in Schutz und Hilfe sank das stolze Carnuntum. Die Stürme der Völkerwanderung brauchten über diesen Erd-

formen festzuhalten. Dieser Ausgang der wechselvolle Reise, deren Einzelheiten einst ein interessantes Blatt in der Parlamentsgeschichte bilden werden, ist ein Mißerfolg der Politik der Daumnschrauben. Der Ministerpräsident

Schloß Edartsau.

Von Friedrich Reischl.
In schwermütiger Donaulandschaft, schattigen Anreben, bevölkert durch stattliche Ruder von Rothwild, ungezügelter Gaiane und Rehbühner, ragen die vier steinernen Wenden des Schlosses Edartsau in die Lüfte. Wenige Kilometer vor den Toren der Reichshauptstadt, und doch bis vor kurzem ein Dornröschen, dahinträumend gleich manch anderem der kaiserlichen Lustschlößer im Stammlande, der Monarchie. Erzherzog Franz Ferdinand zog den lange Zeit unbemühten Landis des Kaisers aus der Vergessenheit hervor und ließ ihn seinem Zwecke dienstbar werden. Dann ward es wieder gar so still im altherkömmlichen Gebäude. Doch nun erstreckt das Schloß in feierlichem Glanze, wundervolle Lage erlobt Edartsau, und an die alte Zeit grüßt von den massigen Mauern herab ein holdes Bild. Das Familienglied des Kaisers hat das Dornröschen erweckt, und ein liebendes Elternpaar erkreut sich an der Seligkeit atmenden Höhe... Der bauernhaften Anwesenheit des Monarchen im Hauptquartier hatte der uralte Herrrensitz im Donaugau die strengste Tätigkeit unternahm Kaiser Karl im heurigen Frühjahr einen Jagdausflug nach Edartsau: zum nächsten Male begleitete die härtlich-liebevolle Gattin den Kaiser. Die Prüfung der Eltern ist befriedigend ausgefallen, und als die Bewohner der Donaugemeinden wieder ihren Kaiser in Ehrfurcht und Treue willkommen hießen, in inniger Liebe ihre Landesfürstin begrüßten, besubelten sie auch die frühlichen Kinder des hohen Vaars.

An einem Donauschloß hat unser Kaiser das Licht der Welt erblickt. Zu Perfenbeug hat der kaiserliche Prinz unvergeßliche Tage der Jugend genossen und wohl auch die Vorliebe für die Stromlandschaft gewonnen, die ihn nun im Gedanken an sonnige Zeiten reiner und ungetrübtter Freude nach Edartsau zog. Dort, im Viertel ober dem Manhartsbürg des Kronlandes Niederösterreich, liegt

(Schulabschluss.) Er ist für die Jugend kaum mehr dieses wichtige Ereignis wie früher. Das Leben ringsum ist so hart und die Sorgen so laut, daß die Schule durchaus nicht mehr völlig im Mittelpunkt alles Denkens unserer Jugend steht, wie dies einst der Fall war. Vom pädagogischen Standpunkt ist dies sicherlich zu bedauern. Aber schließlich kann man es dem armen Jungen wirklich nicht verdenken, wenn seine Gedanken mehr darauf konzentriert sind, was der Vater wohl vom Felde schreiben wird oder wie es dem älteren Bruder, der im Spital liegt, gehen mag, anstatt sich intensiv für die Genealogie eines ägyptischen Pharaonengeschlechtes oder die grammatikalischen Feinheiten des attischen Dialekts zu interessieren. Dazu kommt noch, daß die Schwierigkeiten in der Lebenshaltung, in der Versorgung mit Nahrungsmitteln, auch in der Schultube fühlbar sind. Das war zum Beispiel früher die Gabelfrühstückpause für eine ersehnte und anregende Sache: Um 10 Uhr stürmte alles zum Schuldiener hinab, der für 12 bis 20 Heller heiße Würstel, Butterbrote, Schinkensemmeln und ähnliche damals alltägliche Dinge verkaufte. Heute hingegen dünkt es dem Gymnasiasten, wenn er die Kapitel von den Gastmählern der antiken Helden überlesen muß, wie diese die fetten Lendenstücke über dem Feuer brieten, dazu das schmachtende Weißbrot aßen, als schwere Verschärfung der grammatikalischen Übung, da er dies alles episch breit erläutern muß, er, der zum Frühstück nur leeren Tee und später ein Stück bröseliges Brot mit ein wenig Gemeindemarmelade erhält, während ihn zu Hause Dörrgemüse, Hirseauflauf und ähnliche Gemüse erwarten. Und dabei geht es dem Herrn Professor wahrscheinlich auch nicht besser, auch er mag mit einem Stohseufzer denken, ja in der Antike, da aß man noch gut. Nun sind die Ferien da, aber die Schuljugend kann ihrer nur wenig froh werden. Der unerbittliche Krieg hat auch über diese hellen Tage seine grauen Schleier gesenkt. Vielen bringt der Schulabschluss aber immerhin eine wichtige Aenderung. Die Absolventen der sechsten Klasse der Mittelschule treten bereits in das landsturmpflichtige Alter und werden im kommenden Jahre mit dem „bedingten Einjährigenrecht“ als Offiziersanwärter eine strenge Aufgabe zu übernehmen haben, deren Ernst ihnen frühzeitig einen Zug von Männlichkeit verleiht. Die Schüler der Handelsschulen und Schreibmaschinenkurse werden flugs in Stellung kommen, denn überall ist große Nachfrage nach frischen Kräften, und die kostspieligen Lebensverhältnisse zwingen zum frühen Verdienst.

(Der Balkon als Sommerfrische.) Vor unvorstelllichen Zeiten, nämlich Anno Frieden, also vor fünf Sommern, war um diese Zeit, da die Luft erfüllt ist von guten und schlechten Schulkennissen, immer dasselbe Bild in den Straßen unserer Stadt zu sehen: Die Fenster erblindeten, und braunes Packpapier senkte sich schützend über den Sommer Schlaf eingekampter Wohnungen. Ueber dieses Bild freuten sich stets zwei Gruppen von Menschen: erstens diejenigen, die ihre Wohnungen zum Zweck des Ferienaufenthalts verließen, zweitens jene, die sich mit der gewinnbringenden Absicht trugen, den verlassenen Wohnungen einen heimlichen Besuch abzustatten. Nun sind beide um ihre Freude gekommen. Die Fenster bleiben offen, denn man geht in calalatter Annahme an die gehinderten Lebensbedingungen daheim aufs Land. Man ist Sommerpartei in Wien geworden. Noch mehr, man vertauscht die Innenarchitektur mit der Außenarchitektur und baut sich sein Stück Garten auf dem Balkon. Der Balkon wird zur Sommerfrische adaptiert. Wer keinen Balkon hat, wieweil am Fenster Alpenlandschaft. Welche Perspektiven eröffnen sich dem ehrgeizigen Balkon der Stadtwohnungen! Morgen spielt man Kurialon auf ihm, trinkt dort Kaffee-Eis, hört dem Konzert der Kurfabelle zu (Franz und Lissi erekrutieren Czerny-Stüden). Dann ruht man im Balkongarten. Hochgebirgsalpenflora: Stangenbohnen, blühende Kreise, wilder Wein. Mittags Balkonessen in der Schukhütte. Na, Schukhütte: denn erstens regnet es, und der gedeckte Balkon schützt gegen den unlieblichen Guk, und zweitens hat man auch so wenig auf dem Teller wie in der Schukhütte, und dann kostet es auch Kreise, wie sie an der Schneegrenze am Plake wären. Nachmittags: Balkonausflug zum Jogaal-Bauern. So zu verstehen: man verzehrt die Samsterdinge, die man vom Jogaal-Bauern, bei dem man früher einmal überjommerte, mühselig nach Wien geschleppt hat. Abenddämmerung: Erste Liebe am Balkon. Das Kränlein kokettiert mit dem Besuch, der natürlich unwillkürlich ist. Mama hat Hausfrauenorgen, Vater weiß, was sich für einen Sommeraufenthalt Nicht, und tarockt im Zimmer. Denn ein braver Bürger bleibt konsequent, auch wenn er

zu Hause am Land ist. Franz hat einen Frosch gefangen und schreit, und weil die Sommerfrischler auf den gegenüberliegenden Balkonen spazieren gehen, gibt man sich heimlich den unvermeidlichen Wald- und Wiesenfuß (osculum pratense), da ja jetzt doch alles botanisch hergeht, weil Franz eine zeitgemäße Botanisiertrommel besitzt. Nachts: Mondscheinpromenade am Balkon, denn es regnet nicht mehr, natürlich von wegen Raummangels im Gänsemarisch. Also, der Balkon ist ein sommerliches und gesellschaftliches Zentrum geworden. Unten spielt die Straßenbahn im ersten Dunkel Abendglüh, und man zieht begeistert die schöne Fabrikluft ein und sagt: nimm — wie wenn es Dron wäre. So geht man in diesem Jahre zu Hause aufs Land.

Ferien . . .

Die Straßen duften nach Sommer: mit dieser Zeit war sonst eine Sehnsucht nach dem Qualm von Lokomotiven in der Luft, und viele schöne Worte waren auf allen Lippen: Tirol, Gaisern, Schweiz . . . Ferien, Ferien!! Nun duften die Straßen nur mehr nach Sommer, und der Qualm von Lokomotiven hat einen anderen Sinn bekommen, und an die Stelle der vielen schönen Worte sind viele ernste getreten, die nicht mehr von flügelstropher Erwartung erfüllt sind, nur mehr in stiller und sehr hanger Sehnsucht alüben. Wieder ist der Wunsch nach Ferien in uns, aber es ist der Wunsch nach einem größeren, weiteren Feiern, das nicht in Gossensak und nicht in Toblach saisonmüde Nerven kräftigen, das die schmerzhaften Unruhe kriegsschwerer Herzen in Stalbad des Friedens bannen soll. Wir fühlen dies jetzt um so deutlicher, daß Ferienzeit gekommen ist, weil die Kinder von den Schulen in die Ferien gehen. Für sie ist die Schule aus. Uns aber schickt die ernste Gegenwart weiter in die Schule des Krieges. Ja, wir wären sehr glücklich, wenn auch uns ein strenger Lehrmeister auf Ferien schickte, wenn auch uns zum letztenmal die Glocke läuten würde und wenn wir wüßten, nach diesem klaren, befreienden Läuten ist die Schule aus, beginnen die Ferien, kommt lange Zeit keine Kriegslehre mehr.

Wir sind noch nicht so weit; wir sehen nur das liebliche, feuchte Sinnbild und Abbild unseres Wunsches in den Straßen, ein sehr fremdliches Bild, das uns da und dort die gleiche hübsche Szene zeigt: Ein junges Mädchen, das sehr gute, mütterliche Augen hat, ist umringt von zehn, zwölf Kindern. Die Lehrerin geht mit den Diebstahlschülern — es müssen durchaus nicht die Vorzugsschüler der Klassifikation nach, es werden wohl vielmehr die Vorzugsschulkinder des Herzens sein — von der Schulfeier heim. Die Kinder tragen Blumen, Hortensientöpfe, Rosensträuße, Kesselnbuketts, kleine, harmlose Geschenke am letzten Schultag. Die Lehrerin hat allen Ernst und allen Staub der Schulstube abgestreift, nur Freundschaft und Mütterlichkeit sind mehr in ihr und strahlen auf die Kinder aus, die aufgeregt und gewichtig und, von der Mission des Blumentragens ebenso wie von der Bedeutung der Ferien erfüllt, neben ihr hertrippeln. Es kommt einem zum Bewußtsein, daß die Lehrer in diesen schweren Jahren den Kindern mehr waren als Unterrichter; daß sie Riesenlasten zu tragen hatten. Sie hatten mehr zu tun, als die Schwierigkeiten der vier Grundoperationen des Rechnens in junge Gehirne zu legen, sie mußten den sittlichen Halt der Kinderseelen ausbalancieren, standen an der Front, „eingesehen“ vom kriegerischen Feind, dem moralischen Zerfall. Die Lehrer waren die sittlichen Baumeister in diesen Kriegsjahren, und wenn sie, von treuen Kindern und von duftenden Blumen begleitet, in die Ferien gehen, wünschen wir ihnen mehr als sonst Ruhe, Erholung, Ausspannung, Sammlung zu neuer Energie. Und wir geben ihnen auch weitaus mehr stillen und innigen Dank mit in die erkämpften Ferien als in den friedlichen Jahren, wo das Addieren am Papier wichtiger schien als die Kunst des Multiplizieren aller guten Eigenschaften des Herzens.

Mit diesen nachdenklichen Erwägungen begleiten wir den letzten Schultag der Lehrer. In die Erwägungen kommt auch ein klein wenig Bängnis. Da ist das Schlagwort: „Kinder aufs Land!“ Die Kinder wären schon da, und die Kinder wären auch zwei Monate freie Menschen, die, vom Schulgang losgelöst, in Natur und Sonne auswärmen könnten, aber das Land ist halt nicht da. Die Abprobitionierungsnot hat alle Fahrtsignale auf Halt gestellt, und hunderttausende Kinder werden in Wien bleiben müssen, weil die Sommerferien einen Kordon von Verboten um sich aufgerichtet haben. Das ist schon zum Bananwerden. Verbrauchte Kinderkörper, verbrauchte Kinderherzen hungern nach Freiheit, Sonne, Licht und Wald und guter Kost! Der erste Ferientag ruft allen, die es etwas angeht, und allen, die sich noch nicht darum kümmern haben, das Schlagwort „Kinder aufs Land!“ mit neuer, dreifacher Eindringlichkeit zu. Die Ferien sind da. Es gilt, Spielplätze in Stand zu halten, die allen zum Stadtsommer verurteilten Kindern einen Ort in der freien Zeit bieten sollen. Und es gilt, in dieser Zeit bösester Verwahrlosung der Jugend, die aller gute Wille der Lehrer nicht völlig einzudämmen vermochte, gerade für den schulfreien Sommer doppelt aufmerksame Beaufsichtigung zu verlangen. Freiwillige vor auf die Ferienspielplätze der Kinder! Das ist vornehmster, vaterländischer Hilfsdienst! Von den Lehrern darf man diese neue Last nicht verlangen; sie haben mehr als genug geleistet in einem Schuljahr, das doppelt so stark wie sonst ein Lebensjahr war, weil es ein Kriegsjahr gewesen ist.

Lehrer gehen, von aufgeregten frohen Kindern geleitet, in einen Zug freundlicher Blumen gestellt, zum letztenmal aus der Schule heim. Ferien! Wir haben gleich den Kindern ein schweres Lehrjahr hinter uns, nur daß wir unseren Lehrmeistern, die doppelte Anspannung, die zusammengerafftesten Willen zum Durchhalten von uns erforderten, keine Blumen winden. Denn uns ist diese zarte, kleine Boesie der Kinder fremd geworden, und unsere harten Lehrmeister wüßten mit Blumen auch nichts anzufangen. Aus den lieben Augen der sommerfreien Kleinen lesen wir Ferienglück und Feriensehnsucht. Die Straßen duften nach Sommer. Unsere Herzen rufen sehnsüchtig nach Ruhe. Es ist ein Ruf, der gar nicht mehr nach Wald und Meer und Weite geht, der nur im tiefsten Herzensinnern den reichen Garten des Friedens ersehnt.

[Doppelfeiertag.] Früher war das eine Gelegenheit, dem Stand und Damp der Stadt für zweimal vierundzwanzig Stunden irgendwo hinaus in grüne Berge, auf den Semmering, den Wechsel, die Nag zu entfliehen. Heute reichen zwei Feiertage genau zu einem ausgedehnteren Hamsterausflug. Die wahre Liebe — zur Natur nämlich — ist das nicht, was man schon daraus entnehmen kann, daß der Andrang am Südbahnhofalter an Samstagen und Sonntagen zwar lebensgefährlich, aber noch lange nicht so stürmisch als zu jener Jugstage ist, an denen man Karten ins Marchfeld, in die angeblühten Lundenburger Paradiese und nach Kulinarikern jenseits von Preßburg betonte. Die Ragelstühle bleiben für dieses anstrengende, aber möglicherweise nachhafte Feiertagsvergögen zu Hause, bloß der Rucksack wird mitgenommen und die Brieftasche darf nicht vergessen werden. Es ist angezeigt, für diese Brieftasche des Sonntagshamsters ein möglichst geräumiges Format zu wählen oder sich überhaupt gleich für eine ausgewachsene Aktentasche zu entscheiden, in der das Leder für zwei Paar häuerliche Stiefelsohlen, hundert Virginiaer oder mindestens zwanzig Pakete Landtabak — es können aber auch Regalia Media sein — Platz finden. Ohne solche mit Naturalien gefüllte Brieftaschen ist es dringend angezeigt, die Landpartie nach Znaim oder zu den Preßburger Wohnbeugeln zu unterlassen. Man müßte von den vier mindestens zweieinhalb Kriegsjahre verschlafen haben, um der Meinung zu sein, daß eine Brieftasche mit nichts weiter als Zwanzigtronscheinen imstande wäre, häuerliche Herzen dies- und jenseits der Leitha so hoch schlagen zu lassen, als es im Interesse des mitgebrachten Hamsterrückfades unumgänglich erforderlich ist. Neuestens sollen ja sogar Stiefelsohlen und Tabak einiges von ihrem Zauber auf ländliche Gemüter eingekauft haben: teils, weil unsere Freunde zwischen Znaim und Preßburg wirklich nichts mehr herzugeben, und teils, weil sie schon zu viel bekommen haben. Das letztere dürfte allerdings erheblich öfter zutreffen, sie sind eingedeckt mit Sohlenleder, Damenblusen, Zigarillos, Sport und Regypfischen, mit Gradl, Würfelzucker, echten und Verfälschten, und sie behalten ihre Karziotosen und Frühkartoffeln, ihr letztes Mehl und ihre ersten Marillen für sich. Sie brauchen nichts und sie geben nichts her: das Sesam öffnet sich nicht, hinter dem zwar nicht König, aber wahrscheinlich ein Liter wirklicher, von keiner Mischzentrale besetzbarer Anhmisch fließt. Und so ist es vielleicht gerade im Interesse der persönlichen Apvovisionierung angezeigt, den Doppelfeiertag auf dem Hochschwab oder auf der Karalpe zu verbringen. Für die Natur ohne alle Hamstergedanken zu schwärmen, ist momentan nämlich das Billigste, es kostet bloß Geld, und zwölf Kronen für ein wirklich be-

Kommenes Naturschnigel sind nicht der Rede wert, insbesondere wenn man sie hat.

Das Fest des Herkules und der Musen.

Von Dr. Wolfgang Madjera.

Am morgigen Tage, am 30. Juni, feierten die alten Römer das „Fest des Herkules und der Musen“.

Wir sind einigermassen befreundet. Herkules und die Musen! Dem sprichwörtlichen Vertreter der höchsten Körperkraft — und der holdseligen Schützerrinnen der reinsten, sieghaftesten Geistesbetätigung, der Künste und Wissenschaften, weichte antike Frömmigkeit mit demselben Atemzuge ihre verehrenden Gebete, entzündete sie zu derselben Stunde die flammenden Opferfeuer und brachte sie in derselben Weihrauchwolke ihre Entzündung dar?

Ja, es war so. Die an geheimnisvollen Beziehungen so reiche Vorstellungswelt jener Alten sticht zwischen dem gewaltigen Helden irdischer Kraftfülle und den ätherischen Patroninnen himmlischer Geistigkeit eine bedeutende Verbindung her, durch die sich auch Herkules als ein Diener und Bundesgenosse der Musen erwies. Er soll es gewesen sein, der nach der Sage den Ewiger, einen Heros und Städtegründer der Latiner, die Kunst der Buchstabenchrift lehrte. Erwähnt jedoch unterwies sodann als Erster sein Volk nicht nur in dieser Kunst, sondern auch in der Musik, und ward hiedurch mit seinem Meister der Begründer der Kultur in Latium. So würde Herkules, der Stammvater des römischen Volkstums und wert, im Reigen mit den Musen künftig verehrt zu werden.

Aber welcher Gedankengang mag wohl zu dieser scheinbar seltsamen Vereinigung geführt haben? Warum erschien dem kulturtrohen Volkstum der Römer just der hünenhafte Löwenkämpfer, Löwenbezwinger und Rosskämpfer, als der Würdigste und Berufenste, den Menschen die Gaben der Musen zu vermitteln?

Vergessen wir nicht, daß Herkules nicht nur Drachen getötet, Löwen erwürgt und wütende Rosse zu Paaren getrieben, sondern daß er auch den Prometheus befreit hat, jenen titanischen Aufrehrer, den der Zorn Jupiters zur Strafe dafür, daß er den Menschen das Licht gebracht, an den Kaukasus geschmiedet hatte. In dieser Tat steigert sich das ganze, sonst nur auf handgreifliche Erfolge gerichtete Werk des Herkules zu hoher symbolischer Bedeutung, es wächst ins Reich des Geistes hinein, und der wilde Kraftmensch verklärt sich zum Anwalt des Lichtes und der Freiheit. Hier erscheint jener Wesenszug, aus dem sich die Verkörperung zum Lehrer der Menschheit sehr naheliegend ergab. Er, der den Lichtbringer von seinen Fesseln löste, ward selbst ein solcher, und auch sein Ende war zulezt im Licht, als er vom lodernden Scheiterhaufen unter Donner und Blitz zu den Göttern emporgehoben wurde.

Diese Vergeistigung der Körperkraft, ihre Adelnung durch den Abglanz einer höheren Sendung stellt einen jener wunderbaren Fälle dar, in denen die Phantasie des Altertums mit feherischem Blick innere Zusammenhänge des scheinbar Gegenwärtigen erschaut und sie zum harmonischen Bilde vereinigte.

Auch uns tut es not, in dieser Hinsicht von den Alten zu lernen und gerade das Fest des Herkules und der Musen zum Anlaß zu nehmen, um uns auf die erhabene Lehre zu besinnen, die eine großzügige Weltanschauung hier ehrfürchtig verehrt wissen wollte. Denn die Zeit des un-

geheuren Völkerringens, in der wir leben, bietet wie keine andere einen Anblick herkulischer Anspannung aller körperlichen Kräfte, sie fordert die unerhörtesten Anstrengungen, sie strafft alle Sehnen und Nerven aufs äußerste, sie ballt Tausende von Einzelleibern zu Riesenkörpern zusammen, die aneinanderprallen in furchtbarer Wut, sie baut gigantische Kampfmaschinen und schleudert kolossale Geschosse, schüttet Gift und Gas und Flammen über die kämpfenden, kurz, läßt die ganze Erde erzittern und erschauern unter dem Getöse entseelter physischer Kräfte.

Allein, was dankt die Erde dieser Kräfte? Zerstörung, Elend, Not und Unglück, so weit das Auge reicht. Und wenn auch — hoffen wir: bald — der Friede die Menschheit von den Schwere, die sie seit Jahren erlebt, endlich erlösen wird, an den Folgen des wahnsinnigen Kräftespiels wird sie noch lange zu tragen haben.

Was wird uns dann den Ausgleich, was wird uns Trost und Entschädigung für all das Grauenvolle bringen? Und wie werden die Menschen sich und ihre Nachkommen davor bewahren, jemals wieder ein so furchtbares Schicksal herauszubekommen?

Herkules muß in den Dienst der Musen treten. Die ungeheuren Kräfte, die der Menschheit innewohnen, müssen sich der Herrschaft des Geistes unterwerfen, um seine Werke zu wirken, seine Kämpfe zu kämpfen, seine Segnungen zu verbreiten. Gerade die so überaus gewaltigen Ereignisse dieses Krieges haben weithin sichtbar dargetan, welches Uebermaß von Energie und Leistungsfähigkeit der menschlichen Natur eigen ist. Und diese Energie, diese Leistungsfähigkeit sollte zu nichts gut sein, als den Menschen Tod, Vernichtung und jegliches Unheil zu bringen? Nein, nur auf den einträchtigen Willen dieser Menschen wird es ankommen, und ihr überströmender Reichtum an Kraft wird sich zum Segen für die Welt entladen. Auf schmerzliche Weise sind wir uns dieses Reichtums bewußt geworden: Es gilt nun, ihn, der im Kriege ungemessen verschwendet wurde, der Menschheit zum Nutzen zu verwenden. Verbannet sei künftig jeder Gedanke, unsere Lebensenergie im Kraftfeuerwerk des Krieges zu versprühen. Möge der Zeitpunkt nahe sein, in dem wir sie mit hingebender Begeisterung, Mann für Mann, friedlicher Arbeit dienstbar machen können. Die Musen sind die rechten Göttinnen des Friedens; denn nur unter ihrem Schutz gedeihen ihre Werke. Daß sich bald, recht bald jener Herkules, der jetzt noch tobend an den Grundpfeilern des Weltalls rüttelt, dem beglückenden Dienste der himmlischen Guldinnen zuwenden möge — mit diesem Gebet wollen wir morgen das Fest des Herkules und der Musen feiern!

Das Wiener Manufakturieber.

Eine neue Massenmanie. — Die wiedererstandene mittelalterliche Badesstube. — „Herren und Damen gemeinsam“. — Verschönerung ohne Ende. — Die „gepflegten“ Kriegsverdienerhunde.

Nie noch war die Wiener Welt so reich an fremdartigen Erscheinungen wie eben jetzt, da sich das vierte Kriegsjahr seinem Ende nähert. Das alte Wiener Leben ist nicht mehr zu erkennen. Blühend beleuchtet hier und dort eine Runde über diese und jene absonderliche Erscheinung dies neuartige gesellschaftliche Leben. Bald hört man von dem seltsamen Verbrecherjargon des neuen Sportpublikums, bald wieder vernimmt man von einem Konzertpublikum, das sich ganz laut über Lebensmittelverkäufe unterhält, dann wieder erzählt man von der Sezjagd auf Palatschinken und den wilden Szenen bei einer Kaffeepabstückerung in einer großen Meierei. Immer ist ein unerfreuliches Moment im Vordergrund, das den Kenner des gemütlichen einstigen Wien und seinen Gebräuchen nachdenklich stimmt. Die weder durch Bildung, noch durch Anstand, die einfach durch nichts gebändigte Zügellosigkeit, die — zumeist auf dem Sumpfboden im Kriege gewonnenen Reichtums erwachsen — abstoßend und empörend auf jeden Unbefangenen wirken muß.

Daneben sind aber auch weniger provozierende Erscheinungen zu verzeichnen, solche, die man im Frieden schlichtweg als „Mode“, äußerstenfalls wie die Tangowalt vor einigen Jahren als „Fieber“ bezeichnet hätte. Aber auch sie charakterisieren die dem Wiener früher nicht eigen gewesene Sucht des Uebertriebens, den Gang zum Luxus, der in aufreizendem Gegensatz zu der Periode der Brotkürzung und der Massenansparungen steht. Seltene Einblide eröffnen sich hier in neue Gewohnheiten einer neuen „Gesellschaft“, die scheinbar festgezogene Schranken, auch solche, die Schicklichkeit und Verkommen auf-

erlegten, verschwinden lassen will. Eine solche Neuerscheinung, die an die längst vergangene mittelalterliche „Badesstube“ erinnert, hat Wien jetzt wieder aufzuweisen: den gemeinsamen Verschönerungssalon für beide Geschlechter.

Es ist ein Gewölbe in einer belebten Bezirksstraße. An der Front des alten Hauses ist nichts Auffälliges zu sehen. Nicht einmal das gutbürgerliche Schild: „Herren- und Damenfriseuralon“. Aber schon beim Eintritte strukt man und glaubt sich in eine fremde Welt versetzt, die weit im Osten, vielleicht in Bulgarest, in Odessa oder anderswo ihr Vorbild hat... In dem geräumigen „Salon“ ist ein Mittelraum ausgepart, der eine Reihe knapp aneinandergestellter Tische enthält. Hier sitzen Männer und Frauen durcheinander, plaudernd und lachend. Es würde wie eine vorzüchtige Klubzusammenkunft aussehen, doch ein Blick klart sofort auf. Vor jedem Herrn und vor jeder Dame sitzt ein junges Mädchen, das sich sehr eingehend mit den Händen des Gegenübers beschäftigt. Mit Pinzetten, Nagelkeilen und Salben wird eifrig „manicurt“. Die Manikurdamen haben Rosen im Knopfloch und plaudern während der Arbeit mit den Gegenübern, die, nachlässig vorgeneigt, die Hände bearbeiten, „pflegen“ und „verschönern“ lassen, während die andere im Schüsselchen mit dem wohlriechenden Wasserbade ruht.

Der vielseitige Geschäftsbetrieb fällt aber das Total, dessen Seitenabläufe die vom Manufakturieber ergriffenen Herren und Damen nicht mehr zu fassen imstande sind. Ein „Senieren“ gibt es nicht. Knapp neben dem Tischen, an dem ein bereits schoufrisiertes Jüngling seinen Nägeln die letzte Politur geben läßt, ruht selbständig eine Dame im weißen Fächermantel mit aufgelöstem Blondenhaar; vor den Herren der seltsamen Gesellschaft die Frau ihrer Haarträhne einwirkend. Nebenbei verfolgt man genau, wie sich die Haarfärbeprozedur an einer „Brünetten“, die Verwendung von „Teinverbesserungsmitteln“ aller Schattierungen und ähnliche Toilettekünste vollziehen. Ein Plakat zeigt an, daß die Benützung von „Seme“, einem bekannten kosmetischen Mittel, joundjoviel „mehr“ kostet.

Ein Dunst von Brenneisen, „Shampoo“ und Warmwasser liegt über dem Ganzen und verdichtet sich zu einem Nebel, der den Eindruck der Badesstube noch verstärkt. Wo ist die „Seifennot“, wo der „Mangel an dem und dem“? Für Geld ist alles zu haben... Die Massenfrüchenschaft und die stets zu früh drohende Sonntagsperestroika duldet keinen Aufschub. Auch die „Herren“ wollen „schön“ sein und doch das Rennen oder Traben nicht verpassen. Deshalb gibt es „fliegende“ Manikurfräuleins, deren Aufgabe es ist, während des Rasierens ihre Kunst an diesen Nägelapollon zu üben. Sie eilen mit ihrem Feilenkästchen zum Haarsessel, rücken sich ein „Stodert“ heran, und während der Herr eingeseift wird, überläßt er der jungen Künstlerin seine „vornehm-nachlässig“ hingestreckte Hand zur „Pfleger“.

Immer neue Hände, nur zu oft derbe, ganz und gar nicht wohlgepflegte Hände und vom Zigarettenabbat gebräunte Finger strecken sich der Heile entgegen... Man „trifft“ sich beim Friseur, und allerlei Wiße werden unisono von Herren und Damen belacht, während sich die Verschönerung vollzieht. Weil es „Mode“ ist.

Und man „geht“ alle paar Tage in den Salon. Manikuren ist Trumpf. Männer und Frauen jeden Alters, Jünglinge und Mädchen finden sich ein und die „Manikurinnen“ freuen sich der Trinkgelder. Die Ueppigkeit der anderen ist ihnen der Lebensunterhalt. Das Manikuren allein kostet zwei Kronen, aber die Herren Kriegsverdiener (es sind schon welche von sechzehn Jahren anwärts darunter) haben oft eine leichte Hand, weil sie noch leichteres Geld haben. Und ähnlich ist's bei vielen Damen, die das Wiener Manikurieber ergriffen hat. Aber das beste Manikuren nicht oft nicht. Die „gepflegteste“ Kriegsgewinnerhand kann es doch nicht verbergen, was an ihr klebt, wie viel Not und Entbehrung an ihr haftet — Not und Entbehrung der anderen!

Im Flüchtlingszug.

Die Abreise der galizischen Flüchtlinge aus Wien.

Vor kurzem hat das östliche Kriegsgebiet zu bestehen aufgehört. Und die beiden Ströme der Heimkehrer und der von Wien abgehenden Kriegsflüchtlinge kreuzen sich jetzt ununterbrochen. Im Nordbahnhofe in Wien hat der Massenfernverkehr der Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina begonnen. Tausende haben schon seit einigen Wochen Wien verlassen und neue Tausende werden noch im Verlaufe des Sommers folgen.

Im Frachtenbahnhofe nächst dem Magazin IX nimmt jeden Montag früh der große Flüchtlingszug Aufstellung. Er besteht aus 50 bis 60 Frachtenwaggons, die, zunächst noch ganz leer, der Passagiere harren. Die Waggons sind mit weithin sichtbaren Nummern versehen, die eine gewisse Bedeutung haben. Wie einst beim Reiseverkehr unter glücklicheren Verhältnissen, wird die Heimkehr im „Flüchtlingszug“ durch Billette im „Vorverkauf“ geregelt. Das darf nicht dahin aufgefaßt werden, als ob die Heimreise bezahlt zu werden brauchte. Aber sie muß vorher angemeldet werden. Ein Familienmitglied begibt sich einige Tage vorher zum diensthabenden Beamten und gibt den Wunsch bekannt, an dem und dem Tage abzureisen, worauf eine Anweisung auf Plätze im Güterwaggon ausgefolgt wird. Nummer Soundsoviel. Ungefähr 1000 Personen samt Gepäck nimmt der Zug auf. In Güterwaggons? Es wäre ein Irrtum, würde man daraus schließen, daß es an Rücksicht für die Heimkehrenden fehlt. Diese Art der Heimreise ist ihnen vielmehr am willkommensten. Sie gibt ihnen nämlich die Möglichkeit, ihre gesamten Habe mitzuführen, ohne sie dem unsicheren Schicksal des Bahnfrachtgutes überantworten zu müssen.

Abends soll der Riesenzug abgehen. Schon am frühen Morgen beginnt sich der Bahnhof zu beleben. Die ersten Reisenden treten ein. Es sind Einzelreisende, aber auch vielköpfige Familien, Männer, Frauen und Kinder. Eine große Zahl Streifwagen, auf denen die Flüchtlinge inmitten ihres Gepäcks sitzen, passiert das Gütertor des Stadtkreises hinter dem Praterstern, selbst auch auf Handwagen sind Wohnungseinrichtungen gepackt. Knapp vor dem Gelaße wird Aufstellung genommen und mit Hilfe von Trägern zunächst das Gepäck, zumeist einfacher, von Trödlern in Wien zusammengekaufter Hausrat, in die zugewiesenen Waggons verladen. Drei Familien sollen eigentlich in jedem Waggon Platz finden. Aber die jedem Bahnreisenden eigene Neigung, möglichst ein Coupé für sich zu belegen, macht sich auch bei diesem arbeitsamen Frachtenzug genau so bemerkbar, wie beim Hübskum des „D-Zuges“, der elegante Schlafabteile enthält. Manchmal gelingt es, um möglichst „bequem“ und „ungestört“ zu sein, einen solchen Waggon nur mit „höchstens“ einer zweiten Familie gemeinsam zu erobern.

Zwischen Stühlen und Kästen, in Winkeln und Ecken kauern die Kinder, ein wackliger Tisch in der Mitte stellt den geselligen Zentralpunkt während der langen Reise dar. Man nährt sich von mitgebrachten Eßwaren. Manche verfügen sogar über einen Spirituslocher, der der Bereitung von Tee, Suppe und dergleichen für die Insassen dient. Tagsüber füllt sich der Zug immer mehr und mehr. Die Flüchtlinge versuchen, ihren Frachtenwaggon wohnlich zu gestalten. Licht und Luft finden Zutritt durch die offene Tür, die bei Regenwetter geschlossen werden kann. In den Nachmittagsstunden ist der Zug meist schon komplett, aber auch das letzte Plätzchen im letzten Waggon wird noch besetzt. Von der Erlaubnis, zusammen mit dem Gepäck zu reisen, wird um so eher Gebrauch gemacht, als damit auch eine Vereinfachung der Ankunft im Heimatort verbunden ist.

Der Zug hält von der galizischen Grenze ab in jeder Station. Der betreffende Waggon wird entladen, die Flüchtlinge führen ihre Habe entweder direkt in die Stadt oder sie benötigen Flügelbahnen und Wagen zu den abseits liegenden Orten. Die leeren Waggons werden ausgeschieden und der Zug fährt weiter nach Osten, immer mehr Waggons zurücklassend, bis in die fernsten ostgalizischen und Bukowinaer Stationen. Und wenn auf offener Strecke der Abend hereinbricht, flimmern Lichter in den Güterwaggons auf. Petroleumlämpchen oder Kerzen, manchmal in sonderbar geformten uralten Leuchtern. Und um den Tisch in dem Frachtenwaggon sitzen die Familien, die nach Jahren wieder der Heimat zustreben.

Draußen breitet sich die Nacht über den endlosen weißen Feldern, drinnen sind die Kinder, von den Müttern in unruhigen Schlaf gewiegt. Die Erwachsenen gehen noch ruhelos in dem Verflage auf und ab, der „für 40 Mann oder für sechs Pferde“ bestimmt ist. Sie denken an die Jahre, die sie in der Fremde verbrachten, an gute und an böse Tage. Mancher hat es verstanden, fründig und rücksichtslos Geld und Gut zu erwerben — er fährt nicht in diesem Zuge. Die Armut in diesen Waggons, arm geblieben ist, hofft und fürchtet: Wie werden die alte Heimat finden? ... Besteht sie oder sie der Krieg zerstört ...

Im Stammeisl.



Spannagl knabberte an einem winzigen Stückchen Brot, das er ans der Tische hervorgeholt hatte, wo es, in Papier sorgsam eingewickelt, von ihm herbeifördert worden war.
„Spallt!“, sagte Schwaffer, der ihm lächelnd zuzah, in ruhigen Zeiten hat ma, so wie Du's Brot, Diamanten transportiert, aber sonst a Kostbarkeit. Aber net a simplen Stückerl Hausbrot...!
„A jed's Ding is dös für was ma's anschau!“, sagte Spannagl. „Was früher nit war, is heut eben a Kostbarkeit, dös is die Sach! I hör, daß d' Schlechtbändler heut für's Kadel Brot so fünf, sechs Guld'n verlangen.“
Und kriag'n's a! ließ sich Oberberger vernemen.

„Von mir net, dös stieft einmal fest!“ polterte Stichter. „Damit am ums verlorene halbe Brotlabel ma n' d' Händ' ausbeißt und das an Menschen Beobachtaugen an d' Wagenwand' veruracht. Nur das Brot bedant' i mi, dös können's erpna b'halteln! Met amal's halbe Kadel kann i munterwärt'n, i vleit' auf d' andere Hälftel! Dün's Guld'n für dös Beug aufghar'n? Fallet ma im Exam net ein.“

„Und do wird's zacht!“ sagte Oberberger, „und wann's Brot no so hart und altbacken is,

und wann die, was beim Schlechtbändler lauren, hundertmal's Geld hab'n, daß sie si andere Sachen leisten können und auf's Brot net ansieh'n — sie kaufen's lustig! Damit i sag'n: Mit geht d' Brotfözung nit an, i verhoff, ma mei Sach' so oder so! Dös san so kriegsgewinnermoden, hab' i ma leg'n lassen.
„I frag' mi um dös ane: Woher kommt denn dös Brot, was d' Schlechtbändler um hohe Preis' verkaufen?“ fragte Spannagl.

„Schopper!“ sagte Schwaffer, „vier Jahre dauert jekt'n der Krieg — und am End' von vierten Jahre fragst solche Sachen. Nach'n Heden von Wolberührung'ant möcht' ma freitl mana, das's Brot ganz genau ausstüpfelt is und daß i's auf a Viertelabel ausgeht, aber wie ma stieft, so ganz genau stimmt d' Rechnung halt do net. Stimmt's denn überhaupt je bei aner War? Dat's a einzig' mal scho g'himm't? Genau so gut kamst frag'n: Woher hab'n die Kettenbändler das Wehl? Woher hab'n i's Kaffee, Butter, Erbsen, Binen, Schmalz — woher? Na woher — dös is eb'n die große Frag; wann ma d' Antwort drauf wußt, braucheten ma la Kriegswirtschaft und la Preisprüfungskommission net.“

„Die brachten ma a so net.“ knurrte Stichter; „Schad' un'n Gehalt, den die Beamten einstrecken, die da dabei san. Gar die Preisprüfungskommission. Hat denn dös an Sinn, Preis' aus'rechnen, an die si la angiger Mensch auf der Welt halt und die n' Geschäftsmann nur an Lacher kosten? Auf die Art soll der Schlechtbändler bekämpft werd'n. Dös is so a. I will, aber i kann net-G'spiel. Das Kriegswirtschaft wieder, dös gibt si zu viel mit Kleinigkeiten ab; und während's an flau Preisler weg'n aner Höchstpreisüberschreitung von fünf Kreuzer nachpreunt,

schlupft ihna der große Preistreiber, bei dem's Mangeln tausenderweis steht, zwischen die Finger durch. Dös geht jekt'n seit vier Jahr' so fort.“
„Und wann aner man, es wird amal anderst werden, der is a am Dolzweg!“, sagte Schwaffer; „da müssen laue neuchen Kemter was und laue neuchen Verurteilungen, laue neuchen Beamten und laue neuchen G'eser.“

„Und ob's Parlament tagt oder net, is a Wurtich!“, meinte Oberberger; „mei Meinung is: Aus der Schlamassi aufabeheln kann uns nur aus und dös is's kriegsend'. Alles andere is a Blästerl, a Herumbaheln für nit und wieder nit. Es is dös so wie mit an G'wand, das man immer wieder n' Schneider hintragt, damit er's herricht' so quat als's geht. Der stopft und begelt dann herum und a Wochen später is all's wieder beim alten. Helfen kann nur a neucher Vnzug.“

„Da wollen i jekt'n die „Geos“ neu organisiere“, bemerkte Spannagl.
„Ja, i wuß, i hab' g'lesen davon“, erwiderte Oberberger; „dös is a genau das nämliche, a Blästerl, nit sonst. Vielleicht kommen witst a paar Störche'n Döht mehr nach Wien; aber daß's so wird, wie's war, dös glaub' i net.“

„Höchste Zeit war's!“ sagte Schwaffer; „ob's nit glaubst oder net, i hab' in dem Jahr no net an anzige Kerscheln gessen. Wo sind i' hinkommen? Wer hat i? Wer langt i? Wo steken i? I kann ma dös net erklär'n!“
„Und dös in aner Zeit, too ma's Döht brauchert wie den Bissen Brot, den ma net hat, iannmete Spannagl; „i man, da jollt' do was g'hehg'n, dös müagt' net sein.“
„Es müagt' so manches net sein und is do,

sagte Oberberger; „beispielweis' der Krieg, der müagt' a net sein und is do. Was's Döht angeht, stumm' i vollt' aus: A Schandal is's, wia damit g'wirtschaftet wird. Gräber amal, wann ma um die Zeit beim Nachmarkt vorbet' gangen is, hat ma si net derweh'n können, Störche'n, qua Herr, schöne Störche'n, Agrarier, Störche'n kaufen S, gna Herr! Bleib'n S steh'n, qua Herr — schöne Störche'n, vier Kreuzer dös Viertel!“ Dös is nur so gangen! Von alle Seit'n hat ma d' Nachmarktspiegel ruhen g'hört, und d' Störche'n hat ma sie aussuchen können. Heut? Du liebe Zeit — ganz stier und still und lad liegt der Nachmarkt da. Sa Störche'n, so weit als d' schau, und wann'ti ganz b'scheiden fragst, ob denn kan Döht hab'n is, schau'n Di d' Brauen an als wie an Marr'n!“

„I find' immer: Lieber n' neuchen Nachmarkt stieft san guater Stern“, sagte Spannagl; „seit i' den alten, g'militarischen Markt arrag'n und den neuchen, modernen aufg'stellt hab'n, hat si Döht am Nachmarkt aufg'hört.“

„I man, der alte hatt' s's no tan“, brümmte Stichter; „die drei Störche'nförbels hätten durt ganz kommod Platz g'habt; war gar net notwendig g'weil, daß i' neuche eitelstrummer Hüften aufbaueln.“
„Amal wird's ja do wieder notwendig sein“, meinte Oberberger; „ewi kann's do um Gott's christlichwill'n in dera Letzer net weiter geh'n! Den Tag, wo a der neuche Markt mit die großen Ständeln a'flau wird, den möcht' i no daleh'n; und daß ma d' Nachmarktspiegel wieder zurnit: „Schöne Störche'n, qua Herr, kaufen S — vier Kreuzer's Viertel.“ — Dös a! — Leopold, jacht'n!“

Thomas Berger.

* (Krieg mit dem Hinterland.) Wenn man einmal die Geschichte dieser schweren Zeit schreiben wird, wird man eines nicht vergessen dürfen: den Kampf mit dem Hinterland. Es ist ein stiller, aber zäher Kampf, der da geführt wird, und es ist merkwürdig, daß er von Jahr zu Jahr nur erbitterter wird. Nicht etwa daß die Draußen, die draußen im Schützengraben liegen, den Krieg mit den Zurückgebliebenen begonnen hätten. Wie sollten sie es auch? Jeder Urlauber, der einmal im Jahre zu den Seinen nach Hause zurückkehrt, weiß ja, daß auch sie nicht zu beneiden sind, und so mancher Landstürmer, der nur einige Tage mitangelesen, wie sich sein Weib plagt, um vier oder fünf Mäuler zu stoßen, wie sie sich all das wirklich erst erringen muß, loat am Ende atmüde und einsichtsvoll: „Bei Gott, Mutter, du hast's auch schwer!“ Und dabei ginge es doch wirklich bei einem hübschen guten Willen glatter. Nicht die Draußen sind, mißgönnen den andern ihr Dasein, nein, die in der gleichen Lage sind, überschütten mit Mißgunst und Haß und Unfreundlichkeit all ihre Nebenmenschen. Wie wäre es sonst notwendig gewesen, daß der Kriegsminister oder der Bürgermeister von Wien — Höflichkeitserlasse für ihre Beamten herausgeben mußten, oder daß man scherzhaft, aber doch mit einem Untergrund von bitterem Ernst nach einem „Ministerium der Lebenswürdigkeit“ schrie, das die „Durchhalter“, die nicht allzu geschüttelt und aufgedröckelt, wieder in die Höhe bringen soll. . . . Zu den Mänkeleien mit dem Hinterland gehört auch das Verhalten gegenüber den Ausflüglern und Touristen. Es wird sich zunächst wahrscheinlich noch nach Rabren bitter rächen, daß man dem Großstädter heuer das Land bößlich verschließen will. Es sind gewiß nicht die Wohlhabendsten, die sich da ihre Kräfte — sie sind ja bei allen durch die Kriegsarbeit sehr überspannt worden — ein wenig auffrischen wollen. Im Gegenteil: es sind leider so viele kleine Beamte, denen die paar Wochen Urlaub und Landaufenthalt früher immer fast einziger Zweck ihres Lebensdaseins bedeuteten. Auch das ist ihnen nun genommen, und vorgesetzte Behörden haben dazu weidlich mitgeholfen. Aber weiter: Man kann es an jedem Sonntag beobachten, welche hasserfüllten Blicke einem solchen „Emanzipierten“ drohen, der es wagt, mit seinem schmalen Mäntel einen Ausflug — sagen wir bis zum Troppberg — anzutreten. Mit welcher Mißgunst wird ein solcher „Uebermut“ von den eigenen Großstadtdgenossen angesehen, die erbittert sind, wenn man sich zu etwas mehr aufrafft, als sie es selbst wollen. Oder ein anderer Fall: Noch im Vorjahre fuhren um 9 Uhr 10 Minuten vom Franz Josefs-Bahnhof zwei „Bäderzüge“ nach Kriehendorf. Es ging da in die Strandbäder von Klosterneuburg, Kriehendorf und Greifenstein. Gewiß ein hübsches Vergnügen, an diesem herrlichen Strom, den wir Wiener wohl besingen, aber nur wenig ausnützen — was haben die Hamburger aus ihrer Uster gemacht! —, sich in diesen paar Sommertagen an Sonne, Luft und Wasser göttlich zu tun. Es gibt jetzt nur einen Zug um 7 Uhr 20 Minuten, zu dem man sich bald nach 6 Uhr früh anstellen muß, um dann unter ungeheuren Erschwernissen und Bitternissen, auf den Buffern förmlich hängend, an sein Ziel zu kommen. Das sind Maßnahmen, die alle von — geringem Wohlwollen zeigen. Gewiß, alle denken ja daran, daß die Eisenbahnen überlastet sind, daß der Fahrpark furchtbar abgenützt ist und daß wir wenig Kohle haben — lechthin ist einem Westbahnzug, der von Eichgraben über den Berg heraufkam, wegen Kohlenmangels der „Atem“ ausgegangen —, ja aber läßt sich da wirklich nichts tun? Auf Oster-, Weihnachts- und Pfingstpartien mußten die Wiener längst verzichten. Will man ihnen noch die harmlosen Sonntagsausflüge nehmen? Wohin mit ihnen: In Grillenhäuser!

1. VII. 1918

Das neue „Vergeltsgott.“ Unter dem sehr anschaulichen Spitznamen „Schnallendruden“ versteht der Wiener Sprachgebrauch jene Bettler, die von Tür zu Tür gehen, um von den Wohnparteien milde Gaben zu erlangen. Seit Beginn der Brotkrise haben wir eine ganz neue Besonderheit in dieser Richtung: die „Brottausch-Bettler“. Erwachsene, aber auch Kinder, darunter solche, die ihrem Äußern nach durchaus keinen proletarischen Eindruck machen, pochen an fremde Wohnungstüren und fragen in flehentlichem Ton: „Haben Sie ein Stück Brot, ich geb' Ihnen Milch dafür!“ (oder auch Zigaretten oder sonst ein gesuchter Artikel). Der gesuchteste ist aber doch — Brot, Brot, Brot. Und die Tauschanbieter danken noch, mit dem demütigen „Vergeltsgott!“ wenn der Handel zustande kommt, was begreiflicherweise äußerst selten ist. Brot steht heute oben an im Kurszettel.

[Diebsgeschichten und Einbrecherfachen.]

Eine Wohnung, die nicht erbrochen wurde, ein aufgegebener Reisekoffer, der ungeplündert ans Ziel gelangt, ein Keller oder ein Bodenraum, dem nicht von Zeit zu Zeit ungebetene Gäste einen Besuch abstatten, wird bald Seltenheitswert genießen und vielleicht in einer neuen Auflage des Bedecker als Wiener Sehenswürdigkeit ersten Ranges mit einem Stern bezeichnet werden. Die Schlafmüdigkeit, mit der wir alle miteinander die Hände in den Schoß legen, Hermes, den antiken Schutzpatron der Diebe, einen guten Mann sein lassen, hat bei näherem Betrachten etwas direkt Aufreizendes. Diesen letzten, allerletzten Rest ausgestorbener Wiener Gemütlichkeit könnten wir getrost auch noch über Bord werfen. Wir sind bereits auf dem schönsten Weg, die allgemeine Unsicherheit als einen kriegsgottgewollten, unvermeidlichen Zustand hinzunehmen und mit einer Art sportlichem Interesse zu verfolgen, wie in der einen Woche dieser, in der andern jener Gemeindefürsorge den Rekord an eigentumsgefährlichen Handlungen aufzuweisen hat. Heute las man, daß in einer der bevölkerlichsten, verkehrreichsten Straßen Wiens, in der Alserstraße, ein nächtlicher Einbruch verübt worden ist. Nicht etwa in einer leeren Wohnung, deren mit Packpapier verklebte Fenster die in Wien übliche Anzeige für Einbrecher enthalten hätten, daß der Wohnungsinhaber aufs Land gefahren sei und daß daher ein Beutezug leichter und lohnender wäre. Die Wohnungsinhaberin war vielmehr zu Hause, lag ruhig in ihrem Bette und mußte zusehen, wie die ungebeten Besuche gründliche und systematische Arbeit verrichteten. Das ist ein Fall von vielen. Er wirkt drastischer, weil die Täter sich aus der Nähe von Polizeidirektion und Landesgericht so gar nichts machten. Wer aber etwas weiter vom Zentrum entfernt wohnt, etwa gar in jenen ländlichen Bezirken, die der Dichter als die schönsten, die kostbarsten Perlen im Halschmuck der Mutter Sindobona bezeichnet, der wundert sich überhaupt jeden Morgen, wenn in der Nacht vorher zufälligerweise bei ihm nicht eingebrochen worden ist. Als die Häufung der Einbrüche und der Diebstähle noch den Reiz einiger Neuheit hatte, sah sich die Behörde gelegentlich veranlaßt, davon irgendwie Notiz zu nehmen. Sie sprach ihr tiefes Bedauern darüber aus, daß mit der Zunahme der Kriminalität die Abnahme der Sicherheitswache Hand in Hand gehe, und sie stellte in freundlicher Aussicht, daß man durch vermehrte Enthebungen die Zahl der Wiener Polizeiorgane wieder auf den normalen Stand zu bringen gedenke. Normaler Stand wäre freilich angesichts der Zunahme

der Eigentumsdelikte und der vielfachen anderweitigen Beschäftigung der Wache das Doppelte, das Dreifache wie in Friedenszeiten. Sollten sich aber budgetäre Rücksichten oder Not an Polizeimännern einer derartigen Verstärkung der Wache hindernd in den Weg stellen, dann darf man wohl an den vielfach vertretenen gesunden Gedanken erinnern, der Einführung einer Wiener Bürgerwehr ernstlich näherzutreten. Wie alles Neue, Ungewohnte, in den Mitten nicht genau Beschriebene stößt natürlich eine derartige Neuheit auf das größte Mißtrauen, die unverhohlenenste Abneigung aller Beamteten, Befugten, mit Befähigungsnachweis der Geeichten. Aber die Not der Zeit dürfte das Eisen des Vorurteils schließlich doch brechen. An den obersten Polizeistellen sitzen jetzt ganz neue Männer. Neue Befehle, wenn anders in so hohen Rangklassen das ein wenig derbe Sprichwort angewendet werden darf, dürften vielleicht mit dem ehrwürdigen Staub, der sich hier und dort angehäuft haben mag, fertig werden. Wir haben genug von den Diebsgeschichten und Einbrecherfachen. So viel steht fest, die schönsten Erlässe, die volltönendsten Programme befördern die allgemeine Rechtssicherheit nur um ein Geringes. Der Ruf nach einer endlichen Verbesserung der unendlich gewordenen Wiener Sicherheitsverhältnisse wird aber nicht so bald verstummen.

Verbreiter von Gerüchten.

Der Bekämpfung von allerlei Gerüchten über das Kaiserhaus galt eine Versammlung, die der Katholische Volksbund gestern in der Volkshalle des Rathhauses abhielt. Kampfredner war Herr Kunschak. An Stelle seiner Rede in der „Reichspost“ findet sich ein fast drei Spalten langer weißer Fleck. Wir müssen es natürlich der Polizei überlassen zu beurteilen, ob Beschlagnahme das zweckentsprechendste Mittel sei, Gerüchten entgegenzutreten. Mancher wird eher das Entgegengesetzte meinen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Gerüchte nichts anderes als der Ausfluß phantastischer Dummheit sind. Gewiß ist es auch nicht ausgeschlossen, daß sie, wie angenommen wird, planmäßig vom feindlichen Ausland in die Monarchie getragen werden. Wie dem immer sei, wer das Bedürfnis fühlt, über den Inhalt dieser Gerüchte in einer Versammlung Aufklärung zu geben, hat die Pflicht, es in würdiger Form zu tun, eine Pflicht, die selbstverständlich wäre, auch wenn es sich um verleumderische Gerüchte über eine Privatperson und nicht um einen Kaiser oder eine Kaiserin handeln würde. Monarchistisch Gesinnte werden hinzufügen, daß angesichts der Person des Kaisers und der Kaiserin ein besonderes Maß von Takt am Platze gewesen wäre. Wie Herr Kunschak seine sich selbst gestellte Aufgabe, das Kaiserpaar in Schutz zu nehmen, erfüllt hat, zeigt ein uns vorliegender Bericht eines Berichterstatters, der der gestrigen Versammlung beiwohnte und den wir mit aller Mühsicht gegen die Zensur nachstehend wiederzugeben versuchen. Er schreibt uns:

Nach der Rede Dr. Funder's, der über das Verhältnis der Krone zu den Völkern Österreichs sprach und seine Ausführungen in den Sätzen gipfeln ließ: „Wer die Krone schützt, der schützt Österreich, wer die Krone anrührt, der rührt Österreich an, wer Liebe und Vertrauen zur Krone und Dynastie in Österreich zerstören könnte, der würde Österreich zerstören“, begann Herr Kunschak sehr temperamentvoll über das Versagen des Ernährungsdienstes zu wettern. Er nannte die Schuldigen Verbrecher und forderte, daß sie streng zur Rechenschaft gezogen würden. Er verwies darauf, daß man anderswo sogar Generale in Untersuchung zöge, wenn sie eine Dummheit begangen, eine Schlacht verloren hätten, während bei uns die, die eine Schlacht nach der anderen im Hinterland, an der Ernährungsfront verlieren, unbeschädigt weiterhin ihre angestammten Amtssessel drückten. (Herr Kunschak drückte sich volkstümlicher aus.) Er verbesserte sich sogleich, indem er beschwor, daß er nicht etwa gar den Ernährungsminister Paul im Auge hätte, sondern jene, die unter Höfer und Paul verantwortlich gewesen seien. Mit vor Erregung zitternder Stimme schilderte er die Leiden der alten Leute, deren Lebensabend so traurig aussähe und der Kinder, der Zukunft des Volkes. Er begann dann auf die Schuldfrage einzugehen. Ein beherzter Zwischenrufer, vielleicht durch den Thabonatprozess angeregt, rief: „Die Agrarier sind schuld!“ Der Mann begegnete aber nur einem mitleidigen Augurenlächeln derer auf dem Podium. Herr Kunschak nannte nun die Schuldigen:

Gerüchte.

Es ist jetzt viel von Gerüchten die Rede. Auf der Gasse und jetzt auch schon in den Zeitungen. Aber wehe dem, der es unternehmen wollte, in seiner Zeitung zu sagen, um was es sich bei diesen Gerüchten handelt. Zunächst würde ein weißer Fleck entstehen, vielleicht dann noch Böseres nachfolgen. Dabei wird man aber amtlich und halbamtlich eindringlichst ersucht, diesen Gerüchten entgegenzutreten. Feierlich wird wiederholt versichert, daß „an diesen Gerüchten“ kein Wort wahr ist. Ja, diese Gerüchte! Wenn man nur wüßte, was diese Gerüchte sagen. Man munkelt so viel und alle Tage etwas anderes. Das kommt eben davon, weil man zwar diesen Gerüchten entgegenzutreten soll, wenn man ein guter Patriot ist, weil aber die hohe Staatsgewalt den festen Patrioten maßregelt, wenn er „diesen Gerüchten“ — d. h. eben jenen, die ihm zu Ohren gekommen sind — unter Angabe ihres Inhaltes entgegenzutreten versucht. Stumpfsinn! Das ist System, das seinen Namen nach dem Staate führt, in dem es sich so prächtig ausgebildet hat.

In einer großen Versammlung, zu der in allen Kirchen Wiens eingeladen wurde, haben Redner versucht, den bösen Gerüchten entgegenzutreten. Der Bericht über diese Versammlung wurde von der Zensur gestrichen. Jetzt ist es mit den Gerüchten nicht mehr auszuhalten. Die Leute fahnden nach einem, der in jener Versammlung gewesen ist, also gehört haben muß, was die Zeitung darüber nicht berichten darf. Aber jeder, der als Teilnehmer an der Versammlung befragt wird, weiß etwas anderes zu erzählen und durch das Weitererzählen wird die Geschichte immer ärger. Wie weit es mit diesen Gerüchten bereits gediehen ist, könnte man an einer schönen Reihe dartun. Aber der Versuch darf eben nicht unternommen werden. Würden wir auch nur anzudeuten wagen, was diese Gerüchte zum Inhalte haben, was in den ersten Tagen erzählt wurde und was man jetzt schon allen Ernstes behauptet, so könnten wir allerdings in überaus wirksamer Art den stumpfsinnigen Inhalt dieser Gerüchte dartun, ihre vollständige Lügenhaftigkeit beweisen, aber das dürfen wir nicht, der Zensor würde uns sofort daran hindern. Also Patrioten und Desterreicher! Schwarzgelbe bis auf die Knochen! Tretet den Gerüchten entgegen! Wohlverstanden d e n Gerüchten. Aber wehe euch, wenn ihr sagt, um was es sich bei diesen Gerüchten handelt. Jetzt wird man gar im ungarischen Reichstage die Minister fragen; eine ganze Reihe von Interpellationen ist angemeldet. Natürlich werden die österreichischen Blätter weder die Anfragen noch deren Beantwortung veröffentlichten dürfen.

Die Behandlung dieser Gerüchte von seiten unserer Behörden ist ausgewachsener Stumpfsinn. Es wird allen Ernstes behauptet, daß die Ausstreuung der Gerüchte ein Teil der Propaganda sei, mit der in England der Minister Northcliffe betraut wurde. Er will jetzt auf einem anderen Gebiete in Desterreich wirken. Die erfolgreiche Tätigkeit an anderen Stellen scheint ihn anzuspornen, es jetzt auf diesem Felde zu versuchen. Das mag schon so sein. England ist ja nicht wählerisch in seinen Mitteln und großzügig in der Ausführung, wenn es etwas unternimmt. Um so dümmere sind wir in der Abwehr. Man verwehrt uns Einsicht in die Flugzettel, die von feindlichen Flugzeugen abgeworfen werden, man läßt uns nicht erzählen, wie niederträchtig der Feind Stimmung gegen Desterreich zu machen versucht und an der Lähmung unserer Wehrkraft daheim und draußen arbeitet. Man verhindert uns natürlich auch jetzt durch Nennung der Gerüchte, diesen wirksam entgegenzutreten. So wird die Sache immer ärger. Die wirksamsten Förderer seiner Arbeit findet Lord Northcliffe nicht bei den von ihm hier bezahlten Agenten, sondern bei der Staatsgewalt, die durch ihre Zensur verhindert, daß der feindlichen, durch diese Gerüchte betriebenen Propaganda entgegengewirkt wird. O du mein Desterreich!

mehreren Stellen im Verborgenen liegen
Sich darf nicht weiterreisen. Strenger Befehl, hier zu warten.

25. Juni.
In der Nacht hörte man Trommelfeuer. Am Morgen begegnete ich einem alten Bekannten, der von der Front kommt. Gott sei Dank, es ist kein einziges wahres Wort an den wüsten Gerüchten von den Tausenden oder gar Hunderttausenden, die beim Rückzug über den Fluß ertrunken sein sollen. Niemand ist ertrunken. Es ist wahr, daß die Italiener unsere Brücken immer wieder zerstört haben, sofern sie das hohe Wasser nicht zerriß. Aber man hat die Truppen nicht über Brücken zurückmarschieren lassen. Man hat an einer Stelle insichereim Pontons vorbereitet, und in der Nacht gelang die Überführung, ohne daß die Italiener die Stelle entdeckten und beschossen hätten. Von diesem Teil der Front weiß ich es mit Bestimmtheit, und anderswo ist es ähnlich ausgefallen, wie mir vortrefflich informierte Leute erzählen.

Was immer vorausging, der Rückzug ist eine atropische militärische Leistung.

Befehl, sofort heimaufzubrechen.
Um 2 Uhr 43 geht der U-Zug über Udine

Cormons-Göra ins Sinterland.
Triest, den 26. Juni.
Sich bekam in dem überfüllten Zug doch noch eine Gede am Fenster. Ich war sehr müde. Ich las zum fünfundzwanzigsten Male die "Beimascchine".
Dann schlief ich ein. Auf einmal hörte ich im Coupé eine Stimme fragen:

Lorpedomotorbootes "Grillo" auf Pola und schon dabei ist, die Folgerungen aus der Situation zu ziehen. Die Frage ist nur, ob der Rückzug gelingen wird. Aber ich höre kein Wort von Demoralisation der Truppen, vom Verfall der Disziplin. Es kann und wird glücken, das diesseitige Ufer ohne schwere Verluste zu erreichen.

Stunden sicherhaftigen Wartens. Die "Beimascchine" hilft mir. Es ist ein sehr tröstliches Buch, das mit dem herkömmlichen Zeitbegriff den Glauben an die schismatische Gegenwart unmerklich auflöst.

Es regnet jetzt nicht mehr. Spaziergang rings um die Stadt, zwischen Weinbergen, Kanälen, weidenbesetzten Auen, immer mit dem schönen Blick auf den Campanile. Es ist eine göttliche Landschaft.

Aber man hört das ferne Schießen. Der Teufel soll alle schönen Landschaften und roten Campaniles holen.

Beim Nachtmahl in der Messe Gespräch mit dem jungen Flieger. Er war drüber, jenseits der Piave, hat den Leuten von der Infanterie durch die Luft Säcke mit Lebensmitteln gebracht, da auf andere Weise nicht genug über den Fluß gelangt. Was dieser Oberleutnant erzählt, das ist ernst genug, aber doch nicht so fürchterlich, wie das aufgeregte Sinterland heute gewiß befürchtet. Natürlich haben diese wunderbaren einfachen Leute, diese Frontkämpfer wieder das Ungeheure mit einer heldischen Ausdauer ertragen, daß man nur bewundern können kann.

Geschichten von fideleso-lobatiscen Legionären, die gefangen und hingerichtet wurden.

Neider habe ich in der Gasse der Wreife ein einzelnes Pferd in den Straßad gesteckt, und zwar eines, das ich auswendig kann: "Die Zeitmaschine" von S. G. Wells. Es ist die Geschichte von dem Mann, der sich in den Sattel einer Maschine setzte und durch die Zeiten reisen konnte, vorwärts ins Jahr 2800, rückwärts, wie es ihm beliebte.

Sich müßte klagen, wollte ich verschweigen, daß ich große Lust habe, mich in einen Sattel zu setzen und in eine andere Zeit zu betreten, in die Vergangenheit, in die Zukunft, wohin immer.

Obwohl ich diesen Ort nicht verlassen darf, höre ich doch von vielen Offizieren, wie es draußen zugeht.

Es ist klar, daß wir das rechte Piave-Ufer nicht behaupten können. Solch ein Flußübergang, erklärt mir mit vielen Reminiszenzen an die Schlacht bei Aspern mein strategisch ersehnter Grund, führt nur dann zu einem vollen Erfolg, wenn man jenseits des Wassers reich Raum gewinnen kann, so daß der Feind von den Uebergangsstellen entfernt wird und den Nachschub nicht besorgen kann. Das ist uns hier und diesmal, wie man wohl offensichtlich gesehen darf, nicht geglückt. Die Italiener sind wohl zurückgedrängt worden, aber nicht weit genug. Zum Unglück half ihnen dann dieser verfluchte Regen; diese Flüsse des norditalienischen Vorgebirgslandes, die sonst so färglich in der Mitte eines feinnigen Lettes rinnen, haben die tüchtigen Geschwindigkeit, bis dahin anzuhalten, und dann hält keine primitive Kriegsrücke den Anprall aus.

Sich nehme an, daß man um diese Stunde

Genulieren.

Die Reise zurück.

Von unserem Kriegsberichterstatter

Rom 1. u. 1. Kriegspressequartier geschmückt.)

— am Laglimento, den 23. Juni.
Auf diesem Kriegsschauplatz eingetroffen, als schon alles vorbei war. Ich komme aus Südtirol, hatte von dort aus den Vormarsch mitmachen wollen. Dann sendete man mich hier herunter.

Es regnet fürchterlich. Das heißt, es hat schon ärgere Regenfälle gegeben, aber keinen, den man schmerzlicher hätte empfinden müssen. Das Nest, in dem ich weitere Weisungen abwarten muß, liegt in der großen grünen Ebene. Es ist eine entsetzliche Piazza da, mit Säulenbalkonen. Man blickt durch Haustore in Arkadengänge. Eine kleine Kirche enthält mar-morne Kosbarkeiten.

In der Stabsmenage ist die schöne Anita, die in Triest immer so umschwärmt war, Fellnerin. Sie stand heute früh in einer roten Mäse am Tor und winkte der Marischkompanie, die triefend vorbeimarschierte.

24. Juni.

Es regnet. Manchmal hört man ganz dumpf die Kanonen. Was geht vorn vor? Ich weiß nichts und sollte darüber berichten.

Sich sehe keine frohen Gesichter um mich. Man hat ja doch so viel gehofft —
Am besten noch, sich im Quartier auf die schmierige Matratze hinstrecken und lesen.

von den Vereinigten Schwaben erhalten soll.

durch Sammlungen und Beitragsleistungen der verschiedensten Art tätigen Ausdruck.

Über wir, die durch Gottes wunderbare Gnade noch am Leben erhalten blieben, die noch beinahe unberührt und an unserer Arbeitskraft nur gering beschädigt sind, gebührt uns nicht auch in irgend einer Form ein Dank, eine Anerkennung dafür, daß wir Monate und Jahre lang tagtäglich unter Einsetzung unseres Lebens, unserer Gesundheit, unter Aufopferung unserer mühsam errungenen bürgerlichen Existenz draußen im Schlingengraben lagen und dafür sorgten, daß das Hinterland ruhig arbeiten und „verdienen“ konnte? Es scheint, daß die Befragung dieser Frage eine sehr vornehme Bestimmung voraussetzt, und es ist bezeichnend, daß es Hochkaristokraten unseres Herrenhauses sind, die als erste es wagten, diese Frage zur Diskussion zu stellen. Ja sogar unserer, der Angehörigen freier Berufe, Klerge, Advo-katen, die ihre bürgerliche Existenz geopfert haben, wurde hier zum erstenmal gedacht!

Zum ersten Male hoben wir gehört: „Ihr müßt nicht erst gestorben oder verarmt sein, nein, auch wenn es auch beschieden ist, heil heimgesucht, auch dann wird eurer in tätiger Dankbarkeit gedacht werden.“ Wie eine frohe Botschaft hört sich dies uns an, eine Botschaft, an deren Verkündigung wir beinahe nicht mehr zu hoffen wagten. Gehen Sie unter Frontleute und Sie werden wahrnehmen, daß unsere Kriegsgewerkschaft die alte, feste geblieben ist, daß aber dazu ein arges Grauen vor den Zuständen im Hinterlande gekommen ist... Kommen Sie und fragen Sie den geschickten Sturmpatrouilleur, ob es ihm wichtiger sei, zu wissen, daß hingekehrt, wieder sofort Arbeit und Lohn seiner wartet oder der Widerstand gegen die Errichtung des Preisgerichtes Trautenuau, fragen Sie die Kärntner Schwärzer, ob sie mehr Interesse an dem Wiederaufbau ihrer zerstörten Heimstätten oder am Sprachensittre haben, fragen Sie die polnischen Soldaten, ob ihnen die Sorge um Beschaffung von Staatsgetreide und Viehbestand für ihre verwöhnten Grundbesitzer näher liegt, als die Frage, ob Chokn zur Ukraine oder zu Kongreßpolen gehören soll.

Kommen Sie hinaus und hören Sie den Jubel, der unseren jungen Kaiser umbräut, wenn er in der Mitte seiner Getreuen weilt. Aus der vordersten Kampflinie, aus dem Bereiche von Tod und Verderben sind wir zusammengeführt, Steiner und Gogger, Kärntner und Bodwaker,

und oft haben wir über das Problem nachgedacht, wie dafür gesorgt sein wird, daß die Tagelöhner, Handwerker und Ranglearbeiter sofort nach der Entlassung aus dem Heeresverbande wieder Arbeit und Lohn finden werden, ohne mit der jetzt nötigen — zum großen Teil weiblichen — Arbeitsersparnislosigkeit in Konflikt zu geraten. Können Sie sich die Folgen vorstellen, die entstehen müssen, wenn Tausende kräftige junge Menschen die entsetzliche Lage arbeitslos und brotlos in einer größeren Stadt oder einem Industriebezirk angesammelt sind? Das sind Fragen, über die jeder von uns draußen — ob Offizier oder Mann — viel nachgedacht hat. Fragen, auf die aber noch niemals eine Antwort aus dem Hinterlande zu uns drang. Die geplante Errichtung von Arbeitsvermittlungsbüros, von der jüngst die Rede war, ist keine befriedigende Lösung, da sie immer noch ein gefährliches Interzellular zwischen der Entlassung aus dem Heeresverbande und der Aufnahme der Friedensbeschäftigung bedeutet. Nur die sofortige Durchführung der „Friedenswidmungskarte“ auf Grund und unter Ausnützung aller bereits gesammelten Materialen und aller vorhandenen, auch für andere Zwecke bestimmten Vorarbeiten könnte diesen bedenklichen Zwischenraum vermeiden.*) Aber ich kann hier nicht in Details eingehen. Ich kann nur sagen, daß wir bis jetzt den Eindruck hatten, daß man sich mit all diesen Fragen im Hinterlande nicht eingehend befaßte. Und gar wenn wir die Parlamentsberichte lasen, mußten wir die Meinung erhalten, als ob eine jede Dorfgruppenangelegenheit tausendmal wichtiger sei... Kommen Sie zu uns und hören Sie zu, was unsere Leute sprechen, wenn sie die Zeitung gelesen haben. Erst in der allerjüngsten Zeit begann es ein wenig besser zu werden. Das Abgeordnetenhaus hat sich wenigstens mit der Versorgung unserer Invaliden und der Zurückgebliebenen nach gefallenen Kriegen beschäftigt. Daß diesen in erster Linie die staatliche und private Fürsorge gebührt, darüber sind wir uns klar. Und wir selbst geben dem Gedanke der Dankbarkeit für diese

*) Wie ich aus verlässlicher Quelle erfahre, werden alle in Betracht kommenden Stellen der Fürsorge für heimkehrende Krieger ihr ganz besonderes Augenmerk zu. Insbesondere ist bereits die Einführung der „Friedenswidmungskarte“ im Zuge. Dies ist sicherlich eine für alle Frontleute sehr willkommenen Neuerung.

Ein Wort an das Hinterland.

Verehrter Herr Kamerad, Schriftsteller und Kriegsberichterstatter!

Unvergänglich wird mir die Zeit unserer gemeinsamen Kriegswanderungen in den Dolomiten bleiben. Sie müssen es wohl auch gefühlt haben, welch lieber Gast Sie uns dort waren. Wir alle haben damals den Dichter, der mit warmen Herzen zuharschte, der mit freundlichen Augen schaute, lieb gewonnen, viellecht umso lieber, weil er gar so sehr nichts mit Sensationschmapperei gemein hatte. Wie gerne haben wir Ihre Berichte gelesen. Laßt wohl distrierte Schilderungen, in ihrer bergbachkrautklaren Reinheit wirksamer viellecht auf uns Freiluftmenschen als auf Wiener Kaffeehausgänger.

Und diese Erinnerungen sind es, die mich veranlassen, Ihnen zu schreiben, um Sie zu bitten: Kommen Sie doch wieder an die Front, hören Sie, was wir da draußen denken. Und das, was Sie gehört haben, sollen Sie dann dem Hinterlande erzählen. Nichts vom Krieg, nichts vom Morden und Umbringen, nichts von Schmutz und Ungestier sollen Sie erzählen; nein, nur vom Denken und Trachten der noch gesunden Soldaten, jener, die noch auf friedliche Arbeit hoffen; darüber sollen Sie schreiben!

In den Jahren, die seit der Zeit, als wir in den Dolomiten beisammen waren, verstrichen sind, ist viel Gutes beim Alten geblieben, manch Bitteres aber dazugewonnen. Beim Alten geblieben ist der Gedanke der Pflichterfüllung. Das ist der ehrene Gedanke, an dem läßt niemand, der draußen steht, rütteln. Was aber dazugewonnen ist, das ist das bittere Gefühl des Verlassens- und Bergessens. Wir haben die Empfindung, daß wir bereits zur Gewohnheit geworden sind. Das Hinterland steht es als selbstverständlich an, daß wir da draußen existieren, außerhalb des Rahmens aller normalen Lebensregeln und Normen. Jahrelang haben wir emsig und eifrig alle Zeitungen gelesen, um irgend einmal einen Artikel zu finden, der praktische Vorschläge gebracht hätte, wie sich das Vaterland dem heimkehrenden Krieger gegenüber dankbar betätigen werde. Oft

* (Regen.) Es will nicht aufhören. Immer banger blickt man nach dem Himmel, der nun schon seit Tagen, wenn bisher auch mit Unterbrechungen, schwere Wassermassen über uns ergießt. Samstag war der Regen noch strichweise und ließ für einzelne Stunden doch die Sonne durch. Auch Sonntag und Montag war der Tag noch zwischen Regen und Regenlosigkeit geteilt, wiewohl es trüb blieb. Gestern jedoch „schmißte“ es wie in den schlimmsten Salzburger Tagen, ununterbrochen, trostlos, und die Masse drang in alle Fugen der Kleidung und des Gemüths. Breite Lachen, triefende Bäume, Mäntel und Schirme, trübselige Gesichter — das verzweifelte Gesamtbild des hoffnungslosen Regentages. Wenn wir es auch irt Vorjahre nicht kannten, so ist es uns von selber her wohl in Erinnerung, nur daß es damals verhältnismäßig leichter Kummer war, in dem man verregnete Landpartien und Hüte, schlechten Geschäftsgang und verdorbenes Obst beklagte. Oder man hatte ganze Schube, die der Masse wehrten, hatte Kohlen, wenn man froh, braute sich warmen Wein oder Tee, wenn man verschnupft war und, wenn die Aepfelernte schlecht ausfiel, so wurde die der Aepfel oder Zwetscheln und Birnen um so besser. Nun aber feiert man wirklich bis ins Mark, nicht bloß körper-

lich. Es greißt ans Herz, wenn man hört, daß Felder unter Wasser stehen, jetzt, zwei Wochen vor dem diesmal so aussichtsreichen Schnitt! Sie hätten gern für diese Zeit so sehr der Sonne bedurft. Regnet es noch weiter, dann wird — aber der Himmel muß doch ein Einsehen haben — manch ein Stüd Brot faulen, noch ehe es reifen durfte. „Ein herrliches Aepfelerjahr“ hieß es. Tief senkten sich die Aeste unter ihrer Last. Ist sie zum Teil auch schon in Kesseln und Marmeladegläser gefallen, so ist in gebirgigeren Gegenden doch der andre Teil noch nicht ausgereift. Ebenso leidet der Gemüsebau unter der Masse. Schwämme stünden allerdings im Walde, aber man verliert im breiten Erdreich, dem die Kriegssohlen nicht gewachsen sind. An der Art, wie die Menschen gehen oder ungeduldig von einem Fuß auf den andern tretend der Straßenbahn harren, merkt man, daß sie nasse Füße haben. Der schleißigen Regenschirme werden immer mehr, und rote Hände und Nasen kündigen, daß die Menschen frieren. Dennoch war des Morgens auf den Märkten hinter jedem Kartoffel- und Aepfelerstand — es sind ihrer wenig genug — die wohlbelannte, immer bestemmender wirkende Polonaise zur Stelle, und auch die „Nachtangestellten“ und ihr Jammer fehlen nicht. Von der Donau hoher Wasserstandsbericht. Das dünne Wässerchen der Wien ist zum reißenden Fluß angewachsen, der lehmig seine Wellen dahinstößt. Im Gebirge werden die Wildbäche und die größeren Wasserläufe rebellisch. „Wenn's nur nicht weiter regnen möcht!“ sagen die Aehler, und die Bauern und die Winzer, die Obstzüchter, die Gemüsegärtner und die Städter wiederholen es sehnlich, angstvoll, beschwörend: „Wenn's nur nicht weiter regnen möcht!“

* (Die flucht der Gaser.) Man kennt dieses Wort, das bei uns in Wien immer nur auf jene angewendet wird, denen es zu gut geht und die, voll Uebermut darüber, immer, sagen wir ungenierter werden. Der Kreis jener Menschen, denen es zu gut geht, ist nun allerdings heute ein sehr engbegrenzter, man findet diese glücklichen Zeitgenossen nicht allzu häufig, aber merkwürdigerweise manchmal gerade dort, wo man sie am wenigsten vermuten würde. Wie es in der Reichshaupt- und Residenzstadt mit den Verkehrsmitteln und mit dem Fuhrwerk aussieht, braucht man wohl niemand zu sagen. Die täglichen mühsen Szenen auf der Elektrischen, die leeren Fiaker-, Einspänner- und Auto-Standplätze sprechen eine herabde Sprache. Die Zahl der in Wien gegenwärtig noch verkehrenden Lohnfuhrweale dürfte zweihundert kaum erreichen. Das sind die, die von der großen Sintflut verschont blieben — aber denen geht es gut, sogar sehr gut, ja man darf von ihnen mit Recht behaupten, daß sie der Gaser flucht, trotzdem die Gaserpreise bekanntlich eine beträchtliche Höhe erreicht haben. Aber das geniert sie nicht, im Gegenteil, je teurer der Gaser wird, um so überraschender wachsen ihre „Tagen“. Das heißt von „Tagen“, also von amtlich vorgeschriebenen Tarifen, ist keine Rede mehr, jeder dieser Kutscher macht sich seine eigene „Tage“, je nach Laune, Wetter, Bedürfnis, vernünftlich auch nach dem Neuhern des Fahrgastes. Die Zetten, wo der Kutscher dem Fahrgast auf die Frage: „Was bekommen Sie für diese Fahrt?“ mit einer gewissen Bonhomie zur Antwort gab: „Über, ener Gnaden, mir wer'n do lan Richter brauchen!“ sind längst verschwunden; heute wäre es vielmehr angezeigt, sich zu jedem Versuch, ein Fuhrwerk aufzunehmen, gleich auch den Richter mitzubringen. . . . Wir betonen, zu jedem Versuch, denn die Herren Fiaker und Einspänner sind tüchtige Geschäftskente, kennen sich bezüglich Angebot und Nachfrage sehr gut aus und lehnen es zunächst überhaupt ab, zu fahren. Das ist eben eine treffliche Art, den Fahrgast auf die höchsten Forderungen schonungsvoll vorzubereiten und versagt fast nie seine Wirkung. Man konnte dies wieder einmal aus der Notiz unseres gestrigen Abendblattes „Was kostet eine Wagenfahrt vom Bahnhof?“ entnehmen, in welcher der Einsender mitteilt, daß er am 1. Juli nachts auf dem Südbahnhof unter einer Reihe von Kutschern einen fand, der ihn „nach langem Zureden“ in die Neubaugasse und von dort in die Laborstraße für den Preis von 60 K. führte, während ein zweiter Fahrgast für die Fahrt ins Hotel Meißl 60 K. bezahlen mußte. Die Wagen waren, wie der Einsender weiter bemerkt, sämtlich unnummeriert. Und das ist sozusagen „des Bubels Kern“: die Kutscher entfernen die Nummern und damit sind sie keinem Zwang mehr und die Fahrgäste vollständig ihrer Willkür unterworfen. Wie aber denkt das Lohnfuhrant über derartige Vorfälle? Zeit, um darüber nachzudenken, hat es ja jetzt wahrhaftig genügend, denn die Zahl der seiner Aufsicht und Kontrolle unterstehenden Fuhrwerke ist, wie schon erwähnt, auf ein Minimum gesunken. Unmöglichste Zustände haben wir in Wien auf leider sehr vielen Gebieten gerade in genügendem Maße und man sollte sie zunächst dort unterdrücken, wo es

am meisten möglich ist, nämlich bei jenen, die der Gaser flucht.

Die unsichere Stadt.

Spricht man mit Polizeifunktionären über die Unsicherheit in Wien, so bekommt man immer zu hören, daß es in Budapest, Berlin, Paris, wie aus den Zeitungen zu entnehmen, ja noch viel bedenklicher sei. Der Bürger sei auch noch immer soweit geschützt, daß die Verbrechen der Straße nicht häufiger geworden sind; die Unsicherheit zeige sich mehr innerhalb der Wände des Hauses. Die wirtschaftliche Not verleihe eben Leute zum Diebstahl, denen früher wie der Gedanke gekommen wäre, sich an fremdem Gute zu vergreifen. Man weiß, daß, wie es im Polizeibericht heißt, viele „Uniformierte“ unter den Tätern sind und muß eben die Tatsache hinnehmen, daß in einem langen Kriege, wo immer wieder von „Beute und Requirierung“ gesprochen wird, und so struppeloser Kriegsgewinn zu beobachten ist, die Begriffe von Recht und Unrecht sich zu verwirren beginnen. Dabei muß man fragen, ob denn schon der Höhepunkt erreicht ist? Unter den Heimkehrenden werden viele sein, die nicht gleich Arbeit finden werden, und die gegenwärtigen traurigen Verhältnisse mögen sich noch verschärfen. Das müßte für die Behörden selbst der stärkste Ansporn sein, betreffs der öffentlichen Sicherheit für die kommende Friedenszeit Vorkehrungen zu treffen, um den bedrohlichen Zuständen wirkungsvoll begegnen zu können.

Die Wiener Polizei strebt zunächst eine Vermehrung der Wachmannschaft an. Der Friedensstand des Wiener Wachkorps betrug etwas über vierhundert. Seit Kriegsbeginn ist nichts mehr hinzugekommen, da jeder taugliche Mann für den Militärdienst vorbehalten blieb. Im Gegenteil: von dem Stand im Jahre 1914 sind durch Einrückungen (Bermittelte, Kriegsgefangene) und auch durch Erkrankungen Einbußen zu verzeichnen, die rasch ersetzt werden müßten. Angesichts der geänderten Verhältnisse bedarf es aber überhaupt einer Ver-

Gewiß ist der Krieg auch insofern der beste Helfer der Diebe, als die Wohnungen nicht so behütet werden wie früher, da ja jetzt oft Frau und Kinder dem Erwerbe nachgehen oder durch die schwere Beschaffung der Nahrungsmittel viel Zeit außer Haus verbringen müssen. Das nachbarliche Verhältnis ist auch in der Großstadt nicht so innig — es weiß ja heute kaum mehr jemand, wer noch am selben Gang wohnt —, sonst würde sich vielleicht doch eine Verständigung darüber ergeben, wie man den Einkauf auch für den Nachbar vornehmen könnte, wodurch es den Einbrechern doch erschwert würde, ganz unbeobachtet in die Wohnungen einzudringen. Auch eine etwas sträflische Leichtfertigkeit bei der Aufnahme des Dienstpersonal trägt zum Teil die Schuld an den unsicheren Verhältnissen. Dienstmädchen sind so rar geworden, daß man sich nicht viel nach ihnen bei früheren Dienstgebern erkundigt, sondern froh ist, wenn sich überhaupt jemand meldet. Im Vorjahre haben wir angeregt, daß die Wähler der Hausgemeinschaften mit Photographien versehen werden. In Budapest wurde die Sache auch durchgeführt; in Wien hört man nichts davon, und doch wäre es in der heutigen Zeit notwendig, zu wissen, wen man in die Hausgemeinschaft aufnimmt. Bei den Einbrüchen aus der letzten Zeit waren die Täter oft im Dienstverhältnis zum Bestohlenen verstanden und dadurch in Kenntnis der örtlichen Verhältnisse. Die Verwertung der Beute machte ihnen weiter keine Sorge, sie konnten, wenn es Lebensmittel oder notwendige Bedarfsartikel waren, diese selbst gut brauchen oder leicht wieder an den Mann bringen. Es sind ja „gangbare Artikel“, die den Veräußerer nicht verraten.

Die Unmöglichkeit der genauen Evidenzführung ist schließlich ein sehr bedauerliches Hindernis für die Kontrolle der Polizei geworden. Soviele sind eingedrückt, soviele ziehen als Urlauber durch Wien, viele haben auch falsche Ausweisdokumente bei sich, die Verwirrung im Evidenzkataster anrichten. Die Militärpolizei unterstützt natürlich die Zivilbehörde, aber sie müßte viel mehr geschulte Organe haben, um den Schlichen der vielen Militärangehörigen, die in der Großstadt untertauchen, nachgehen zu können.

Eine der drückendsten Sorgen bedeutet für die Polizei die Verwahrlosung der Jugend, die ein ungeheures Verbrecherkontingent stellt. Der Krieg hat schwer geschädigt an dieser Jugend, die, der Aufsicht von Vater und Mutter entzückt, ein Opfer der Verhältnisse geworden. Die Gesellschaft wird sich zu großzügigen Schutzwerken aufraffen müssen, um Schäden zu verbessern, die wir noch lange verspüren werden, wenn manche Wunde dieses Krieges schon geheilt sein wird.

Dr. Arth. Gl.

Feuilleton.

Rosen vom Biave.

Von Olga Herzog.

Bei der Armee des Erzherzogs Josef, Piacenza, Ende Juni.

Erzherzog Josef hatte in den stilleren Tagen der Defensivkämpfe den sinnigen Einfall, Rosen vom Biave als einen rührenden Gruß nach Budapest zu senden. Ein paar Wochen vor der Offensive sah ich auf der Margareteninsel zufällig einige dieser Rosen. Dann, in der unbergelichen zweiten Sunihälfte, während der heftigsten Kämpfe an den Ufern des Biave, besaßte mich immerfort die Erinnerung an diese Rosen, an ihre blutroie Farbe, ihren schweren Duft, an die Gedanken, die sie weckten.

Das Schloßfeld, auf dem sich nun die vielleicht bittersten, jedenfalls die an heroischer Aufopferung reichsten Kämpfe dieses Krieges abspielten, gleich einem blühenden Garten. Diese schönste Gegend Venedigs ist der Park des Todes. Und am herrlichsten ist er dort, wo dieser verfluchte Fluß die Ebene durchschneidet: dort duftet der Garten am stärksten, dort prangt er am üppigsten, dort sind seine Farben die reichsten. Und auch der Himmel ist hier blauer, die Sonne glüht heißer herab als anderswärts. Diese phantastischen Schönheiten haben den Kontrast zu den Geschicknissen hier fühlbarer hervor, als es sonst geschieht. Es ist etwas anderes, auf dem Doberdo zu leiden, das Erb im Wolmere Galatens, am San, an der Weiffel, in der Macsba, der Dobrudschka ist verständlicher als hier, in diesem Blumengarten, dem die Dreißigsturmärter so schloß zu Gesicht sehen wie die Gaswollen, die sich zum Himmel erheben. Von hier sollte man wehrhaftig nur Rosen nach Budapest senden dürfen und nicht Todeshorstschaffen, Erüppel, Verwundete. Hier sollte man sich nur freuen, nicht leiden dürfen. Es ist kein Zu-

fall, daß die Straße Udine—Trevise—Benedig immer der Weg der Hochzeitsreisenden war. Nun ist es die Sandstraße des Todes.

Vom Loggiamento angefangen hat man den Eindruck, gar nicht zu reifen, sondern vor den Drehbildern eines fabelhaften Panoramas zu sitzen, oder in einem Theater vor Dekorationen voll unerhörter Schönheit zu wirken; — jede Landschaft gleicht einem neuen Hintergrund, und abends sieht man die neuen Hintergründe zum dritten Akt einer italienischen Oper. Nur die Musik fehlt, die glühend sinnliche Melodie, die zu dieser Landschaft gehört, und nicht die sogenannte „Artillerievorbereitung“. Nein, diese Gegend hier ist wirklich nicht zum Schloßfeld geschaffen.

Eines Nachts aber — heute ist es gleichgültig, welche es war — begann dann doch eine fürchterliche italienische Opernvorstellung, die Kuliszen waren da, auch das gewaltige Orchester und nicht minder die großartigen Darsteller. Die Operette war das Trommelfeuer. Wenn man mitten drin war, fühlte man freilich, daß dieses Wort den Begriff gar nicht wiederergibt, in dem schauerlichen Orkan erinnert ja nichts an Trommelnwirbel, wie dieser Begriff wohl überhaupt Worten spottet. Es fehlt das Sinnesorgan, das Wesen einer Artillerieschlacht zu erfassen, es fehlt der Gedanke, sie ganz auszuenden. Es ist, als ob man den Kopf in einer Wärmemangel drin hätte, die nun wahnsinnig hin und her fährt, oder als ob eine Nietenstift den Kopf so lange schüttelte, bis das Gehirn wild zu tanzen beginnt. Man muß sich eine Laval von nicht dazugehöriger Art erdenken, irgend etwas, woran sich zu gewöhnen unentbehrlich ist, um eine Vorstellung dessen zu erhalten, was man Artillerievorbereitung nennt.

Tagelang dauerte diese entsetzliche Operette, bis sie dann unmerklich in das Drama selbst überging. Es war nicht weniger fürchterlich als die Einleitung, und die Todesintonie erreichte ihren Höhepunkt, als am zweiten Tage der Offensive der Himmel seine Neutralität aufgab und mit einem feurigen Volksbruch in die Schlacht

elugriff. Es entstand eine betäubende Situation, da gleichzeitig der Himmel zu krähen begann, die Fliegerbomben wiederkrachten, die Kanonen erdröhnten, so daß man schließlich selbst mit gespanntester Aufmerksamkeit das Donnern von oben und unten, die Artillerievorbereitung des Himmels und der Erde nicht voneinander unterscheiden konnte.

Das italienische Volk, auf dessen Heimatserbe und vor dessen Augen das alles geschah, dessen Säuler und Säulen im ungeheuren Ausmaß erbeben, schrie in seinem Leib heiligh. In Vittorio gibt es einen hohen Berg, er erhebt sich unmittelbar hinter der schönen, kleinen Stadt, an klaren Tagen kann man von ihm bis zum Biave sehen. In der ersten Nacht der Offensive strömte die ganze Bevölkerung Vittorio auf dieser Anhöhe zusammen, und mit verschiedenen Gefühlen und Wünschen, doch mit dem gleichen Interesse standen die Unseren und die Eingeborenen hier zusammen und lugten durch die Gerngläser hinüber. Vorüber wir uns freuten, darüber wehklagten sie. In den kleineren Dörfern, wo es sonst streng verboten war, nach Eintritt der Dämmerung auf der Straße zu weilen oder eine Kerze anzuzünden, war in der ersten Nacht der Offensive plötzlich alles erlaubt. Als die fürchterliche Kanonade begann, konnte dort niemand schlafen, und in mehreren Dörfern zogen Nachts Prozessionen in die Kirche, um für die Jüngeren zu beten, gegen die wir eben in den Kampf zogen.

Nicht weit vom Biave, in dem Dorfe San Pietro, gibt es eine herrliche zerstörte Kirche, oder besser gesagt, den Platz, auf dem diese einst stand, denn die Kirche selbst fiel schon im Herbst italienischen Granaten zum Opfer. In dieser ersten Offensivnacht warfen sich die ersten Italiener hier inmitten der Ruinen vor dem unter freiem Himmel stehenden Altar zwischen verbräuchtem Schutz auf die Knie, und die Anzigen hatten nicht das Herz, diese tragische Mitternachtsmesse, diesen schrecklichen nachtsigen Gottesdienste zu hören. Denn die Soldaten, die wissen, was Leid bedeutet, die verstanden diesen Gottesdienst, sie wußten, worum es sich hier handelte. In unseren

Können Sie sich ausweisen?

Eine Mahnung für die Reisende.
 Unser staats- und erdbürgerliches Leben spielt sich auf dem Papier ab, wird durch Papiere bestätigt, geregelt und gelenkt. Ohne die Zertifikate des Geburtscheins glaubt die Behörde nicht, daß ich bin, ohne den Totenschein nicht, daß ich die Erde nicht erbt. Erst die amtliche Eintragung legitimiert mich zu einem allgemein gültigen Staatsbürger. In meiner Vaterstadt und in meinem Wohnort kennt man mich wohl auch ohne amtliche Bestätigung meiner Persönlichkeit, dort führe ich vielleicht ein großes, reiches Leben und bin bedeutend und wichtig; viele ich in Berlin auf der Straße um und hätte keine Ausweis-papiere, so wüßte niemand, wer ich bin. Weist du in der Fremde, so fragst der bestellte Hüter der Ordnung nicht nach Tugend und Geistesgaben, und deine schönsten, herausberühmten Worte, deine Vereuerungen und Schwüre sind ihm nichts. Wenn du ihm sagst: „Ich bin der Bürgermeister, der Landrat oder der Universitätsprofessor,“ so erwidert er achselzuckend: „Das kann jeder sagen. Zeigen Sie mir ihre Ausweis-papiere!“

Sobald der Deutsche seine Wohnung, sein ange-stammtes Postfach verläßt, ist er selbst nichts mehr ohne seine Papiere, verflüchtigt an sich zu einem namenlosen Atom im Weltall. Wehrt er sich ohne das bedeutende Dokument des Ausweises auf Reisen, so ist er in amtlicher Beziehung ein unordentlicher Mensch, der auf die Postfachwache gehört. Es ist nicht nötig, daß er dorthin kommt, aber wenn er auch nur von Berlin nach Potsdam fährt, kann's passieren, daß ein Mann durch die Abteile des Buges streicht und nach Ausweisen fragt. Die Wiltenskarte, mit der der Reisende seine legitimationslose Wäbe zu decken sucht, überfließt der Beamte mit dem Ausdruck nachlässigen Vererns. Sein Erlaunen wird maßlos und seine winnenden Blicke werden von den Paragrafen-reihen bezapfelster Gefächlichkeit durchdragen, wenn es dem Reisenden nicht gelingt, seinen un-wirklichen Akt selbst durch Zeugnisse oder Bürgen zu verfortpflücken. Und die Schatzen dickerer Möglichkeiten weichen auch nicht von ihm, wenn

er polizeilich unbeanstandet die Eisenbahn bers lassen darf. Auf dem Boden der Fremde ist er ohne die amtlich bescheinigte staatsbürgerliche Stellung erst recht ein elendes, verlorenes, rechtsloses Wesen, und er mag den Dackel beneiden, der die Steuermarken an Halse, ruhig und unbeforgt spazieren gehen kann.

Aber ist das nicht komisch? Da hat man dreißig Jahre und länger mit Stolz und Selbstbewußtsein sein Leben gelebt, ein Leben voll Früchten und Degen, voll Erfahrungen und Erinnerungen, Lieben und Liden. Dabei steht man groß vor der Geburt und dem Vater nicht, können drei Kinder „Profis!“ sagen — und nun ist man wie ausge-schloßen, ein Nichts; ein Nichts, das nicht mehr als wir. Ja, ist das nicht komisch?

Nein, das ist gar nicht komisch! Denn in dem großen Kessel, in dem das Leben von 70 Millionen gebrannt wird, geht es anders zu als in einer Schüssel, in der sich 7000 in bürgerlicher Beschäftigung einen guten Morgen wünschen. Ein 70-Mil-lionen-Volk, aus dem die tausendjährigen Erbsen-mungen miteinander, durcheinander und gegenein-ander emporsteigen, kann nicht auf der Erde her-umlaufen wie die Schafe in der Hürde; da geht's nicht ohne die schöne, feierlich deutsche Ordnung, die den einzelnen wie einen Vogel am Nadeln hält. In der Fremde ist von Mensch zu Mensch muß jeder aufgeschrieben und abgetempelt bei sich tra-gen, wer er ist; erst durch die staatsrechtlich organi-sierte Einrichtung des Ausweises wächst das In-dividuum aus dem Wirrwarr der namenlosen Masse zur bürgerlichen Persönlichkeit empor, wird er zum allgemein anerkannten Glied des 70-Mil-lionen-Staates. Die Naturvölker tranken als An-gewöhnte eines Stammes oft farbige Käsewiesens-gerichte, die Kulturmenschen führen in anderer An-schauungsweise ihre Ausweis-papiere.

Wenn du ankündigst in Moz, Dose und Wette da-sin-papierst und trägt die Nase, wie die Natur-geschichte es vom Menschen verlangt, so wirst du im allgemeinen getrocknet und guter Dinge sein dür-fen. Aber der Zufall kann es fügen, daß du aus-siehtst wie ein geflüchteter Raubmörder oder wie ein-flüchtiger Kaffierer, oder du wirst durch die Gängel-ung politischer oder unpöblischer Lämmer in einen

Streit verstrickt: in der Fremde kann dir dann vor dem Schutzmann niemand helfen als dein Ausweis. Auf der Post liegen tausend Wart für dich bereit, aber wenn du keinen Anspruch darauf nicht nach-zuweisen vermagst, kann dir der Beamte das Geld nicht geben. Du magst durch Schwärzung deiner Plöle und Drangsale den Postmann zu rühren suchen und den Himmel zum Zeugen anrufen, daß du kein Schwindler und Betrüger, sondern wirklich der ehrbare Johannes Jakob Schülke bist — die Augen des Beamten füllen sich mit Tränen, sein Herz mit Segenswünschen — aber dein Geld gibt er dir nicht, und die Menschen der Fremde läßt dich elendig verhungern.

Seit der allgemeine Raubzwang aufgehoben ist, haben wir die schlechte Gewohnheit angenommen, ohne Ausweis-papiere zu reisen, genau wie heute in den meisten Bürgerhäusern das Petschaft fehlt, weil die Briefe nicht mehr verriegelt zu werden brauchen. Aber was ist denn ein Ausweis und welche Bedingungen hat er zu erfüllen? Abelina Matti erzog sich in Cannes in ihrer legitima-tionstollen Not die Ausständigung ihrer Briefe, in-dem sie den Postbeamten die Romange „Uns voix aimable et tendre“ so wunderbar vorlas, daß ihnen alle Zweifel an der Rechtmäßigkeit ihrer Persönlichkeit selbsteit löst; und ein deut-scher Postbeamter in Konstantinopel verschaffte sich von dem Generalkonsul Murad-Effendi, dem er offenbar gern aus der Verlegenheit helfen wollte, den Identitätsnachweis dadurch, daß er den Ver-tasser der „Lütflichen Skizzen“ solange aus dem Anhalt dieses Buches exkommunizierte, bis er aus den Antworten des gelehrten Effendi die Ueberzeugung von dessen Empfangsberechtigung gewonnen hatte. Aber mit derartigen Kunststücken ist es so eine Sache, ein Stück gestempeltes Papier ist überzeu-gender, und die Beamten mühen sich auf ihrer Dute sein, wollen sie sich nicht selbst gelegentlich arm gehörig in die Messeln lassen. Dabei stellt der Krieg noch besondere, strenge Anforderungen. Ganz-ameiselsöhne und von jedem Beamten anquer-tenen ist der von Behörden ausgestellte Paß, der eine Personalschreibweise, eine Photographie und die eigenhändige Unterschrift des Inhabers enthält. Diesem gleichmächtigen ist der zum Aufenthalt in den Gesellschaften vorgegebene Ausweis. Für die

Post genügt die handliche „Postausweis-karte“, die für 50 Pf. am Posthalter zu lösen ist und die ebenfalls eine Photographie ufm. des Inhabers ent-halten muß. Will der Reisende unterwegs post-lagernde Sendungen abgeben, so muß die Postaus-weiskarte durch einen von der Postzeit eigens zu diesem Zweck ausgestelltten besonderen Ausweis er-gänzt sein. In dieser Ausweisung erweist uns auch die Fremde die Ehren einer festumrissenen, staatsbürgerlichen Persönlichkeit, die im Gehorsam gegen die Befehle der Ordnung lebt.

Ernst Niemann.

Mit den Monitoren auf der Balkanstraße von Belgrad bis Sulina.

Der Ruhm und die stolze Genugtuung, im Weltkriege die ersten Schüsse mit dem Feinde gewechselt zu haben, gehören unserer Donauflotte. Schon wenige Stunden nach Kriegsausbruch hämmerten die ehernen Grüße aus den Geschützen der Monitoren auf die trügigen Festungswerke Belgrads, der großen Donausperre. Bis zu diesem Augenblick sprachen die Serben nur voll Hohn und Verachtung von den kleinen grauen Schifflein, die ihrer Meinung nach an Stelle von Geschützen nur Osenröhren führten.

Wie zielsicher, rasch und verheerend aber diese geschmähnten Osenröhren schießen konnten, bekamen sie jetzt an eigenen Leibe zu spüren. Eine in Belgrad gefundene Broschüre — die sich nur mit den „Husaren der Donau“ befaßte — zeigte, daß sich ihr Spott durch die schneidigen Angriffe in Achtung und Furcht vor den Monitoren umwandelte. Den ersten Fall Belgrads beschrieb sie — immer nur die bereits gefürchteten Schiffe vor Augen — als eine glänzende, rein maritime Leistung.

Ganz natürlich war es daher, daß sie in der Zeit bis zum Beginn unserer zweiten serbischen Offensive nichts unberührt ließen, sich der schwimmenden Batterien zu erwehren und alle ihnen zu Gebote stehenden Kampfmittel gegen die Monitoren ins Treffen führten.

Rußland, einer der Urheber des Weltkrieges, unterstützte Serbien tatkräftig; ein Transport folgte dem anderen auf dem Donauwege, um Serbien mit den modernsten Seekriegsmitteln zu versorgen. Dadurch war es den Serben möglich, aus Belgrad eine kanonenstrohende Feste zu schaffen und so den Donauweg zu verriegeln. Durch schneidigen Angriff mußten die Monitoren die feindliche Macht zu brechen, wobei sie nur geringe Verluste erlitten. Im raschen Siegeslaufe war bald die Donau von Belgrad bis Orsova, der ungarischen Grenzstation, vom Feinde frei. Die opferfreudige Flußminenabteilung räumte noch die letzten Flußhindernisse unterhalb des Eisernen Tores weg und hiemit war der so lange ersehnte Weg zu unseren Verbündeten, den Bulgaren und Türken, offen.

Schon lange standen hoch und schwerbeladene Transporte bereit, die nun, geschützt von den Monitoren, die Donau stromab nach den bulgarischen Häfen Widin, Lom, Sifov sowie Rustschuk führen, von den Rumänen scheelen Auges verfolgt, aber bei der Ankunft von den Bulgaren um so stürmischer begrüßt. Nicht allein Kriegsmaterial jeglicher Art schaffte man nach den verbündeten Ländern, auch landwirtschaftliche Maschinen wanderten dorthin, um jeden Fußbreit Bodens fruchtbar zu machen. Und ebenso schwer beladen, wie bei der Talsahrt, lehrten die Transporte zurück. Nur brachten sie statt Maschinen Rumäniens Getreideschäke.

Als uns Rumänien in den Rücken fiel, schuf sich die Donauflotte mitten im Feindeslande einen Operationshafen. Von schneidigen Ausfällen, einer Art Kreuzerrieg auf dem Flusse, brachten die wackeren Monitoren reiche Beute heim, verbreiteten dabei Schrecken und Unordnung beim Gegner. Unter anderem erbeuteten sie: zwei feindliche Patrouillenboote, 50 Schlepper, zwei Motorboote; auch brachten sie 30 eigene in rumänischen Häfen verbliebene Schlepper ein.

Durch die Zerstörung der rumänischen Brücke bei Mahovo wurde der feindliche Uebergang und damit die Einkreisung der Dobrudschka-Armee verhindert. Bei Madensens Flußübergang wehrten die Monitoren mit ihren feuerstehenden Breitseiten jeden feindlichen Störungsversuch und schufen hiedurch Bedingungen zu den folgenden vernichtenden Schlägen. So flocht die Donauflotte auch bei allen weiteren Unternehmungen ein Lorbeerblatt nach dem andern zu ihrem Ehrenkranz des Erfolges.

Noch der Niederwerfung des treubruchigen, ehemaligen Verbündeten war die uralte Balkanstraße bis zum Mündungsgebiete endgiltig frei; es konnte nun das ganze verfügbare Schiffsmaterial bis auf das letzte Plätzchen für Getreidetransporte ausgenutzt werden. Die Donau ist heute, wie zur Zeit der Kontinentalperre, der Lebensnerv der Zentralmächte. Einen Aushungerungskrieg gibt es für uns nicht mehr; unsere Gegner verkannten die Stärke unseres Schwertes, aber auch die Größe unseres zielbewußten Könnens und Willens.

Durch die jüngsten Operationen gelangten wir auch in das Mündungsgebiet der Donau bis Sulina. Die durch Rußland vergewaltigten Schifffahrtsrechte sind jetzt durch unsere segensreiche Ordnung glücklich geregelt.

Groß und von höchster Bedeutung waren die Getreideverschiffungen aus Rumänien; von Jänner bis September 1916 2¼ Millionen Tonnen, im Jahre 1917 ein Mehrfaches davon.

Jetzt, wo uns das Schwarze Meer offen steht, um die Vorräte aus Europas Kornkammer, der Ukraine, hereinzuschaffen, wird wohl die Mehlkarte kleiner, die Nation aber größer werden. Dafür bürgen die getroffenen Vorbereitungen, die Hand in Hand mit unseren Verbündeten Reelles geschaffen haben und bald Früchte tragen werden.

Den Schiffsraum, welcher für das Schwarze Meer zur Verfügung stehen wird, schätzt man auf etwa 200.000 Tonnen, die rumänischen Dampfer, die sich nach dem Friedensschlusse dazu gesellen würden, gar nicht mitgerechnet. Der Großteil dieser Dampfer wird die Donau bis Braila aufwärtsfahren, von wo aus Flußschiffe den Abtransport besorgen werden.

Niemand kann uns mehr den Hauptverkehrswege nach dem Balkan und dem nahen Orient entreißen; er gehört für immer den Zentralmächten. Geschäftig pulsiert ihre große Lebensader, vom Feinde gänzlich unbehindert, als ein Wahrzeichen ungebrochener Kraft und fester Hoffnung auf die glückliche, herandämmende Zukunft.

Die Verpflegung im Gasthaus.

In der Großstadt sind Tausende von Menschen teils aus Berufs- und teils aus Familienrücksichten gezwungen, wenigstens ihr Mittagmahl im Gasthaus einzunehmen. Da die ständigen Gasthausbesucher zum größten Teil Mittelstandsangehörige, Handelsangestellte oder Beamte sind, also Leute, die nur mit ihrem fixen Einkommen rechnen können, so trifft sie jede, auch die geringste Erhöhung der Gasthaus-tarife in empfindlicher Weise. Nun ist seit neuester Zeit aber wieder eine Verteuerung der Gasthaus-tarife zu bemerken, und die Gastwirte suchen sie damit zu begründen, daß sie durch die abermalige Kürzung der Fleisch-zuweisungen um zwanzig Prozent nur schwer und zu höheren Preisen als bisher für ihre Küchenbetriebe die erforderlichen Nahrungsmittelmengen aufstreifen können. Ein Wiener Gastwirt teilt uns hierzu mit:

„Die vor einigen Tagen angeordnete Fleischquotenkürzung für Gastwirte beginnt weitere Kreise in Mitleidenschaft zu ziehen. Wie vorauszusehen war, erhöhten die Sälzschändler, von denen die Gastwirte ihr Fleisch zu beziehen gezwungen sind, sofort die Preise. Man verlangt für Kalbfleisch, polnische Ware minderer Qualität, heute bereits 22 Kronen für das Kilogramm; für Kalbfleisch besserer Qualität aber sogar 28 Kronen. Für Schweinefleisch werden jetzt bereits 44 bis 48 Kronen für das Kilogramm verlangt, und diese exorbitanten Preise müssen von den Gastwirten leider auch gezahlt werden, damit sie Waren erhalten. Die Folge davon ist, daß die Wirte die Speisentarife neuerlich erhöhen, wobei natürlich der Konsument der Leidtragende ist. Besonders bemerkenswert ist, daß vielen Gastwirten seit der Durchführung der neuen Verordnung auch das Fleisch, das sie im Ausmaß von 20 Dekagramm pro Kopf und Woche für ihr Personal erhielten, entzogen wird. Da sie das Personal aber unter allen Umständen verköstigen müssen, wird die hierfür notwendige Menge gleichfalls dem Konsum der Gasthausgäste entzogen, wodurch ein weiteres Vakuum entsteht. Dazu kommt, daß in letzter Zeit viele Großrestaurantbetriebe (u. a. „Linde“ in der Rotenturmstraße) wegen Lebensmittel-mangels schließen mußten, so daß die bisher dort verpflegten Gäste ein neues, in der Nähe gelegenes Lokal aufsuchen müssen, worauf dieses aber nicht vorbereitet ist.

Um nun die Verpflegungsschwierigkeiten im Gasthausbetrieb zu beheben, wird neuerlich vielfach der Vorschlag der Einführung des *M e n ü z w a n g e s* nach dem Budapester Muster gemacht. Leider läßt sich dieses System nur dann praktisch durchführen, wenn das Volksernährungsamt auch die notwendigen Lebensmittel in genügender Menge beizustellen in der Lage ist. Solange dies nicht möglich ist, würde die Menü-abgabe täglich etwa eine Viertelstunde für die ersten Gäste ausreichen, alle Späterkommenden hingegen leer aus.

Bei dieser Gelegenheit — so fährt der Gastwirt fort, — ein Wort über die *R e q u i s i t i o n e n* des Kriegswucheramtes in den Hotels. Im allgemeinen ist ihr Ergebnis kein sehr reiches. Der Allgemeinerfordernis der Verpflegung dürfte wirklich mit den vorerwähnten Mengen nicht sonderlich gedient sein. Der Erfolg ist eigentlich nur der, daß eben einige Gastwirte ihre Unternehmen schließen müssen.“

Landplagen in Mittelsteiermark. Die Ansammlungen von Menschen, seien es Truppen, Kriegsgefangene oder Fischlinge in Lagern der Mittelsteiermark wachsen sich immer mehr zu einer unhaltbaren Landplage für die ohnedies vielgeplagten Bauern aus. Weg hingeführt sind die einzelnen Gehöfte westlich Lebring — weniger größere Dörfer, die den umherstreichenden Gesindel in Zivill oder Uniform (österreichisch oder russisch-italisch) wegen ihrer verstärkten Bewachung kein so gutes Tätigkeitsfeld abgeben. — In Woktsdorf, Bezirk Deutschlandsberg, zündete man einem Bauern außerhalb des Dorfes nachts sein Stall an; während alles zum Abgehen eilte, steckten die Kerle (sie sollen österreichische Mannschaftruniformen getragen haben und wegen Bettelns abgewiesen worden sein) einem andern die Scheune in Brand. Beim Besizer Wall beobachteten angeblich ein Zugführer und ein Infanterist die Besitzerin, als sie vormittags das Haus verließ, die Türe verriegelte und den Schlüssel versteckte, um hernach aufs Feld zu gehen. In ihrer Abwesenheit drangen sie in die Stube, erbrachen Kasten und Schränke, stahlen Lebensmittel, Stoffe und Kleingeld, während sie in einer bewundernswürdigen Umwandlung von Grobmut eine offene Brieftasche mit 5000 K. unberührt ließen. In Rohrbach im Sausal, wo

der gute Schlicher wohnt, wurden am heiligsten Tage einer Besitzerin aus versperrtem Hause die gesamten, in dem Falle nicht geringen Vorräte an Kleidungsstücken mit etwas Gold, Schweinereien und Wein, gestohlen, so daß der Armen ver sagt bleibt, sich fürderhin allsonntäglich im anderen Gewande von den frummen Kirchentanten bestaunen zu lassen. Hervorragend „tätig“ sind die Boshaften von Lebring. Von der deutschen Sprache sprechen sie nur die Worte: Brot, Wein, Krone u. dgl. Ihre Taktik ist sehr einfach: sie besuchen nur alleinstehende Gehöfte, sahnen dort in den Ställen und Scheunen nach Eiern, Erdäpfeln und anderen Lebensmitteln und bequemen sich leicht der Lebensweise der Hausleute an, d. h. sie fragen nicht, sondern nehmen, was ihnen gefällt. Geht's nicht im Guten, so kommt die Gewalt und die eingeschüchterte Bäuerin, deren Mann im Felde ist, bewirbt die Kumpane noch, um sie bei guter Laune zu erhalten. Dokumente existieren für diese Herrschaften überhaupt nicht. Beim Woktscher Scherr, insg. Scherzer in Flamberg, Bezirk Leibnitz, sahen zwei derartige Helden gelegentlich einer frohen Fahrt, einmal durchs geschlossene Fenster in die Stube. Am Tisch, mehrere Meter weit vom Fenster, befand sich ein Laib Brot. Flugs die Scheiben eingeschlagen und der Laib war, trotz großer Entfernung und Fenstergitter, schon einen Besitzwechsel eingegangen. Diesmal stimmte also das Wort von den Langfingern. In der Klausen, auf der Feldbach-Gleichenberger Straße wiederum wurde vergangene Woche ein Kurgast auf der Fahrt vom Bahnhof nach Gleichenberg überfallen. Nachdem ihm kein Leben lieber war als seine Brieftasche mit 2500 K., fiel ihm die Wahl nicht schwer, zumal der aus dem Walde herausgestürzte russische Kriegsgefangene die Entschlußfähigkeit durch einen vor die Nase gehaltenen Revolver wesentlich beeinflusste. Und so ereignen sich tagtäglich in diesen Gegenden Ungehelichkeiten, die zum größten Teile gar nicht angezeigt werden, weil sie dem Betroffenen überdies noch Scherereien verursachen. Alle diese Vorkommnisse sind aber keineswegs dazu angetan, dem armen, deutschen Bauern, der reichlich Gut und Blut gibt, das Durchhalten zu erleichtern.

6. IV. 1918

Neuerliche Verschuldung des Bauernstandes?

Von H. Schmidt.

Bei sehr vielen Landwirten, insbesondere im Gebirge, herrschte in den letzten Friedensjahren die Gepflogenheit, vieles einzukaufen, was sie ganz gut in ihrer Wirtschaft hätten selbst erzeugen können, und nur das Notwendigste mehr, vor allem an Getreide, Kraut und dergleichen selbst zu bauen. Nebenbei wurde der Wiesen- und Almenpflege nicht überall jene Beachtung geschenkt, die zur Erhaltung eines hohen Viehstandes erforderlich gewesen wäre, welcher dann das Mißverhältnis zwischen den Wirtschaftserträgen und den sehr fühlbaren Vorauslagen wenigstens einigermaßen ausgeglichen hätte. Die Ueberflutung des flachen Lan-

des mit den verschiedensten Handels- und Großgewerbeartikeln ist den Bauern zum Schaden geworden, auch in anderer Beziehung, wie beispielsweise hinsichtlich der Wohnungseinrichtung, wo wenig mehr von handständiger Kunst und geübter Handwerkerarbeit zu sehen ist, dafür aber die wenig anheimelnde Fabrikware.

Dieses künstlich erzeugte Mißverhältnis zwischen Einnahme und Ausgabe war mit ein Grund, warum so viele Bauern die erbgeerbene Scholle verließen, um einen scheinbar günstigeren Erwerb zu suchen, und drückte den Wert der größeren Besitztümer herab, die zwar als sichere, jedoch niedrig verzinsliche Vermögensanlagen galten. Ein landwirtschaftlicher Betrieb ist nur dann ertragreich, wenn er bis ins Kleinste und Möglichste vielseitig ausgenutzt wird, so daß der Besitzer sozusagen fast in allen Dingen, die zum Leben notwendig sind, zum Selbstversorger wird. Nur Großbetriebe können Einrichtungen schaffen, die denen der gewerblichen ähneln. Auch die ausschließliche Verlegung auf nur einen Betriebszweig, wie Viehzucht, Ackerbau, Gemüsekultur u. a. und diesbezüglich etwa wieder nur auf eine einzige Art ist für den mittleren und feineren Betrieb ebenfalls nicht vorteilhaft und überdies nur schwer und nach wohlvermögenden Vereinbarungen unter den Landwirten durchführbar, denn hierzu gehören Stetigkeit und richtiges Verständnis der Preise, richtige Zusammenfassung und Verteilung der Wirtschaftsgüter u. v. a. Außerdem müßte der Landwirt auch hier beachten, das für den Haushalt Notwendige soweit als möglich selbst zu erzeugen.

Früher bauten auch die Gebirgsbauern Delfrüchte, Gelehnisse und andere Nutzpflanzen, die fast nirgends mehr anzutreffen waren, sie erzeugten viele Wirtschaftsgüter im eigenen Hause, machten sich damit vom Handel mehr oder minder unabhängig und es ging ihnen trotz der fabelhaften Niedrigkeit der Preise ihrer Vertriebszeugnisse gut dabei. Sie hatten Geld und keine Schulden und förderten überdies dadurch den gesamten Volkswohlstand. Es wäre nur zu sehr zu wünschen, daß es wieder so würde, weil hierdurch unsere Lebensmittelversorgung für alle Fälle gesicherter wäre, wir von der Einfuhr unabhängiger würden und dann den voraussichtlich einkehrenden Wirtschaftskrieg mit den Westmächten keinesfalls zu scheuen hätten, zumal wenn wir uns auch nach den Osten und Südosten für unsere großgewerblichen Erzeugnisse erschließen, von wo wir auf Grund unseres Einflusses andere Dinge beziehen können, die wir gar nicht oder nur in geringerem Maße besitzen, beziehungsweise erzeugen. Solcherart wäre der Ausblick in die Zukunft nicht im geringsten betrüblich zu nennen, im Gegenteil, sogar vielversprechend. Nur uns selbstlose, auf ihren alleinigen Vorteil bedachte Gruppen, die bei Verringerung der gegenwärtigen, für die Allgemeinheit höchst ungünstigen Wirtschaftslage eine Einbuße in ihren Einnahmen befürchten, sowie engherzige Menschen ohne wirtschaftlichen Weitblick werden absichtlich oder unabsichtlich in die vorhin aufgestellte Behauptung Zweifel setzen.

Durch den Krieg ist, soweit es die Verhältnisse eben gestatten, bereits ein Wandel zum Besseren bemerkbar. Dort und da werden schon Dinge gebaut, beziehungsweise erzeugt, die vormals nicht mehr beachtet wurden. Wenn nun erst alle Kräfte wieder daheim sind, Saatgut, Buchvieh u. a. wieder leichter zu haben ist, dann ist zur Herstellung eines ausgiebigen und gründlichen Wirtschaftsbetriebes nur mehr ein Schritt und damit der fernere Wohlstand des Bauernstandes trotz Höhe der Grundpreise, trotz der voraussichtlichen Vermögensabgabe und anderer Einbußen (Verminderung der Preise) gesichert und hat der auf Grund und Boden Sitzende selbst einen Kurssturz nicht zu fürchten. Uebrigens ist dieser um so weniger zu gewärtigen, je zielstrebiger die gesamte Volkswirtschaft, deren beste Grundlage geordnete landwirtschaftliche Verhältnisse sind nach dem Kriege einsetzt.

Zur Anbahnung und Erhaltung solcher Verhältnisse seien schließlich noch empfohlen: eine gute Schule, die zum Wohle der Gesamtheit am besten zu verstaatlichen wäre, und im Anschlusse an sie entsprechende Fortbildungsgelegenheiten, die den Landwirten zur Seite stehen, ferner wirtschaftlich gruppierte Vertretungskörperschaften, die dem volkswirtschaftlichen Getriebe ein wachsameres Auge zuwenden und es in zweckmäßige Bahnen leiten.

Unwienersisch! Der Postamtsdiener, der die Nachzahlung einer Gebühr bewerkstelligen will, kommt in ein Geschäftsbureau, die Amtskappe auf dem Kopfe, die brennende Zigarette im Mund, lehnt sich verdrossen zugleich und ungezwungen, an ein Pult und bringt möglichst unwirsch seine Forderung vor. Der Geschäftsinhaber reißt dem Manne die Kappe hinunter, wirft sie auf den Boden und schreit: „Wir sind ja nicht in Asien!“ Von diesem bedauerlichen Kriegssittensbilde haben wir heute in dem Berichte über eine Gerichtsverhandlung gelesen, die wegen Amtsehrenbeleidigung abgeführt wurde und mit einem vorläufigen Freisprache geschlossen hat. Vorläufig, denn der öffentliche Ankläger hat die Berufung angemeldet. Wir haben es schon gesagt: Unwienersisch im höchsten Grade! Daß den Wiener Briefträgern oder sonstigen Postorganen Unhöflichkeit, breitspuriges Selbstbewußtsein, nennen wir das Kind gleich beim rechten Namen: Dummheit eigen ist, hat sicherlich noch kein Mensch behauptet. Vor Gericht hat das betreffende Postorgan eine Entschuldigung vorgebracht. Er meinte, wenn man von 5 Uhr früh bis 10 Uhr abends im Dienste stünde, habe man gelegentlich andere Dinge im Kopfe als den Gedanken, die Kappe herunterzunehmen. Dagegen ließe sich freilich einwenden, daß der Dienst eines Postorgans gewiß auch in der Friedenszeit ein recht auferregender, seine Arbeitszeit keine allzu kurz bemessene gewesen ist. Und doch ist es damals keinem Briefträger eingefallen, seinen Amtscharakter ostentativ hervorzuheben, hat keiner darüber angefragt nachgedacht, ob eine besondere Amtsvorschrift bestünde, die Kappe herunterzunehmen. Die echte, wohlthuende Höflichkeit ist eben Dergenssache, und es wäre viel zu viel von der Postdirektion verlangt, wenn man ihr zu allem andern noch die Verpflichtung aufbürden wollte, den Sitten- und Anstandslehrer ihrer Angestellten zu spielen. Von allzu groben Verstößen natürlich abgesehen! Schließlich wird ja auch jenem Postamtsdiener die Kappe, die er auf dem Kopfe, und die Zigarette, die er im Munde gehalten hat, sehr verlich besonders avancementsförderlich sein. Wenn er sich aber im Frieden so auffällig benommen hätte, so wäre ihm wahrscheinlich eine andere, mildere, aberfalls bestmögliche

Zurechtweisung zuteil geworden. Jetzt aber begegnen sich die Nervosität des überarbeiteten Postbediensteten mit der Verdrossenheit, der Sorgenbeschwertheit des Mannes aus dem Publikum, der gewiß auch seinerseits damit aufwarten könnte, was ihm die leidige Gegenwart an Erschwerungen, an Bitternissen, wenn nicht an Mergereim gebracht hat. Darum Selbsthilfe mit einem raschen Griff und einem unbedachten Worte, das übrigens sachlich nicht wegs genommen. Wo man im reinen Osten Patriarchenlust kostet, um goetheisch zu reden, gilt ja das bedeckte Haupt nicht als Zeichen der Mißachtung, sondern gerade im Gegenteile. Wenn die Geschichte in einem der aus „Tausendundeine Nacht“ bekannten Basars von Bagdad passiert wäre, so hätte der Nadi absolut nichts zu tun bekommen. Die Moral der Geschichte aber ist, daß viel Wasser in die Donau wird fließen müssen, bis wir alle miteinander das seelische Gleichgewicht wieder erlangen werden, bis die Höflichkeit wiederkehren wird, das Einanderverstehen und Verzeihen, am Ende gar die Alt-Wiener Gemütlichkeit, über die wir so lange mit überlegener Nachsicht die Nase gerümpft haben.

Die Besitzlosen.

Der Mittelstand, der nicht über außerordentliche Einnahmen verfügt, gleitet in dieser Zeit der Teuerungen rasch, aber sicher nach abwärts. Ersparnisse und kleine Vermögen werden aufzehrt, und der Hausrat geht langsam, aber unaufhaltbar zurunde. Der Bescheidene, der noch etwas besitzt, versucht fruchtlos mit den untauglichen Mitteln einer längst verfloffenen Friedensperiode, durch Sparsamkeit und Fleiß, das Abwärtsrollen auf der schiefen Ebene nach Möglichkeit zu bremsen. Es geht auch ganz gut, neunundzwanzig Tage im Monat oder neunzig im Quartal. Sobald aber der erste Tag des neuen Monats kommt oder gar des neuen Quartals, wo man „bloß“ die Miete zu zahlen hat, zeigen sich plötzlich Abgründe der Verpflichtungen. Alle Ausgaben, die man glaubte erfolgreich zurückgehalten zu haben, alle Bedürfnisse, von denen man der Meinung war, sie seien auf „bessere Zeiten“ verschoben, treten plötzlich mit elementarer Wucht als dringende Notwendigkeiten auf. Man kann in die Tasche greifen oder in seinem bescheidenen Bankkonto ein recht tiefes Loch hohlen. Man sagt sich dann erschrocken, wie weit wird das noch gehen?

Vorläufig ist man entschlossen, rücksichtslos halt zu machen, aber kaum zwei Tage später muß man sich wieder zur Bank begeben, weil noch unaufhebbar Nachforderungen und Nachdringlichkeiten uns überfallen. Und dabei sind die Nachrechnungen der Vergangenheit noch nicht so schlimm wie die Vorschaubilder der Zukunft. Wichtige Lebensmittel, die der Zufall oder ein guter Bekannter uns anbietet, ein Kilogramm Schmalz oder eine Dauertourist, müssen wir rasch entschlossen uns aneignen, wenn nicht die fortschreitende Abmagerung der Erwachsenen und die hohlen Wangen der Kinder eines Tages Anklage gegen uns erheben sollen, daß wir fahrlässig gehandelt haben, im ängstlichen Trieb falscher Sparsamkeit und mangelnder Voraussicht. Eine gute Hausfrau und besorgte Mutter kann ihre hungernden Kinder nicht damit trösten, daß sie sich morgen nachmittags um fünf Uhr anstellen wird, um übermorgen früh um acht Uhr ein Stückchen Fleisch oder Speck oder Wurst zu erobern. Die Hausmutter folgt nur ihren natürlichen Instinkten, wenn sie sich mit dem Problem abplagt, ob sie sich zu Klauen entschließen soll, um ihrer Familie Nahrungsmittel sicherzustellen, und welchen Umfang ihre Geldausgaben annehmen werden. Die heute noch Besitzende ermägt ängstlich jeden Schritt, der sie langsam hinüberführt in die Klasse der Besitzlosen. Sie zählt mit Schaudern die Tage, bis sie sich völlig entwertet und deklassiert wiederfinden wird. In diesem Kampf um das Niveau ihrer Existenz stolpert sie über manche Schwierigkeiten. Eine dieser Unbequemlichkeiten oder Schwierigkeiten ist die Besitzlose. Alle, die nichts haben, und die also weder um einen Besitz zu kämpfen, noch zu sparen haben, zeigen sich von einer komischen Unverständigkeit gegen die letzten Rudimente des sterbenden Besitzes. Das Dienstmädchen, die Köchin, die Dienerin und wer sonst nur von der Hand in den Mund lebt, haben natürlich nicht den „Tasso“ gelesen, der so trefflich sagt: „Wer besitzt, der muß gerüstet sein.“ Sie begreifen gar nicht, daß die Hausfrau jeden Rollbreit der Existenz ihrer Familie, jeden Fingerhut der Sonderabilien und Imponderabilien, aus denen das Leben der Stricken besteht, zu verteidigen sucht.

Gewiß, man kann auch noch und hartnäckig herumgehen. Besonders im Sommer ist das sehr angenehm. Aber jeder Vernünftige wird sich bemühen, den Lauf der Dinge so weit aufzuhalten, daß er nicht in zerrissenen Kleidern oder in schmutziger Wäsche, die wie Trauerfahnen aussieht, sich der mitteillosen Mil- und Unwelt präsentiert. Und was die Nahrung betrifft, so bildet scheinbar das „Fressen“ den Mittelpunkt aller Unterhaltung. Wenn man sich über die Frauen ansieht, die beinahe aus den Kleidern fallen, und die Männer mit dem kleinen Köpfchen, deren dünne Sätschen in zu weit gewordenen Kragen schwimmen, so wird man sich doch eingestehen, daß unser Geschlecht zu rasch eingeht, zu schnell seine Körper- und Nervenkräfte einbüßt, daß also hinter der scheinbaren „Fressgier“ das ernste Problem des Lebens und Wirkens in seiner ganzen Wichtigkeit und Gefährlichkeit steht. Daß man da, um auszukommen, sparen muß, das kann der Besitzlose nie begreifen. Wie sollte er auch das? Er besitzt nur einen Gott und einen Bissen, den Gott teilt er freiwillig mit allen, und den Bissen schluckt er eilhaft hinunter. Und so findet er, daß er für die Welt und für sich genug getan hat. Er begreift nicht, daß der Besitzende Nahrungsmittel und Gebrauchsgegenstände auf viele Köpfe zu verteilen hat, und deshalb auf Monate oder gar Jahre vorausdenken und infolgedessen manchen Bissen zurückhalten und für schwerere Tage aufspeichern muß. Für das Dienstmädchen ist die Hausfrau immer zu geizig. Mag sie noch so freigebig sein, ja, mag sie die übliche Vorsicht der Durchschnittshausfrau beiseite lassen und dem Mädchen die Schlüssel und damit die Herrschaft über den Speiseschrank völlig zur Verfügung stellen. In einem solchen Falle pflegt das brave Dienstmädchen, das übrigens ganz vortrefflich sein mag, gewöhnlich aus dem Vorrat ihrer Frau ihre gesamte Verwandtschaft und was sonst noch an Freundinnen vorhanden ist, mit Gefchenken zu erquicken. Die „Gnädige“ ist ja reich und hat's ja. Bei den Besitzlosen ist nämlich jedermann reich, der nicht gerade um den letzten Heller kämpft. Es fehlt ihnen so sehr jeder Begriff für mittlere oder geringere Wohlhabenheit, jedes Verständnis dafür, daß das Geld nur so weit reicht, als es nicht ausgegeben ist. Man hört oft von den Besitzlosen Sprüche der Lebensweisheit wie die folgenden: „Die Frau X

ist gestorben und hat ihren Erben 30.000 Kronen hinterlassen, sie ist immer so geizig gewesen. Was hat sie nun davon, daß sie sich alles abgespart hat?“ Die Sprecherin hat keine Ahnung, daß 30.000 Kronen gar kein Vermögen sind, daß man mit dem Ertrag dieses winzigen Kapitals nichts anzufangen vermag und daß der Besitzende, der gewöhnlich eine alte Frau oder ein alter Mann ist, rechnen und sparen muß, wenn er von den Zinsen irgendeinen gegenwärtigen Genuß und für die letzten Krankentage einen Notpfennig haben will.

Die Hausfrau im Lebenskampf der schweren Kriebsjahre findet selten bei ihren dienenden Geistern irgendwelches Verständnis, sondern meistens nur Hemmnagen. Diese Geister sind die letzten, die die Schwierigkeit der Situation begreifen und die verstehen würden, daß es manchmal ratsam ist, Anträge aufzugeben, um desto besser und desto länger durchzuhalten. Ihr Mangel an wirtschaftlicher Umsicht und Vorsicht ist ja begreiflich und verzeihlich, da sich ja ihre Lebensanschauung immer in engen Kreisen bewegt hat. Aber es bleibt tragikomisch — sowohl komisch wie traurig — daß der Besitzende bei den Krämpfen, die ihn im Herabgleiten ins Besitzlose befallen, noch von dem unverständigen Widerstreben der Besitzlosen gekitzelt wird und so einen Vorgeschmack von der ungemütlichen Tiefe bekommt, in die er mit Schaudern hinabragt.

Der abnorme Sommer.**Von einem Meteorologen.**

Ein-~~e~~ unserer Mitarbeiter gegenüber äußerte sich einer unserer hervorragendsten Meteorologen in folgender Weise: Anfang Juni trat ein Kältereisfall ein, welcher in dieser Jahreszeit nichts außergewöhnliches ist, sich aber diesmal ganz besonders fühlbar machte. Verursacht wurde er durch kalte Luft, welche angezogen von einem Tiefdruckgebiet im Osten und einem weiteren Tiefdruckgebiet über dem Mittel-Ländischen Meere, von den Ostseeländern her sich über Mittel- und Westeuropa ausbreitete. Am 6. Juni sank die Temperatur in Wien bis auf 7.5 Grad, in Teilen Böhmens sogar bis an den Gefrierpunkt, in Deutschland bis auf wenige Grade unter Null. Zunächst blieb die Bewölkung noch gering, als ein Tiefdruckgebiet von Stalien her nach Ungarn wanderte, begann für die Alpen- und Karpathenländer eine Regenzeit. Wien hatte im Juni 21 Niederschlagstage mit einer Monatssumme von 136 Millimeter, ein Betrag, welcher den Durchschnittswert um 57 Millimeter übersteigt.

Bestige Niederschläge fielen insbesondere am 19. Juni, welcher ausgedehnte Gewitter brachte, sowie am 28. Juni und den folgenden Tagen. Besonders stark waren die Niederschläge in den Alpenländern. Innsbruck hatte am 30. Juni 102 Millimeter Regen. Böhmen blieb lange Zeit von Niederschlägen verschont, erst am 3. Juli traten größere Niederschläge ein, welche aber auch nicht außergewöhnlich groß waren. Galizien und Ungarn, besonders Ostgalizien, hatten nur wenig Regentage und auch an diesen meist nur geringe Niederschlagsmengen, so daß hier die Ernteaussichten schwerlich durch Mäße beeinträchtigt sein können. Allerdings hatten auch diese Länder an dem kühlen Wetter und dem Fehlen sommerlicher Wärme ihren Anteil. Der dies-jährige Juni ist in Wien der drittkälteste seit dem Jahre 1851. Die Monate Juni weisen an Durchschnittstemperaturen auf: 1854 — 14.7 Grad, 1871 — 15.1 Grad und 1918 — 15.2 Grad. Jetzt dürfte auch für unsre Länder die Regenperiode überstanden sein, allerdings ist mit zeitweisen Regensfrihern noch immer zu rechnen. Eine wesentliche Besserung des Wetters wäre nur zu erwarten, wenn sich die derzeit bestehenden Luftdruckverhältnisse gründlich änderten.

Gestern war vielfach Sonnenschein vorherrschend, aber die Temperatur erhob sich keineswegs zu sommerlicher Höhe. Immerhin erreichte sie — und dies nach längerer Zeit wieder — 20.7 Grad und hielt sich auch in den späteren Nachmittagsstunden bei 19 Grad. Die Winde waren mäßig lebhaft und führten etwas mildere Luft der Stadt zu.

Die Vorhersage der Meteorologischen Zentral-anstalt lautet: Wechselnd wolkig, kühl, leb-hafte nordwestliche Winde.

Der Ton in den Läden.

Ein Leser übersendet uns folgende Aufzeichnungen über die oft mehr als handfesten Umgangsformen Berliner Verkäufer beiderlei Geschlechts:

Ein Feinstofgeschäft in der Leipziger Straße. Eine Kundin steht Kohlrabi auslegen. „Könnte ich auch davon bekommen?“ — „Haben Sie 'n Reiz mitgebracht?“ — „Nein, Fräulein, ich dachte, ich bekomme ihn eingewickelt.“ — Ein Blick voller Verachtung trifft die Kundin: „Einwickelpapier führen wir nicht!“

Ein Fischladen. „Fräulein, was kann ich kaufen?“ — „Wir haben nichts.“ — „Wann bekommen Sie etwas?“ — „Morgen um 11 Uhr.“ — Tags darauf um 11 Uhr dieselbe Kundin: „Was haben Sie nun Schönes, liebes Fräulein?“ — „Verkauf war um 8!“ Die Kundin: „Aber Fräulein, Sie sagten doch, er fände um 11 Uhr statt!“ — „Ist mir nicht eingefallen. Sperren Sie Ihre Ohren besser auf!“

Ein Kaufmann in der Friedrichstadt. Leerer Laden, der Inhaber sitzt rechnend mit einer Gehilfin hinter dem Verkaufstisch. Eine Dame tritt ein und bleibt geduldig, ohne zu reden, stehen. Der Inhaber und die Gehilfin lassen sich nicht hören. Endlich faßt sich die Dame ein Herz: „Könnte ich ein Pfund Gelatine haben?“ Die Gehilfin verschwindet im Hintergrund und ruft: „Ein Viertelpfund können Sie noch haben, kostet 6,50 Mark.“ Erschrocken über den Preis, fragt die Dame ganz schlichtern: „Fräulein, wie rechnen Sie denn das ganze Pfund?“ Da bricht der Sturm los. Von jenseits des Ladentisches schreit der Inhaber: „Wenn Ihnen der Preis nicht paßt, lassen Sie's bleiben!“ Ein Herr, der dazugetreten ist, mischt sich ins Gespräch: „Wenn der Ton hier so ist, brauche ich wohl gar nicht meine Wünsche vorzubringen?“ — „Hinaus!“ brüllt der Inhaber, „auf der Stelle hinaus!“ — „Erlauben Sie mal,“ sagt der Herr, aber er kommt nicht weiter. „Dort ist die Tür, verlassen Sie auf der Stelle meinen Laden!“ Die Dame und der Herr gehen schweigend hinaus. „Welche Zeiten!“ murmelt der Herr.

Die Selbstenttarnung des Judentums. Anlässlich der in so rüber Form erfolgten Beseitigung des Burgtheaterdirektors sind uns zahlreiche Zuschriften zugekommen, von denen wir nachstehende als besonders bemerkenswert veröffentlichen: „Nun ist das Lamm geschlachtet, das Opfer ist vollbracht!“ Max v. Millenkovich ist von der Leitung des Hofburgtheaters zurückgetreten. Weit davon entfernt, das Geschick, bezw. Mißgeschick eines Theaterleiters als weltbewegende Begebenheit zu betrachten, kann ich nicht umhin, mir anlässlich dieses Ereignisses durch einige Zeilen an Sie Lust zu machen. Max v. Millenkovich ist ein Symbol, seine Niederlage eine Niederlage des deutschen Gedankens in Wien. Ich habe mir stets eingebildet, durch mein jahrelanges inniges Miterleben aller Kunstereignisse ein genauer Kenner des „Wiener Claquewesens“ zu sein, die geheimen Fäden, welche die „Theater und Kunst“-Redaktionsstuben unserer Alljudenpresse verbinden, klar vor Augen zu haben und die Männer, welche die öffentliche Kunstmeinung „machen“, in ihren Absichten zu durchschauen. Der Fall Millenkovich bringt mir nun erneut die Bestätigung meines Glaubens. Da ich das Vergnügen habe, den gewesenen Burgtheaterdirektor als ein Mitglied eines mir nahestehenden Freundeskreises persönlich zu kennen, habe ich seine Ernennung zum Leiter der ersten Bühne des Reiches mit ganz besonderer Freude begrüßt. Als ich seine Antrittsrede gelesen hatte, waren meine ersten Worte, bevor ich noch die wuschnaubenden Auslassungen unserer Judenpresse gelesen hatte: „Das Bekenntnis zur christlich-germanischen Weltanschauung mocht den Mann unmöglich!“ — Rascher als ich dachte, ist meine Befürchtung in Erfüllung gegangen. Daß der Widerstand der maßgebenden Kreise gegen die jüdische Pressemute so unglaublich gering sein könnte, habe ich allerdings nicht in Betracht gezogen. Und doch müssen wir unseren mosaischen Mitbürgern dankbar sein, für die wertvollen Aufklärungsdienste, die sie uns im Falle Millenkovich geleistet haben. Besser als die beste antisemitische Rede oder als jeder antisemitisch gehaltene Zeitungsaussatz beleuchtet der mit allen den Preßhebern so überreich zur Verfügung stehenden gehässigen und selbst unlauteren Mitteln geführte Kampf gegen den Direktor des Hofburgtheaters, wie sehr wir vom Judentum unterjocht sind

Es ist tief beschämend und weit über den Rahmen des Kampfes gegen eine Person hinausgehend, was wir im Laufe der Vera Millenkovich an frechen Verhöhnungen unserer arischen Weltanschauung zu lesen bekommen haben, wie anlässlich dieses Feldzuges alles, was uns gut und erhaben dünkt, von zynischen Materialisten in den Kot gezerret wurde und wie uns täglich um den Mund geschmiert wurde, daß nicht wir Arier, sondern die Juden die Herren der Situation sind. Es wäre gewiß eine dankenswerte, wenn auch zeitraubende Aufgabe, eine Blätterlese der jüdischen Wut- und Hohnbrüche gegen die christlich-germanische Weltanschauung des Direktors Millenkovich zusammenzustellen und zu veröffentlichen. Selbst dem freiesten arischen Gefolgsmann des „N. W. Tagblatt“, „Wiener Journal“, „Neue Freie Presse“ usw. ist ein Leines „Dämmerlicht“ ausgegangen und selbst der dümmste Kerl hat im Innern gefühlt, daß da eine Niederträchtigkeit verübt wird. Darum möchte ich unseren angenehmen Zeitgenossen zurufen: „Nur so weiter in dieser Art!“ Je größer die Macht der Juden wird, desto

frecher und überhebender wird ihr Wesen, desto mehr „Lichter“ werden jenen ausgehen, die aus welchem Grunde immer, noch nicht zur Erkenntnis der großen Gefahr, die unserem gesamten Volkstum von dieser Seite aus droht, gelangt sind. Vielleicht wird es auf diese Art gelingen, die Judenpresse durch sich selbst aus allen anständigen arischen Familien langsam hinauszuekeln und der nationalen Presse die notwendige Verbreitung und Unterstützung zu sichern!

[Wallensteins Lager im Prater.] Auch am Sonntagnachmittag bietet die Hauptallee gegenwärtig nicht das farbenreiche, lebensfrohe Bild der Friedensjahre. Wohl promenieren seitwärts, die staubigen Gehwege entlang, viele Menschen, aus einem der drei Seffeehäuser hört man auch eine recht dünne Musik ertönen, aber die Wagenfahrt fehlt vollständig. Da gibt es längst keine „sephen Heugeln“ mehr, die die Viobelallee entlang ragen, keine Prachtlacossen mit Silberbeslag und blauen Seidentüsch, kein Biergespann, keine „Dogearts“ und keine russischen Traber, nicht einmal einen melancholischen Einspänner, dessen Ausfahrt von der Menschenmenge mit ironischem Lächeln begrüßt zu werden pflegte. Lang, leer und grau zieht sich die Fahrbahn dahin, wie ein verlassener Fluß, der träge sein schlammiges Wasser treibt. Biegt man aber links aus der Hauptallee ab, so gerät man nach einigen hundert Schritt in eine andere Welt, in ein Menschenjaos. Sowie man in den Bereich des Volkspraters gelangt, hat man jetzt an einem halbwerts freundlichen Sonntagnachmittag ein Bild vor Augen, das sich unaussprechlich in das Gedächtnis einprägen muß. Eine grandiose, wichtige, naturalistische Freilichtausstellung von Wallensteins Lager. Tausende von Soldaten aller Grade, aller österreichisch-ungarischen Nationen, zwischendurch scheinbar spärlich eingestreut die Mariankas und Katols, Kinder, Bäuerinnen mit Kopfstug und hohen Stiefeln. Alle deutsch, slowakischen, ungarischen, polnischen und russischen Soldaten brausen an das Ohr. Ja, auch die russischen, denn zwischen unseren Soldaten bummeln zu Hunderten russische Kriegsgefangene, die in Wien oder außerhalb der Stadt irgendwo arbeiten und sich für den Sonntag kein bewegteres, lebendigeres Vergnügen wissen als den Prater. Fast durchwegs hochgewachsene, wohlgenährte Männer, die meisten auch gut adjustiert. Für einen Ethnologen ist so ein Speziergang am Sonntag, an den Buden und Karussells vorbei, eine wahre Fundgrube. Alle russischen Stämme und Rassen wimmeln um ihn her. Vor allen Bretterbuden, den einfachen aus Vaters Zeiten wie den luxuriösen, die sich als Paläste gebärden, herrscht ein gewaltiger Andrang. Man muß Geduld haben und sich anstellen, um an die Reihe zu kommen. Dabei sind auch hier die Preise gewaltig gestiegen. Die ganz primitiven Ringelspiele lassen sich für den Mitt auf dem höheren Grauschimmel 60 S. bezahlen, die raffinierten Sachen, wie Hochschaubahn, Luftschiff, Fahrten durch dunkle Grotten usw. kosten eine Krone. Zauberünstler, Panoptika, anatomische Museen nehmen ein Entree, das bis auf vier Kronen ansteigt. Und alles ausverkauft. Die Ausrufer sind selten geworden, man hat sie nicht notwendig, das Geschäft blüht auch so. Grotesk und eigentlich recht schmerzlich berühren die riesenhaften Ansammlungen um die Zucker-, Obst- und Nussentweiber. Die Leute drängen sich zum Einkauf, als würden sie die Sachen geschenkt bekommen, und dabei kostet ein winziges Zuckerl zweifelhaftester Art 20 S., eine Düte mit einigen wenigen verstaubten Ribiseln oder Kirschen 1 K., und die Kuchen rangieren zwischen 80 S. und 2 K. das Stück. Der Bedarf an diesen Kuchen ist am stärksten. Mit anbrechender Dämmerung wird das Leben noch lauter und bunter. Die Wirtschaften füllen sich, die Tanzlokale sind zum Bersten voll, bevor aber die neunte Stunde naht, verzieht sich der größte Teil des Publikums, und bald wird es in dem großen Heereslager still und ruhia.

Preiliche Stimmungsmache.

Durch das Durchschneiden der deutschen Uebersee-Kabel, deren Zahl im Verhältnis zu der Englands sehr klein war, wurde Deutschland gleich zu Beginn des Krieges mundtot gemacht. Der Versuch, deutsche Depeschen über neutrale Länder zu befördern, mißlang infolge des Druckes, den England auf diese Länder sofort ausübte. Selbst auf dem drahtlosen Wege war es für Deutschland sehr schwierig, mit seinen Kolonien und dem Auslande zu verkehren, einmal weil es anfangs nur wenige drahtlose Stationen von größerer Reichweite gab, die, soweit sie sich in den deutschen Kolonien befanden, zudem halb zerstört wurden, zum andern weil fast alle größeren Staaten, die durch die dauernde Beeinflussung der englischen Presse deutschfeindlich gestimmt waren, die Funkprüche unter Zensur stellten, so daß den englisch gefärbten Berichten und Meldungen kaum widersprochen werden konnte. Tag für Tag gingen nun diese Berichte hinaus in die Welt und wurden — geglaubt. Der Eindruck, den sie hervorriefen, konnte durch die nur unregelmäßig und sehr verspätet eintreffenden deutschen Zeitungen, Briefe und Druckschriften nicht wieder beseitigt werden oder nur sehr schwer. Dazu war das Vorurteil infolge der unausgesetzten Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch Englands Nachrichtendienst im Auslande zu fest gewurzelt. Die außerordentliche Wichtigkeit des englischen Kabelmonopols trat hier klar zutage. Seine große Bedeutung war leider in Deutschland zu spät erkannt worden. Erst durch die Macht der Tatsachen, daß wir nach einem vierjährigen Krieg immer noch unbesiegt da stehen, scheint sich auch im Auslande immer mehr die Ueberzeugung durchzusetzen, daß der Krieg auf der uns feindlichen Seite mit der Lüge geführt wird, der aber trotz aller neuen Lügenmeldungen ihre ursprüngliche Zugkraft verliert.

Wie im Auslande während des Krieges gegen Deutschland Stimmung gemacht wurde, soll an einigen Beispielen erläutert werden, obwohl das schon zur Genüge bekannt ist. Eines Tages ging durch ganz Brasilien die englische Nachricht, daß der frühere Präsident des Staates Sao Paulo, Dr. Bernardino Campos, in München mit seinen Angehörigen von angetrunkenen holländischen Soldaten aus dem Zuge gerissen und derart mit Kolbenstößen traktiert worden sei. (1) Daß er an den Folgen dieser Mißhandlungen verstarb. Die Stimmung Brasiliens gegen Deutschland wurde sehr erregt; es kam zu Ausschreitungen gegen dort ansässige Deutsche. Erst nach mehreren Monaten konnte Dr. Campos die Lügenmeldung richtigstellen; das wurde aber kaum beachtet. Die englische Hebe aber hatte bewirkt, auf diese Weise Brasilien gegen Deutschland einzunehmen. Wir lachen wohl über diese faustdicken Lügen, sind ihnen gegenüber aber ganz wehrlos, und die Welt glaubt sie. In Italien wurden lange Zeit hindurch von Engländern an Hunderte von Zeitungen große Reklameanzeigen gegeben, durch die diese Zeitungen indirekt unterstützt wurden. Die Bedingung aber war, in deutschfeindlichem Sinne zu schreiben. Brachte nun einmal eine Zeitung einen Aufsatz, der nicht gegen Deutschland gerichtet war, so wurde ihr sofort mit Entziehung der geldbringenden Anzeigen gedroht. Die großen Tageszeitungen wurden durch große Geldmittel ganz unter englisch-französischen Einfluß gebracht. Allein 7,5 Millionen Franken floßen nach und nach dem Verlag und der Redaktion der „Corriere della Sera“ zu. Ebenso wird die norwegische Presse durch englisches Gold in deutschfeindlichem Sinne beeinflusst.

Mehr noch als vor dem Kriege ist das Lichtbild in den Dienst der Deutschenhege gestellt worden. In Dänemark wurden die Leute zum unentgeltlichen Besuch der Kinos, die natürlich deutschfeindliche Spielfilme brachten, eingeladen. Durch die mit ganz raffinierter Kunst gestellten Kinoaufnahmen soll die Wahrheit der Lügenmeldungen bekräftigt und die

Stimmung noch erregter gemacht werden. Was für Schauerfilme werden da gezeigt! Deutsche Grenel in Belgien, ausgeraubte Ortschaften, die Leiden der französischen Gefangenen in deutschen Konzentrationslagern werden vorgeführt. In Amerika erregte ein Film, der das Begräbnis des Kaisers im Berliner Dome zeigt, ungeheures Aufsehen. In Indien konnte man im Kino die Gefangennahme unseres Kaisers sehen, lächerliche Bilder, die von langen Siegesdrückungen unrahmt waren, in Paris wieder die Aufnahmen eines abstürzenden Zeppelins, von dem aus die Besatzung vergebliche Rettungsversuche unternimmt, so daß der Schlußsatz dieses Filmes, „Die Kadaver der Schwestern“, johlende Beifallsstürme der Zuschauer auslöste. Riga bekam lange Zeit hindurch im Kino einen Sturm der hungrigen Volksmassen auf das Berliner Schloss zu sehen!

Mit allen Mitteln arbeitete die Presse vereint mit Volksrednern, Kinos usw. systematisch gegen Deutschland. Es dürfte wohl auf der ganzen Welt niemand sein, der nicht irgendeinmal in den Bannkreis der macherren englischen Lügen gekommen wäre, der sich nicht bloß auf die Gebiete unserer Felde und der Neutralen, sondern auch auf die Völker der Verbündeten erstreckt. Auch hier wird systematisch gearbeitet, um durch Schlagworte von Demokratie und Freiheit, von Hungerstreik, von einem wohlmeinenden Frieden mit den Volksmassen u. a. Zwietracht zwischen Regierung und Volk und zwischen den Verbündeten zu säen, mit der unsere Gegner das zu erreichen suchen, was ihnen im offenen Kampfe bisher nicht gelungen ist und auch niemals gelingen wird: den Sieg.

Mit Verhittungen und Entgegnungen können wir gegen diese unsaubereren Kampfmittel nicht auf. Wir müssen England in die Knie zwingen, dann wird auch die deutschfeindliche Lüge ihre Wirkung verlieren. Eine der wichtigsten Friedensbedingungen, die wir England auferlegen, muß sein, die Ehre und das Ansehen Deutschlands in der Welt wieder herzustellen. Nicht geringer aber ist die Forderung, die das deutsche Volk an seine Regierung zu stellen berechtigt ist, mit allen Kräften dazu beizutragen, daß Deutschland die ihm zustehende Weltgeltung wieder erhält. Wir müssen uns unabhängig machen von dem englischen Kabelmonopol. Deutsche Kabel- und Funkpruchstationen müssen die Welt mit deutschen Meldungen versehen. In allen größeren Städten der Erde müssen deutsche Konsulate errichtet werden, die nur mit deutschen Beamten, nicht, wie es vielfach bis zum Kriege der Fall war, mit ausländischen Konsularvertretern zu besetzen sind. Jedem Konsulate ist ein Prekurrenanzangehöriger, deren Mitarbeiter nach eingehendster Vorbereitung für das betreffende Land in der Lage sind, den deutschen Nachrichtendienst und das deutsche Wirtschaftsleben, aber auch die Landespresse durch zweckdienliche Meldungen zu unterstützen. Dann wird auch erreicht, daß die Welt in deutschem Sinne beeinflusst wird. Dazu gehört auch, daß das Deutschtum im Auslande viel wirksamer unterstützt wird als vor dem Kriege durch deutsche Schulen, Vereine usw. England und Frankreich haben für solche Zwecke Unsummen ausgegeben, und was Deutschland in dieser Hinsicht bisher versäumt hat, hat sich während des Krieges schwer gerächt.

Man kann auch von seinen Feinden lernen. Was sie auf dem Gebiete der Durchdringung der Volksmassen mit ihrem Geiste und der Propaganda geleistet haben, ist — unter Außerachtlassung der angewendeten Mittel — vorbildlich zu nennen. Wir haben im Kriege bewiesen, daß wir noch immer das Volk der Tat sind. Gerade auf diesem Gebiete tut sich uns eine arbeitsreiche Zukunft auf. Es ist eine Lebensnotwendigkeit Deutschlands, aus den Lehren der Vergangenenheit die Folgerungen zu ziehen und nicht anderen Völkern gegenüber zurückzustehen.

* Ich besitze die Boglichen Volkskalender von 1847 ab. Mehrere auch die ersten drei Jahrgänge haben, weiß ich aber nicht zu bekommen. Im „Heimgarten“, 5. Jahrgang, Seite 223, schrieb ich eine kleine Geschichte des Boglichen Volkskalenders.

Die Entwertung der geistigen Arbeit.

Eine der auffallendsten, zugleich aber eine der zu schwersten Bedenken Anlaß gebenden Erscheinungen, die sich im Gefolge des schon so lange währenden Krieges zeigen, ist die Verschiebung in der Bewertung aller Güter, insofern diese Bewertung zahlenmäßig durch Geldwertzeichen ausgedrückt erscheint. Wo diese Wertverschiebung durch die augenblickliche Knappheit des betreffenden Gutes begründet ist, können diese Bedenken mit Fuga und Recht auf die Erörterungen, die aus den hohen Preisen dem Leben breiter Bevölkerungsschichten erwachsen, hinweisen; aber hier kann man doch mit Zuredung sagen, daß eine rückläufige Bewegung in den Preisen in dem Augenblick einzuwirken muß, in dem die Hauptursache der Zunahme, die Knappheit, sich mildern wird — wenn auch ein Stabilität versprechendes Verhältnis der Güterwerte zueinander erst nach geraumer Zeit wieder erreicht werden wird. Bedenklicher ist, daß die Bewertung unseres größten Volksgutes, unserer Arbeitskraft, nicht gleichen Schritt gehalten hat mit der Mehrbewertung aller Verbrauchsgegenstände. Hier wird die preisdrückende Wirkung des größeren Angebotes an Arbeitskraft, das nach Friedensschluß infolge des Freiwerdens der heute durch den Seeresdienst gebundenen Kräfte erwartet werden muß, sicherlich schneller eintreten als das Sinken der Preise für die hauptsächlichsten Bedarfsartikel. Denn die Preisrückbildung bei diesen ist nur von gesteigerter Produktion zu erwarten, der einerseits schwere Hemmungen infolge des Rohstoffmangels und anderer Ursachen im Wege stehen, und die andererseits durch zu gewärtigende mehr oder minder stürmisch auftretende Bedarfsbedürfnisse kaufkräftiger Kreise in der ersten Zeit kompensiert werden wird. Hauptsächlich wird aber ins Gewicht fallen, daß der Abbau des Preises für Arbeitskraft von einem relativ viel niedrigeren Ausgangspunkt wird angetreten werden als der Abbau des Preises aller sonstigen Güter.

Daraus ergibt sich für die Bevölkerungsschichten, deren Existenz lediglich auf ihre Arbeitskraft gestützt ist, die Gefahr, daß ihnen der heißersehnte allgemeine Friede keine Milderung, ja vielleicht gar eine Verschärfung ihrer Lebensnöte bringen würde. Ihnen müßte die Verringerung ihres Einkommens ohne jede Möglichkeit zu einer ausgleichenden Ausgabenverringerung bevor, was wohl den Todesstoß für Millionen Christen bedeuten würde. Angesichts dieser Gefahr ist es wohl am Platze, sich zu fragen, in welchem Ausmaß die Überbewertung der menschlichen Arbeitskraft mit der Aufwärtsbewegung aller Preise während des Krieges Schritt gehalten hat. Bei solcher Untersuchung muß man aber vor allem gewisse Arbeiterkategorien ausschalten, denen seitens der Kriegsindustrie Löhne zuabilligat wurden, die außerhalb jedes Verhältnisses mit den Erwerbsmöglichkeiten aller übrigen arbeitenden Bevölkerungsschichten, also der Allgemeinheit, die hier ins Auge gefaßt werden muß, stehen. Man findet dann, daß die Arbeitslöhne für manuelle Arbeiten heute im allgemeinen das Drei- und Vierfache des Friedensausmaßes betragen, also sich etwa in dem Verhältnis erhöht haben, in dem die amtlichen „Höchstpreise“ für die unentbehrlichen Bedarfsartikel zu deren Friedenspreisen stehen. Angesichts des Umstandes, daß diese Höchstpreise nur ein rein abstraktes Dasein führen, ist ohne jeden weiteren Beweis klar, daß dem Arbeiter, dessen heutiges Einkommen 200 bis 400 Prozent seines Friedenslohnes beträgt, noch ein ganz gehöriger Bat Kriegslast zu schleppen verbleibt.

Um so mehr beirret daher die Wahrnehmung, daß sich die Bewertung geistiger Arbeitsleistungen noch in viel ungünstigerer Progression entwickelt hat als die manuelle Tätigkeit. Von ganz vereinzelten Ausnahmefällen abgesehen, betragen die während des Krieges erzielten Einkommensteigerungen der geistigen Arbeiter 25 bis 50 Prozent; Steigerungen von 80 bis 100 Prozent wurden bloß einigen verhältnismäßig kleinen Gruppen zuteil, und diese bilden den Gegenstand des Neides aller übrigen, weniger allfälligen — obwohl diese Neideten selbst noch alle Ursache haben, die Mehrzahl der gewerblichen und industriellen Arbeiter zu beneiden. Wochenlöhne von 120 bis 180 Kronen sind — und wie hier festgestellt werden soll, gewiß nicht mit Unrecht — selbst für ganz junge gewerbliche Arbeiter heute etwas Selbstverständliches; Monatsgehälter von 500 bis 800 Kronen einschließlich aller Zulagen erzielen Beamte selbst mit akademischer Vorbildung auch heute nur nach ziemlich langer Dienstzeit. Mittel- und Hochschulbildung und sonstiges Fachstudium, die sich der geistige Arbeiter unter Anwendung eines vollen Drittels seiner normalen Lebensdauer erwerben mußte, geben heute eine viel schlechtere Anwartschaft auf einen wenigstens die dringendsten Lebensnotwendigkeiten deckenden Erwerb, als eine drei- bis vierjährige Lehrzeit in einer gewerblichen Werkstatt, und es ist leider begründete Ursache zur Besorgnis vorhanden, daß sich dieses ungünstige Verhältnis noch weiter zu Lasten der geistigen Arbeiter verschlebe. Schon heute sind Fälle, wo der Ingenieur oder der Chemiker, der Buchhalter oder der Kassier irgendeines Unternehmens materiell absolut schlechter gestellt ist, als der Wertmeister desselben Unternehmens, nicht selten; es ist eine alltägliche Erscheinung, daß jugendliche Industriearbeiter besser, ja doppelt so hoch entlohnt werden wie jüngere kommerzielle Angestellte. Nun ist die Welt von jeher, um so mehr also in einer vom Materiellen so beherrschten Zeit, wie es die Gegenwart ist, geneigt, soziale Stellung und deren finanziellen Erfolg als

von einander bedingt anzusehen — wer wenig verdient, kann nicht viel sein! Der besser bezahlte Mann fühlt sich dem schlechter entlohten vorangestellt; er schiert sich keinen Deut darum, daß die verantwortungsvollere Stellung des geistigen Arbeiters ohne ein gewisses Maß von Ansehen gegenüber dem manuellen Arbeiter nicht zweckdienlich ausgefüllt werden kann. Wo sich dieses Mißverhältnis in der Bezahlung und die sich daraus ergebenden Folgen bei der Ausübung des Dienstes einmal zeigen, werden bald unleidliche Verhältnisse entstehen, die dem Interesse des betreffenden Unternehmens sicherlich nicht förderlich sein können. Im allgemeinen aber verleitet dieses Mißverhältnis zur Geringschätzung geistiger Arbeit und der Aufgabe, die sie im Leben des Staates und des Volkes zu erfüllen hat. Es liegt darum nicht nur im Interesse der geistigen Arbeiter, wenn sie diese Verhältnisse aus der Welt geschafft sehen wollen, wenn sie anstreben, in die hoffentlich nicht mehr allzuferne Zeit der Regulierung unserer arg in Unordnung geratenen Wertbegriffe wenigstens nicht mit ungünstigeren Chancen einzutreten als die manuellen Arbeiter. Das ist keine Standesforderung, sondern eine soziale Notwendigkeit, die nur leugnen würde, wer auf den Trümmern des Mittelstandes einen utopischen Staat autoritärer oder kommunistischer Struktur entstehen lassen wollte.

Deutsche Eindrücke.

(Original-Beitrag des „Neues Pester Journal“.)

Wenn man einen lieben Freund täglich um sich hat, so fallen einem die Veränderungen an ihm schwerlich auf. Anders, wenn wir ihn nach längerer Zeit wiedersehen. Da gewahren wir dies und das — jetzt meistens, daß er um einige Linien abfiel oder daß sein Gesichtum schlottet.

Einen solchen lieben Freund sah ich jüngst nach Jahresfrist wieder — Deutschland. Mein Weg führte mich zuerst durch den begnadeten Süden. Dieses Weivort ist nicht etwa als leerer Schmund anzufassen. Wenn wir allerdings vom „gelobten Lande“ hören, „darin Milch und Honig fließt“, so denken wir Wiener natürlich an Ungarn. Und wenn von einem Eldorado die Rede ist, so stellen wir uns die Schätze und Kostbarkeiten der Welt in Gestalt von Milch, Speck und Eiern vor, und wir denken natürlich wieder an Ungarn. Draußen im Reich denkt man aber an Bayern und Schwaben, so heißt das deutsche Ungarn. Die zwei Bundesstaaten sind jetzt aber auch wirklich die größte Wertwürdigkeit des Reiches. Dort trifft man noch wunderliche Reisegefährten, die einen auf der Fahrt mit fingerdicke Butterbrot, die Chokolade und süßen Gugelhupf bewirten. In ihren Koffern pressen sich siebenfach geringelte Strudel und Milchbrotkrügel von der Länge eines Kinderviduels und in den Taschen glückt goldbrauner Milchkaffee aus echten Bohnen. Ein behaglicher Ueberfluß von Mehl, Schmalz und Eiern spiegelt sich leuchtend in den Gesichtern der glücklichen Bewohner. Und fürwahr! diese zwei Staaten sind die reichlichsten Mittelteleuropas, was nämlich — Lebensmittelpreise betrifft. In Bayern gibt es gar kuriose Witter, die

ihre Köchter ausschellen, wenn sie für das Pfund Butter mehr als 2 Mark 20 ausgeben und wer für das Pfund Mehl 2 Mark zahlen wollte, würde als hoffnungsloser Verschwendter unter Kuratel gestellt.

Nicht ganz so vorzüglich sind die Verhältnisse in den Großstädten, in München und Stuttgart. Aber Mangel kennt man auch hier nicht. Erstauulich hoch türmen sich Schinken, Würste und Früchte in den Auslagen der Nahrungsmittelgeschäfte, frische Gemüse lachen aus Fenster und Türen der Krämerladen und die ausgehängten Preise bringen keinen Mißton in dieses Idyll. Natürlich hat Frau Fama die Mär davon geschäftig über die Nordgrenzen getragen, so daß es ein ungelöstes Rätsel bleibt, warum überhaupt noch ein Mensch in Preußen lebt, genau so, wie es unbegreiflich ist, daß die Wiener noch nicht mit Kund und Regel nach Ungarn ausgewandert sind.

Nun, Muse, leih mit deine dunkeln Farben! Wir überschreiten den Main. Zwar tritt uns auch jetzt nicht die hautunspannte Knochengestalt des Hungers entgegen und legt ihre abgekehrte Hand auf unsere Schulter — nein! davor bewahrt uns die Vorsicht, mit leerem Koffer zu reisen und — der Schleichhandel. Allerdings müssen wir uns hüten, allzu vorsorglich zu sein, denn in jedem Zug, der über die Grenze geht, spürt ein feinnäziger Stommitzlar die butter- und mehlschweren Koffer aus und konfisziert mitleidslos, was über den Tagesbedarf hinausgeht, weil die Ausfuhr vor Lebensmitteln verboten ist. Schuld an dieser unliebenswürdigen Stille sollen die reichen Frankfurterinnen sein, die früher mit vier oder fünf Dienstoffoten in Bayern regelrechte Gourageraubzüge unternahmen. Trotz aller Aufsicht wird aber geschmuggelt und gepachtet, daß ein Seemann seine Freude daran hätte. Noch

sehe ich die ungeheure Kupferberg-Goldnase meines Reisegefährten in heller Freude glühen, als er nach vollzogener Prüfung vor dem sich abwendenden Kommissar den Koffer verschließt, dessen Hauptinhalt ein Riesenlab bildete. „Ihre 15 Pfund Mehl und Butter sind durch,“ bemerkte ich vergnügt. „Und der Schinken auch, der in dem Brote eingebaden ist,“ erwiderte er lachend.

Ganz auf der Höhe des Schmuggels steht der Schleichhandel. Wie alles in Deutschland, ist auch er vorbildlich organisiert. Du bist zum Beispiel hungrig und hast deine Karte zu Hause vergessen oder schon aufgesehen. Macht nichts. Wende dich nur vertrauensvoll an einen Kellner. Er wird dich schon an einen unbeobachteten Tisch setzen oder dich auf eine gelegnere Zeit bestellen. Die Fleisch- und Kartoffelportionen sind nebenbei ohne Karte auch nicht kleiner, nur das Trinkgeld etwas größer. Und bist du in der Stadt fremd, so wird dir der Kellner noch zum Ueberfluß gute Bezugsquellen verraten. Auf diese Weise lernte ich in Frankfurt ein Geschäft kennen, wo es noch echte „Frankfurter“ gibt. Von außen zwar unerschmeidet es sich nicht im geringsten von seinen Zutrittsgeossen. Krappen maskieren auch hier wie überall die Läden, und was sich vor dem Ladenfisch abspielt, ist christlicher Handel gegen Karten. Aber passe nur den Augenblick ab, bis der letzte Kunde verschwindet und rufe dem Verkäufer „Meinzeht“ zu. Diese Zauberformel tut keine geringere Wirkung als das bekannte „Selam, öffne dich!“. Tatsächlich öffnet sich der Ladenfisch, du wirst in einen Hinterraum gezogen, der vor duftenden Herrlichkeiten erfüllt ist. Da liegen sie paarweise gedrängt, die lieblichsten Friedensfrankfurter und du darfst davon mitnehmen, soviel dein Geldbeutel erlaubt. Natürlich blüht auch

* („Auf Kriegsbauer geschlossen!“) Die Tafeln mit dieser Aufschrift werden jetzt an Geschäftsplätzen immer zahlreicher. In einer statistischen Besprechung war unlängst zu lesen, daß in Oesterreich bis Ende des verfloffenen Jahres über 2000 Betriebe aller Art eingestellt worden seien. In Wien sind in der jüngsten Zeit allein mehr als etwa hundert Gasthäuser „auf Kriegsbauer“ geschlossen worden, die sich fast alle in Vororten befinden. Es scheint aber, daß in der nächsten Zeit diese Zahl sich bedeutend vermehren und daß auch große und renommierte Restaurants sich zur Einstellung ihrer Betriebe entschließen werden müssen. Die Ursachen der schweren Krise, in der sich das Gastwirtgewerbe gegenwärtig unflüchtig befindet, sind von uns schon wiederholt erörtert worden. Zu den allgemeinen, jedermann nur zu gut bekannten Ernährungs-schwierigkeiten, sowie der mangelhaften Zuteilung von Lebensmitteln an die Gastwirte seitens der Genossenschaft, die diesbezüglich wieder vom Ernährungsamt abhängig ist, gesellten sich die in den Gasthäusern vor einigen Wochen begonnenen Requisitionen, die auch jetzt noch fort dauern. Das Ernährungsamt nimmt den Standpunkt ein, daß durch die Gasthäuser eine Doppelversorgung der sie frequentierenden Personen eintritt, was rücksichtlich der hier weilenden Fremden, durchreisenden Offiziere und Soldaten, Urlauber, Junggefallen usw. keineswegs zutrifft, ganz abgesehen davon, daß diese alle zumeist gar keine andre Gelegenheit der Ernährung besitzen als die in Gasthäusern. Die Möglichkeit, zu kontrollieren, ob jemand in einem Gasthause essen darf oder nicht, wäre wohl keine gegeben. In jedem Falle aber müssen sich die Wirte mit Lebensmitteln

versorgen, wenn anders sie noch weiter ihr Geschäft führen wollen. Da die ihnen amtlich zugewiesenen Lebensmittel selten auch nur für den Bedarf einer Woche im Monat genügen, bleibt ihnen nichts übrig, als die Wege des Schleichhandels zu betreten und Vorräte zu beschaffen, die stündlich von Requisitionen bedroht sind. Und nun noch die allerneueste Verfügung, welche den Gastwirten den Fleischbezug einschränkt, und ihr Personal, das sie doch verköstigen müssen, von der Zuteilung der Fleischarten überhaupt ausschließt. Ob alle diese gegen die Wirte gerichteten Maßnahmen eine Verbesserung der Verhältnisse für die Allgemeinheit herbeizuführen geeignet sind, ist wohl sehr zweifelhaft. Unzweifelhaft dagegen ist, daß die allmähliche Schließung einer beträchtlichen Anzahl von Gasthäusern viele Tausende Menschen in Wien in geradezu verzweifelte Lage bringen müßte. Die bereits erfolgte Einstellung verschiedener Gasthausbetriebe hat für die in deren Nachbarschaft befindlichen, noch geöffneten Restaurants schon mißliche Begleiterscheinungen gezeigt, denn diese erhielten plötzlich einen ihnen gegenwärtig recht unerwünschten Zuzug neuer Gäste, wodurch die Küchenvorräte wesentlich vermindert wurden. Gar manche unter ihnen wurden hiedurch gezwungen, abends nicht mehr zu kochen und Tafeln mit der Anzeige hinauszuhängen: „Wegen Lebensmittel-mangels bleibt das Lokal heute abend gesperrt!“ Von dieser zeitweiligen Anzeige bis zu der „Auf Kriegsbauer geschlossen!“ ist indes erfahrungsgemäß nicht mehr weit. Nun, man gewöhnt sich in diesem Krieg ja an manches und noch mehr gewöhnt man sich ab. Wie sich indes die auf den Gasthausbesuch Angezwungenen das Essen abgewöhnen sollen, hat uns bisher noch keine Verordnung verraten. Wer weiß, vielleicht kriegen wir noch eine, die uns darüber belehrt.

Edartsau.

Im unteren Marchfeld und am aufsteigenden Ufergelände der Donau, am Rande der Donauauen, liegt ein kleines Bauerndorf von kaum fünfshundert Einwohnern, dessen Namen nur wenige Historiker kennen: Edartsau, in der Bezirkshauptmannschaft Groß-Enzersdorf, östlich von Orth. Das Dorf besitzt auch gar keine Sehenswürdigkeiten. Die Donau sendet einen Arm, den sogenannten „Faden“, nahe an das Schloß Edartsau. Dieses Schloß ist der Stolz des Dorfes. Ist es ja der Sitz der kaiserlichen Familie! Das alte Bauwerk ist so recht geeignet für ein fürstliches Familienidyll. Vom Schlosse aus überblickt man weit den Strom und die mit Weizen bedeckten Felder des fruchtbarsten Teiles Niederösterreichs. Schloß Edartsau ist ein ideales Jagdschloß im französischen Stil aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Es ist stockhoch und umgeben von einem schönen Park. Im Jahre 1830 hat die große Donau-Überschwemmung dem Schlosse arg mitgespielt, und es mußte ein Teil des Gebäudes bis auf das Erdgeschoß abgetragen werden. Kaiser Franz, der sich ein Jahr später die Renovierungsarbeiten ansah, war davon nicht besonders enttäuscht. Er sagte dem Baumeister vorwurfsvoll: „Na, Ihr habt mir mein Schloß ja recht schön hergerichtet!“

Beim Eintritt ins Schloß entzückt das hohe Stiegenhaus mit seinen feinen Stuckornamenten und einem schönen Deckenfresko von einem unbekanntem Meister. Die hohe Doppelstiege und viele Kunstschlossereiarbeiten tragen das Wappen der Familie Kinsky. Zu beiden Seiten des Einganges befinden sich große Mäumlischeiten, eingerichtet im Stil der frühtheresianischen Zeit. Die Wände zieren große Gemälde von Mitgliedern des Herrscherhauses, die sowohl geschichtlichen als auch Kunstwert besitzen. Eine breite Doppelstiege führt in das obere Stockwerk, in die mit erstem Geschmack eingerichteten Wohnräume. An den Decken feine Stuckzierden, prächtige Tapeten. Kunstvolle Decken entzücken den Kenner. Das Rauchsabinett mit seiner Kofkoeinrichtung bildet ein besonderes Schmuckstück. Imposant wirkt der große Empfangssaal, der kaum seinesgleichen haben dürfte. An der Decke ein Freskobild von Daniel Gran aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts; im Wandnischen Marmorgruppen von Lorenzo Bartoli. Auch die Schloßkappelle hat hohen kunsthistorischen Wert. Sie ist im Stil der Spätrenaissance ausgeführt und hat sowohl im Chor als auch im Schiff Kuppeln mit wertvollen Fresken. Die Oratorien von hellbraunem Holz mit reicher Vergoldung sind eine Sehenswürdigkeit.

Was nun die Geschichte von Edartsau anlangt, kann man sagen, daß der Ort zu den ältesten Siedlungen Niederösterreichs gehört. Schon im Jahre 1190 kommt urkundlich ein Heinrich von Ekartowe vor. Die Familie derer von Edartsau war dann noch lange Jahre im Besitz des Schlosses. Ende des sechzehnten Jahrhunderts erwarben die Freiherren von Teuffel das Schloß; von diesen kaufte es ein Herr v. Ahuen; dann waren die Grafen Serberstein und Kinsky Eigentümer. Im Jahre 1760 kaufte es der Gemahl der Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz I.

Der fünfte Kriegssommer.

Null im fünften Kriegssommer und dazu endlich nach langen, grauen Regentagen schönes Wetter und Ferien! In Friedenszeiten sah Wien um diese Zeit sonst wie ausgestorben. Außer den wenigen internationalen Reisenden, die sich auf der Durchfahrt in der Kaiserstadt aufhielten, begegnete man nur den eingeleichteten Urwienern, die ihre engste Heimat nie verließen, und alle jene, die durch ihren Beruf an die Stadt gefesselt waren. Heuer ist dies wesentlich anders geworden. Wenn auch einige tausend Kinder aufs Land gebracht worden sind, so sieht man doch trotz Ferienzeit noch immer Buben und Mädchen scharenweise in den Anlagen umherstollen. Ging man in früheren Jahren durch die sommerlichen Straßen, so sah man oft ganze lange Fensterreihen dicht mit Papier verklebt, ein Zeichen, daß die Bewohner dieser Wohnungen irgendwo draußen auf dem Lande Ruhe und Erholung suchten. In diesem Sommer aber findet man nur wenige mit Papier verklebte Fenster, denn die meisten Familien, die früher niemals die heiße Zeit in der Stadt verbrachten, mußten sich heuer wohl oder übel entschließen, auf den gewohnten Landaufenthalt zu verzichten. Die Approvisionierungsschwierigkeiten der Sommerfrischen und zum Teil auch die wenig günstigen Witterungsverhältnisse haben bewirkt, daß heuer nur die wenigsten Wiener Familien die Stadt verlassen. Manche Familien freilich haben trotz ihrer Abreise aus Wien in diesem Jahre das gewohnte Verhüllen der Fenster aus einem sehr triftigen Grunde unterlassen: die Sicherheitszustände sind derartig bedenklich und die Einbruchsdiebstähle haben sich so sehr vermehrt, daß es eben nicht ratsam erscheint, schon von außen die Wohnung mit dem sicheren Merkmal der Abwesenheit ihrer Eigentümer auszulassen und so die Einbrecher zu einem Besuch geradezu einzuladen. Wenn trotz des unseugbar starken Rückganges des Ferienverkehrs und der Sommerfrischenfrequenz doch auch die Bahnen sonderbarerweise mehr denn je überfüllt sind, so ist dies, wie man uns von informierter Seite mitteilt, auf ganz besondere Ursachen zurückzuführen. Erstens sind die Reisenden auf nur wenige Bize angewiesen: dann inwiefern als neue Reisendekategorie die vielen Militäurlauber eine große Rolle. Sehr stark frequentiert sind eigentlich nur die Lokalstraßen mit ihrem bekannten Rückkehrverkehr. Am wenigsten aber

sieht man ganze Familien zu längerem Aufenthalt hinaus aufs Land fahren. Diese Wahrnehmung bestätigt auch die Pakettransportunternehmung der Firma C. G. Sirsch & Co., die bekanntlich mit der Übertragung der Lebensmittelsendungen nach den Sommerfrischen betraut wurde. Von dem Leiter der Firma wird einem unserer Mitarbeiter mitgeteilt:

„Als wir die Sammelabfertigung der Lebensmittelpakete mit rationierten Waren an Sommerfrischer übernahmen, glaubten wir mit einem Massenansturm rechnen zu müssen. Wir hatten uns getäuscht; es kommen wohl täglich viele Aufträge nach der Art des Dienstes, aber der Kolliverkehr beträgt bisher täglich höchstens 20 Stück. Dabei ist dem Publikum die Befehlsdraht sehr bequem gemacht, da auch alle Hilfen der Firma Gebr. Kuna Bestellungen und Aufträge für uns entgegennehmen. Aus dieser geringen Inanspruchnahme unseres Expeditionsdienstes ist zu entnehmen, daß der Zug nach dem Lande heuer recht spärlich ausfällt.“

Kaiserlicher Rat P. Lehr, der geschäftsführende Leiter des Fremdenverkehrsverbandes, äußerte sich zu der Frage der heurigen Sommerfrischenfrequenz wie folgt: „Es war vorauszu sehen, daß die Nachsendung rationierter Lebensmittel sich nicht sehr umfangreich gestalten dürfte. Fleisch und Milch, halten den Transport nicht aus; es kommen also eigentlich nur Brot und Mehl in Frage, deren Posttransport aber als unrentabel anzusehen ist, so daß die in der Sommerfrische weilenden Wiener lieber versuchen, auch diese ungetriebeltesten Lebensmittel sich an Ort und Stelle im Schleichhandel zu beschaffen. Freigewie hat sich in dieser Beziehung wohl jeder schon vor der Abreise versorgt. Die meisten Sommerreisenden haben sich auch schon genügend Vorräte, besonders Mehl, mitgenommen.“

Wie dem aber auch sei: Am allgemeinen hat der fünfte Kriegssommer eben doch gezeigt, daß man auch ohne Sommerfrische ganz gut auskommen kann. Die sonst um diese Zeit buchstäblich halb entvölkerte Stadt hat heuer wenig von ihrem sonstigen Charakter verloren. Wer früher um jeden Preis trachtete, wegzukommen, ist in diesem Jahr zufrieden, wenn es ihm seine Gesundheit erlaubt, in der Stadt durchzuhalten. Die Reize des Landlebens sind unter den gezeigten Verhältnissen durchaus nicht verführerisch genug, um die Strapazen des Hochsommers in der Stadt als ein allzu großes oder gar unerträgliches Übel erscheinen zu lassen.

(Der Schutz für die Gartenanlagen.) Unlebensfähige Verhältnisse, wie sie der langdauernde Krieg zur Folge hat, bringen die städtische Bevölkerung um die notwendige Erholung, die sie stets im Landaufenthalte gefunden hat. Unter diesen Umständen gewinnen die zahlreichen herrlichen Gartenanlagen Wiens erhöhte Bedeutung, weil sie dem Städter den Aufenthalt in schöner grüner Umgebung und in frischer Luft ermöglichen, vor allem aber den Kindern auf den Spielplätzen Gelegenheit bieten, ungehindert die ihnen so notwendige Bewegung machen zu können. Die Gemeinde scheut keine Kosten, um die Anlagen zweckentsprechend auszugestalten. In den letzten Jahren macht sich aber immer mehr die betrübende Erscheinung geltend, daß diese mit so hohen Kosten hergestellten Anlagen dem Unverstande einer aufsichtslosen Jugend und eines Teiles der Bevölkerung zum Opfer fallen und schweren Beschädigungen ausgesetzt sind. Insbesondere sind es die Bänke, die mutwillig zerstört werden; manche sehen in ihnen nur die Bereitstellung von billigem Brennmaterial. So wurden von den im Vorjahre aufgestellten 500 neuen einfachen Ersatzbänken fast alle in kurzer Zeit schwer beschädigt und das Holz verschleht, beziehungsweise gestohlen. Abgesehen von dem großen Schaden, den die Gemeinde durch dieses vandalische Vorgehen erleidet, wird die Bevölkerung selbst in empfindlicher Weise benachteiligt. Die Beschaffung neuer Ersatzbänke stößt bei dem Mangel an Arbeitskräften und Material auf große Schwierigkeiten. Bei dem durch die Verhältnisse außerordentlich eingeschränkten Stand des Gartenpersonals und der Sicherheitswache ist an eine ausgiebige Ueberwachung der öffentlichen Anlagen nicht zu denken. Es wird deshalb an die Bevölkerung selbst das dringende Ersuchen gerichtet, sich an der Ueberwachung der Anlagen durch Ermahnung und Aufklärung der Jugend sowie durch Unterstützung der öffentlichen Aufsichtsorgane zu beteiligen. Mit vereinten Kräften wird dem immer weiter sich ausbreitenden Unfug und der Zerstörungswut vielleicht doch einigermaßen gesteuert werden können. Deshalb die Bitte an die große Allgemeinheit: Schonet und schüzet die öffentlichen Gartenanlagen und die darin aufgestellten Sitzgelegenheiten durch persönliche Mitwirkung. — Auch der Stadtrat beschäftigte sich mit dieser Angelegenheit und beschloß nach einem Antrage des Vizebürgermeisters Raim: 1. Für besondere Zuwendungen an jene Organe der Sicherheitswache, die sich um die Ueberwachung der öffentlichen Gartenanlagen besonders verdient gemacht haben, wird ein einmaliger Beitrag von 4500 K. bewilligt. 2. Der Bezirkschulrat Wien wird ersucht, die Schulleitungen anzuweisen, daß die Schulkinder wiederholt und eindringlich über die Bedeutung der öffentlichen Gartenanlagen belehrt und vor Beschädigung derselben eindringlich gewarnt werden.

Im Stammeis.



„Dös san so Sachen, die i net leiden kann.“
braunne Oberberger, „ma kommt aus seiner Urt-
zung aus und i sag allemal: „Uts, nur dös
net! Sei richig, die menschen hab'n, sei Urt-
ung, sei Kommodität, dös is d' Hauptzack.“
„Sehr richtig!“ bestätigte Spannaagl.
„Und i sag: D' Konträr — in Gegenteil,“
ermüdete Schwaffer, „ma muag manigsmal a
bissel außa aus 'n g'wohnten Trab, sonst wird
i er Mensch a G'widermüezen. A Abwechslung
braucht ma. Allerweil's nützliche, dös legt si 'n
Mensch auf 's Weiszel und auf d' Bier'n und
macht echn früher alt, als 's notwendig war!“
„Sehr richtig!“ bestätigte Spannaagl neuerlich.
„Harr!“ konnte sich Stigler nicht enthalten,
zu sagen. „Der eine sagt A und der andere B
und alle beidmal sagt der Spannaagl: Sehr
richtig! Entweder stimmt's eine oder's andere,
man i. Du bist ma der richtige Labuloseste
Wenna, der auf all's Ja und Amen sagt und dem
all's recht is. Scham Di!“
Der ruhige Spannaagl bekam einen roten Stoß.
„Du — was hegt dem dös? Glaubst i lass
mit von Dir beländigen!“ wendete er sich an
Stigler. „I sind, die Meinung hat was für sig
und die Abwechslung a, und so und net anders
hab' i's g'mant. Beländigen lass' i mit net, daß
D' es wagt! I bist ma dös aus, rechtanden?“
„Meister weg!“ griff Oberberger bernühend

ein. „Wer wird si denn weg'n so an Schmar'n
aufreg'n?“
„Zu dunam!“ braunne Stigler. „Unter guate
Freund wird ma do no reden des'n wie ma will
und net jed's Wort erst auf d' Apothekernag
leg'n müessen!“
„Ziehst es, da hast es!“ sagte Oberberger zu
Schwaffer. „Dös kommt von Deine Steuerungen!
Zu g'mütlichen Stammeisel is Dir auf amal
wont los — s' has is Dir durt — d' lad' — und
i weis net, was no all's! Jun Geiriger muig an
Mensch anzag'n, der so unger'n aus seiner
Kritung komme und für den a Traumbapf is
nützliche is wie für 'n Eiter a dreunag's Stoß-
tüchel. Das hast jegen von die Lang. Das si der
Stigler und der Spannaagl's erstmal seit i
deut' — in d' Haar g'taten san.“
„Was schließst net's größte Unglück is,
meine Schwaffer, d' Hauptzack is, daß der
Geirige da herkauf' tadellos, daß der „Ute“
kann und daß d' Lust prima is. Und daß i amal
unser Betel, in dem ma sich manigsmal vor
lauer Gedult auswaschen könnt', net fies, dös is
schließst und endit a net ohne. Oberberger, alter
Dreind und Hverschenröster, set do sa Spay-
verdeber! stamm dem ohne Dem heigeliebtes
Weis' und ohne 'n Leopold wirtst net mehr leb'n!
Ama zur Abwechslung wird das do möcht sein!
Ober hast Schmirer nach 'n Bier? Dös Bier
heut' tags hat Kopien und Mal, verlor'n — un
dös braucht an in wirtst net lad' sein, wann ma
's amal an Abend lang net laust und hatt
dem...“
„An guat'n Wein trinkt,“ ergänzte Stigler;
is all's wahr, aber wann der guate Wein an
Dul'n zwang's Kreuger's Bierlet focht, dann hört
si d' Geirigen unmaßlichkeit auf, die früher so
berühmt g'weh is, und weg'n der d' Fremden von
weiß Gott woher nach Wien g'fahr'n sein. A

Standal is's, a ausmachender Standal Nach
an 'n Weirfahr wie's dös vorige g'weh is, muß
der Mensch fünf Gul'n für 'n Liter Wein zahl'n —
warum? Weil's den Behördlichkeiten so paßt!
Weil d' Behördlichkeiten für 'n Wein an Höchstpreis
ausstellen, der scho nimmer's Höchste, sondern
's Allerhöchste is, was ma si vorstell'n kann.
D' Weinbauern natirlicherwei, und si denken:
„Blatt der Wind voll da her?“ is and. A
Höchstpreis kann no so hoch sein — er wird immer
no überschritten werd'n, dös is a alte Hauptzack
auf die Art und Weis' san d' jetzigen Weinpreis
'n Standkommen, die an Geirigenmarie nur mehr
an Müllwörjer und streifgedimmer erlaub'n, für
unser'n is's net!“
„Wo gib't's denn überhaupt no a Geirigen-
unmaßlichkeit?“ sagte Oberberger, „die g'hört
aktat' so ins Meirer'n als voll alle ander'n
weanesschen Spezialitäten: D' Sachendeln, d'
Apfelstrudel, d' Hverschenknödeln und wie's alle
hagen.“
„Es war amal...!“ seufzte Spannaagl.
Schwaffer, der Kreuger und Arrangeur der
Geirigenpartie, schloß sich bernühigt, sich ins Mittel
zu legen.
„Alsdam jetz'n, zum Tüschelstößen hob' i
Euch net da aufreg'wärt!“ sagte er: „schaut's
Euch alle mitoneander! G'taten hört's vorher —
und Des hat's zum Plazer und G'taten ang'langt.
I wach, daß da Geirige nimmer dös is, was er
war. D' Geir' sein nimmer d' unmaßliche, d' G'wänd
von früher is dem Geirigen unmaßlichkeit — mehr, viel
mehr als notwendig war! — is gar a Delend,
aber schließst und endit: Is den in unser'n Weis'
net d' nützliche G'taten! Is net durtel a all's
anderst wor'n — ha?“
„Ja,“ sagte Oberberger, „aber ma hat si
schlußeffekte drein g'wöhnt. Zum Geirigen kommt
ma alle heiligen Geirigen amal und da ficht ma

dann, wie der Krieg in die lieben Gortler'n g'haut
hat. Dös kommt ma so vor, wie bei d' Menschen:
Wann ma an 'n Tag für Tag sieht, wirtst ma net,
wie er si ändert; ficht ma echn aber heit' und
dann erst wieder nach an Jahr, dann fahrt an der
Schrocken in d' Olieber, so zaurdür und 'n mach
is der andere word'n.“
„Die Holzgei,“ sagte Stigler, „die sollte, hatt
daß d' Maist aus die Geirigenarten aufstamper,
lieber auf d' Preis aufschick'n! D' Musikanten
wollen a leb'n und i fänd's a Schmach und a
Schand, die Holzger für nix und wieder nix um
ihner Brot g'bringen.“
„Dös san so Maßnahmen, die si irgend a
Wichtigmacher ausdenkt und die net an an haben
Kreuger an Sinn und a Vermunt an echn hab'.“
„Herric Stigler,“ d' Holzgei härt' so viel 'nuch,
daß i' net weis, wo i' erst anfangen soll. Für
solche Studier'n aber funder i' immer Zeit, d' Herren
von der Holzgei. Auf d' Spürstund heipielweis'
pass'n i' auf, wie d' Pötelmacher, obwohl do an
jeden vernünftigen Menschen wirtst sein san, ob
d' Geir' um a Bierstund' länger oder kürzer im
Wirtshaus sitzen. Die Dieb' und Einbrecher schloßen
ihnen währ'ndem aus.“
Stamm hatte Stigler dies gesprochen, erscholl
eine dröhnende Stimme: „Schling!“ Ein allge-
meiner Aufbruch folgte, und auch die vier ber-
liesen, nachdem sie ihre Bede verständig hatten,
das Geirigengärtchen, um sich in den Strudel der
Geltstehenden zu stürzen.
„Na, dös is mir für mich,“ sagte Oberberger,
nachdem er das Trittbrett des schon bunwollen
„Ber“ mühselig erklommen hatte, „für solche
G'paß bist i net g'hab'n, i bin scho g'alt d'geit.
Den Geirigen lass' i den Jüngerer; mit ficht er
so g'schwind net wieder: s' nächste Mal sehg' i ma
uns wieder im Stammeisel.“

Thomas Berger.

Im Stammeis!



D' Herr'n Hausherr'n hab'n si scho g'freut, sagte Schwaffer, "aber — um a bissel a' fröhlich, wi kann dös nur g'freu'n, das aus der Mietzins-erhöhung mir g'word'n is, denn i bin ja Hausherr — leider Gottes."

"S a net — Gott sei Dank!" erwiderte Oberberger. "Gott sei Dank, sagt? Dös is aber g'spassi! Bemerkte Spannagl; "so lang' die Welt steht, is d' Menschheit niemanden mehr neidi g'weist als wie'n Hausherrn."

"Stimmt!" bestätigte Oberberger; "no vor a paar Jahr' hätt' i ma a nu' so sehr g'wünschen, als wie a Haus. Wenn m'r heut' a Land', a Dösel oder a Courir' an's vernach'n wöllt', jaget i g'rad a net wein, sondern nehm'et's. Aber an Hausherr'n beneiden? Na, dös tu' i nimmer."

"Marrentattell!" sagte Schwaffer, "in aner Zeit, wo ma sei Geld, wann ma ans hat, nur in aner Reaktivität sicher anleg'n kann, weil ma ma net wissen kann, was g'schicht, jett red' si so daher?"

Wißt vielleischt gar a Sammlung für sie eintreten?" wendete er sich spöttlich an Oberberger, "unter'm Titel: "Schutz des notleidenden Handwerkeren", damit i net übermäßig verheimmeln müßten? Oder willst a Deputation zum Ziti'minister schicken, damit er um Gott's Christi willen denen armen Schluckern von Drei- und Vierstüdtigen a' G'ab dös Mietzinsgesetz zum Teufel kauft? Wennst willst, geh' i mit bei dera Deputation — aber als Kontrahent, das D' es weißt's Mietzinsgesetz is das einzige Guate, was uns der Krieg bracht hat, und wer anderer Meinung is, der is entweder a hamlicher Reaktivitätsbesitzer oder a Narr!"

"Nur ja Aufregung!" befängigte Oberberger den ärgerlichen Genossen, "dös is net g'fund bei dera Dis! Du red'it auserweit von die Großkapitalisten, für die's Haus a Luxusartikel is; von die hab'n, von die red'it net. Dös is net richtig, lieber Freund, sei net bösi! Das i mit für d' Großkapitalisten einseig, fällt ma natürlichereis im Dram net ein, die Klan'n aber, die hab'n heut' grad so went' N'achen als wie die Mittelständler."

"Mit an' Wurt: Du bist für die Aufhebung vom Mietzinsgesetz und für die allgemeine Binssteigerung," jagte Stähler gereizt, "damit die notleidenden Hausherrn wieder Lust schnappen können..."

"Gar ja Spir!" erwiderte Oberberger. "S bin nur für a Gerechtigkeit und für a vernünftige Urkennung. Schau da nur amal an, wie manche Häuser heut' scho ausseh'n — schauderhaft!'s Mauerwert abbrockelt, von aner Schmutz, der zu seh'n, 's Stiegenhaus besser Schmutz, der ganze Stöcken wacklig und baufällig, so das ma's Gefühl hat, jett und jett fällt an'n d' Parastischen über'n Kopf s'amm. Jagt ma'n Hausherrn, warum er mir herrichten jagt, schupft er d' Schiela und sagt: "Bei die jettigen Zins' hab' i ja Geld

da zu." S jagt: 's Mietzinsgesetz is was sehr Schöns, nur find' is, das dabet der Staat den Nothen spielt — mit'n Geld von andere. Die allgemeine Binssteigerung wär a groß's Unglück und das der Staat d' Menschen davor bewahrt, is recht und brav; aber dös allam' nist nit. Der Staat müßt' a dafür sorg'n, das d' Häuser net von Monat zu Monat in an desolateren Zustand g'rauen; er müßt', wie bei ander'n Sachen, a auf d' Wohnungen druzjag'n, müßt' durt, wo der Hausherr d' Reparatur net leisten kann, selber g'greifen und müßt' dös, was das Haus s' wenn abwirft, aus der eigenen Tasche jag'n. Wenn dös all's g'schicht, dann is der Mietzins a Segen; so wie jett is er a halberte Saß."

"Heut' jagt' n' müßt', jagte Schwaffer, "wann er nur a Wohnung findet!" "Wann dös g'schicht, was i man," sagte Oberberger, "dann wär die Wohnungsnot über kurz oder lang net mehr so arg. S jett net ein, warum a bissel a Binssteigerung nit mögt sein, Baulent' rar; aber das überhaupt ja da jett, dös glaub' i net."

"Wann i was nit' reden hätt'," jagte Stähler, "dann wär der Wohnungsnot bald zu Leib g'ruet. Erstens müßten alle Vermieter, Genoten, kurz dös ganze stiegsteigende, was si für nit und wieder nit in d' Binshäuser breitmacht, aufsa, und zwar so g'schwind als möglich! Es gibt quia leere aristokratische Paläste, dort soll'n sie si's konmod machen. Deut' is ja, scho in jeden zweiten Haus a Kriegsburan drin! — Zweitens derjet mir niemand mehr als eine Wohnung hab'n; wer draucht a Villa hat, soll in seiner Villa wohnen und die Stadtwohnung anderen lassen. Drittens müßten mir alle Flüchtling' aufsa; viertens geh' i, wann i der Staat, bin, her, requirier' Baumaterial, und laß — bes-

spitzwiesl' von die G'angenen, die eh nit als unanander lahn' si — auf jed's einständige Haus an zweiten, und auf jed's zweiständige an dritten Stock bau'n. Dös braucht net viel Steiner, gibt net viel Arbeit, und macht in der Masse do was aus; jedenfalls mehr als die Bodentammerin, die sie in Wohnungen umändern woll'n, oder wie die besten schweizerischen Golshtret. Es fangt' scho was g'schicht, wann ma wollt'! Jummer nur lamentier'n und sag'n, es is a G'freit und a Delend mit die Wohnungen, dös is frei s' wenn."

"Da wised den Jung'fellen und Madel'n allerweil g'rauen: Tuats heiraten, Venteln, das Vaterland braucht a Familienleben, an Nachwuchs, Soldaten, aber von nitend's kommt a Nil," jagte Schwaffer; "zum Familienleben g'hort vor allem ander a Wohnung; wann ma die net hat, hört si's Betraten an."

"Es g'hort no manches andere dazu," sagte Spannagl; "zum Beispiel: Möbel, G'schir, Kleider, Wäsche — woher nehmen, wann net fleh'n?" "Das hab i grad sag'n woll'n," bemerkte Oberberger; "der Staat hat durchs Mietzinsgesetz jett's Höchstpreise für Wohnungen festsetzt und damit is sei Bierlog irri: um dös, was denken und dranken is, kümmert er si nimmer. Oder hat aner von Euch scho amal was von Höchstpreisen für Möbel, Vorhäng, Kücheng'schir, Tapeten, Binnmalerei, Luster, Lampen g'heert? Das heut' a angeluer Sessel manchamal scho mehr kost' als früher a ganz's Zimmer, das darf sein, das find'et niemand was dabei. Wäre höchste Zeit, das si die Behördlichkeit net nur um di vier Wänd' allam' kümmern müßt, sondern a um dös, was einig' g'ort. S erste wird jett, den Möbel'händler gründli auf d' Kappen ge'n; wann d' Herr'n von Kriegswehramt amal nit anderst k'ann hab'n, wa dös a gute Arbeit für sie. Leopold, jacht'n!"

Thomas Berger.

Die Familie nach dem Kriege.

Von D. Fr. Raumann, M. d. R.
 Unter dem Titel „Die neue Heimat. Ein Struß aus dem neuen Deutschland an die aus der Gefangenschaft heimkehrenden Deutschen.“ (Herausgeber Dr. Gerhard Niedermayer) läßt der Deutsche Studentenbund 1914 im Furche-Verlag (Berlin) ein Büchlein erscheinen, das neben einem Geleitwort des Kaisers Beiträge von Hindenburg, Ludendorff, Reichskanzler Graf Hertling, Kriegsminister v. Stein, Oberproprediger Dr. Bauer, Bischof Schulte, Reichskanzler a. D. Michaelis, Gottfried Traub, Johannes Giesberts, Martin Jakobson, Friedrich Raumann, Adolf Damagöke, Gertrud Häumer, Verthold Otto, Friedrich Kayhler, Rudolf Herzog u. a. enthält. Wir ähneln im folgenden den Beitrag Friedrich Raumanns:

Eines Tages wird der Krieg zu Ende sein. Dann wagt es auf allen Straßen: sie kommen wieder! Ja, kommt und seid willkommen! Kommt, ihr Ehne, damit wir euch danken! Kommt, ihr Gatten, damit nun endlich wieder eheliches, häusliches Dasein vorhanden ist! Kommt, ihr Väter, damit eure Kinder mit euch leben und an euch sich aufrichten! Wir alle haben so lange auf euch gewartet, auf den schönen, wundervollen Tag eurer Heimkehr!

Ihr werdet kommen, und die Heimat wird nicht ganz dieselbe sein, die ihr verließet. Die Räume zwar und Häuser sind noch ebenso wie einst, aber überall merkt man den Krieg, selbst an den Gesichtszügen der Gattinnen. Ihr träumtet draußen gern von einer wohlbeschäftigten, gut behüteten Häuslichkeit, die für euch bereitet ist. Ja, in der Tat, geschickt wurde die Heimat durch euch, aber kampflös ist sie wahrhaftig nicht gewesen. Ihr draußen seid, anders geworden unter den Granaten, eure Frauen aber unter den Brot- und Fleischkarten. Ihr hattet Gefahren, sie in keinen Mähen. Das hat ja nach Art und Anlage sehr verschieden auf den einzelnen gelaftet, sicher ist es aber nicht überflüssig, euch, ihr Heimkehrenden, zu bitten, euch recht deutlich zu machen, daß die Frauen zu Hause auch ihr Kriegsglücksfall erlebt haben. Grüßt die Frauen wie Kameraden!

Es werden überhaupt die heimkehrenden Männer sich erst langsam daran gewöhnen, wie sehr sich die Weltlichheit durch den Krieg verändert hat. Auch die jungen Töchter nach dem Kriege sind andere Wesen, als sie vorher waren: etwas ärmer an Zartheit und mehr darauf gerichtet, selbst etwas zu leisten und zu erwerben. Ihr Wert in der Wirtschaft hat ohne Zweifel zugenommen, ihre Eigenart ist gewachsen, aber viele von ihnen sind auch herber geworden, mißtrauischer und

höflicher. Sie haben es zeitig gelernt, ohne Männer zu leben. Und da ihr selbst nun auch aus dem Kriege nicht genau so wiederkehrt, wie ein weibliches Gemüt auch wünschen möchte, so kann es allerlei betrübliche Erfahrungen im Kleinen geben. Ihr seid Gelben geworden, aber eure Tagesgewohnheiten haben sich nicht immer verändert. Ihr wart tapfer bis an den Tod, aber geduldig in Kinderjahren seid ihr keineswegs. Wie werdet ihr euch wieder einpassen in die weibliche Welt der Heimat?

Das alles wird hier nicht gesagt, um Männer und Frauen vor dem neuem Friedensanfang bangen zu machen, sondern um die Aufgabe der Neugründung der Familien nach dem Kriege desto dringlicher vor Augen zu stellen. Das Familienleben nach dieser langen und gewalttätigen Unterbrechung ist keine einfache Fortsetzung dessen, was vorher gewesen ist, sondern bedarf starker und mutiger Entschlüsse. Männer und Frauen müssen sich wiederfinden wollen, und zwar zu dauernder treuer Einheit, zu opferbereiter Harmonie als Begründer eines neuen Geschlechtes, das nach dem Kriege aufwacht.

Für wen hat nämlich unser ganzes Volk so Schmerz erlitten, oder geschah es nicht viel mehr für alle diejenigen, die nach uns kommen werden? Unsere Kriegstoten sind gestorben für die zukünftige Nation. Für sie gaben sie ihr Blut dahin: es lebe die Menschheit! Für dann, wenn starke und tüchtige neue Geschlechter nach uns emporsteigen, hat der ungeheure Selbstentwurf einen Zweck gehabt. Sollte aber jetzt die Volkskraft erlöschen, sollten jetzt die Kindesstuben leer werden, mozu war dann die wunderbare Vertreibung?

Als ein heiliges Vermächtnis der Kriegstoten hat es zu gelten, daß wir nicht kinderarm werden. Das ist es, was Männer und Frauen, was alle jungen Eheleute in sich aufnehmen sollen. Erst in der Auferziehung einer lebensstarken nächsten Schicht vollendet sich die Kriegsgeschichte der Gegenwart. Um dieser Aufgabe willen müssen nach der Unterbrechung Männer und Frauen wieder von neuem Familienmenschen werden. Ihre Seelen sollen einzig werden im Willen zur Fortpflanzung. Um der nationalen Zukunft willen soll die familienstärkende Jugend der Vorfahren einen neuen Frühling erleben. Es gilt den Eigenmut zu überwinden, die Kriegsgewohnheiten abzustreifen und die Liebe vom Himmel auf die Erde herniederzurufen.

Man sagt, daß es für die Zeit nach dem Kriege schwer genug sein werde, die vielen Ältern, Schwachen, Verletzten mit durch das Leben zu tragen. Wie soll man, so höre ich fragen, auch neue Kinder noch erhalten und pflegen können? So redet die Mutlosigkeit und fragt, wo in aller Welt die Milch sein werde und die Leinwand, da schon jetzt im Kriege für die geringe Zahl der Kriegskinder an die öffentliche Milch apothekiert werden müsse, um nur das Allernötigste zur Säuglingspflege zur Hand zu haben. Und welcher Vater würde wissen, so sein Gehalt aber Lohn sich den hohen zukünftigen Preisen so anpassen wird, daß er sich Kinder leisten kann? Sollte man nicht erst noch ein

paar Jahre abwarten, ob das Wirtschaftslieben wieder aufwärtsgehen wolle, und dann je nach Bedarf wieder Kinder erzeugen oder auch nicht.

Derartige Sorgen und Einfüßerungen werden auf allen Klassen zu hören sein, und man wird sie vorbringen, als sei solche Mutlosigkeit eine besondere Klugheit. In Wirklichkeit aber steht es so, daß entweder trotz aller Schwierigkeiten sofort nach dem Kriege ein neuer Anfang mit der Bevölkerungszunahme gemacht werden muß oder später voraussichtlich niemals zustande kommen wird. Wenn nämlich erst einmal die malle Klugheit der berechnenden Vorsicht eingeschlagen ist, dann findet sich der Zeitpunkt nie, wo die Menge des Volkes sagt, daß nun ihr Lebenspielraum so groß und ihre Einnahme so bedeutend sei, daß sie frühlich ein Kind aus andere lege. Immer wird nur gerade das Nötige da sein, denn das Nötige selber hängt von den Gewohnheiten ab, mit denen wir alle nach dem Kriege beginnen. Alle jungen Leute müssen vor vornherein wissen, daß sie wieder da anfangen, wo schon einmal ihre Eltern und Großeltern standen bei viel größerer Knappheit und Einknappheit. Der Krieg hat uns, auch wenn er siegreich endigt, zunächst um Jahrzehnte zurückgeworfen. Das sollen wir ruhig anerkennen und daraus die Folgerungen ziehen. Ist es ein Unglück, so wenig Geburden zu haben, wie die Großmutter hatte, als sie jung war? Mit Tapferkeit muß ein ganzes Volk sich entschließen, noch mal's jung zu werden; dann bringt es auch noch Milch und Kinderbetten zusammen.

Der Wille, Nachwuchs zu haben, ist der Lebenswille an sich. Ich weiß wohl, daß mancher und manche gern möchte und nicht kann. Diese tragen ihr Schicksal und bieten ihrem Volke auf andere Weise. Wer aber, ihr heimkehrenden Krieger, nur irgend in der Lage ist, Familie zu gründen, der soll es lieber heute als morgen. Konnt möglichst nicht erst als Junggeselle an! In eurer Hand liegt eure eigene Zukunft und zugleich die eurer Nation: wollt ihr es machen wie die Franzosen? Wollt ihr sein wie alte braue Deutsche, die vor euch jung waren? Zunächst schmt ihr damit eine Pflicht auf euch, eine Last, das soll man offen zugeben, aber später dann wachsen eure Blumen, und seid ihr einmal alt und grau, so freut ihr euch der um euch quellenden Jugend. Soll man von euch sagen können, daß ihr im Kriege zwar Großes und Bedeutendes tatet, dann aber nichts wurdet als kleine Spießbürger ohne weiteren höheren Lebensweg? Das werdet ihr nicht wollen. Ihr werdet die Schwierigkeiten überwinden und als Kamiliengründer am Gewebe des Deutschen weiterweben.

Getreuen, grüßen wir euch!

* (Ziehharmonikaspiel auf einer Eisenbahnstation.) Aus Leserkreisen wird uns berichtet: „Der Krieg hat Methoden ausgebildet, das Publikum zu schädigen, denen mit Entschiedenheit entgegenzutreten werden muß. Ich machte neulich eine Fahrt auf der Spangbahn und stieg da in einer der bekanntesten Stationen aus, um während der wenigen Minuten Aufenthalt aus Büfett zu eilen, wo ich ein Glas Bier nehmen wollte. Aber da machte ich meine Erfahrungen, und so wie mir, so erging es den vielen andern, die sich ans Büfett drängten. Nachdem ich das Glas Bier eingehändig erhalten

hätte, wurde mir der Preis von 2 K. 80 H. genannt; und nachdem ich noch einmal gefragt hatte, in der Annahme, schlecht gehört zu haben, wurde mir in ziemlich unwirschem Tone der Preis ohne Erläuterung wiederholt. Die meisten Fahrgäste bezahlten mit Kopfschütteln, denn man hatte nicht Zeit, die wenigen Augenblicke des Aufenthalts zu Mißmußäußerungen auszunützen. Denjenigen aber, die die Energie aufbrachten, der Forderung etwas heftiger entgegenzutreten, wurde dann, und zwar auch schon etwas höflicher, bedeutet, daß 2 Kronen als Einsatz für das Glas gefordert werden, die man beim Zurückstellen desselben wieder erhalten werde. Also gut! Was nun geschieht aber? Reisende, die gutmütig genug waren, ohne Beschwerde zu bezahlen und, später durch ihre Mitreisenden aufgeklärt, an das Büfett zurückeilten, um den Einsatz zurückzuerhalten, wurden mit den Worten abgespeist: „Das Glas muß uns eingehändig werden, sonst sind wir nicht verpflichtet, den Einsatz zurückzahlen.“ Mit einem Worte — die neue Ziehharmonika! Gewiß ist der Besitzer berechtigt, Einsätze für die Gläser, die ja heute nicht billig und nicht leicht zu beschaffen sind, zu fordern. Nur aber erfordern es die Redlichkeit und der Anstand, daß jeder Büfettgast gleich bei der Nennung des Preises von 2 K. 80 H. darauf aufmerksam gemacht wird, daß 2 K. als rückzahlbarer Einsatz beansprucht werden! Dies würde ebenso wenig Mühe machen als die bloße brüske Wiederholung des „Preises.“ Und noch besser: um sich das Frage- und Antwortspiel zu ersparen, könnte man ja auch eine deutlich lesbare Tafel mit Erklärung über dem Schanktisch anbringen. Die Tatsache, daß ein sehr großer Teil der Gelder zugunsten des Büfettbesizers verfällt, läßt schon darüber nachdenken, ob denn auch diese ganze Methode zulässig ist.“

Brüßlisch noch zum Nachtmahl essen. „Z hör' immer von anez Besserung, aber seh'n tu a i. das' allerweil schlechter und schlechter wird. Vorjestern, wie i in mei Weisshaus geh', wo i seit Jahr und Tag d' Mittag ess', kommt der Ober ganz trauhappert auf er, „von nächster Woch'n an müssen & in a anderes Gasthaus geh'n.“ — „Ja, jehr'n, was haß' denn dös?“ — „Ja, seit a paar Duzend Jahr' kom'm i in dös Bessel und jehr'n wolls' an Menschn aufalaha.“ — „Tut ma selber leid.“ — „Lagt der Ober, „aber was will i machen? Mit jper'n!“ — „Und dös passiert an treuen Stamma gatt auf seine aiten Tag'! Ein braven, treuen bei der Dir ausi, als ob er a Beschreller wär' der Lebensmittelversorgung, haß' i so was!“ — „Besserung des Lebensmittelversorgung, haß' i so was!“

Witend trauf er sein Krügel leer und stellt dieses mit solcher Wucht auf den Tisch jurüd, das' alles „schepette“.

„Was reglt Di denn a so auf?“ — „Jagte Oberberger, „dös, was Dir passiert is, dös is in dem Wochen par managen g'scheh'n. „Z hab' mir bit ane Anglt, das' z unzer Beisheit auf d' Käng' a nimmer dermachen kann und zuapirt. Dann aber, meine Herr'n, dann ...“

Was sich „dann“ ereignen werde, sagte er nicht, aber seine finsternen Mienen liegen Böses ahnen. Vorläufig beschränkte er sich darauf, den Leopold herbeizurufen, worauf er zählte und ging.

Thomas Berger.

net kommt is an 'n Besserwerd'n net d' denken, und wann wo so viel Ministerpräsidenten konjunktiert werd'n.“

„Mir für mei Person,“ sagte Schwaffer, „s is ganz wurscht, wer Ministerpräsident is. „Z sag, wann's net der is, is a anderer, einer allerweil. Wir heb'n in der letzten Zeit große und klane g'habt, dicke und dünne, redselige und schweigsame, g'schickte und — weniger g'schickte.“

„Kannst scho a andere! Abdrickel g'brauchen,“ meinte Oberberger, „vor uns brauchst d' net schmecken.“

„Z bin dafür: Nummer h'scht!“ wocherte Schwaffer ab; „wie i sag, wann's in da Strickszeit nur in an anzigen Artikel so viel Auswahl geh'n hätt' als wie in Ministerpräsidenten, wär' s' scho guat; aber sein ma amal ehrt: Got a anziger a Besserung, „wegen bracht? „Z mein' damit a Besserung, die jeder Staatsbürger spürt, a Besserung, bei der si auzer wie der andere denkt: „Hya!“ Ja, meine Herr'n, la anziger hat dös tröffen, und drum bin i der Ansicht: Ob der ane Ministerpräsident wird oder der andere, s' g'hupft wie g'sprungen.“

„Wie t hör', steht jehr'n sowieso a Besserung in der Lebensmittelschlammli bevor,“ sagte Spanagl: „s' Wehl soll mehr werd'n — hör' i, s' Brot soll besser werd'n, haß' s'!“

„Dör' i — les' t — hab' i mit sag'n lass'n — haß' s' — dös san all's so Wörterln, die ma in Wag'n lieg'n, „weiterer Eitzler,“ a Essen, vor dem i allerweil nur hör', macht mi net satt, und a Brot, von dem i nur les', kann i weder zum

kommen die Staatsnotwendigkeiten, dann können d' Staatsbürger an die Wehl. So um 'n Herbst, d' Winter herun, jagt der neuche Herr, will er d' Approbationierung von Grund auf neu organisier'n.“

„A bisserl spät is dös — in finstern Stricksjahr,“ lies sich Oberberger vernehmen. „Hör' ma auf, dös seht ja alles nur so Wiederzien. „Heut, wo der Maxren so versahr'n is, das' eahm la Mensch mehr ins richtige Geleis' bringen kann, heut' glaub' i an la neuche Organisation net mehr.“ — „Will haben.“ Ja, an die Degeneration glaub' i scho, aber das' durch sie irgend was besser wird, daran glaub' i net! Vielleicht wird 's' Ernährungsent, das' vor lauter Reformen eh' scho nimmer was, ob's a Wandel oder a Weibel is, wiederun a bisserl unreformiert und neu herg'richt, als wie a Kaug; vielleicht jagt die Zentralpretsprüfungskommission a wieder amal was von sich hör'n; dös is all's möglt, das' aber die schauderhafte Wag', das' G'ret an alle Ecken und Enden, die Org', die Nos, das' dös all's nur um an dös pland' t net. „Z hab' n' scho so viel a bisserl besser wird, durch 'n Ministerwechsel — Ministerpräsidenten kommen und geh'n g'seh'n in die letzten Jahr' und no bei an jeden Wechsel hat's g'hagen: „Häp's auf, jehr'n wird die G'sicht' aus einer ander'n Sonart geh'n! Und auf d' legt war's dann halt do all'weil die nämliche Leiter und stakt besser — san d' Beiten all'weil blendiger word'n. Was i immer sag, bei dem Weibel' i: „Wir hab'n a anzige Wehlin vordient und die haßt: — Kriegsend. Solang dös

hat?“ — „Dös s' g'hört, was der neuche Herr g'sagt unter Dach und Fach bracht hat, hat er g'sagt, nachdem geht er's an.“

„Was? — fragte Spanagl.“

„Was? — D' Urtmung unferer Lebensmittelversorgung,“ erwiderte Schwaffer, „willst sagen, bräunnte Stichter, „oder is dös, was jehr'n is, vielleicht a Versorgung? Auf d' Wochsen a halbert's Label Brot, das' d' Schwundlicht hat, a paar Stäuberl Mehl, die ma nur durch a Vergroßerungsglas sieht, a Millitarten, von der niemand was, zu was i, auf der Welt is, zum Beih-sind a Zeitarten, alle heiligen Beiten amal an halberten Gedäpfl — dös haßt ma bei uns jehr'n, „Versorgung.“ A schöne Versorgung dös, dös muß i scho jag'n.“

„Dafür soll's ja jehr'n anders werd'n — jagt der neuche Herr —“ meinte Schwaffer; „freili' is hißi als Du meinst, wold's net geh'n, schon pomalt, meint der neuche Herr, nix überkurzen! Best



Im Stammeisl.

Sommer in Wien.

Ein Juliabendbummel.

Von Ludwig Hirschfeld.

Was man tagsüber tut, ist nämlich ganz egal. Ein Wiener Hochsommerstag beginnt immer erst zwischen sechs und sieben Uhr abends. Bis dahin sitzt man apathisch fleißig im Bureau, drängt sich gereizt in der Straßenbahn, hastet von Geschäft zu Geschäft, stellt sich an, ist nervös, erbittert, räsoniert, schimpft, verzweifelt, mit einem Wort: es ist genau so wie in den anderen Jahreszeiten. Man kann zwar auch ins Grüne hinaus fahren oder nach Kriegendorf, aber das ist schon mehr ein Sonntagspogramm. Die richtige, echte Sommerstimmung des in Wien Geblienen stellt sich nur an einem gewöhnlichen, dunstigen und verschwitzten Wochentag ein. Tagsüber, so lang man beschäftigt ist, geht es noch an. Aber dann, nach der Arbeit, nach dem Anstellen, dem Drängen und Aergern, wenn die Erholung beginnt, da wird das Leben erst schwer. Da spürt man, wie gründlich wir alle dieses wienerische Talent der beschneiden gemütlichen Lebensfreude verlernt haben, und daß zwar noch dieselben Straßen und Häuser und zum Teile noch dieselben Menschen vorhanden sind, aber nicht mehr dieselbe Stadt.

Im Sommer in Wien zu bleiben, das war ja auch früher nicht gar so schön, wie man gern zu behaupten pflegte. Aber es war immerhin eine Art Vorrecht der Einzelnen und Einschichtigen, der Strohwitwer, Strohsöhne, Strohbräutigame und Strohfremde. Die Stadt wurde plötzlich still und leer, angenehm ereignislos und wohlthuend langweilig. Jetzt gibt es überhaupt keinen Strohsommer mehr. Die Stadt wird um nichts stiller und leerer, an die Stelle der vielen, die doch aufs Land gegangen sind, treten offenbar andere, neue Wiener. Überall wimmelt es von gültigen Ehepaaren, von Damen, Mädchen, Kindern: auch der Stadtsommer ist jetzt eine durchaus verweiblichte, eine Familienangelegenheit.

Wenn man aber den Verlauf und die Stimmung eines Wiener Juliabends schildern will, tut man doch besser, sich als Demonstrationsbeispiel einen Junggesellen zu wählen. So ein Einzelner, Einschichtiger sieht die Dinge immer ein bißchen gereizt und ungerecht, und folglich richtiger. Also, nehmen wir an, ein derartiger einzelner Herr in jenen besten Jahren, auf die nichts Besseres zu folgen pflegt, steht an einem dieser unangenehm und unnatürlich hellen schönen Abende um sieben Uhr an der Ecke von Stephansplatz und Graben. Das ist an sich schon ein Grund zum Verzweifeln. Das Bureau, wo er für zwei gegähnt, geraucht und Kalauer gemacht, also einen Kollegen vertreten hat, liegt hinter ihm, die Arbeit ist getan, was nun? Durch dieses hoffnungslose Fragezeichen steigert sich seine Verzweiflung. Und dazu noch diese Hitze. Die Häusermauern hauchen einen heiß an, nur wenn man an der tiefen Torwölbung eines alten Palais vorüberkommt, spürt man einen angenehm kühlen Hauch — aber man kann doch nicht fortwährend an alten Palais vorbeigehen.

Da bleibt nichts übrig, als nachtmahlen zu gehen. Ist auch ein recht trübsinniges Vergnügen. Um sieben Uhr muß man schon im Gasthaus sitzen, wegen der Konkurrenz der Gäste, die alle gegen die Bedienung sehr zuvorkommend und aufmerksam sind. Weil es die anderen tun, läßt man sich ebenfalls zweimal Mehlspeise geben, aber bei der Hitze schmeckt es einem gar nicht, obwohl es streng verboten ist.

Oder soll man lieber in ein Operntheater, in ein Kabarett, in eine Bar gehen? Nein, nur keine Vergnügungen, keine Geräusche, keine Menschen. Ein bißchen frische Luft, Abkühlung und Ruhe, mehr kann man an einem Juliabend nicht verlangen. Der einzelne Herr bummelt also über den Graben und Kohlmarkt, bleibt gewohnheitsmäßig bei der gestrickten Seidenkrawatte stehen, der er schon lang beim Leuterverden zusieht und konstatiert mit Genugtuung, daß sie wieder um zwei Kronen mehr kostet. So gelangt er, trotz aller Umwege, wie jeden Abend auf die Ringstraße und sucht hier das stille gemütliche Lokal, das es nicht mehr gibt, das altmodische Kaffeehaus mit viel Zeitungen und wenig Damen. Bis er schließlich wieder in einem der mondänen luxuriösen „Schanigärten“ landet, an einem winzigen Tischchen Platz nimmt, eingeengt zwischen Damenhütten, Eiskremegläsern, Ehemännern und Strohalmen. Hier sitzt er in tadellosem Trübsinn und muß, ob er will oder nicht, sämtliche Gespräche anhören: daß man für ein Kilo Bohnenkaffee bereits 150 Kronen zahlt, daß ein Sakho-

anzug im Herbst 2000 Kronen kosten wird, immer dieselben Verproviantierungs- und Zahlengespräche, die der Klavierspieler d'rin mit sentimentalen Walzern begleitet. Dieses Kaffeehaus wäre wunderschön, aber es suchen hier so viele Ruhe und Einsamkeit, daß es furchtbar geräuschvoll zugeht, und weil einer dicht neben dem anderen frische Luft schnappt, ist es heißer, als im geschlossenen Raum.

Der verzweifelte Spaziergang des einzelnen Herrn endet regelmäßig im Stadtpark. Dort ist jetzt das Hauptquartier der in Wien gebliebenen Gesellschaft, die sich in drei streng gesonderten Klassen beim Kurjalon konzentriert. Außerhalb des Bereiches der Tische, unter den Bäumen, in den Alleen und auf den Wegen versammeln sich die bescheidenen Gratiszuhörer, die nur wegen der Musik herkommen und sich einer wohlfeilen Schwärmerei ohne Konsummation hingeben. Hier wandeln hauptsächlich junge Leute, Studenten, Einjährige, Fähnriche und sehr viele junge Mädchen; darunter auch jene aus den Geschäften der Innern Stadt. Aber, der vorgerückten Stunde entsprechend, kichern sie jetzt nicht mehr, sondern summen gefühlvoll die Barkarole mit. An den Tischen des Gartenparterres sitzt der bürgerliche Mittelstand bei Soda mit Himbeer und schwarzem Kaffee, die Frauen sprechen vom Einsiedeln, die Männer vom Verdienen, die Töchter blicken heiratsfähig drein. Droben auf der Terrasse aber, da sitzen die oberen zehntausend Nachtmahlesser. Hier sind alle beisammen, die dazu gehören und noch einige, die dazu gehören möchten: die Menschen, die jetzt von Rechts wegen in Ischl sein sollten, und andere, die wahrscheinlich in Karlsbad und Marienbad sehr fehlen. Hier läßt man sich längst nicht mehr durch die Barkarole rühren und empfindet das Konzert nur als eine Begleitmusik zur feierlichen Nachtmahlhandlung, deren Höhepunkte Weinkübel und Bowien sind. Jeder trägt hier ein bestimmtes Selbstbewußtsein zur Schau. Das eine Gesicht sagt: „Ich habe einen neuen Sommeranzug“, das andere: „Ich besitze noch Lackschuhe“, ein drittes, viertes und fünftes: „Unter uns, es ist zwar verboten, aber wir bekommen immer.“ Früher haben diese Menschen in Ischl Stadtpark gespielt, jetzt spielen sie im Stadtpark Ischl; sonst hat man sich nicht viel geändert. Das Ganze dauert bis 11 Uhr, denn länger ist das Durchhalten bei Musik und Bowle nicht gestattet.

Und nun, nachdem er alle Reize eines Wiener Juliabends genossen hat, macht sich der noch immer einzelne Herr auf den Heimweg quer durch die Innere Stadt. Die Straßen sind jetzt ganz still und leer, so sanft und gesittet wie in besseren friedlichen Zeiten, und da wagen sich auch die Erinnerungen hervor und gehen ein Stückchen mit. Wie schön war damals ein Sommerabend in Wien; die Hitze war nicht so heiß, der Lärm nicht so laut, die Walzer waren melodioser und die Mädchen netter. . . . Nein, jetzt ist es aber höchste Zeit, daß ich mich in die Betrachtungen des einzelnen Herrn einmenge. Nur nicht gar zu ungerecht werden, lieber Freund, das ist eine bedenkliche Alterserscheinung. Den jungen Leuten, die heute zum erstenmal jung sind, denen gefällt die Welt wahrscheinlich trotz allem, so wie sie jetzt ist, ganz gut: sie spüren keine Hitze, finden den Stadtsommer herrlich, den Lärm lustig und die heutigen Walzer neu und melodios. Im Grunde genommen wird ja immer derselbe Walzer fortgespielt und nur nach den Jahren

macht man sich einen anderen Text dazu. Gehen wir ruhig nach Hause, einzelner Herr, denn in die Juliabende, wie sie einmal waren, führt kein noch so empfindsamer und gereizter Spaziergang zurück. Es mag schon sein, daß die Welt damals unvergleichlich schöner war, aber bestimmt waren wir unvergleichlich jung. Und heute ist sie minder schön und wir sind dazu noch älter geworden. Das ist ein Malheur, lieber Freund, ein doppeltes Malheur. . . . aber da kann man gar nichts machen.

(Bediene dich selbst!) Das war doch eigentlich einmal eine ganz köstliche Sache: man verspürte Appetit — nicht mehr als Appetit —, einen reizenden kleinen Friedensappetit, wie er zwischen reichlichen Mahlzeiten aufzutreten pflegte, wenn man auf aröheren Fuhtouren durch die verkehrstollen, lärmbevealen Straßen der Stadt bearriffen war. Also man hörte den stark vermöhnten Magen ein wenig knurren. Ihn zu beruhigen, wollte man ihm einen Bissen, eine Zwischenmahlzeit zuwerfen. Und trat in die — Quissiana. Das war einmal eine wunderholle Institution. Unter spiegelblanken Glasglöden, deren es in den Quissiana-Plakalen eine stattliche Menge gab, waren auf weißen Porzellantellern knusperige Halbbrötchen angeordnet, die pikfeine Delikateffen trugen: ganze duftende Delbardinen, durchaus nicht körgliche Schinken- oder Wurstportionen, eine Schmitte goldgelben echten Emmentaler Käses oder einen appetitlichen Kollhering. Und warf man ein Zwanzighellerstück, natürlich aus sinkendem Nidel, in die Eintoursöffnung, so drehte sich der die Brötchen tragende Sektor dem Kunden eilfertig zu, die weiße, schimmernde Porzellanhand senkte sich debot und ließ das belegte Brot an den reinlichen Metallford gleiten, mit der Geste freundlich einladend: Bediene dich selbst! Man bediente sich, aß, naskte und, wenn man drei Zwanzighellerstücke in der Quissiana verausgabte hatte, war man gesättigt. Die Reiten auch der Quissiana haben sich geändert. Die Automaten sind zwar noch da, freilich nicht mehr spiegelblank, nicht mehr bei vollem Atem. Sie verrichten feuchend, mürrisch, gezwungen ihre Arbeit. Um ihre äußeren Schäden bekümmert sich kein Mensch. Und ihr Inneres ist leer oder zumindest halbleer. Ihr Magen ist nicht mehr so reichlich gefüllt wie einst, und so sind sie selbst nicht mehr imstande, die Mägen der Quissiana-Kunden zu füllen. Es sieht traurig unter den Glasglöden aus, die einst, zur Zeit der ungeminderten elektrischen Bruntbeleuchtung, glüherten und glänzten, daß es eine Freude war. Durch die trüben Gläser fällt der Blick auf verschrumpfte, vertrocknete Dingerehen, die das Atom des Ersatzstoffes irgendeines früher sehr geschätzten Lebensmittels auf ihrer schmalen Oberfläche tragen. Diese Brötchen sind ja selbst Ersatz, angeblich aus Kartoffelmehl hergestellt. Den Esser will es freilich schier bedünken, als wären diese lehmigen, harten Schnitten Konglomerate von gewissen undefinieraren Stoffen. Solche Brötchen mit Spuren von Gerinagen, Streichkäse und Wurst sind da. Die Tafel aber oberhalb des Apparates, auf der früher einmal die Bezeichnung der gebotenen Delikatesse und darunter „Ein Zwanzighellerstück“ zu lesen war, verkündet scheinbar eine mathematische Formel. Denn man liest jetzt: 3×20 Heller. Sechzig Heller also kosten heute die Spuren, die elenden Reste der einstigen Pracht. Natürlich sieht man auch die bekannten Ersatzlebkuchen und „Türkischen Honig“ unter den Vitrinen. Und die Getränkeautomaten spülen arggelnd noch immer etwas in die engen Kelchaläser, das als Bier, Himbeer, Sodawasser und Wein bezeichnet wird. Hämmerndes Wilken eines längst reparaturbedürftigen elektrischen Klaviers soll die weit einwandfreihere Grammophon- und Klaviermusik von einst ersetzen. Soll, soll! Traurig sieht es im ganzen, einst licht- und musildurchwogten Raum der Quissiana aus, die Unfrohes, Unerfreuliches hiehet. Quissiana! Es klingt wie Ironie. Hier soll man gesunden?...

Das veränderte Kaffeehaus.

Fräulein Johanna und Herr Jean. — Aus der süßsauren Zeit. — Von verschwundenen Dingen. — Neue Getränke. — Ueber Sommerung im Kaffeehausgarten.

Das Wiener Kaffeehaus hat sich während der vier Kriegsjahre in durchgreifender Weise umgewandelt, und zwar sind die Veränderungen im Kleinen nahezu die gleichen wie diejenigen, die sich im großen in unserm ganzen Wirtschaftsleben vollzogen haben. Das Bedienungspersonal, das vor dem Krieg fast ausschließlich aus männlichen Kräften bestand, steht bis auf die Ältesten und Schwächsten im Seeresdienst und wurde durch weibliches Personal ersetzt, gegen das sich noch ein Jahr vor Kriegsbeginn in Kreisen der Gehilfenschaft der heftigste Unwille erhoben hatte, der in Versammlungen, Protesten und Ausständen seinen Ausdruck fand. Heute bedient an Stelle des „Josef“ die „Pepi“ genau so gut wie der männliche Vorgänger, und anstatt des „Herrn Jean“ nimmt „Fräulein Johanna“ das Geld für die Besche und das Trinkgeld entgegen. Diese Veränderung ist übrigens vielen — nicht gerade unwillkommen und ganz gewiß am leichtesten zu ertragen im Vergleiche zu den andern Schäden, die das Wiener Kaffeehaus und seine Gäste betroffen haben.

Es ist überflüssig, an die Sorgfalt und Gediegenheit zu erinnern, die in unserm Kaffeehausbetrieb stets waltete; Getränke, Bedienung, Ausstattung waren ja mustergültig in ganz Europa und auch in Amerika. Zu den altbergebrachten Gewohnheiten gehörte nun das alljährlich zwischen Ostern und Pfingsten beginnende große und gründliche Reinemachen in den Kaffeehäusern, das bis spät in die Sommermonate hinein dauerte. War dann alles fertig, dann wurden die Stammgäste als die Ersten zur feierlichen Besichtigung der neuen Herrlichkeit zugelassen und prüften mit Richterblicken und waren selbst stolz, wenn alles wohlgeraten war. Zumeilen schloß der Auffrischungsprozeß in Anbetracht der großen Kosten mit einem geringen Preisaufschlag für Getränke und Speisen. Nun, von diesem „Reinemachen“ ist jetzt kaum etwas zu verspüren. Nur die Preisaufschläge sind geblieben, und zwar kommen sie sprunghaft, und fast jede Verordnung macht einen neuen nötig, da die Verforgung des Materials immer schwieriger und kostspieliger wird. Und da gelangt man zur einschneidendsten und wichtigsten Veränderung gegen früher!

Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, ob denn das Wiener Kaffeehaus von heute noch wirklich das ist, was es heißt. Denn es gibt keinen Kaffee mehr, und die Kaffeehausbesitzer selbst klagen, daß sie bereits bei einem unerklärlichen Ersatz für den ursprünglichen Kaffee-Ersatz angelangt sind, bei einem, der kaum noch die Farbe des „Schwarzen“ besitzt, aber gewiß weder seinen Geschmack noch seine Güte; und vom „Braunen“, dem beliebten „Kapuziner“ der Wiener nach dem Mittag- oder Abendessen, wird gar nicht mehr gesprochen. Fehlt es doch an Milch in jeder Form, von dem so schmerzlich entbehrten Obers bis zur Trockenmilch. Auch die Schokolade und die Schale Kakao sind von unwürdigen Nachkommen ersetzt; der Zucker, den man früher einmal von der Kaffierin oder einem flinken Marlör in vermehrter Auflage erhielt, hat seine Existenz vollständig eingebüßt, und wehe dem Kaffeehausbesitzer, der es entgegen den Verordnungen wagen würde, dem Schokolade- oder Kakaoersatz einander Süßstoff als das Zuckerersatz, Sacharin genannt, beizumengen, um dem armseligen Inhalt ein wenig aufzuhelfen. Selbst der Tee, das gebräuchlichste der wenigen Kaffeehausgetränke, die uns noch geblieben sind, stammt heute weit eher aus den fräuleinreichen Wiesen von Heiligenstadt und Neuwaldegg als aus China. Von echtem Tee wirst du kaum einen

Sauch“. Und auch Gefornes, Soda mit Himbeer und Soda mit Zitron, die Schnäpse und Liköre, einst der Stolz der Kaffeehauskassierin, sind arg mißhandelt und verändert, ganz verdrängt von Ersatzstoffen, deren Wesen und Art besser mit Schweigen übergangen wird.

Von dem Kaffeehaus als eigentlicher Ernährungsstätte ist auch nicht mehr die Rede. Die war schon erledigt, als die Kaffeehauskassierin meinetwegen verschwand, und mit ihr verloren wir auch ihre nahen Anverwandten, das Ripferl, das Paunzerl und das Striezerl; nicht minder die Süßigkeiten von dem Wasserl bis zur feinsten Anglerbäckerei. Was an ihre Stelle getreten ist, ist an Zahl nicht groß, an Geschmack nicht sehr abwechslungsreich, an Größe weit unter dem Mittelmaß und nur der Preis immer sehr auffallend. Mit der schwindenden Behaglichkeit und dem steigenden Mangel an Genießbarem ist aber natürlich auch das Geschäft sehr zurückgegangen. Nur die Leichtsichtigkeit urteilt nach den paar Nachmittagsstunden, in denen sich die Gäste gemohnheitsmäßig noch an der alten, einst so liebgewesenen Stätte zusammenfinden; aber ein Kaffeehaus ohne Kaffee und Milch, das zeitlich zusperren muß, in dem ferner im Winter um 11, im Sommer um 12 Uhr nachts kein Gast mehr weilen darf und das in den kalten Monaten auch so häufig nur mangelhaft beheizt war, ist ja nicht mehr das Rechte. Unwillkürlich kommt einem da das Wort in Erinnerung, das einst in Wien so häufig gebraucht wurde: „Das ist kein Kaffeehaus für mich.“

Nicht wenige Kaffeehäuser dienten vor der Kriegszeit zu verschiedenen Stunden des Tages verschiedenen Zwecken. Des Morgens kamen die Frühstücksgäste, und es herrschte ziemliche Stille, um die Zeitungsleser nicht zu stören. Während der Vormittagsstunden bis Mittag gab es die große Pause im Besuch, bis zur Zeit des Schwarzen, und von da ab herrschte sowohl bis zur Pause als auch bis in die ersten Abendstunden reges Leben und die damit verbundene Unruhe. Durch das Gedränge der Gäste eilten die Kellner mit den Platten, und ganze Sektoliter Wasser wurden herbeigeschleppt, da jeder Gast, der seinen „Schwarzen“ oder seine Schale „Braun“, seine Melange oder das Gefornes zu sich genommen hatte, so lange bleiben konnte, als er wollte. Nach 7 Uhr blieb das Lokal dann etwa eine Stunde frei, und diese Zeit wurde zur raschen Reinigung und zur vorbereitenden Tätigkeit für den Abend ausgenutzt. Und nun kam der Abend mit seinem Künstlerkonzert, mit seinen zahlreichen Tischgesellschaften, mit seinen ständigen Kartenpartien, und bis weit über die Mitternachtsstunde hinaus war das Kaffeehaus der gern aufgesuchte Aufenthalt. Dies hat sich gründlich verändert. Im vorjährigen Winter und auch heuer hat der Kohlenmangel und die Einschränkung der Beleuchtung, was beides das Verweilen in der eigenen Wohnung unleidlich machte, vielen Kaffeehäusern der inneren Bezirke und auch manchen an der Peripherie zu einem besseren Besuche in den Abendstunden verholfen. Aber die Eintönigkeit des Dargebotenen veranlaßte, kaum daß die bessere Jahreszeit sich fühlbar machte, die Flucht der Wiener aus ihrem Kaffeehaus. Die Straßenbahn verkehrt nur bis 11 Uhr nachts und schadet gleichfalls dem Besuche.

Ein wenig besser ist es für die Wiener Kaffeehäuser im Sommer geworden, insbesondere wenn sie über einen Vorgarten verfügen. Selbst das Surrogat, das unter dem Namen „Scharf, trag' den Gartenhaus“ bekannt ist, kann hier leicht eine angenehme Täuschung hervorrufen. Wien besitzt eine ganze Reihe von Kaffeehäusern mit herrlichen Vorgärten, und insbesondere in den äußern Vororten sind prächtige Anlagen vorhanden. Hier finden sich jetzt in der Sommerzeit viele Gäste ein, die sonst ohne ländlichen Sommeraufenthalt nicht haben leben können und nun gezwungen sind, in der Stadt zu überdauern. Man sieht mit Protest bis 10 Uhr abends den Ersatzschwarzen trinken und später dann über das Kriegsgefornes klagen. Aber der Aufenthalt im Freien bringt doch Beruhigung, stärkt die Nerven und läßt im veränderten Wiener Kaffeehaus auch einen vierten Kriegssommer erträglich erscheinen.

Verteuerung der Kulturbedürfnisse.

Es hat Zeiten gegeben, wo eine Bibliothek ein feudales Vorrecht war, und auch später noch, bei Verallgemeinerung der Schulkenntnisse, fand man in bürgerlichen Familien zwar gelegentlich die Klassiker, sonst aber zumeist fast gar keine Bücher, sofern sie nicht in Geschenkformat auf Salontischen herumlagen oder entliehen und nicht zurückgegeben waren. Aufklärung und Bildung haben heute auch in den breiten Schichten die Liebe zu den Büchern gefördert, eine Liebe, die sich nicht nur als wohllohes Lesebedürfnis äußert, sondern auch in dem Wunsch, das Gelesene zu besitzen, um den gebannten Genuß jederzeit wiederholen zu können.

Dementsprechend wuchs auch der Geschmack an hübschen Ausgaben, gutem Druck und gefälligem Einband, und Buchhändler und Verleger beeiferten sich, den Wünschen des Publikums durch billige und gleichzeitig gediegene Editionen sowie Neuauflagen guter alter Werke entgegenzukommen. Ein Buch war das willkommenste und fast überall passende Geschenk, bei dem der Wert der Gabe sich nicht in seinem Preise ausdrückte, und das auch dem bescheidenen Spender gestattete, Feinsinnigkeit und Geschmack zu zeigen. In jedem besseren Hause fast findet man jetzt einen Bücherkasten, sieht man das Buch als einen lieben und geschätzten Freund an, der in allen Lebenslagen die Treue bewahrt. Große, leicht zugängliche Bibliotheken haben Sorge dafür getragen, diese Liebe auch ins Volk zu verpflanzen, und so ist das Bedürfnis zu lesen und sich zu belehren in die weitesten Kreise gedrungen.

Leider setzt der Krieg dieser Kulturerrungenschaft Hemmnungen in den Weg, denen wir es zu danken haben, wenn es heute wieder wie ehemals ein mangelhafter Luxus ist, sich ein Buch anzuschaffen. Nicht nur daß man das Geld für unmittelbare Bedürfnisse verbraucht, auch die Bücher selbst sind unzugänglich geworden und werden es immer mehr. Besonders bei uns in Oesterreich sind die Preise infolge des Marktfalles von abnormer Höhe; dazu kommen noch die natürlichen Preisaufschläge, die aus der Erhöhung der Druckkosten resultieren, und die Einstellung all jener Erleichterungen im Verkehr zwischen Buchhändler und Publikum (Rabattzahlungen und prozentuelle Abzüge), die früher zum Einkauf verlockten. Mehr als das: durch Einfuhrverbote, die die Valuta schützen, kommen Bücher in verhältnismäßig geringem Ausmaß über die Grenze, und da unsere eigene Produktion gering ist, schmilzt der inländische Vorrat zusammen. Dies ist zu einer Zeit, da die Menschen mehr als sonst der Freude, des Trostes und der Ablenkung bedürfen, doppelt bedauerlich, um so mehr, als auch Theater und Konzerte nur mit großen Opfern an Zeit und Geld erreichbar sind.

Ähnliches wie das oben Gesagte gilt auch von Bildern und Noten. Erstere sind allerdings leichter zu entbehren, da sie für die Allgemeinheit, die nicht ausgesprochen künstlerisch empfindet, zumeist nicht viel mehr als einen hübschen Wand schmuck bedeuten, und wir uns ja daran gewöhnt haben, auf manche Zierde des Lebens zu verzichten. Musikalien dagegen wirken viel unmittelbarer auf seelische Erhebung und

Ermutterung ein, unterliegen infolge kontinuierlichen Gebrauches einer größeren Abnutzung und sind, rein als Lehrmaterial betrachtet, durch nichts zu ersetzen.

Manche Leute werden es vielleicht als Vorteil betrachten, wenn die „Klavierfische“ etwas eingedämmt wird und nicht von der Hausmeisterwohnung angefangen bis hinauf unter Dach sich die „Dur“-Scala, der „Faust“-Walzer und „Eusi, nur du“ zu einer unlieblichen Symphonie vereinigen. Wer mit solchen Auswüchsen geht die Pflege und Liebe zu guter Musik dennoch Sand in Sand, und Wien war als kulturell höchstehende Musikstadt berühmt, obwohl Gassenhauer und Bänkelsang hier immer in Blüte gestanden sind. Wie aber soll die nächste Generation in die Traditionen der Musik eingeführt werden, wenn nicht nur Noten fehlen, sondern auch Instrumente einen Preisaufschwung erlebt haben, der sie bloß Kriegsmillionären zugänglich macht? Klaviere sind allerdings kein unentbehrlicher Bedarfsartikel, aber immerhin könnte das Kriegswirtschaftamt sich ein wenig mit den Preiserhöhungen befassen, die dem Publikum teilweise ganz unmotiviert auferlegt werden.

Folgender Fall ist authentisch: Eine Familie hat für den Klavierunterricht der Kinder ein Piano gemietet, mit der Absicht, später ein besseres Klavier anzukaufeu. Das Instrument war auf einige hundert Kronen geschätzt und kostete monatlich zehn Kronen Gebühr. Daß diese Gebühr im Laufe des Krieges allmählich auf das Dreifache erhöht und bezahlt wurde, ist aus den Umständen erklärlich. Schließlich erhält der Mieter die Nachricht, daß das Instrument abgeholt werde, da es für zweitausendvierhundert Kronen verkauft worden sei; eventuell stünde dem Mieter für diesen Preis das Vorkaufsrecht zu. Es ist nun ohne weiteres zu verstehen, daß neue Klaviere infolge mangelnden Materials und erhöhter Herstellungskosten einen weit größeren Wert darstellen als früher; daß auch überspielte und renovierte Klaviere teurer verkauft werden müssen. Dagegen jedoch sollte eingeschritten werden, daß alte Instrumente durch bloßes Dastehen einen vier- und mehrfachen Wertzuwachs erreichen, obwohl offensichtlich ist, daß ein Klavier, das Jahre hindurch von übenden Kinderhänden mishandelt wurde, tatsächlich einen großen Teil seines Wertes einbüßt.

Wie viel musikliebende Menschen, denen ihre Mittel es nicht gestatteten, ein eigenes Klavier zu kaufen, durch solche, sicher nicht vereinzelt stehende Praktiken getroffen werden, läßt sich nicht überblicken. Wie immer ist es der Mittelstand, der, in allen seinen liebgewordenen Kulturbedürfnissen angegriffen, schweigend duldet, daß sich zu dem leidlichen Mangel auch die geistige Entbehrung gesellt.

Im Stammbrel.



„Spagel is das, wie si d' Tageländer Weh
berdheit von an Tag am andern, meinte
Schwager, i mach alermal laden, wenn i beim
Spagel ingeh'n elegante Deyer'n begeh'n. Obergerin
mit aufrempelte Seiten, farbige Seidentüscheln,
von denen a Rüsfel drobn beim Gad aufstapant,
golbener Schwider, feidger „Stirnbi“ am Kopf, mit
an Schwart, wie man laot: Sep-tol. Und am Schwid
haben f an Stuchad hangen. Das hat ma no
bor an, gwa Saher'n beim Versteckeln sag' soll'n,
die wär'n schon in d' Schb' tummen. Sie und mit
an Stuchad durch die Strad merichter'ul Deut' tog'
is das was gang d' wöhdichdes; die Deyer'n Schwid
wiltber geh'ngan drab emkanten in sonjum, und
weil sie si mit'n Einkaufschedel von der Stuchdigen
do net zeh'n wösch'n, nehmen i' garr, antoch an
Stuchad. Der Stuchad is das silberne, die
große Mod' von Neungschwandtachtelgösch'n.
„Stuchdam seh'n gar so neu,“ sagte Ober-
berger, „gar so neu händ' i' net,“ scho seit a

paar Saher' is der Stuchad a mächtig's Möbel-
stuch, ohne das ma gar nimmer ankommern müdel.
Und die beschinte „Stuchadverrichtung“ is a scho
hilfsof' alt.
„Gang ma nur von der au,“ hat' scho recht,
marrie Stricker; „wonn i von dem Verbringung
bot, somn' i glet in d' Stuchad. Gut's net g'leien,
was meint' a' f'eh'n is? An Stucham, der si a paar
Gedäpeln in'n Stuchad hoamt'ng'n hat wösch'n,
is der Dreyerpol'eimann in d' Duer kommen, und
weil der Duer d' Gedäpeln net gutwillig hat ber-
geh'n woll'n, hat' eahn der Spöckig' h'ber
d' Spagondäcker g'jand't, bis der arme Duer
abig' soll'n und von Zug' überfaher'n wösch'n
is. D' Behördschleffen soll'n si jekt nur bei der
Strafen nehme.
„Jekt' f'ah'lich, ma berf' a wüeder net un-
g'recht sein,“ merkte Schwager; „d' Stuchadver-
richtung hat the Guts' a, indem auf die Dyer'
in d' Gleichhandel der Dueras g'macht wösch'n
soll'...“
„In d' Gleichhandel? Der Dueras? Das i net
lad' i' h'bhüte Stricker; wie alt is denn d' Dyer'
s'oe gegen d' Stuchad jekt'n scho? D' Saher' i' müdel,
wenn net mehr und in dem Saher' is der Schleich-
handel in einer Str' der Dueras g'macht wösch'n
dab' heit' d' halbe Stucherhad' überhandt nur mehr
von d' Gleichhandel leht. Stuchad, d' Gleichhandel
mach'n si was aus solche Verrichtungen? Die Dyer'
ihwa Sach' scho eint, so ober so, mit Stuchad und

ohne. D' Gleichhandel werd'n allemal dicker und
fetter und wann der Staat no fünfundsiezig Dyer-
verrichtungen auf sie abschleift — die Dyer'schaften san
net ting'bringen! Die armen Schwager, die si a
b'f'el was zum Essen einscholt'n, die trifft' s' und
sont' gar m'hemond. Stuchad, dab' si der arme Duer,
den d' l'bhilde Dyer'schaft' glüdt' a' tod' g'jand't
hat, an Stuchad mit Gedäpeln hat aufmachen
wösch'n? Stuchad, dab' er' s' drauf' obig' seg'n g'habt
hat, a Striegsverdieher' g'weid'n?..
„Es hat alles sei Sit' und Stüder,“ heft' sich
Oberberger vernehmen; „i müdel d' Stuchad-
verrichtung net grad in Baulsch und Bogen ver-
urteil'n, was i dagegen eing'wenden hab' is aber,
dab' ka Mensch net wösch' wie' s' sagt. Was is ver-
bohen, was erlaubt? Darf' ma was mitnehme?
Und was? Und wösch'tel? Dem' sagt's: Es is ver-
bohen! Stuchad hat ma: Es is erlaubt. Si der an
Station wird' am d' Sach' ab'genommen, in der
andern net; der eine Stuchanger sagt so, der an-
dere net; der dritte wösch'tel. Stuchenna tut si
so und der dritte wösch'tel. Stuchenna tut si
ka Mensch. I mein' also: Es müdel' an Menschen endli
amal klipp und flar g'f'agt wösch'n, was er berf' und
was net, damit er wösch' wie er dran is. D' Stuchanger
g'höer'n genau instruiert, wie sie si zu verhalten
hab'n, und gwar a jeder in der gleichen Weis', damit
net ka ane so sagt und der andere wösch'tel so.
D' Verrichtung g'höert auf an jeden Bahnhof an-
g'f'olag'n und derf' net von heit' auf morg'n
g'ändert wösch'n. Unter Duer'schaft' hat heit'

amol g'f'agt: „Dyne Stuchadverrichtung wösch'n net' so
alle verbringert! — Wann der Staat für d' Stuchenna
in ansechtiger Weis' sorgat, dann bränd'g'n ma
kan Stuchadverrichtung; so aber, wo kaner mit der
kaatlichen Verbringung d'ankommn, darf' der Staat
a net dagegen hab'n, wenn der ansecht' so g'ant,
wie er si auf and're Weis' hillt. s' Stuchad-
fahr' is scho so a Marter, jekt'n gar mit an
schweren Stuchad; zum Bergnigen tuat's Kaner,
sondern weil er müdel. Wann d' Behördschleffen
mit aner Gedäpelerichtung von an halben Stilo in
jed's Wochen d'herkommen, dann bleibt eben sit'
ander' s' über, als auf'sich' n und schart'n, dab' ma
dort was kriagt.
„Jekt'n wösch' der Gammner für d' Stuchad,
schlepp'er no größer wösch'n,“ sagte Schwager; „i
höer' d' Dyer'schaft' wösch' zur Schwedlung wösch'
amal eing'f'ührt.“
„Wen' Stuchad,“ sagte Oberberger, „über'n
Stall Spängler“ müdel' i no a Stüder'el reden,
aber heit' is ma s' hat' d'agna. Stuchad d'
Stuchenna — in aner Zeit, wo si alles ändert,
alles a anders Stuchad'f'olag' kriagt, bleib't si f'
allerweil gleich, und wann i wie, vor jekt'n
Saher'n is f' f'od'ig'? Stuchdam, habe die Dyer', meine
Dyer'n — und auf d' Stuchad' wösch'n ma wösch'
heer die Sach'! — Leopold, g'f'ah'n!“

Thomas Berger.

Die große Prozession nach Hamsterdorf

Hunger ist der beste Koch.
Dieses mangelt ihm nur noch,
Dass er, wie sonst andre Tugenden,
Sich nicht selbst kann schmachtend machen.

v. Loga u. Einmüdigkeit.
Das gewöhnliche Volk kennt nicht die Geheimnisse der Volkswirtschaftslehre, am wenigsten die dunklen Mysterien, die die Grundlage der gegenwärtigen Schwierigkeiten ausmachen. Die Volkswirtschaftslehre fürs Volk ist noch nicht geschrieben. Aber so wie der tierische Körper ohne die neuesten Erzeugnisse der Naturwissenschaften zu verfallen dennoch keine notwendigen Berrichtungen vollführt, so treiben eherner Naturgewalten das Volk unbedünnet um Gestehe und Erträge, gleichgültig gegen die grundtägliche Entscheidung der Frage, ob Zwangswirtschaft oder freien Handel der Vorzug geführt, frumpf gegen die Möglichkeit in irgend einem alten oder neuen Vorwand einen billigen Sündenbock zu gewinnen, immer wieder auf den einzig möglichen Weg der unmittelbaren Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses, Barrakaden von Hunderten mit Lebensgefahr aus dem Wege räumend. Denn in dem wirren Chaos von offenen Tragen und Möglichkeiten, die heute wie Fliegen über der Mistgrube unzählbar umschwirren, gibt es einen festen, unbeherrschbaren und unabwendbaren Punkt: die Tatsache, dass jeder Mensch an jedem Morgen von neuem hungrig wird. — In einen leeren Raum bringt durch die kleinste Ritze die Luft von außen mächtig herein. Wien muß, um nicht wie ein Kartenhaus zusammenzufallen, auf den unmöglichsten Wegen seine Nahrung von der reicheren Umgebung immer wieder aufzulassen. Wenn die öffentlichen Einrichtungen verfallen, muß jeder für sich sorgen. Das man's kann, ist keine tröstliche Erleichterung, wie manche glauben. Die Art und Weise, das Beste zu erreichen, die

Zahlungsfähigen mühelos durch die vielköpfige Hydra des Schleichhandels, die Regalen durch das Metretieren nach Hamsterdorf. Die Schwachen aber, die zu allerunterst stehen in dem Schicksalsbild der Gesellschaft, fallen schonungslos zum Opfer. Und dies ist der Anfang vom Ende.

Kings um Wien wohnen die ersten jener mächtigen Bösen, die das ganze Land bewohnen und Bauen heißen. Zu ihnen geht die Fahrt. Wir wollen sie schön bitten, gnädig zu sein gegen uns arme Sünder; auch Opfergaben haben wir mit uns, ihren Born zu heiligtigen. Guten Labak — die arme Besse zu Hause gährt fast in ihrer Ecke —, Zucker — weil wir mit ihm ohne Obst unmöglich einschieben könnten —, Seifentücher — nun wird auch schon der Wäschestapel leer! — Schürzen von den Kindern — sie könnten auch so herumgehen —, den wohl unerfährlichen, aber leider völlig ungenießbaren Ehering und noch vieles andere, geeignet, um Gnade zu finden in ihren Augen. Manchmal müht es aber nichts: „Kaffe trink ma net“ oder „Nursten ham ma scho a guua“. Da zieht die Arbeiterin verzweifelt ihre Schuhe aus und hampfert sich — hampfen, wesh dunnmes Wort! — hartuß nach Hauke. — „Heut ham ma so Zeit!“ gröhlt es wieder unter einem kloppenden Augenpaar hervor. — „Der goldene Boden, der uns allen gehört“, senkt ein kleines Mütterlein, „warum muß man sich so verflucht viel quälen, bis man zu den paar Silo Erbschöpfeln kommt?“

Bei der Abfahrt am Franz Josefs-Kai beginnt der Kummel. Scharenweise ziehen die Pilger, drängen sich in lebensgefährlicher But in die heranfahrenden Wagen. Wer die Geburtsstätte der begreiflichen Selbtsucht sehen will, komme und stamme. Frauen wischen über Leichen steigen, um in das erlebte Wageninnere zu gelangen. Wie ein vollgeladener Schwamm saugt sich der Zug in Bewegung; an allen Klanken hängen Menschenleiber. Im Innern ist's recht gemütlich.

lich. Die Gutmütigkeit verliert der Wiener nicht. Vorausgesetzt, daß er einen Sitzplatz hat. — Bei den Unstetigkeiten jedesmal Resulten im Kleinen, Wachaufgebot, Aufregung, Schreier!

Stammetsdorfer Vorklagheit. Alle vierzehn Tage einmal fuhr einst ein Kadragst aus Wien auf dem Bügelchen. Heute drängen sich täglich viermal 2000 Menschen in offene „Burt“ und in geschlossene Bichswagen, über hunderte in einen, um das Ziel der vieltausendfachen Sehnucht, die Kleinen, gelben Kartoffel als Beute heimzutragen. Bei den Stationen werden die weichen Landstrassenstriche schwarz von laufenden Männern und Weiblein, die in ängstlicher Behutsamkeit ihre Stiefelstacheln beisammenhaltend, vorwärtsstürmen; die heilige Karawane, die den Warten ihren Tribut und die schuldige Ehrfurcht zu zahlen bereit ist. 20 Kilometer vom Stefansplatz entfernt, verwandelt sich die selbstbewahnten Wiener in völlig ergebene Diener der Herren des ländlichen Bodens und seiner Schätze.

Es ist Auffassungsfrage, ob man der Prozession nach Hamsterdorf die lustige oder die traurige Seite abgewöhnt. Sicherlich geben die Verhältnisse eher Anregung zum ersten Nachdenken, als zum heiteren Gekicher. Mit einer inerte wütenden Empfindung liest man die von altersher angelegene Grundmachung des Verboles, unverfälschte Dutinadeln zu tragen, in einem Wagen, in dem die erfolgreich Beladenen eine strafbare Handlung begehen und die armen Enttäuschten harte Reden führen, beide zu gleichem Teil aber ländlichen Hochempfinden gegen die Geilde der Hinterlandströmung, die „sub Palm und Bir, heußt und immerdar“ eben dabei sind, in trefflicher Erkenntnis ihrer Überlegenheit, die Übersiedlung des festesten Arbeiterbrotkrums in den Ewren ihrer guten Stunde zu bevorzugen. Es ist zum Lachen. Oder zum Weinen. Ganz nach Belieben.

11. III. 1918

Im Stammbaal.



Die Knechtelerei in der Beantwärtung, sagte Schwaffer, die ist sehr nett... Die Knechtelerei in der Beantwärtung, sagte Schwaffer, die ist sehr nett...

Sehr richtig! befähigte Richter, i wenigstens, i hat's net! I hant aus... Die Knechtelerei in der Beantwärtung, sagte Schwaffer, die ist sehr nett...

nur, nur boudants in Gott'snam! Ma hat's... Die Knechtelerei in der Beantwärtung, sagte Schwaffer, die ist sehr nett...

Das ist ja ein der Schlarbal, erweirte sich... Die Knechtelerei in der Beantwärtung, sagte Schwaffer, die ist sehr nett...

Das ist ja ein der Schlarbal, erweirte sich... Die Knechtelerei in der Beantwärtung, sagte Schwaffer, die ist sehr nett...

Sinterher is leicht reden, sagte er; i be... Die Knechtelerei in der Beantwärtung, sagte Schwaffer, die ist sehr nett...

Das ist ja ein der Schlarbal, erweirte sich... Die Knechtelerei in der Beantwärtung, sagte Schwaffer, die ist sehr nett...

Das ist ja ein der Schlarbal, erweirte sich... Die Knechtelerei in der Beantwärtung, sagte Schwaffer, die ist sehr nett...

Sinterberger sagte: I für mei Sektion war a... Die Knechtelerei in der Beantwärtung, sagte Schwaffer, die ist sehr nett...

Das ist ja ein der Schlarbal, erweirte sich... Die Knechtelerei in der Beantwärtung, sagte Schwaffer, die ist sehr nett...

Das ist ja ein der Schlarbal, erweirte sich... Die Knechtelerei in der Beantwärtung, sagte Schwaffer, die ist sehr nett...

Thomas Berger.

Körperübung — Bürgerpflicht.

Von

Carl Diem, im Felde.

Generalsekretär des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen.

Der Großherzog von Mecklenburg besuchte vor einiger Zeit seine Truppen im Felde. Auf seinen Wunsch wurden sie nicht zu einer Parade vor ihm aufgestellt, sondern zu einem Sportfest versammelt, an dessen Ende der Großherzog den Siegern Preise überreichte. Aus dieser Nachricht spürt man das Wehen einer neuen Zeit. Sport im Heer. Was zunächst geduldeter Zeitvertreib war, ist heute nicht unbeträchtlicher Teil der Dienstausbildung und wird es nach den Kriegserfahrungen in noch stärkerem Maße werden. Das Beste daran ist, daß dieser „Dienst“ von den Mannschaften nicht als solcher, sondern als reines Vergnügen empfunden wird, eine dem Sachstrebenden merkwürdige Erscheinung, denn Sport und Turnen sind in jeder Form körperliche Anstrengungen, und eigentlich hätte unser Soldat in Krieg und Frieden körperliche Anstrengung genug.

Das Geheimnis, warum der aus wochenlangem Trommelfeuer, Großkampf und Schanzdienst kommende Soldat sich zu körperlicher Arbeit in Gestalt von Sport und Spiel drängt, ruht in der Form „jugendlicher Freude“, die diese Anspannung gewinnt. Jeder anderen Form der Arbeit bringt der Soldat nur gemäßigte Begeisterung entgegen. Voraussetzung natürlich ist die wunderbare Tatsache, daß auch die Entbehrungen des Krieges die leibliche Kraft nicht erschöpfen konnten. Sie ist immer noch auf jener glücklichen Höhe, auf der sie durch Anspannung sich neu erzeugen kann.

Für diese Zukunft unseres Volkes heißt es, diese Höhe wahren und den Geist, die Lust, die Gewohnheit so in die Jugend beider Geschlechter einpflanzen, daß Leibesübung bis ins Alter die Zerstreuung unserer Mußstunden und damit die Wehrerin unserer leiblichen Kraft wird.

Wir werden eine Wehrung unserer leiblichen Kraft sehr nötig haben, denn der Krieg war eine negative Auslese, deren Folgen man nicht leicht überschätzen kann.

Um diesen Blutverlust der Hochwertigen im Interesse unserer späteren Weltbedeutung auszugleichen, werden wir sehr tiefgreifende Maßnahmen einführen müssen. Zur Förderung der Hygiene, der Wohnungs- und sozialen Frage kommt die Verallgemeinerung der Leibesübung, zu der uns die eingangs genannten Kriegserfahrungen den Weg zeigen.

Leibesübung in der Jugend, die im weiteren Alter verflummt, verliert ihre Wirkung auf Lebenshaltung und Masse ebenso wie die Höchstleistung Weniger ohne die Ausbildung der Masse.

Nun sind wir nur in zwei wichtigen, aber kurzen Lebensperioden, in der Schule — und während des Militärdienstes, von unmittelbarem Einfluß auf die Allgemeinheit. Für diese Zeit haben wir bisher ein dem jeweiligen pädagogischen Zweck genau angepaßtes Turnsystem, das Schulturnen und das Militärturnen, gehabt, das seinen eigenen Zweck voll erfüllte, aber die Wirkung über die Schul- und Militärzeit hinaus nicht in dem Maße besaß, daß die Allgemeinheit aus eigenen Stücken der Sache treu geblieben wäre.

In zweiter Linie war der Mangel an geeigneter öffentlicher Übungsgelegenheit daran schuld.

Hierin heißt es Besserung schaffen.

Schul- und Heeresbehörden müssen in amtlicher Beziehung zu den freien Vereinigungen für Leibesübung stehen und sich von ihnen, als den Vertretern des Faches, beraten lassen. Diese Beziehung ist durch den „Reichsausschuß für Leibesübungen“ bereits hergestellt, der Einfluß ist aber bisher gering gewesen. Doch während des Krieges hat sich das Vertrauen auf das Sachverständnis der freien Verbände bei den Behörden erfreulicherweise entwickelt.

Mit der Angleichung der Form ist ein großer Schritt getan. Doch nicht minder wichtig ist die unmittelbare amtlich geförderte Überleitung der Schüler und Soldaten in die freien Vereine für Leibesübungen jeder Art. Hierzu müssen die Behörden gleichfalls enge Fühlung mit den freien Vereinen halten, die eben doch die Hauptträger der Sache sind.

Körperübung ist und soll sein Bürgergenuß. Die Behörden sollen sich auf rege unparteiische Förderung beschränken, ohne Beeinflussung nach irgendeiner Richtung hin. Nichts würde die Wirksamkeit behördlicher Unterstützung so sehr beeinträchtigen als die Annahme, daß diese eines außerhalb der Sache der Leibesübungen liegenden Grundes wegen erfolge.

Selbst da, wo staatlicher Zwang die Körperübung der Schulklassen sichern soll, kann deshalb doch die freie bürgerliche Selbstverwaltung in Anspruch genommen werden.

Die Wahlfreiheit, die obiges Gesetz dem Jüngling läßt, sichert der Leibesübung die Lust und Neigung, die aus der Arznei einen Göttertrank macht. Dem Pädagogen oder Militär der alten Schule will es zuerst nicht in den Kopf, daß eine freie Vereinstätigkeit besser sein soll, als die geschlossene Ordnung einer behördlichen Einrichtung. Bei weiterem Durchdenken erhellt es sich aber, daß man die fünf bis sechs Jahrgänge der deutschen männlichen Jugend vom Schulende bis zum Heer nicht ohne einen ungeheuren Apparat in eine Wehrschule bringen kann, daß eine Anzahl von Lehrern für sie zu verpflichten wäre und daß trotz alledem in der notwendigen Vereinheitlichung der Massenübung eine unerwünschte lusttötende Einförmigkeit entstehen würde.

Wie anders, wenn diese ganze Arbeit auf die Schultern der freien Vereine abgewälzt wird! Ein edler Wettstreit unter ihnen würde entbrennen. Mit der ganzen Verantwortlichkeit und Schaffensfreude der Selbstverwaltung würde unter Führung uneigennütziger, altbewährter Freunde der Jugend ein umfassendes Werk entstehen, für das die bisherigen Vereine für Leibesübungen aller Art das fertige Gerüst bereits geben. Die deutsche Organisationskraft, die u. a. die Gewerkschaften geschaffen hat, würde sich auch hier bewähren, und die neue Last der Arbeit und die Kosten würden von vielen Schultern freiwillig und gern getragen werden.

Nur dann ist auch die Fortsetzung des Werks, die Leibesübung des Alters — für das männliche Geschlecht nach der Militärzeit — gesichert. Diese Zeit — und es ist die längste Lebensperiode — bleibt nämlich bestimmt frei von allem Zwang. Ist der Jüngling aber vor seiner Dienstzeit schon in die freie Vereinstätigkeit eingewöhnt, so wird er ihr auch nachher treu bleiben. Hat er vorher aber zwangsweise eine Wehrschule durchlaufen, so ist er heilfroh, diesem Zwange, wie jedem anderen Zwange entronnen zu sein.

Man wird also die Verallgemeinerung der Leibesübung nur dann erreichen, wenn man sie als ein geschlossenes Problem betrachtet, und sie nicht teilweise, als Schulturnen, als Jugendturnen, als Heereturnen, als Sport der höchsten Entwicklungsperiode und als Altersturnen zu lösen sucht. Erst wenn diese Abschnitte zwingend ineinander überleiten, ist das Problem gelöst.

Daß man zunächst damit anzufangen hat, unsere Jugendzucht auf zwei Beine zu stellen, d. h. der geistigen Entwicklung eine gleichwertige körperliche an die Seite zu setzen, versteht sich von selbst. Bis jetzt waren wir darin sträflich rückständig. Dies trifft nicht unsere Turnlehrerschaft, sondern ihre Kollegen von der wissen-

schaftlichen Fakultät, die dem Turnunterricht keine Zeit übrig ließen. Erste Forderung für die Zukunft ist die tägliche Turnstunde und der freie Spielnachmittag. Wird der Jugend das nicht gewährt, dann kann man keine durchgreifende Hebung ihrer leiblichen Kraft und damit ihrer Willens- und Tatkraft und ihrer Gefinnung erwarten.

Die zweite Forderung ist die eines frischen, im Vereinsturnen und in den Vereinsport überleitenden Geistes im Schulturnen.

Die dritte ist die Einführung einer gesetzlichen Pflicht für die schulentlassene Jugend, sich körperlich weiterzubilden, bei Wahlfreiheit für das Gebiet und den Verein.

Die vierte ist wieder die Einführung von Sport und modernem Vereinsturnen im Heer zur Überleitung ins bürgerliche Leben.

Für diese Maßnahmen jedoch ist die Grundlage die Schaffung von ausreichenden Turn-, Spiel- und Sportgelegenheiten. Was wir heute darin besitzen, verdanken wir größtenteils der freien Vereinstätigkeit. Für eine Körperübung des ganzen Volkes, wie wir sie nach dem Kriege erstreben wollen, ist die bis jetzt geschaffene Gelegenheit nicht ausreichend.

Stadt und Land müssen ihre Spielplätze für Jugend und Alter besitzen, und zwar im Verhältnis zur Bevölkerungszahl und -dichte. Je städtischer die Verhältnisse werden, je mehr steigt das Bedürfnis. Ein Spielplatz muß inmitten der Stadt und des Stadtteils liegen, für den er bestimmt ist, er muß der öffentlichen Benutzung freistehen und muß alle die Einrichtungen aufweisen (Laufbahn, Turnplatz, Spielplatz, Turnhalle, Schwimmbahn, Versammlungsräume, Lesehalle), die zur Benutzung geradezu verführen. Kurz, der öffentliche Spielplatz muß für seinen Stadtteil ein Sammelplatz städtischer Wohlfahrtseinrichtungen sein.

Auch die Spielplatzfrage bedarf der gesetzlichen Regelung. Wenn wir warten müßten, bis alle Gemeinden aus eigenen Stücken die Spielplatznot lindern würden, wäre die beste Zeit dahin. Der Einwand, daß die finanzielle Not nach dem Kriege die Lösung nicht zuläßt, ist zu widerlegen. Was die Spielplätze kosten, wird an Krankenhäusern, Armenversorgung und Strafvollzug erspart. Es muß für die Gemeinde gesetzliche Pflicht werden, für ihre Einwohnerschaft Sammelplätze zu schaffen.

Auf ihnen wird das Volk „ringfertig“, wie der alte Jahn sagte, wehr- und lebensfähig werden und bleiben. Daß deswegen die Geisteswissenschaften nicht zu kurz kommen sollen, braucht nicht erwähnt zu werden.

Staat und Gemeinden sollen für die leibliche Erhaltung des Volkes nach dem Abbruch dieses Krieges die festen gesetzlichen Grundlagen geben, die Ausführung aber öffentlich der freien Vereinsarbeit überantworten, dann braucht uns um unsere Kraft in deutscher Zukunft nicht bange zu sein.

Praters Kriegsgesicht.

Das fünfte Kriegsjahr hat in das einst so heitere, im Verlauf der schweren Kriegszeit aber immer verhärterter gewordene Antlitz unseres Volkspraters tiefe Furchen gezogen, hat es entstellt und ihm die mürrische und verdrossene Miene eines von täglicher Not Gepeinigten aufgesetzt, die nur hin und wieder ein gezwungenes Lächeln umspielt. Ja, im lustigen Prater sieht es eigentlich recht traurig aus. An Sonntagen ist die Praterstimmung, die sich recht laut und fast übermütig äußert, von künstlichem Frohsinn überhüllt, aber Wochentag nachmittags, wenn dieser Firnis fehlt, wenn der alte Prater seine Sonntagsmaskerade, die Maskerade des bezahlten Clowns, abgelegt hat, dann sieht man sein wahres Gesicht, seine traurigen Mienen, hört gleichsam seine Seufzer, die die Zeit beklagen.

Darum kann alles demonstrative Geklingel, Orchestriondröhnen, Gejümme und Ausrufersgeschrei nicht über den Kardinalfehler des heutigen Praters hinwegtäuschen: seinen Mangel an reichbedeckten, hochendelstehenden, schäumende Bierkrüge tragenden, mit Salzstangen verzierten Tischen für die Pratergäste. Mögen auch zwei Drittel der Karussells, die es im Frieden gab, geöffnet sein, neue sind natürlich nicht dazugekommen — mag auch die Schickhättekonjunktur die beste und der Spezialitätenbudenbesuch ein guter sein, im „Magen“ des Praters sieht es eben doch leer aus. Von sechzig Gasthäusern, die zur Friedenszeit im Prater betrieben — und wie betrieben! — wurden, sind nur mehr zwanzig an Sonntagen geöffnet. Von diesen zwanzig schenken nur zwölf Bier und Wein aus. Am Wochentag bieten überhaupt bloß acht Pratergasthäuser am Abend ihren Gästen Trank und Speise. Mittagstisch führt nur ein einziges Gasthaus im ganzen großen Prater.

Und anfangs September soll es noch trauriger werden. Infolge der scharfen Maßnahmen, die gegen das Brauen der Wirtschaftsgäste gerichtet sind, ebenso infolge der Razzien in den Vorratskammern der Gastwirte, sind einige dieser Unternehmer gewerbemüde geworden. Von den wenigen, die noch ihr Gewerbe betreiben, wollen einige im Herbst ihre Geschäfte gänzlich schließen. So hat beispielsweise der Inhaber des Dritten Kaffeehauses (des Wahrzeichens des Nobelpraters) die Absicht, am 1. September sein Etablissement zu schließen. Die Pratergastwirte sind nach ihrer Angabe nicht mehr imstande, unter den obwaltenden Umständen die Betriebe aufrechtzuerhalten.

Die Regien der Praterbudeninhaber sind, wie man sie klagen hört, auch stark gestiegen. Trotzdem haben die meisten von Preiserhöhungen bisher Abstand genommen. In den großen Karussells kostet eine Fahrt „hoch zu Holzgroß“ noch immer 20 Heller, nur in den kleineren Ringelspielen sind die Preise von 10 auf 20 Heller gestiegen. Ueber schlechten Geschäftsgang würden sie im allgemeinen nicht klagen, denn vom „Sonntagsgeschäft“ werden, wie sie erklären, die Mindereinnahmen des flauen Wochentags wieder wettgemacht. Aber der elende Herbstsommer, das herbstliche Augustwetter stört auch am Sonntag das Geschäft und gefährdet die Existenz manches Budenbesizers, der heute auf große Einnahmen muß rechnen können, wenn er die Bedürfnisse des Alltags decken will.

Der fünfte Kriegsjahr brachte nicht nur eine im allgemeinen depressive Stimmung für den Prater, sondern auch noch einen schlechten Praterwinter. kaum drei Wochen noch und die Prater Saison ist zu Ende, die heuer keine gerade glänzende Zeit der Einnahmen war. Die paar warmen schönen Mai- und Julisonntage bildeten bisher die ganze gute Geschäftszeit. Der zum meist wolkenverhängte Augustwimmel verspricht wenig Praterwetter für die nächste Zeit. Also kann sich der liebe, alte Prater nicht einmal im Sonnenschein zeigen. Und soll dabei lustig und guter Dinge sein, soll andere erheitern, vom Werktag ermüdeten Menschen sonntäglichen Frohsinn spenden. Und ist selbst ein Greis, dem das fünfte Kriegsjahr als schwere Last im Genick sitzt, daß er abenget stehen und zu Boden blicken muß, dadurch zum Sinnen verdammt wird, zum Nachdenken, zum Vor-sich-Ginurmeln: Wann wird die „Nachhendelheit“ wieder kommen, die gute, alte Praterzeit...?

* (Wien, geschildert vom „Petit Journal“.) Die französische Presse bringt noch immer in den düstersten Farben gehaltene Schilderungen der prekären wirtschaftlichen Lage in Oesterreich. Nachstehend ein Auszug der im „Petit Journal“ vom 3. d. enthaltenen Züricher Korrespondenz, die nach einer Aufzählung von Fabelpreisen für Bedarfsartikel mit den Worten schließt: Der Hunger schwächt und deprimiert drei Viertel der Bevölkerung. Die abgemagerten Kinder, welche in den Straßen betteln, lösen einem Mitleid ein. Nichts ist demoralisierender, als die Bettelerei, zu der zahlreiche Familien direkt verurteilt sind. Der Briefträger, der einem den Brief bringt, bettelt einem mit verschämter Miene um ein Stück Brot an; die Tramwaybediensteten betteln, der Zeitungsaussträger bettelt und zahlreiche Urlauber gehen von Haus zu Haus. Das dauert schon Monate, und jede Woche wird schlimmer als die vorhergehende. Niemand dreht sich mehr um, wenn ein Greis, eine arme Frau oder ein bejahrter Arbeiter vor Hunger auf der Straße umsinkt. Die Wiener sind nicht mehr großsprecherisch. Sie sprechen wenig und leise. Laut sprechen ist ermüdend und ein Vorrecht der Leute, die zweimal im Tag essen können. — Solch große Lügen bringt das „Kleine Journal“. Jeder, der in unserer Stadt lebt, wird die authentischen Mitteilungen, die der Züricher Gewährsmann von Wiener Reisenden erhalten hat, nach Gebühr einschätzen. Entweder handelt es sich um freie, bössartige Erfindungen des „Petit Journal“ oder sein Korrespondent ist von einigen Wienern, denen der Ernst der Zeit den Humor noch nicht ganz genommen hat, hineingesetzt worden. Nach dem „Petit Journal“ gibt es für die Bevölkerung Wiens jetzt überhaupt nur mehr eine einzige Beschäftigung: betteln. Ganze Familien betteln, Briefträger betteln, Schaffner und Schaffnerinnen betteln, Zeitungsaussträgerinnen betteln und der Hungertod auf der Straße ist ein so alltägliches Schauspiel geworden, daß die armen Opfer nicht mehr die geringste Beachtung seitens ihrer Mitmenschen finden. Angesichts solcher Lügenkorrespondenzen darf es denn freilich nicht wundernehmen, wenn das französische Volk von Tag zu Tag den völligen Zusammenbruch seiner Feinde erwartet. Wertwürdig ist nur, daß unter solchen Umständen die französische Heeresleitung so ungeheure Anstrengungen macht, diese Feinde niederzuringen. Viel einfacher wäre doch, zu warten, bis die Gegner Frankreichs vollständig verhungert sind — dann kommt der Sieg allein. Vielleicht stellt man also die Herren vom „Petit Journal“ an die Spitze der Heeresleitung, über ein Volk von verhungerten Bettlern wird die glorreiche französische Armee denn doch den Sieg erringen können. Denn Hoch scheint offenbar nicht auf dem richtigen Wege zu sein.

Kriegssommer auf der Kar.

Unterredung mit dem Pächter Kronich.

Oben auf dem Karplateau glücken, von der Sonne übergossen, die Alpenrosen; sattrote Alpennelken umschmeicheln das zum Erbarmen frumme Holz der Birken, in rissigen Kaminen leuchtet der Samtpels des Edelweiß, und der tiefblaue Enzian ist wie ein Echo des Himmels. Alle Blumen und Blüten und Hochkräuter stehen da in ewiger Daseinsfreude, ohne Beziehung zum Krieg, froh und hell und lustig und satt; nur das kleine wuchernde Alpen- und Hungerblümchen klingt ein wenig symbolisch an die Eigentümlichkeiten dieser Gegenwart an. Und durch diese Blüten, über Halben, Schutt und Stein, steigen nach wie vor, unbekümmert um die Not der Lage, unbekümmert auch um die Dissenfide, die unsere Südbahn mit unendlichem Abwehrtrommelfeuer gegen jede Marxpartie ständig unterhält, die Wiener auf den Berg, der nach dem Fahlenberg und dem Leopoldsbau der wienerischste genannt werden darf, auf die Kar.

Jede Samstagnacht sieht Scharen von Wienern auf leichten und schweren Wegen den geliebten, ans Herz gewachsenen Berg erklettern, und auch jeder andere Wochentag bringt über die blau- und gelb- und rotmarkierten Wege eine Anzahl von Besuchern. Sie gliedern sich noch immer in die alten Gruppen, in die Wanderfrohnen, die einfach auf die Kar wollen, und denen das Ziel mehr bedeutet, als der Weg, dann in die Feren, die durchaus klettern müssen, wenn das Genid auch bricht, und endlich in die geeichten Kletterer, denen der feinste Nullersteig noch nicht genügend nullermäßig ist. Die Frauen und Mädchen haben sich eine neue Mode zurechtgelegt; sie steigen mit Vorkleide nur mehr in Hosen auf die Kar. Das soll wohl feich sein, wirkt aber doch mehr brutal oder lächerlich, jedenfalls ist es sportlich unorganisch empfunden, denn eine Sosenfaherin auf dem Thörweg, den man ganz auf auch in Halbkleidern und im Abendkleid ersteigen kann, wirkt doch ungefähr so wie ein Mensch, der im Strandtrifot längs des Donaukanals spazieren gehen wollte.

In jeder Aufmachung, in der natürlichen, in der sportlich betonten und in der verschiegenen, gehen die Wiener auf ihre Kar. Sie ist ihnen, allen Hindernissen zum Trotz, auch im finstern Kriegssommer treu geblieben, so wie sie ihrer Kar treu geblieben. Und die Gegend zwischen der Brandtschneide und der Heuluppe ist wirklich nichts anderes als etwa ein 22. Wiener Gemeindebezirk. Die Kar ist das schönste und weiteste Sanatorium aller lufthungrigen, arbeitsmüden Wiener geblieben. Immerhin, gegen die Friedensjahre merkt man schon einen beträchtlichen Unterschied in der Struktur des Karpublikums und in der Art, wie heute im vierten Kriegsjahr Marxpartien unternommen werden. Darüber erzählte Herr Kronich, der nun das sechsundzwanzigste Jahr 1800 Meter über dem Meer als Pächter des Otto-Schutthaus Generationen von Wienern und anderen bergfrohen Wanderern kommen und gehen sah, der mit seinen Knechten manchen Verschiegenen gerettet, manchen abgefeierten Touristen geborgen hat und der eigentlich, fern vom Stephanssturm, doch einer der populären Wiener geworden ist, einem unserer Mitarbeiter gelegentlich eines Besuches in dem schönen, großen, gastlichen Ottohaus, mancherlei Interessantes.

Das Karpublikum, meint Herr Kronich, hat sich, den teuren Zeiten entsprechend, ein wenig verschoben. Der Mittelstand ist nur mehr Passant, nur mehr Tourist, nicht mehr ständiger Gast. Eigentlich pflegen im Schutthaus nur mehr Angehörige der wohlhabenden Kreise mehrere Tage zu bleiben. Um aber niemandem die Möglichkeit zu schmälern, in freier Höhenluft, losgelöst von allen Sorgen und Beschwerten des Tales, auszuspannen, wurde die Einrichtung getroffen, daß kein Gast länger als

höchstens acht Tage im Schutthaus wohnen darf. Das ist auch ein Ventil, um sich gegen die bequeme Lösung zu schützen, die der Wohlhabende darin erblicken könnte, sich mit einem Karaufenthalt von allen Approvisionierungsorgen dauernd zu befreien. Man lebt gut und sicher nicht teurer auf der Kar als in einem guten Wiener Restaurant. Ueber das mangelnde Entgegenkommen der Behörden beklagt sich Herr Kronich bitter. Er verweist darauf, daß die Kuranstalten und die Pensionen am Semmering weit besser mit Lebensmitteln dotiert sind, obwohl doch gerade die Karstutthäuser eher im öffentlichen Wohl gelegene Unterkunftsstätten als auf Gewinn berechnete Unternehmungen sind. Jeder Gast muß fünf Dekagramm Mehl oder den entsprechenden Abschnitt der Mehlmärke abgeben; aber damit ist der Mehlnot da oben noch lange nicht gesteuert. Interessant ist es, was Herr Kronich, der stets gleich Lebenswürdige, der Wirt im besten patriarchalischen Sinne, von den kleinen Leuten zu erzählen weiß, die seine vorübergehenden Gäste sind. Sie kommen mit einem für Kriegsverhältnisse recht ansehnlichen Proviant an Konserven; Eier, Schweinebraten, weißestes Brot, Wein, Schnaps — alles bringen sie mit. Ungehindert läßt sie Herr Kronich, auch unter Verzicht auf das hüftübliche Stoppelgeld von einer Krone, ihren Proviant verzehren. Er gibt ihnen siedendes Wasser zum Kochen der Eier; er weiß schon, hier soll nichts verdient werden, und es ist ihm nur etwas peinlich, daß seine Wochengäste so viele Herrlichkeiten neidisch betrachten müssen, die auf der Kar nicht einmal für Kriegsgewinner wachsen. Wenn aber dann diese wohlverproviantierten Gäste, die alles, aber schon alles mit haben, instament eine Rindsuppe und eine Mehlspeise bestellen, dann macht Herr Kronich nicht mehr mit; eine bloße Mehlspeise soll das Ottohaus nicht sein. Und das be-

greifen die Leute nicht; sie werden ungemütlich und bestehen auf ihrem Schein, der in diesem Falle die Speisefarte ist. Daß übrigens das gewöhnliche Publikum nicht immer das angenehmste sein muß, beweist der Umstand, daß eine Anzahl von Leintüchern, Rissen- und Deckenbezügen gestohlen wurde. Insbesondere in dem Wirbel der Samstagnacht, in dem die Massenwanderungen sogar die traditionelle Sittenruhe sprengen, wurden diese Diebstähle geradezu virtuos durchgeführt.

Sehr beklagenwert sind die außerordentlichen Erschwerungen, denen der Eisenbahnverkehr unterworfen ist. Nicht mit Unrecht meint Herr Kronich, daß Sonderwagen, wie sie für Schulkinder zu Marxpartien zur Verfügung gestellt werden, auch für erholungsbedürftige Bureauenschen da sein müßten, für die eine Bergwanderung doch noch mehr eine Erholung bedeutet als für Kinder, denen die Strapazen einer Marxpartie kaum allzu beömmlich sind. Auffallend ist es übrigens, daß alle Touristen ausnahmslos in gutem, meist gemageltem, also für den Stadtgebrauch nicht verwendbarem Schutzwerk ankommen. Und die viel beklagte Unterernährung hält die Kletterfreudigen auch heute nicht vor anstrengenden Aufstiegen ab. So hat sich eigentlich nur einiges im Wirbel der Karbesucher verschoben. Die Zahl der Touristen ist freilich fast um fünfzig Prozent zurückgegangen. Aber die Wiener sind ihrem Lieblingsberg, wo sie noch immer für acht Kronen ein Zimmer haben, wo sie für sechs Kronen mit anderen Touristen zusammen schlafen und für eine Krone im allgemeinen Schlafraum nächtigen können, treu geblieben.

Während Herr Kronich noch plaudert, kommen vom Tal her Touristen. Wiener, liebe Mädchen, die nicht in Härenplumpen Hosen stecken, lebfrische junge Burjaken. Der Abend dämmert vom Hüllental herauf, die Alpennelken glücken, alles atmet Frieden, Freiheit, Bergesglück. Und während der Wirt die neuen Gäste begrüßt, steigt man talab, erfrischt von ein paar Stunden in Wiens schönstem Höhenanatorium, von der lieben, treuen Kar, dem wienerischsten Berg.

17. VIII. 1918

Verballhornungen „Schwallangische, Schwallang-schierer, Schwollis“ gelten lassen. Das Wort ist eben in das Bewußtsein der häuslich-babrischen Weiblichkeit so eingedrungen und intim mit dem jungfräulichen Denken verknüpft, daß es schwer wäre, es zu amputieren. Kein heiliges Wesen wird den Schwallangische in ihrem Lebens- und Weltbild vermissen wollen. Uebrigens was „intim“ betrifft, „ist Mode-schmoochort: innig, herzlich, auf du und du, ein Herz und eine Seele, unter vier Augen, ver-schwiegen, dich, Seelen...“, Herzens...“ Duseh... „geschlechtlich“. Aus diesen mannig-faltigen Uebersetzungsworten des Entwecklers ersieht man, wie viel das einjagige Wörtchen „intim“ in salomonmäßig distreter und feiner Weise an Nuancen und humoristischen Sighern in sich vereinigt. Für den Schriftsteller wertvoll ist das Buch auch dadurch, daß man vielfach Lokalaufdrücke findet. So schlägt er für „Kabale“ unter einer Anzahl Uebersetzungen auch Ge-mäuel und Mentente vor. Mentente ist ber-linerisch. Da aber der Berliner der ärgste Ver-welscher und Verfranzöser ist, so haben wir ihn in Bedacht, daß er Mentente aus Modifikation gebildet hat. Wie er ja auch statt „nicht in die Hand“ mit Vorliebe „nicht in die la maing“ sagt. Für Cafes, aus denen der schlaue Dresdener Industrielle während des Krieges ein echt deutsches Wort Kets gemacht hat, schlägt Engel das niederdeutsche Pädts, Pädtsel, (Machener) Printen und das, feinerzeit preis-gekrönte Knusperchen vor. Doch hat sich Annerkennung, und trotzdem es ganz niedlich ist, nicht durchzusetzen vermocht. Es starb in früher Jugend an Ausgehung. Oder wie Engel sagt, „es war zu lang, zu schwer und wollte zu viel ausdrücken“. Daß er das Wort Kettfakter unter anderem durch Geschäftsführer überliest und Kettfakter durch herumwirksamen, finde ich nicht recht, denn gerade im Fremdsport liegt

Engel jetzt für musikalisch musifizierend, musifi-sinnig, musifikundig (gehüpft wie Geiprungen), kontinuitätsförsch, oder, wie Beethoven sagt, ton-förschig, wie Goethe sagt, tonförschig. Musifikalisch sein läßt sich erleben durch „ausüben“ oder „hat Gehör“.

„Mögen also“ — schreibt Engel — „die Welscher meiner Ton brutal, massiv, outriert, egypten, radikal, mokant, injuriös, verpörschierend, ironisch, medisant, maliziös, hautain nennen — all das sichts mich nicht an, so sch nur die ge-wollte Wirkung erreiche, mein Objekt nicht ver-fehle. Das nämlich ist meine Objektivität, die die Welscher so schmerzlich an mir, Subjektivi-tem, vermissen... Ich halte die Welscherer in jeder Mahnung zu größerer Milde oder nur Höf-lichkeit ab.“

So sei doch häßlich! — Häßlich mit dem Rad? Mit Seide näht man keinen groben Sad. (Goethe.)

Das an und für sich wertvolle Buch ist an vielen Stellen höchst amüfiant. „Unter Ge-bildeten absterbend“: dafür ergötlich, droffig, zum Kugelru, zum Schmecken, zum Schmeffachen. Die Sprache führt da manchmal einen lustigen Serpentinegang auf. (Rehren, Bindungs-, Schlangengehweg, Zidzackana.) Man ist zum Beispiel neugierig, wie der bei den eleganten jungen Damen mit Recht so beliebte Leutnant im Trommelfeuer der Entwelschung davon-kommen mag. Engel schreibt: „Um sechsundzehen-hundert Leutnant: warum nicht: Leut-mann (neben Hauptmann)?“ Aus dem Leu-tenant, dem Wanne, der den Wok hält, der eine Stelle vertritt, wird durch Sarkastikfühlung das „Ant, das“, oder der „Wann, der“ über den „Leuten“ gesetzt ist. Das Ende vom Lied ist ganz gut, nur die Ableitung beruht auf einer Wogelei (echt deutsches Wort, nicht möglich, es noch mehr zu verdeutschen). Bei Chebourgleger, dem letzten Reiter, wüß er die Münchener

das „ipradschwissenschaftlich bläde unumögliche gen-tralifizieren“ schlägt er allerdings ein bißchen ver-schämmt, „vermittelpunkten“ vor. Für diesen Sinn ist jetzt im Bereiche der Fandol mit Leder, Baum-wolle, Spiritus, Mehl vermittelpunktet. Sieht man von solchen vereinzelten fremdsprachigen An-herungen ab, so ist dies Wörtchen wirklich ausgesprochen und bietet dem Schriftsteller tat-sächlich reichlich Ersatzorte für die hinausgebör-tenen Welschbörter.

Für den so beliebten „Wissolo“ (Stallenerci aus Wien, wie Herr Engel behauptet), gibt er die sehr braudbaren Worte Stitt, Stöpsel, Amrups, Rips, Stint, Mat. Der Schriftsteller hat die Wahl. Aber er wird doch beim Wissolo bleiben, weil das Wort eine ganz bestimmte lokale Färbung, ganz bestimmte Gestalt und Landescharakter hat. Stitt, Stöpsel, Rins ist ja sehr lebenswert und verwendbar, beißt aber keine ganz spezifische Charakteristik. Ich sage spezifisch; ich sollte sagen „artlich, eigen, unter-scheidend, echt, rechteigen, ganz und gar“. Also, der Stitt ist weder so rechteigen, noch so echt, noch so ganz und gar wie der Wissolo. „Der deutsche Fremdwörterbuch besteht zu 999 Lan-fensüßel aus verlusteten, verstimmelten, zer-quatschten Wörtern fremder Sprachen.“ (Ich hoffe, daß Quatsch nicht etwa aus dem Welschen herübergenommen wurde, sondern echt germani-schen, das heißt heulnisch-urteutsches Ursprungs-ist.) „Moralität ist kein Latein, son-dern Nischenlatein. Maderlatein, Nischenste ist nicht griechisch, Sonalität nicht fransösisch, Pronuntiamente nicht spanisch.“ Worte, an die wir im Schlaf gewöhnt sind, wie interessant, in-dividualistisch, ästhetisch, musikalisch, nennt Engel Sprachgarenel. Ich bitte dich, berechre Leferin, die du nie bei einem Konzert sehest, das im Musikvereinssaal oder im Konzerthaus gegeben wird: Dein so oft gebrauchtes musikalisch, ohne das du nicht leben könntest, ist kein reines Deutsch, sondern gehört der „Saubersprache“ an.

Entwecklung.

Der immer rührige Eduard Engel, den man gerne liebt, weil er so persönlich, aggressiv (ansfallend) und anregend ist, hat sich jetzt auf die Sprachverreinigung geworfen und sucht das deutsche Vaterland vor der Verwelschung durch Fremdwörter zu retten. Er macht das mit so viel Temperament und Unhöflichkeit, daß es ein Vergnügen ist, die Einzelheiten zu lesen zu seinem neuesten „Verdeutschungswörterbuch für Amt, Schule, Haus, Leben“, das den Titel führt „Entwecklung“. (Verlag Giese & Weyer, Leipzig 1918.) Er ist ein Feind aller „Welscher“. Es gibt zwar Fälle, in denen es schwer ist, echt ferndeutlich zu sein. Was will man zum Beispiel für Lyriker, Dramatiker, Schriftsteller sagen. Engel behauptet, als freier Schrift-steller würde er sich sofort zu helfen wissen. Er würde statt dieser wirklich undeutlich klan-genden Laute folgende Worte gebrauchen: „Silberton, Leuchensügel des Liedes, Herzens-ton, Liedesklang, Lied gemordenes Gefühl.“ Syrisch erjert er durch Klamadurchbebt, Lieddurchkittert, und den „Syrifer“, über den wir uns so oft lustig machen, würde er der Löne Messer, Herzenshänger, Niederfonia nennen.

Was könnte nun ein Dichter nicht alles im herrlichen Deutsch sagen, an Stelle solcher elen-der Leimereien, wie Faktor, Element, Material, Koeffizient, idealisieren, Altruismus, Expresfio-nismus, Individualität, Mentalität. Engel mag sogar Wortbildungen, bei denen er „Gohn-lacheln über den dummen Putzismus“ voraus-setzt. So schlägt er für fatal das gute deutsche Wort „schickalig“ vor. Natürliche Gohnelächler, aber das Wort hat er bei Goethe gefunden, und gegen Goethe kommt kein Kritiker (Nörgler, S-wer) auf. Aber er mag noch mehr. Für

[Kahlenbergelegie.] Dieser Berg gehört zu jenen Wiener Inventarstücken, von denen man so oft spricht und schreibt, bis man schließlich ganz vergißt, daß sie wirklich vorhanden sind. Man sagt: der alte Stephansurm, ohne ihn jemals eines aufmerksamen Blickes zu würdigen; man sagt: die blaue Donau, und kommt nie hinunter. Es ist ungefähr wie das Verhältnis zu einem Verwandten, den man nie sieht und der einem völlig fremd geworden ist. Erst wenn es ihm schlecht geht, besinnt man sich seiner und findet wieder den Weg zu ihm. Unser nächster Wiener Verwandter, der Kahlenberg, ist jetzt wieder einmal in eine mißliche Lage geraten. Der Zahnradbahn, von der man ohnehin nie recht wußte, ob sie verkehrt, ist vor einigen Tagen infolge von Kohlenmangel plötzlich der Atem ausgegangen und sie hat den Verkehr eingestellt. Ihre Konstitution war ja nie eine besonders robuste, und auch in besseren Tagen, in denen Kohle noch keine solche kostbare Marität war, hat sie immer wieder an Atembeschwerden gelitten. Der Kahlenberg war von jeher das Sorgenkind der Wiener Fremdenverkehrsforer, aber die Fürsorge und Erziehung, die man dem Kinde angedeihen ließ, war meistens eine problematische und theoretische. Ab und zu tauchten kühne Projekte auf: der Bau eines modernen Riesenhôtels und eines Kahlenbergcottage, Uebernahme der Zahnradbahn durch die Gemeinde Wien, Elektrifizierung und unmittelbarer Anschluß an die Straßenbahn. Gereizte Lokalpatrioten pflegten zu sagen: wenn der Berg in der Schweiz wäre, was würde man dort aus ihm machen. Da sich aber der Kahlenberg trotz aller schlechten Erfahrungen nicht einschließen konnte, nach der Schweiz auszuwandern, hat er richtig keine Karriere gemacht und es nicht weiter gebracht als zu der uneinträglichen Stellung eines Wiener Wahrzeichens. Der Krieg hat ihm den Rest gegeben. Früher waren die Hügel der Zahnradbahn wenigstens von einem halben Duzend gewissenhafter Fremder überfüllt oder ein in Wien tagender Kongreß fuhr hinauf. Jetzt lebt der alte Berg unbeachtet und unbeschäftigt im Ausgedinge, denn die Einheimischen haben keine Zeit und Muße, hinaufzufahren und die berühmte Aussicht zu genießen. Den Wiener von heute locken nur ganz andere Aussichten: die, etwas Mehl oder Erdäpfel zu bekommen, und wenn man schon Ausflüge macht, so haben sie irgendein Hamsterdorf im Marchfeld zum Ziel. Auf dem Kahlenberg gibt es aber nichts zu hamstern als Stimmungen, und danach ist jetzt keine Nachfrage. Die Einstellung der Zahnradbahn ist also momentan von keiner besonderen praktischen Bedeutung, höchstens für die Willenbesten, die auf dem Kahlenberg wohnen. Sie sind auf diese einzige Verbindung dringend angewiesen, denn auf diesem Wege bekommen sie alles, was zum Leben nötig ist: die Post, Steuervorschreibungen, aber auch das Hochquellenwasser. Ob sie die Post und das Wasser sobald wieder bekommen, ist fraglich, die Steuervorschreibungen werden vor der Bergtour bestimmt nicht zurückschrecken. ... Außerdem gibt es noch altmodische Kahlenbergschwärmer, denen es ein Bedürfnis ist, wenigstens einmal in der Woche sich droben ein bißchen vom Durhalten zu erholen. Die werden eben auch zu Fuß gehen müssen, vorausgesetzt, daß sie überhaupt nach Nußdorf gelangen, was heutzutage nicht so einfach ist. Die Versicherung des alten Wiener Liedes: „Da fahr'n wir gleich nach Nußdorf 'nans“, trifft nämlich längst nicht mehr zu. Auf der Stadtbahn verkehren nur einige wenige Hügel, die Anschluß haben, und zu denen werden an der Stadtbahnkassen seit einiger Zeit prinzipiell keine direkten Karten mehr ausgefolgt. Man muß vielmehr in Heiligenstadt aussteigen, zur Kasse jagen, sich anstellen, und wenn es Wochentag ist und man selbst ein Sonntagskind, erreicht man noch durch Zurückjagen auf den Perron den Lokalzug der Franz Josefsbahn. Warum dies so eingerichtet ist? Amtsgeheimnis. Oder um die Lebeworräte zu strecken und den Wienern die überflüssigen Ausflüge auf den Kahlenberg abzugewöhnen, die ja heute in erster Linie eine Schutzfrage sind. Vorläufig stellt bloß die Zahnradbahn ihren Schuttrieb ein, wegen Kohlenmangels. Wenn es so weitergeht, wird man vielleicht eines Tages am Fuße des Kahlenberges eine Kundmachung plakatiert finden: Aufstieg verboten — wegen Kohlenmangels. ...

(Der große „Scheintote“ von Wien.) Die alten Praterfreunde, die sich noch in den Prater verirren, will ein Gefühl überkommen, wie das der Zwerg vor dem gläsernen Sarge des scheinototen Schneewittchens. Da ist noch immer die von Kaiser Maximilian geschaffene Hauptallee, die zwischen fernem, endlosem, immer kleiner einschrumpfendem Grün in irgendeine rätselhafte Richtung verläuft. Noch immer umgibt uns vom Praterstern weg der Typus der idealen Landschaft, die nicht bloß die „Jagdgründe“ unsres ersten Jugendspieltriebes, sondern auch den Rahmen schüchternen Eintrittes in die „große Welt“ zwischen „Erstem“ und „Drittem“ Kaffeehaus bedeutete. Nein, man darf nicht daran denken und muß rasch vorübergehen, um nicht so ganz unzeitgemäß sentimental zu werden. Es ist ein weicher Juliabend, eine laue Welle urfüßen Heublumenduftes umflutet uns vom Konstantinhügel her. Über ein Blick nach links, nach der einstigen Viatriumphalis jungen, kraft- und lebensstrotzenden Wienerturns, und unsre Stimmung sinkt rapid. Die ganze Reihe klingender, singender Gartenrestaurants, die wir als Lampionstrahlende Stätten der Seiterzeit kannten — dunkel, gelbernt, düster, in tiefstem Schatten des — Kriegsdefizits. Die Tische übereinandergetürmt, die verregneten Sessel zu Haus geschichtet wie der Holzstoß für den Feuertod der Erinnerungen. . . . Dort an dem jetzt gespenstisch hohlen Ausschnitt des verfallenden Musiklozes stand Komzal mit der unachahmlichen Grazie des Militärkapellmeisters der Friedenszeit und dirigierte sein herrliches Flügelhornobus. Draußen brandete die rasend applaudierende Woge der Tausende von Verehrern der „Vierundachtziger“. Urweit davon schwebte der Taktstoß Ziehers in einer Atmosphäre von Begeisterung blauer Rauchwölkchen, Plopfknall und den schmetternden Märschen aus dem „Traum des Reservisten“. Im Dritten Kaffeehaus „ist“ ja noch ein wenig Musik. Ein junger Zivillkapellmeister, Max Geiger, bemüht sich ehrlich um den Rest der Ueberlieferung, aber sie ist eben nicht zu retten. Ein Blick auf den schütter besetzten Garten wirkt erlältend. „Schau“, da speist ja niemand mehr,“ entdeckt eine vorwitzige Kleine vom Partgitter aus. Es ist so. Ein Gläschen Bier vor jedem Gaste, das ist alles. Keine dampfenden Platten, kein Käse, keine Salami, kein Brot. Ist es da ein Wunder, wenn der Lichtkreis der Lampen immer mehr verblaßt, wenn vorzeitig große Gartenpartien in nächtiges Dämmern versinken und wenn die paar Duzend herumstehenden und sitzenden Leute an die unzureichende Regie in der Provinz aufgeführter Ausstattungsstücke erinnern? Und es ist noch viel ärger, aus der Hauptallee etwa in den Wurzelprater zu flüchten. Denn dort gibt es auch den verstimmenden Anblick förmlicher Massenperren alter Volksgärten, die ausgestorben daliegen. . . . Und doch ist der Prater nur scheinot, und man wird ihn noch brauchen, deshalb möge auf seine Erhaltung Bedacht genommen werden.

M. K.

(Spaziergänge.) Es herbsteht früher als gewöhnlich in diesem Sommer, schon wirken sich lichtgelbe und rötliche Blätter in das Grün der Parks und der Alleen, und wenn der Himmel sich wirklich einmal entschließt, heiter zu sein, so ist sein Blau zart und fern, kühl und silbrig, in einen feinen, nebligen Dufte getaucht. Es liegt ein wehmütiger Reiz über den Straßen, eine stumme Einladung, das einzige Vergnügen zu genießen, das der Krieg nur wenig zu beeinträchtigen vermöchte. Im Gegenteil, dem Spaziergänger kommt es zugute, wenn die Bahnbahn nicht durch eine doppelte Wagenzelle von Fackeln, Automobilen und Elektrischen abgesperrt ist, die erst der Wächmann mit erhobenem Arm für den Passantenstrom teilen muß. Heute kann man gelassen in der Mitte der Ringstraße wandeln und die architektonischen Schönheiten von beiden Seiten auf sich wirken lassen, ohne besondere Furcht, daß eine grelle Supe oder ein Pferdekopf sich störend in diese verträumte Betrachtung eindringt. Wie wundervoll hebt sich das Spitzenmuster der Botenkirchentürme vom Himmelsgrund ab, mit welcher vornehmen Anmut tritt die Silhouette der öffentlichen Gebäude und Paläste aus der grünen Umrahmung hervor. Wenn man von den Museen kommt, kann man sich mit besonderem Genuß in die Betrachtung der Univerſität versenken, die wie ein monumentaler Abschluß den Schottenring krönt. Oder man kann auf dem Kai, wenn die Dämmerung einzufallen beginnt, das Spiegeln der Lichter im Kanal verfolgen, die nicht mehr so hell leuchten wie einst, aber noch immer wie ein zartfunkelndes Netz über dem Wasser ruhen. In der Innern Stadt fesseln am meisten die Auslagen. Die Luxusgeschäfte verraten den Krieg am wenigsten. In den Parfümerieläden erhält man englische und französische Parfüms wie vordem, die Galanteriewaren- und Kunsthandlungen halten noch immer entzückende Dinge an Handtäschchen und Kassetten, an schlanken Vasen und bunt schimmernden Porzellanen, an mannigfachem Hiera des Lebens feil. Sie sind verhältnismäßig nicht einmal so teuer. Verhältnismäßig — nämlich an dem Preise einer Gans oder eines Kilogramms Butter gemessen. Bei den Lebensmittelgeschäften hingegen fällt die erschreckende Uebersülle an Erbsenmehl auf. Man staunt auch über die Menge von fetten und fettlosen Waismitteln, die alle Schaufenster der Gemischtwarenhandler und Greisler anfüllen, ohne daß ihnen in nahrhafteren Dingen, es sei denn eine Schüssel mit höchst zweifelhaftem Käse, ausgleichender Widerpart geboten würde. Wie man sich auf solchen Spaziergängen überzeugt, kann man auch in Briefarten und Briefpapier seinen Bedarf noch an

reichend decken, während vor den Geschirrhandlungen, von denen die Fama berichtet, daß sie Vorräte besitzen, schon ganz ansehnliche Holonäsen zu bemerken sind. So gibt es allerlei zu schauen, zu verwundern und zu begrüßen. Jeder Bezirk hat sein eigenes Antlitz, seine eigene Stimmung. Ueber manchen Gassen aber liegt die Wehmut der Erinnerung: Wie oft ist man damals hier gegangen, hat, um heiterer Gesellschaft oder welibewegender Gespräche willen, um das Glück einer mehr oder weniger zufälligen Begegnung zu verlängern oder um in einsamen Träumereien nicht gestört zu sein, die Elektrische verschmäht, obwohl sie noch nicht an chronischer Uebersüllung litt. Denn es war Friede und man war noch jung.

Das teure Begräbnis.

Da das Leben des einzelnen von Tag zu Tag an Wert verliert, so müßte der Tod, der nach dem bekannten logischen Satz das Leben kostet, heute als eine der am wenigsten kostspieligen Dinge bezeichnet werden, wären nicht das Begräbnis, die Miete eines Grabes, die Ausschmückung der letzten Ruhestätte Dinge, die jetzt mit zu den Dingen gehören, deren Preis stets höher, fast unerschwinglich geworden ist. Die Verringerung der Arbeitskräfte, deren Folge zwar eine Verlangsamung und Verschlechterung der Leistungen bedeutet, hat eine Erhöhung der Arbeitslöhne hervorgerufen. Und wenn heute die Totengräber- und Leichenträgerarbeit auf dem Zentralfriedhof auch weniger qualifizierte ältere Arbeiter und Kriegsgefangene besorgen, so ist wohl damit die Möglichkeit gegeben, Tote überhaupt zu bestatten, aber nicht die billigeren Leistungen und rascher Arbeits erledigung. So kommt es vor allem, daß sich jetzt bei den Begräbnissen im Zentralfriedhof wiederholt Komplikationen ergeben. Obwohl die Beerdigungstunden bereits entgegen dem Kirchenritus bis auf den Vormittag zurückverlegt wurden, kommt es jedoch vor, daß ein zu bestimmter Zeit angesagtes Begräbnis auf eine spätere Stunde verschoben werden muß, weil dringende Arbeit, die telegraphisch bekanntgegebene Befehung einer nach Wien überführten Leiche, vorerst durchzuführen ist. Wenn also ein Angehöriger des Mittelstandes die um 100 Prozent teurer gewordenen Gebühren eines Leichenbegängnisses für ein Familienmitglied etwa mit 500 Kronen bezahlt hat, so muß er darauf vorbereitet sein, noch Unannehmlichkeiten in bezug auf den Termin der Beerdigung zu haben. Die Leichenbestattungsunternehmen, dazu gehört auch die der Gemeinde Wien, haben im Laufe des Krieges wiederholt die Begräbnistarife erhöht, ohne dafür zu sorgen, daß für das viele Geld wenigstens auch eine sozusagen prompte Arbeit gesichert ist. Von Privatgärtnern, die ihre Preise für Gräberaus schmückung auf das Doppelte erhöht haben, werden diejenigen ausgebeutet, die Blumenschmuck auf Gräber bestellen. Das Zentralfriedhofsamt selbst hat seit sechs Jahren eine Lage von 16 Kronen für die einfachste Gräberaus schmückung in der Zeit von Mai bis Oktober festgesetzt, die tatsächlich bisher nicht erhöht wurde. Aber die einfachste Aus schmückung bedeutet eigentlich nichts als eine Pflege billigerer Gewächse auf dem Grab. Für bessere Aus schmückung werden Sonderofferte gemacht, denen die Forderungen der ausführenden Privatgärtner zugrunde gelegt sind. Da gibt es freilich Preise, die weit über 60 Kronen hinausreichen, für „Aus schmückungen“, die durchaus nicht prächtig sind. Der Minderbemittelte ist daher kaum in der Lage, eine solche Aus schmückung für das Grab seiner Angehörigen zu bestellen.

Rauchfanglehrer.

Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte, vorausgesetzt, daß der Dritte nicht der Verbraucher ist. Dann gilt vielmehr der Vers:

Wenn du streiten siehst zwei Drachen,
Tritt als Mittler nicht dazwischen,
Denn sie könnten Frieden machen
Und dich selbst beim Kopf ertwischen.

Zwischen den Hausbesitzern und den Rauchfanglehrern wird jetzt gestritten; die Rauchfanglehrer verlangen eine Erhöhung von 60 v. S., während die Hausbesitzer berechnet haben wollen, daß die Erhöhung der Löhne, die die Rauchfanglehrer ihren Gehilfen zahlen, höchstens 30 v. S. rechtfertigen würden. Das Rauchfanglehrergewerbe besteht aber für den Unternehmer fast ausschließlich darin, daß er den Mehrwert einstreicht, der dadurch entsteht, daß er dem Gehilfen für die Arbeit, die dieser und nur dieser leistet, erheblich weniger bezahlt, als der Hausbesitzer ihm; es wird wenige Gewerbe geben, bei denen das Einkommen so durchaus arbeitslos und aus der schwereren Arbeit der Gehilfen fließt.

Überdies verweisen die Hausbesitzer darauf, daß ja auch sie die Folgen der Teuerung aus eigener Tasche bezahlen müssen, weil das Mieterrechtgesetz sie hindert, es aus den Taschen der Mieter zu tun. Die Rauchfanglehrer stehen offenbar noch auf dem Standpunkte, es sei ein Gebot der göttlichen Ordnung, daß kein Unternehmer unter Kriegsfolgen leiden dürfe; dazu seien ausschließlich die Verbraucher auf der Welt, eine Meinung, die zwar nicht ganz stichhältig ist, zu der sie aber allerdings durch die Erfahrung berechtigt sind.

An dem Strette, der uns sonst ziemlich kalt lassen könnte, sind nun in der Tat auch die Mieter beteiligt, denn wie immer er ausgehen möge: die Kriegskosten werden hoch, wie immer, sie bezahlen müssen, da die Hausbesitzer ja berechtigt sind, nachweisbare Erhöhungen der Erhaltungskosten auf den Mietzins zu überwälzen. Infolgedessen wird der Streit um den Mehrgewinn der Rauchfanglehrer ein Streit um die Mehrbelastung der Mieter und dadurch zu einer Angelegenheit, um deren Ausgang sich zu kümmern Pflicht der Gemeindeverwaltung ist. Es mag den Herren peinlich sein, zwischen Hausbesitzern und Rauchfanglehrern, beide Parteigenossen in jedem Sinne, entscheiden zu müssen; aber wenn sie nicht ganz und gar ihrer Pflicht untreu werden wollen, so werden sie dafür sorgen müssen, daß die Mieter nicht mehr als das unbedingt Notwendige bezahlen müssen: den Mehrlohn der Gehilfen, damit diese leben können, aber keineswegs den Mehrgewinn der Unternehmer, damit diese besser leben können. Auf jeden Fall muß verhindert werden, daß sich die Streitparteien verständigen und die Mieter die Kriegskosten bezahlen müssen. Das ist auch eine Angelegenheit unserer freigewählten Borgeordneten, weil ja den Wählern doch endlich die Geduld reißen könnte. Sehr wahrscheinlich ist es bei Wiener Wählern nicht, aber der Krieg hat ja auch ganz Unwahrscheinliches wahr gemacht.

Allerlei vom Tage.

Folgende zwei Meldungen standen heute in der „N. Fr. Pr.“ unmittelbar hintereinander:

(Das Aufgeben des Planes auf Errichtung von getrennten Wirtschaftsgebieten in Böhmen.) Wie die „Politischen Tagebücher“ melden, fand gestern im Ernährungsamt eine Konferenz von Abgeordneten aller deutsch-böhmischen Parteien mit den Regierungsvertretern statt, in der die Vorschläge, betreffend die Errichtung von einheitlichen Wirtschaftsgebieten, einer gründlichen Besprechung unterzogen wurden. Dabei wurde festgestellt, daß die Gebiete, die für die Bildung solcher geschlossener Wirtschaftsgebiete in Betracht kämen, in nationaler und besonders in wirtschaftlicher Beziehung innerlich zu große Gegensätze aufweisen, was besonders bei Westböhmen zutage tritt. Nach dreistündiger Beratung entschlossen sich die Konferenzteilnehmer, die Projekte bezüglich der Abgrenzung der Wirtschaftsgebiete vorläufig aufzugeben.

(Die Hungerkrankheit in Deutschböhmen.) Wie das „Prager Tagblatt“ meldet, sind im Juli dieses Jahres im Bezirk Reichenberg allein 1500 Ödemranke und 30 Ödemtote, im Bezirk Warnsdorf 1300 Kranke und 20 Tote zu verzeichnen. Sogar in Groß-Prag waren 30 Ödemfälle. Im ganzen Königreiche Böhmen sind bis Ende Juli seit Anfang des Jahres 400 Menschen an Hungerkrankheit gestorben.

Welche Lehre gibt hier der Zufall in der Gestalt eines Schriftsetzers, der die Nachrichten ordnet, was könnten die Völker daraus lernen, wenn sie nicht unbelehrbar und unverbesserlich wären!

Ein neuer Einfall des unerfättlichsten aller Kriegsgewinner Tod: Der technische Fortschritt arbeitet ihm offenbar nicht ausgiebig genug, so greift er zu uralten Hausmitteln und vergiftet mit Schwämmen. Allerdings: folgerichtig ist es und am Ende auch nicht allzugrausam von ihm: ob Schwämmegift oder Hungerödem, wer wollte entscheiden, welches das unerwünschtere Ende sei?

Übrigens beschränkt er sich nicht auf Schwämme. Heute ist ein Mädchen an verdorbenem Fleisch gestorben. Der Hunger sorgt für seinen Freund Tod . . .

Preiserhöhungen und kein Ende! Im Budapester Mhl für Obdachlose wurde die Übernachtungsgebühr von zehn auf zwanzig Heller erhöht. Offenbar waren die Manfred Weiß und die übrigen Mhlnießer der großen Zeit außerstande, den Ausfall im Betriebe des Mhls zu decken. Es blieb nichts anderes übrig, als das Versagen der Wohlthätigkeit durch eine Auflage auf die bitterste Not wettzumachen. Was die Bankgewaltigen schuldig bleiben, zahlen die Gestrandeten.

Die Budapester Millionäre gelten sonst als kluge Leute. Ist es klug, so schmutzig zu sein, und wäre nicht vielmehr das bißchen Geld, das so ein Mhlbetrieb kosten mag, als Sicherheitsprämie gut angelegt? Es scheint, daß sie im Übermut des Erfolges das Rechnen verlernt haben. Oder meinen sie, daß ihre Herrschaft über Ungarn ewig dauern werde? Sie sollten sich auf den Grafen Tisza und seinen Statthalter Wekerle nicht gar so unbedingt verlassen, die Herren Manfred Weiß, Simon v. Kraus und Sr. Erz. Herr Leo v. Banzhy. Es sind schon Hausherrn gestorben, die sich ferngesund wähnten . . .

„der Staatssubvention im namhaften Betrage von 500 Kronen“. Natürlich hat die Distriktskrankenpflege noch andere Einnahmen. Sonst könnte sie nicht in einem Jahre 11.170 Kronen für 769 in der Hauskrankenpflege versorgte Personen aufwenden. Aber ist es nicht eine Schande — unsere Schande natürlich —, daß die Tätigkeit des Vereines, trotz alledem, doch nur wieder ein Tropfen auf heißen Sand ist?

b. f.

(Sommerdämmerung.) Manchmal will es einem scheinen, als sei der Sommer früher viel länger gewesen. Er begann mit dem Aufstakt von heurigen Erdäpfeln, glänzend roten Herzfirischen und grünen Zuckerrüben, mit dem heraufschend verheißungsvollen Duft von Akazien und Lindenblüten und mit dem emsigen Studium zahlloser Prospekte aus Bergaboteis, Seebädern, Erholungshäusern und Bäderorten, die, von der reinen Waldluft, der Mastlar und den schattigen Spaziergängen angefangen, alles versprochen, was das Herz eines verträumten Sommerfrischlers zu erfreuen vermog. Wer eine Sommerwohnung in der engeren oder weiteren Umgegend Wiens besaß, zog schon früher hinaus und der Sommerfahrplan berücksichtigte liebenswürdig die abgelegten Väter und Gatten, die erst gegen Abend die würzige Landluft genießen konnten. Aber auch jene, die erst Schulferien und Urlaub abwarten mußten, blieben nicht freudenlos. Rundum lag das weite grüne Land, der ganze Wienerwald hatte offene Türen und offene Gasthäuser, und wer lieber Sonne badete, fuhr auf Gänsehäufel nach Kitzbühel oder das Engebod. Es war eine schöne Zeit. Auf den Märkten gab es Marillen, Pfirsiche und Reineclauden, die Hausfrauen brieten das erste Gänzl, und wer besonders nobel war, verlegte seinen Aufenthalt von Karlsbad schon wieder nach Madonna di Campiglio oder erholte sich von den Strapazen der Fiesler Saison, am sonnigen Strand in Brioni oder Grado. Alles reiste, man fuhr per Bahn, per Rad und per Auto, durchwanderte zu Fuß die Dolomiten, und wenn man nicht wenigstens an vier verschiedenen Orten gewesen war, so hatte der ganze Sommer keinen Zweck gehabt. Ananischen reiste

die Ernte, Weizen, Roggen und Gerste wurden von der Sonne durchglüht und von den Schnittern zur Scheune gebracht, ohne daß der Großstädter wesentlich andere als landschaftliche Reize darin erblickt hätte; kreisende Mühlenflügel standen malerisch gegen den blauen Himmel, und man brauchte sich nicht darum zu kümmern, ob sie Mullermehl oder Gleichmehl erzeugten. Der Sommer war lang und reich, man schwitzte und aß zur Erfrischung Gefrorenes mit kühlem Schlagobers, Gurkensalat und Zwetschken, die dazumal noch keinerlei Seltenheitswert besaßen. Erst nach dem Kaiserfest begann der Sommer allmählich abzuklingen, die länger werdenden kühlen Abende erweckten die Sehnsucht nach Wien, wo das Leben hell und strahlend war, und wer keine Wagner-Oper auslassen konnte, oder die erste Premiere nicht versäumen wollte, besaß sich, nach Hause zurückzukehren. Der jetzige Sommer ist nur ein recht flüchtiger Abklatsch der ehemaligen Herrlichkeit. Der Magen und das Gemüt sind gleichermaßen um ihr Teil betrogen und sogar die Sonne überlegt es sich hundertmal, ob sie den ganzen Sommer bescheinen soll oder nicht. Das Reisen hat man freilich nicht aufgegeben, jetzt aller Warnungen zum Trotz einen sportlichen Ehrgeiz dazwischen und läßt sich nicht anfechten, daß man aus einer Gegend der Monarchie nach der anderen, sozusagen landesbetrieben wird. Nun aber herbstet es früher als sonst. Die Schulferien neigen sich ihrem Ende zu, und die Sommerfrischler verbuchen ihre Erfahrungen auf der Soll- oder Habenseite, je nachdem, ob sie sich nach Sizilien oder Transleithanien gewendet haben. Schon winkt der Winter unseres Mißvergnügens mit ungenügender Kohlenzufuhr, mit gedrosseltem Gas und eingeschränktem Licht, und dennoch hat man immer das Gefühl, als wäre es heuer gar nicht Sommer gewesen, als wäre man uns tausend Hoffnungen schuldig geblieben, die sich an sonnige Tage, an reiche Ernten, an ein wenig Erleichterung und Erlösung aus der Tretmühle täglicher Sorge knüpften und die vergeblich auf Erfüllung gewartet haben.

(Der Rathauspark.) Der Wiener ist es seit jeher gewohnt, die kleinen Parks im Stadtraben, diese grünen Inseln inmitten des Häusermeeres, ein wenig von oben herab zu behandeln, ihnen, undankbar genug, den schändlichen Namen „Beierpark“ anzuhängen und es Kindern und alten Leuten zu überlassen, dort ihre Erholung zu suchen. Die eigenen Ziele waren weiter gespannt; die Hauptsache aber waren dem Wiener stets ein guter Kaffee, ein gutes Bier und eine möglichst große Entfernung von der eigenen Wohnung. Wer in Döbling wohnte, empfand eine lebhafteste Sehnsucht nach den Reizen des Kursalons, und wer sozusagen mit der Nahe auf den Türkenischanzpark stieß, vereinbarte sich mit seiner Gesellschaft auf dem Konstantinhügel oder im Dritten Kaffeehaus und umgekehrt, so daß allsonntäglich ein reger Austausch der einzelnen Bezirke untereinander stattfand. Ach, wie ist man mit unserer abwechslungsüßlichen Verwöhntheit umgegangen! Das schäumende Bier, der Schlagobers befrönte Kaffee, der herzige Brotschani, der eifertige Salamucci — sie haben uns herzlos im Stich gelassen. Mißvergnügt jagt man an einer schwarzen oder rötlichen, mit Saccharin versüßten Flüssigkeit, die sich je nach Wunsch Tee oder Himbeersaft nennen läßt; und jetzt hat man uns auch noch das leichte Vergnügen gedrosselt, mit der Elektrischen nach Herzenslust hin und her fahren zu können, und die kleinen, wenig beachteten Parks, wo sonst alte Herren sich von der Sonne bescheinen ließen, wo ältere Damen sich ihrer Handarbeit und der Betrachtung der Vorübergehenden widmeten und im übrigen weißbladierte Wägelchen, spielende Kinder und lesende Damen das Publikum bildeten, gewinnen für den luftigen Großstädter an Wert und an Bedeutung. Am schönsten unter ihnen ist der Rathauspark, obwohl auch die anderen ihre zarten und diskreten Reize besitzen, die freilich meistens nur von Liebespaaren richtig gewürdigt werden. Dem Rathauspark eignet eine gewisse populäre

Noblesse, die er seiner vornehmen Umgebung und seiner günstigen Lage verdankt. Er grenzt nahezu an vier Bezirke, man passiert im Vorbeigehen seine umrindeten Wege, ruht eine Weile auf einer Bank oder läßt sich von den weißen Schleiern des Springbrunnens kühl besprühen. Aber wer sieht ihn darauf an, wie schön er zu jeder Tagesstunde und besonders des Abends ist. Ein unwahrscheinlich weiter Luftraum überwölbt ihn, und das Rathaus, das Burgtheater, die Universität und das Parlament bilden zurücktretend den edlen architektonischen Rahmen, von dem er umschlossen ist. Wie die Flügel eines riesigen Schmetterlings liegen die beiden symmetrisch gleichen Parkhälften zu beiden Seiten der breiten, weißen Avenue, die zum Rathaus hinanführt. Die Statuen unserer großen Staatsmänner, die dort Spalier stehen, lächeln ernsthaft und ein wenig mokant — vielleicht denken sie sich ihren Teil. Es muß recht angenehm sein, so geruhig und unbehelligt hier im Grünen zu stehen, während die Sonnenstrahlen durch die Baumwipfel spielen, oder der Mond sein leuchtendes Rund über den Himmel zieht. Erquickende Kühle strömt aus den Nondells, wo beiderseits der Springbrunnen sprudelt. Die Blumen in den wohlhabendsten, farbig schattierten Beeten strömen warme sommerliche Düfte aus. Wir werden uns wohl oder übel daran gewöhnen müssen, unsere Sehnsucht nach Erholung und Erfrischung in diesen anspruchslosen Gärten zu stillen und schließlich einsehen lernen, wie alt wir es noch haben, daß wenigstens diese bescheidenen Fleckchen Erde mit Baumrauschen und Wiesenduft in unserer unmittelbaren Nähe grünen.

Die Gärten der Toten.

Ausgang der Grabausschmückung.

Dieser späte August ist die Zeit der Gärten. Eine schöne, fast schon ein wenig schwermütige Reise ist in ihnen; Blüten, die im Mai jedes Auge bezaubert haben, sind zu Früchten geworden, die sich bei den im Grün verbergen. Die Blätter haben schon den leisen Schmelz des nahen Herbstes, aber auf den kiesbestreuten Wegen dampft all die Sommerhitze, die im Laufe der schönen Tage in die Erde eingesickert ist. Nirgendwo ist es so gut und freundlich, wie in den Wiener Gärten, die voll barocker Erinnerungen, voll auch von wienerischer Milde, von süddeutscher Weichheit umflossen sind. Diese Anmut und Güte der Landschaft fließt nicht nur um die Gärten der Lebenden, sie verströmt auch die letzten Gärten, die Parks der Toten. Wiener Friedhöfe sind ja wahrhafte Gottesäcker, blühende Felder der Liebe und des Gedankens. Nicht der norddeutsche wachende Ernst ist in ihnen, noch nicht die düstere und hoch verpielte Gebärde dekorativer Zypressen, die dem italienischen Campo Santo sein eigenartiges Gepräge geben. Es sind Gärten, wahrhafte, liebe, in ihrer Anmut ernst gebändigte Gärten, in denen die Lebenden sinnen und gedenken, die Toten sanft unter Grün und Vogelsang ruhen können.

Immer war es ein vorzügliches Bestreben der Wiener, die Gräber ihrer lieben Toten zu schmücken. So arm war nicht bald einer, so pietätlos nur selten jemand in dieser Stadt, daß er seiner Toten vergaß. Man hat es schon traurig empfunden, daß der Atem des Krieges die Gräber zu Allerseelen und zu den Gedenktagen ausblies; nun haben die wirtschaftlichen Schwierigkeiten manchem den harten Zwang auferlegt, auch der lieb gewordenen Pflicht des Gräber schmückens zu vergaßen. Viele Gräber auf den Wiener Friedhöfen liegen brach, nicht gepflegt von Liebe, ohne eine Blume des Gedankens. Wie alles sind eben auch die Preise für die Ausschmückung der Gräber auf das Doppelte gestiegen. Das nötigte so manchem Verzicht und Entsaßen auf. Sehr deutlich merkt man diesen Unterschied gegen früher insbesondere auf dem Zentralfriedhof. Die städtische Friedhofsverwaltung, die über wenig Material und wenig Arbeitskräfte verfügt, sah sich gezwungen, zunächst mit den Preisen in die Höhe zu gehen. Eine einfache Grabausschmückung, die früher mit 16 Kronen berechnet wurde, kommt heute auf 32 Kronen. Teppichgräber mit feineren Ausschmückungen sind ebenfalls um 100 Prozent im Preise gestiegen. Die städtische Friedhofsverwaltung, die bisher die meisten Gräber ausschmückte, mußte zahlreiche Aus-

schmückungen wegen des Mangels an Arbeitskräften ablehnen. So war das Publikum in weit größerem Maße als bisher den kleinen Privatgärtnern ausgeliefert, die unter noch größeren Schwierigkeiten als die kommunale Verwaltung leidend, mit den Preisen noch höher hinaufgingen.

Es mußten also viele, die so hohe Preise nicht zahlen konnten, auf die Gräberauschmückung verzichten. Mancher wurde sein eigener Gärtner, pflanzte, kunstlos, ohne jedes gärtnerische Talent, ein paar Blumen auf den zerfallenen Hügel, den kein Rasen mehr deckt. Denn gerade der Rasen ist fast unerschwinglich geworden. Sehr gebräuchlich ist daher jetzt die Bepflanzung des Grabhügels mit Efeu. Sie erfordert zwar eine einmalige Ausgabe von 70 bis 80 Kronen, doch bedarf der überwinterte Efeu keiner sonderlichen Pflege, und gewährt also auch für die nächsten Jahre eine schöne und würdige Ausschmückung des Grabes. Auch Immergrün wird jetzt anstatt des teuren Rasens gern gewählt, nicht zuletzt wohl auch darum, weil es im Gegensatz zu dem immer gleich düsteren Efeu über den Sommer die freundlichen dunkelblauen Blüten ansetzt.

Noch prunkt freilich auf vielen Gräbern, auch wenn sie nicht von gärtnerisch geschulter Hand zurecht gemacht sind, eine Monatsrose — bald aber naht der Herbst, und die Gräber, die sonst noch im November den herkömmlichen für das große Totenfest gerichteten Asternschmuck des Allerheiligentages tragen, werden kahl im Wind und Nebel stehen. Der Krieg nimmt auch den Toten ihre letzte Pflanze. In den Spätsommertagen, in der Zeit der Gärten, ist es ein wehmütiger Gedanke, die Toten nicht mehr von jener Liebe betreut zu sehen, die ihnen in wienerischen Herzen stets sicher war. Aber gerade dies verjöhnt, daß doch wenigstens die Herzen nach wie vor den Blüterschmuck der Liebe tragen und den weichen Rasen steten Gedankens.

Die unbegehrten jungen Mädchen.

Ein Problem.

Der Krieg hat den Banterott des jungen Mädchens auf dem Heiratsmarkt gebracht, schreibt Claude Riviere im Pariser „Deuvre“. Der Poilu hat den Geschmack an den Jungfräuleins verloren. Er interessiert sich nur noch für die reisere Frau.

Sehen Sie da das tiefverschleierte junge Mädchen, das sich im Menichengebühl von ihren Eltern fortstiehlt? Es zieht sie unwiderstehlich nach der Madelaine, wo heute die Vermählung des Hauptmannes Marcel E. mit der fünfunddreißigjährigen Madame de T. gefeiert wird. Sie will ihre Rivalin kennen lernen. Denn sie war ein Jahr lang die Braut des Hauptmannes, den ihre achtzehn Lenze nicht zu fesseln vermochten. Und so wie sie gibt es Hunderte, die ihre Hoffnung dahinschwinden sehen und verlassen und unfruchtbar altern werden.

Ja, diese reisere Frauen! Sie sind über die Dreißig hinaus, aber immer noch sehr verführerisch und sinnverwirrend. Sie haben elegante Toiletten, die sie mit großer Anmut tragen, haben weiche, geschmeidige Bewegungen, Lippen, die unter ein wenig Rot wie Kirschchen locken, eine Haut, die gerade nur einen Hauch von Schminke benötigt, um strahlend frisch zu erscheinen, und vor allem haben sie dieses gewisse Etwas im Blick, dieses Warme, Einhüllende, das die wahre Frau verrät und eine fast mütterliche Zärtlichkeit verspricht, die für den leidgeprüften Mann etwas ungemein Beruhigendes und Anziehendes hat. Es ist dieser Blick mehr noch und in weit höherem Maße als alle Kunsttricks der „Schönheitssalons“, der den jungen Mädchen die Bräutigams stiehlt.

Denn heute fängt man die Männer nicht mehr mit dem bischen traditionellen Klavierglimper, einem schambastigen Augenaufschlag, dem sich in herkömmlichen Grenzen bewegenden Flirt beim Tennis oder im Kaffeehaus, und selbst ein mehr oder minder gewagter Tango verpufft ergebnislos. Ach, all diese kleinen liebreizenden, egoistischen Jungmädchelherzen wollen nur Liebe weden, nur Liebe empfangen. Sie reizen nur, ohne zu geben. Sie wollen nur umschwärmt werden und hostert sein. Heute aber, nach vier Jahren harten, unerbittlichen und rauen Kampfes, sind die Rollen vertauscht. Heute bringt der Mann, der schon allzuviel gekämpft hat, für den Kampf in der Liebe nicht mehr die Kraft auf, die nötig ist, eine junge verschlossene Mädchentropfen sich zu öffnen. Er will nicht mehr erobern, sondern erobert werden. Nicht aus Stolz und Dünkel, nicht, weil er sich seines Seltenheitswertes bei der steigenden Nachfrage nach heiratsfähigen Männern nur allzuwohl bewußt ist, sondern einfach, weil er zu viel Trauriges erlebt und darüber sehr gealtert ist. Nach so viel Kämpfen ist er des Kampfes müde. Er ordnet sich stillschweigend den Verhältnissen unter und geht nur noch da zur Attacke über, wo er von vornherein eines leicht zu brechenden Widerstandes sicher ist. Er zieht es mit einem Wort vor, die ihm entgegenblühende Neigung zu pflücken und verschmähst es, mit sorglicher Hand Liebe zu züchten, die sich in der Brust eines unberührten jungen Mädchens nur langsam entwickelt.

Er will vor allen Dingen keine Hindernisse, will sich nicht lange mit Eltern auseinandersetzen, will nicht den schmachtenden Seladon spielen, will um seiner selbst willen und schnell und ohne Verzug geliebt werden, weil ihm das Morgen nicht gehört, weil ihm der Tod stets umkreist. Er sehnt sich

nach Ruhe, nach heiterem Glück, das ihm ohne Anstrengung zufällt, das er sich nicht erst selbst zu zimmern braucht, sehnt sich nach der erfahrenen Liebe einer Frau, die selbst gekämpft hat und bereit ist, die Kämpfe des Lebens schonend von ihm fernzubalten. Dem noch so reizenden jungen Mädchen, dessen Herz erst geduldig gemeißelt, dessen Sinne erst geweckt werden wollen, zieht der vom Kampf aufgeriebene Mann von heute deshalb in vielen Fällen die reise Frau vor, deren Herz nicht mehr gepanzert ist und die bereits gelernt hat, wie behutsam die Liebe des Mannes umbegt und gehütet sein will. Wie wollen wir unsere jungen Mädchen lehren, fragt der französische Verfasser zum Schluß, daß ihre Liebe etwas von der der Mütter haben muß, daß sie all ihrer Liebe und all ihrer Kraft benötigen, um die auch seelisch nur zu oft kriegsbeschädigten Männer mit ihrer Reigung weihen und aufrichten zu können? ... E. S.

Im Stammeis.



Was für narrische Sachen heutzutage in der Welt vorkommen, sagte Schwasser, da hört si scho all's auf! A paar Häuser neben meiner wohnt scho seit i deuf die Familie Huber. Vor'n Krige waren i' Mittelstandler so wie i; wie dös scho bei uns Steden kommen und so sind ma bekamt ward'n. Bis vor kurzem san i' ganz liebe Leut' g'weh, kess'n aber is ihna's Geld, was i' mit so allerhand Kräfte'schasterin verdient hab'n, in'n Kopf g'fueg'n und sie wissen überhaupt nimmer, wie hoch als i' d' Kassen trag'n soll'n vor lauter Stolz über's Bankkonto. Quat, mir kann's recht sein, i' vermann an jeden Menschen sei Freund, solang's mit mir kost't, Naturi is der Herr und d' Frau Huber in den Jahr in d' Sommerfrischen gangan; war ja gar net andersz möglt für so nobilitze Leut', die do net mit der arbeitslügen Dagaldt in der Beaufstadt bleib'n werd'n. Vor a paar Wochen haben i' d' Raioh ab'lassen, d' Wohnung züg'spirt und in'n Kriaster sans mit an Hanteln Koffer und Packeln adampft. Gesteri, wie i' hamkommen, wer begegn't ma bei'n Hausdor? Die Frau von Huber! I' zeib mein'n Schwamfer, grüß: Habe die Ehre, Frau von Huber — ergebenther Diener — wie geht's,

wie steht's? Scho s'ruch von der Sommeras? Ja warumbest denn? I' hab' y'mant, d' quädige Frau von Huber bleib'n bis in'n Herbst ein'a? Sie wirzt ma an spritzigstigen Witz zu und i' mirf g'lei, Scherlok Volms, der i' bin: Aha, da hat's was geb'n! Natürel tu' i' mir dergleichen und wie i' mir a lang's und breit's von an Dokter dazählt, den i' unbedingtmei' in Wien konjuntier'n muß und weg'n den i' ih'n 'Sommer so schuel' — oder wie i' g'lagt hat — vor der Zeit hat unterbrechen müssen, tu' i' so, als glaubet i' ih'r's auf's Burt... Wie si d' G'schicht' wirkl' verhalten hat, hab' i' no am nämlichen Tag ersah'n.

Wie denn? I' fragte Spinnmaul interessiert, als Schwasser eine Krampfpause eintreten lies. Sedt ansach, sagte Schwasser, i' hab' mit mit'n Huberischen Stub'nadel in an Dichtkurs einklassen und da is d' Sach ausakommen: Auf's G'licht haben sie's aus eahnen Sommerfrischen, d' Huberischen! Und er grinste schadenfroh.

Alter Kratschler, Du, brummte Sticksler, Neutausträger — Bohnigel... Ah da schaut her — wunderie sich Schwasser, i' glaub' gar, Dir is was net recht? D' Huberischen derhermen Dir? Dös is aber's Allerneueste, daß Du's mit d' Kriegerwinter halt'st.

Alter, Drahter, Du, wehrte sich Sticksler, s' Wort in Mund-Hindradraier! Wer verzeidigt denn d' Kriegerganner? I' d' Gung g'wis net! Aber des heuf' a jeder Bauer's Recht hat, mit'n Städt'menschen um'springen, wie's eahm g'treit — dös gift mi'.

Es gar net so dümm, sagte Schwasser, ob aner a Kriegerbediener is oder net, fernt ma eahm net am Katenpissel an, drum is's ganz ver-

nützlich; Aufsa mit alle, bevor daß d' ganze Gegend auf Kilometer in Luftreis eingesamt is... mit sein Dampfmaschinen hinkommt, mir wech er kreift, ergäuzte Sticksler, mei lieber Freund, Di fernt i' scho, Deine hantlichen Reisen auf's Land und Deine garten Besetzungen zu allerhand Bäuerinnen hab'n si längst rundumadring'redt; mir machst aldam mir wech, alter Sündler, Du, Schwasser fühlte sich zu einem Protest veranlaßt.

Alterweil die nämlichen S'päs, sagte er: i' — und hamlern! I' wech gar net, wie aus auf so was überhaut kommen kann... Dös macht Dei gut's Ausg'schän, ließ sich Oberberger, der bis dahin der Unterhaltung nur als Zuhörer gefolgt war, vernommen: aber das ma wieder von d' ausgwiesenen Huberischen reden. I' sag' a so: Entweder is aus a Kriegerganner, bei dem ma net was, was jehrer is, sei Briefstücken oder sei Gewissen, dann ausa mit eahm aus der Sommerfrischen. So aner freigt si daham freigt an, lebt wie der Hund in d' K'ch und laßt unier'n haben Herzgott an guten Mann sein. Quat, i' vagum'eahms; aber dös er si von Gantungen a no der-hot'n mir, is net natüerlich. Die Mittelshändler aber, die si's ganze Jahr ehrl' und aufrichtig durchsleben g'treit i' hab'n, die brauchen a listet a Ausspannen und a wengerl a quate Lust wie an Witten Brot. Wann ma geg'n sie in der gleichen Welt' loshest, so is dös a Sünd und a Schand!

Unterweilung machen d' Landknecht' scho, Wer ordentli zahlt, darf bleib'n, wer net — schamier Diener, außer mit eahm! Schau nur, wie i' in die Kurorien beinand sigen, die Schwappen und Gung...

schwaren, die Millionener und Partikulioneneri für die is all's da, da gibt's kein Mangel net; keine Berührungen, ni, A Familie aber, die si recht und schlecht durch'n Summa durch'fret, die aus Hamlern net amal deunt, weil's Geld zu solchem G'schäß net da is, die wird aufgessert. Ich frag: Wo bleibst da die Gerechtigkeit? Das D' immer so nach der Gerechtigkeit fragst in aner Zeit, wo ma auf Gortz und Teut über Ungerechtigkeiten stolper', sagte Spinnmaul und seufzte.

I', sagte Oberberger, wam in der Gemeinde was nütz'red'n hab', tu' selgendes. Wann aus tegendan von die Unschickten, wo's geg'n d' Weana gar a so hantig san, wer, nach Wien kommt, dem sag' i' eh' er si's no Komrad g'macht hat: Habe die Ehre, bedankere sehr — für Schma hab'n ma lan' Plas, Beispiesweß, Salzburger verferten ma nach Wien net ein und wam si si am Kopf stess'n! Quat, ma kann sag'n: Der anerme kann mir davor! Nun, da laßt si eh'n mir machen! Repressalien hast ma dös in der Krieger'sprach' i' sich' net ein, warum si die Wiener von überall soll'n auf'satombliemier'n lassen, nach Wien ein darf aber a jeder. Hab'n mir am End' so viel essen, daß ma dabon nobel an d' Fremden aussell'n können? Gesh't's uns so gut, daß a jeder Einzelheige glaubt, er darf si auf uniere Kosten anpressen? I' bin g'wis sa Reichhaimel, aber dös sich' i' absolut net ein, warum grad' mir allant immer d' guten Betrüben sein sollen, denen a jeder am stoß unatant.

Geopold, scho vor ane halber Stund' hab' i' d' letzte Blaue vorüberseh'n g'hört, folglich muß's jekh'n scho auf Behne Mitternacht geh'n. Ausdam: Bacht'n!

Thomas Berger.

Die belagerte Stadt.

Von Rudolf Sattel.

Sich meine damit Wien. Wohl steht kein Feind vor den Mauern, und mit Ausnahme der papierernen Bomben, welche die Italiener anlässlich ihres Besuchs über die Stadt abwarfen, hat bis jetzt kein Geschoss der Feinde den Weg in die Mauern der Phantastadt gefunden. Auch die Heere der Feinde sind noch in weiter, weiter Ferne, und es ist als wäre Sicherheit ausschließlich der Stadt erschienen worden, die alte heilige Stätte im Sturm zu nehmen. Aber trotz alledem hat Wien heute beinahe den Anschein, eine belagerte Stadt zu sein.

Dem die Zufuhr von Lebensmitteln ist von solchen Schwierigkeiten begleitet, daß es bei einer wirklich belagerten Stadt, der alle Zufuhren abgeschnitten sind, nicht ärger sein kann. Wehe dem, der es wagt, irgend etwas in die Stadt zu schmuggeln. Schon im weitestweiten Umkreis sind bis an die Zähne bewaffnete Wächter aufgestellt, die den Schmuggler verfolgen und ihm sogar unbarmerzig, unbestimmert, ob Mann oder Kind, eins auf den Kopf brennen, so daß der Unglückliche die Sehnsucht nach einem Kilo Erdäpfel mit dem Leben bezahlen muß. Und diese Sehnsucht ist in diesen Tagen so begierig! Ringsherum im Gelände hat Gottes milde Hand den reichsten Segen ausgestreut, überladen stehen draußen die Fruchtbäume, in den Gärten wächst es und grünt es in üppiger Fülle, aber von all dem überreichen Segen kommt nur ein geringer, ganz unzureichender Teil herein in die Stadt. Nur die Wiesen von den Tischen der Reichen da draußen werden uns verabreicht, aber durchaus nicht als mildes Almosen im Akte der Wohlthätigkeit, sondern als kostbare Ware, so überaus teuer, als würden zum Beispiel die Erdäpfel, Gurten, Kirschen,

Salat usw. auf dem Landwege von Indien aus zu uns gebracht werden! In nie dagewesener Güte und legendärer Fülle gedeiht der Weinstock, aber noch niemals ist es den Leuten so unglücklich schwer geworden, sich ein Glas des herzerfreuenden Getränkes, von dem schon die Bibel erzählt, daß die Weibster ihre Wohlgefallen daran hatten, zu verschaffen. Trotz alles Reichthums der Natur, trotz aller Segensfülle steigen die Preise in schwindelnder Höhe zu schwindelnder Höhe empor. Der Guldenwein — den Bitter zu zwei Kronen gerechnet, war einst das Sinnbild unerhörten, unverzeihlichen Schlemmerlebens — der maßlosesten Verschwendung, die gebietet nach Kuratelsverhängung schrie! Heute kostet der Viertel Liter schon mehr als einen Gulden und die von der unheimlichen Armee der Kriegsgewinner belagerten Trümpfen schweigend den teuren Tropfen und schenken der weiteren Zukunft entgegen. Voller hat einst Graf Starbemberg auch nicht von der Höhe des Stephansurmes nach dem Entschloßer ausgeschaut, das die wilden Türken verjagen sollte, mit eiserner Hand die Stadt umschlossen, um sie durch Hunger und Durst zu Fall zu bringen, wie heute gerade der Wiener nach seinem Ketter ausschaut. Aber das Entschloßer von Anno 1683 hat es leichter gehabt; es fand die belagerte, die gemüthlosen Ausgehungerter wenigstens schön alle auf einem Fleck beisammen. Die Belagerte von heute sind viel schwerer zu fassen und es muß schon ein ausnehmend tüchtiger Feldherr kommen, der dies Gefindel in seinen so schlaun und mit so unibertrefflicher List erjannenen Umständen zu fassen versteht!

Und noch in einem hat Wien eine verhorrende Ähnlichkeit mit einer belagerten Stadt. Als der Krieg begann und an den Grenzen des Reiches die ersten Schlachten geschlagen wurden, lösten wie's bei solchen Gelegenheiten von jeher üblich ist, Tausende und Tausende der Bewohner der von der Kriegskurve heim-

gesuchten Gegenden in unjäre Stadt. Und die alle, gutmütigen Phantastadt hat die armen Flüchtlinge mit offenen Armen aufgenommen, wie es bei einem so guten, alten Frau' sich von selbst versteht. Nur wurde der Platz logar in der Millionenstadt für all die Zugereisten zu enge. Fast ist keine Wohnung mehr zu haben, und je größer die Zahl der Eingewanderten, desto günstiger scheinen die Aussichten der Belagerten. Immer reichlicher ward ihr Kriegsgewinn aus diesen blutlosen und doch so mörderischen Kämpfen. Ja, was das Schlimmste war, viele von den aus Norden, Osten und Süden Eingewanderten, die solche Gastfreundschaft und sicheren Schutz in den Mauern der bedrängten Stadt gefunden hatten, schlossen sich ebenfalls den Belagerten an und machten mit ihnen gemeinsame Sache, und vermehrten so die Reihen der Eingewanderten. Jetzt wurde die Verschaffung der Lebensmittel noch schwieriger, da das Wenige, das zur Verfügung stand, noch mit so vielen geteilt werden mußte, um viele der Wäse noch den eigenartigen Verrat üben und zu allem Unglück hirsirische Hand boten, von dem Wenigen, das der Stadt zur Verfügung stand, noch namhafte Teile wegzuschleppen.

Und daß wir wirklich in einer belagerten Stadt leben, beweist noch ein anderer Umstand. Aus strategischen Umständen verhindert der Feind es, daß aus der umjüngelten Festung Teile der Bevölkerung flüchten und sich an sicheren Orten ansiedeln. Ganz so wie jetzt in Wien. Den aus der Stadt flüchtenden Wienern wird allerorts die Aufnahme verweigert, und die einst überall mit offenen Armen aufgenommenen finden allüberall verschlossene Türen und verschlossene Türen. Sie werden wie lästige Fremde behandelt und wie eigennütziges Vieh gegen dieses Wien verschleppt. Vor ob sich alles jeder Landstadt sind gewissermaßen die Wächter aufgestellt, den Fremden den Eintritt zu wehren; die Bürgermeister und sonstigen Stadtvorgesetzten kehren

mit scharfen Verbordnungen und Erlässen dem Zugang freilich folgen sie auch nur der Volkstimme, die nach einer trüben Sage auch Gottesstimme ist. Um der Berechnung willen muß man wohl zu geben, daß an dieser ganz niedlichen Verschärfung der Gegenstände zum Teil auch die Fremden selbst schuld sind. Die maßlose, niedere Hamsterei, die allorten getrieben wird, und die nur allzuoft nicht allert dem Bedürfnisse des einzelnen oder der einzelnen Familie dient, hat viel böses Blut gemacht, vielen Kopf auf dem Lande durch ihren ungestümen, maßlosen Hamstetrieb Verbitterung und geschäftliche Abneigung hervorgerufen, gehören zu denen, die in der Stadt die Belagerten spielen.

Von jeher war der Gegensatz zwischen Stadt und Land ein mächtiger, einschneidender. In der Stadt wird's Geld gemacht, war das Wort des Bauern, wenn er neidvoll an die große, glänzende Stadt dachte. Daß auf dem Lande das Geld zu machen ist, das hat er in diesen Tagen mit Genugthuung selbst erfahren. Denn was ist alles Geld, das in der Stadt „gemacht“ wird, gegen den Reichtum, der draußen auf dem Lande wächst!

Wir werden nach dem Kriege die Welt nicht mehr kennen, so wird sie sich dann verändert haben. Aber die jetzt lebende Generation muß vom Boden verschwinden sein, daß die Fülle von Haß und Bitterkeit, die sich in den langen, schweren Jahren in den Bergen der Wiener aufgehäuft hat, verjähret. Und dann wird es noch lange dauern, bis die vielbelagene, süßliche Phantastadt wieder ihr altes Gepräge erjährt. Dann erst wird sie nicht mehr die traurige, von unendlichen Sorgen bedrängte, belagerte Stadt sein, sondern das, was sie einst war, die lebensspitze Schönheit am Donaustrand. Denn die widerliche Luftigkeit von heute und die tolle Gemüthlichkeit, das ist eine Epoche ihrer Belagerten.

Junggesellennot.

Es soll nicht weiter die Rede von der Junggesellennot sein, die sich in der Verdammnis des Junggesellen zum dreimal fleischlosen Wirtshaustisch äußert, auch nicht von den Sorgen, die dem Unverheirateten mit geringem Einkommen die Bezahlung der horrenden Preise bereitet, die in den Gastwirtschaften von ihm gefordert werden und die er für die Zubußen zu diesem wenig nahrhaften Essen zu entrichten hat. Auch nicht von der lieben Not, die der Junggeselle mit der Versorgung seiner Wäsche, der Instandhaltung seiner in der Regel schädigen Garderobe und dergleichen hat. Die Wohnungsfrage der Junggesellen sei heute beleuchtet. Jener Glücklichen, die als vornehme Garçons ihr Leben hindringen, und jener kleinen Beamten, die den Kampf ums Brot führen und von Garçon-Mühen nur etwas läuten gehört haben.

Der Beamte, der Student — sie sind die Bedauernswertesten in diesem Kampfe. Sind sie nicht bei einer erbarmungsreichen „Hausfrau“ erbeingeessen, haben sie bei ihr nicht ein immerwährendes Heim gefunden, das auf Grund unangenehmere Vereinbarung so gut wie unfindbar ist, sind sie vielmehr Zugvögel, die, so selten sie die Wäsche wechseln, so oft auch die

Wohnung verändern, dann geraten sie gegenwärtig oft in die unangenehmste Situation. Denn die Zeit ist vorbei, da jede Haustür dem eigenartigen Weißblätterschmuck trug, der, in der Nähe betrachtet, sich als eine Kollektion von Wuschängezetteln entpuppte, auf denen einem soliden Herrn ein hübsch möbliertes Zimmer und einer alleinstehenden Dame ein Kabinett oder Bloß ein Bett angeboten wurde. Von fünfzig Haustüren tragen durchschnittlich nur ein oder zwei derartige Angebote, und der schüchternste Junggeselle, der an die Tür der „Hausfrau“ pocht, wird von oben bis unten scharf gemustert, bevor die Hausfrau sich überhaupt in ein Gespräch mit ihm einläßt. Die Zeit ist vorüber, da dieselbe Hausfrau in unaufrichtigem Redestrom die Vorzüge des Zimmers oder der „Kammer“ entwickelte, wobei sie es geüßentlich unterließ, vom Grammophon im ersten Stock, vom Klavier und seiner Sängerin im Mezzanin und von der Schlosserwerkstatt im Souterrain zu sprechen. Und daß sie noch feilschte wie einst, daß sie zwei Kronen nachläßt und glatt das Angebot des Mieters akzeptiert, froh, wieder einen Zimmerherrin gefunden zu haben — auch damit hat's ein Ende.

Die möblierten Zimmer in Wien sind nicht sehr zahlreich zu vermieten. Dafür sind — so ist es ja jetzt Mode und Regel — mit Rücksicht auf die rege Nachfrage die Preise entsprechend hohe. Ein Kabinett um zwanzig Kronen (zehn Gulden)? Mein Gott, in welchen Abgrund der Zeit ist diese Erinnerung verfunken! Sechzig Kronen — ist jetzt der Preis für ein nett möbliertes Koffkabinett (nicht entschuldiatez Grammophon, Klavier mit Sängerin, Schlosserwerkstatt, eventuell noch Dampfwascherei mit inbegriffen). Die „normalen“ Preise für möblierte Zimmer bewegen sich zwischen 120 und 160 Kronen. Natürlich ohne Beleuchtung und ohne Beheizung. Das Frühstück dazu ist gleichfalls längst zum Märchen geworden. Die Benutzung der vier Wände mit den paar Möbelstücken kostet eben monatlich so viel. Und die Vermieterin ist um keine Krone billiger; denn gefeilscht wird nicht.

Beamte und Studenten sind übrigens auch nicht die Ideale von Zimmerherren für die Vermieterinnen von heute. Sie wollen, soweit die Einrichtung der Zimmer eine gute oder gar elegante ist, nur vornehme Junggesellen. (Es können auch Verheiratete sein, die das Zimmer als Absteigquartier benutzen.) Diese eleganten Garçonwohnungen sind die „Berdiensobjekte“ der Vermieterinnen. „Ein oder zwei elegant möblierte Zimmer als Absteigquartier zu vermieten“ — das sind die beliebtesten Angebote. Und sie finden Bewerber. Denn es gibt solche glückliche Junggesellen: es sind die jungen Kriegsgewinner, die auf eigene Faust Geschäfte machen, die sich so elegante Wohnungen und Absteigquartiere leisten können. Die Zimmervermieterinnen spekulieren auf diese Kundenschaft und möblieren unter Umständen trotz der hohen Möbelpreise die Zimmer neu, oder sie schaffen aus ihren Behausungen die besten Möbelstücke in die zu vermietenden Zimmer.

Die wohlhabenden Junggesellen nehmen den armen die Mäßigkeit, billige Zimmer und Zimmer überhaupt mieten zu können. Der Beamte oder der Student, der schließlich nicht an der Peripherie der Stadt wohnen kann, wo übrigens die Kabinette und Zimmer von Soldaten und Arbeitern belegt sind, weil er ja standesgemäß leben muß, ist genötigt, teure Miete zu bezahlen, die er sich natürlich vom Mund absparen muß.

Mit welcher Berechtigung die Vermieterinnen für Wohnräume gegenwärtig höhere Mieten verlangen, trotzdem bisher die Wohnungszinse nicht gesteigert wurden, ist eine andere Frage. Eine Vermieterin, die auf zwei Zimmern Mieter hat, die je 160 Kronen bezahlen, hat übermäßigen Gewinn, wenn sie, selbst etwa das dritte Zimmer bewohnend, eine monatliche Miete von etwa 120 Kronen für die ganze Wohnung bezahlt. Die Junggesellennot im allgemeinen ist durch die Wohnungsnot im besonderen verschärft. Und der Junggeselle ist diesen Unannehmlichkeiten und Sorgen schicksalhaft ausgesetzt.

Ländlicher Bilderbogen.

Das Tagewerk.

Frühmorgens, wenn die Gähne kräh'n, und das tun sie mit einer impertinenten, an Hochbendlichkeiten gemahnenden Stimme, beginnt das ländliche Tagewerk. Man wacht schon mit einem Programm auf. Das erste ist, daß man die Munition einsteckt. Die Munition sind Zigarren. Die Torpedos sehen sie aus, nur halt auf Sinterlandverhältnisse dimensioniert, zarter, weicher, kleiner. Man spielt Unterseeboot. Tut ganz unschuldig, als wäre man der harmloseste Mensch. So bricht man in Häuser und Höfe ein, nähert sich dem braven Landmann und lanciert ein Torpedo auf ihn. Der Schuß sitzt immer; Nachbord getroffen, schwankt der torpedierte Bauer noch, dann gibt er seine Ladung preis: für jeden Torpedo zwei Eier, ein kleines Rännchen Milch, je nachdem man ihn eben geschickt und kräftig torpediert hat. Erst wenn die ganze Zigarrenmunition verschossen ist, kehrt man nach dem heimatischen Hafen zurück, die Frachtkassette, den Rucksack mit Eiern und Gleichwertigem gefüllt. Am Heimweg kann man noch einmal das Periskop — höchst einfache Vorrichtung: man beschafte die Hand und luge aus — einstellen: man findet sicher noch eine Obstgarteninsel, an der man landen und nach dem Abwerfen einer Kaffeeerfakbombe eine Handvoll Birnen erbeuten kann. Das ist der ländliche U-Bootkrieg. Viel billiger als in den kriegsführenden Ozeanen kommt ein Torpedoschuß auch nicht zu stehen.

Naturgenuß.

„Wer hat dich, du schöner Wald...?“ Das ist mir ganz egal, wer dich aufgebaut hat, so hoch da droben. Ich suche, tief unten im Moos, Herronpilze.

Sieh nur, wie herrlich diese Bergakazie!
 Ei ja, sehr schön! Erlaube mal; hier steht ein Birkenpilz.

Ah, diese himmlische Ruhe! Soch oben im Blau ein Raubvogel.

Laß doch den dummen Raubvogel. Wüde dich lieber. Hier ist alles gelb von Stierschwämmen und Butterpilzen. Wir haben noch nicht das Nachtmahl zusammengesucht.

Da schau', der tiefblaue Enzian!

Enzian! Was geht mich Enzian an? Gib das Käferl her. Siehst denn nicht, daß alles rot ist von Erdbeeren?

Wir gehen geblüht durch die Wälder, sehen niemals in die Höhe; unser Rücken wird krumm, unsere Nase hängt wie die eines Fledhundes an der nadelbestreuten Erde. Der Wald ist nur mehr ein Pilzbeet, ein Himbeeraarten. Wir genießen die Natur aus der Schwammeri-perspektive; aus dem heitersten Firmament ist ein Nachtmahlhorizont geworden.

Grundbesitz.

Ich habe dem Trittbauern 20 Kilogramm Kartoffeln abgekauft. Sie stecken noch in der Erde. Dort sollen sie wachsen. Wenn es feucht bleibt, werden sie nicht wachsen, dann werden sie nur ganz kleine, miserable Knollen sein, die den Ehrgeiz haben, Pilzputaner zu spielen. Ich bete also mit dem Trittbauern um warmes Wetter für meinen Anteil am Kartoffelacker. Ich rechne aus: Zwanzig Kilogramm, das sind zirka 100 Quadratcentimeter Erde. Die gehören mir, die habe ich bezahlt. Bis zum Zentralfeuer, bis zum Mittelpunkt der Erde gehört dieses Stückchen Acker mir. Ich werde größtentwahnsinnig: ich bin Agrarier! Ich fürchte mich vor den Städtern. Die werden Linte gegen mich verspielen, weil ich Agrarier bin. Aber ich bin es. Gott steh' mir bei und schenke meinen Erdäpfeln warmes Wetter.

Bogrom?

Der Bürgermeister hat uns scheel angesehen. Der erste Gemeinderat hat unseren Gruß nicht erwidert. Der Gerichtshofbauer hat den Frits einen krautartigen Mißgebun genannt. Am Gemeindehaus ist ein Anschlag. Niemand magt sich hin. Keiner will das Schreckliche lesen. Ist es eine Kundmachung, die nächste Feuerwehriübung betreffend, oder... oder — ist es schon unser ländliches Todesurteil? Werden wir ausgepeitscht?

Tiefe Nacht. Ein Brausen in der Luft. Männerstimmen. Anschwellend. Mähe. Schürfen. Sind das Mißgebun, die im Sternenschein funkeln? Seliger Florian, verschon' unser Haus, treib' die Sommerparteien aus der Nachbarvilla aus! Was ist los? Sind sie bloß ein bißel betrunken oder bricht der Bogrom gegen die Fremden, gegen die Stadt-leut', aus? Wie Gott will...

Schlußvignette.

Der Brunnen lärm't; der Bach weiß Märchen; Sterne stücken Ornamente in das Himmelstuch. Berge binden sich leichte Nebel-turbane um den felsigen Kopf. Eine Kuh

murr't im Söfasse; wie süß, nicht nur daran zu denken, daß sie Milch spendet. Wälder murmeln — wie schön, ihrer Pilze zu vergessen, nur zu fühlen: Wald, Wald, Wald! Leicht, leise, sind liebkoft die Luft. Alles ein einziges, friedvolles Atmen. Schönes, grünes, frohes, gutes, stadtfernes Land! —ls.

Hat man früher über die Landflucht der Bevölkerung geklagt, so ist jetzt die Stadtlucht zeitgemäß geworden. Wer kann, trachtet, auf dem Lande Grund und Boden zu erwerben. Nicht nur eine schöne Villa, wie es bisher der Fall war, sondern womöglich einen Gemüsegarten und einen Kartoffelacker, Obstbäume, wenn nicht ein paar Felder dabei. Man hat keine Geflügelzucht, wenn tunlich ein Schwein im Stall, und falls Raum und Geld das nicht gestatten, so begnügt man sich mit Kaninchen und ein paar Gänse oder Enten. Wo nehme ich Kulturuz her? Wie beschaffe ich mir den Trank? Das sind jetzt gesellschaftlich bedeutsame Fragen geworden. Man trägt nicht nur das Bauerngewand in der Stadt, man hat auch sonst außer dieser Hofketterie, die gegenwärtig zur Maßnahme der Sparbarkeit wurde, etwas vom Bauern gelernt. Es wäre bemerkenswert festzustellen, wie viel Güter und Landhäuser während des Krieges von Städtern angekauft worden sind. Dazu kommen die Tagesheimstätten, die Kinderkolonien, die junge Städte wenigstens für einen Teil des Jahres aufs Land verpflanzen.

Früher stellte nur das Land in den Fabriken der Stadt seine Kräfte in Sold; nun leih auch die Stadt dem Land seine Arme. Sommergäste, Pfadfinder, allerlei Bauernamateure sind am Werke.

Das alles vollzieht sich aber, wie man weiß, nicht in gegenseitiger Hilfsbereitschaft und friedlicher Wechselwirkung, sondern mit jenem stillen, nun längst schon laut gewordenen Grimm, dessen zeitgemäße Blüten Fremdenhaß und Befehdung der Städter sind. Selbst die grünen Mantungen zwischen Stadt und Land scheinen bereits feindliche Linien geworden, hinter denen es Geplänkel gibt, die durchaus nicht so harmlos sind, als es ansfangs den Anschein hatte. Der Hunger ist ein grausamer Stratege.

Waren ehemals die „Verwandten in der Stadt“ eine Freundschaft, mit der man sich brüsten konnte, so sind es jetzt die Mähnen und Tanten auf dem Lande, selbst wenn es nur Tanten der Köchin oder Hausmeisterin sind. Ein Onkel in Mistelbach oder ein Bruder in Stammersdorf sind mehr wert als der klassische Onkel aus Amerika, weil der Glas des fernen Goldes vor ein paar Erdäpfeln erlischt. Bodendüngung, Kraftfutter, Kompost — sind Modegespräche des Städters geworden. Stallgeruch ist das kostbarste Parfüm.

Das alles wissen wir, aber die Bilder dieses Wandels werden täglich anschaulicher und drängen sich immer fühlbarer unserer Vorstellungswelt auf. Würden sich diese Wechselbeziehungen freundlich abwickeln, man könnte ihnen nur das Wort reden und Stadt wie Land würden daraus ihre Vorteile ziehen in gegenseitiger Bereicherung und Vermehrung ihrer Energien. Denn wenn die Stadt aufs Land kommt, dann nimmt sie nicht nur, dann hat sie auch zu geben. Sie lernt und verwertet das Gelernte von der Förderer der Spitzklopplerin im Erzgebirge und der Stickerin in der ungarischen Tiefebene bis zum Bau mächtiger Motoren, die den Pflug führen und Bäume fällen, die Lasten ziehen und Straßen glätten und dem Landmann jene mechanischen Kräfte stellen, die ihm den Verlust der menschlichen ersetzen. Es scheint aber ein Fluch der Menschen, daß man ihnen den Fortschritt nur schwer aufzwingen kann, daß ein Boden erst mit Argwohn gedüngt werden muß, ehe er fruchtbare Saat aufnimmt. Sitten Kampf und Streit dem Menschen so tief im Blute? Gibt es keine Brücken des Verstehens von Stadt zu Land, wie es keine zu geben scheint, die sich ohne grausame Opfer von Volk zu Volk, von Nation zu Nation schlagen lassen?

H. T.

Dorf und Stadt.

Verschobene Beziehungen.

Sonst hat immer die Stadt ihre eisernen Fühler, den Schienenstrang, tiefer ins Land hinein gestochen. Jedes Jahr ergriff sie von einem neuen Gebiete Besitz, und die Geleise waren gleichsam die vorgezeichnete Straße für eine Häuserzeile, die ihnen zur Seite aus dem Boden schoß und deren steinernes Hinterland sich immer mehr verdichtete, bis das Grün allmählich unter ihrem Grau erstickte. Jetzt ist der Schienenweg gekürzt worden. Die Stadt zieht sich mehr in sich selbst zurück in jenen Stillstand, der stets eine Art Rückbildung bedeutet. So haben sich die Begriffe verschoben.

Es ist jetzt das Land, das die Stadt durchseht, nicht zu ihrem Nachteil. Mit Ausbleitung aller Kräfte wird das Grün aus dem feineren Boden herausgeholt, förmlich herausgezwungen. In den Vorgärten wächst Gemüse. Wo die Bahnröhren der Häuser Lüden freilassen, gibt es häufig Erdäpfelfelder, und auch von der Brigittenau noch stadteinwärts wurde Korn geerntet. Jeder Kasernenhof, viele Schulgebäude haben ihre Beete mit Salat und Spinat, mit Kohl und gelben Kürben. Selbst sandige Zwickel längs des Fahrdammes der Stadtbahn sind zu kleinen Oasen geworden, in denen die Bahnwächtersfrau ihren Gemüsebedarf zieht, von den Schrebergärten und Kriegsfeldern mit ihren tüchtigen Stadtbauern gar nicht zu reden. An der Donaulände, angefüllt vornehmer Finshäuser, mit Wohnungen, die 4000 und 5000 K. kosten, ergehen sich wohlgenut Ziegen, die weiter draußen in Grinzing, auf der hohen Warte, in Döbling und Hütteldorf schon häufiger als Hund geworden sind. Das Söhnchen des Kriegsgewinners oder das Töchterchen des Grafen führen die Bicklein grasen, und zu diesen stillen Geißbüben gesellen sich die echten, barfuß, mit dem Spitzhütel, so wie sich's gehört und wie Defregger und Kaulbach sie gemalt haben. Das Zepfer der Gerle und das zum Pfeifen gespitzte schmutzige Mäulchen fehlen nicht — genau wie im Wilde.

25. / VIII. 1918

[Hochsommerliche Wintersorgen.] Dieser Sommer hat eine sympathische Ähnlichkeit mit einer nicht-honorierten Lebensmittelkarte: er ist da, man hat Anspruch auf ihn, kommt aber nicht dazu, ihn wirklich zu genießen. Namentlich der Stadtsommer hat alle seine Reize längst eingebüßt: Ausflüge machen, im Freien nachtmahlen, fleißig baden gehen, Obst essen — lauter Erfrischungen, ohne die man sich früher einen Wiener Hochsommer nicht hätte denken können, mildernde Begleiterscheinungen der Hundstage. Wer spricht jetzt noch von Hundstagen? Auch wenn die Hitze, so wie jetzt, plötzlich schwül und drückend die Stadt überfällt, so ist einem zwar heiß und man findet das tägliche Dasein noch um eine Nuance unerträglicher, aber man hat nicht das Gefühl des Sommers. Man kümmert sich sozusagen nicht um ihn, denn die Gedanken und Sorgen eilen schon unruhig und nervös voraus in den Herbst und den Winter. Das erkennt man an den kleinen Gesprächen und Fragen, mit denen sich die Leute jetzt begrüßen. Während man sich die Stirne abtrocknet und Luft zusäthelt, erkundigt man sich teilnehmend: Haben Sie schon Kohle? Von allen hochsommerlichen Wintersorgen ist das die dringlichste, und wer die Frage nicht bis Ende September beantwortet hat, wird mit alten Karten, Scheinen und Verschriften heizen müssen. Die Kohlenbeschaffung ist eine ungemein komplizierte Sache, mit der man nicht früh genug beginnen kann: Empfehlung an einen Kohlenhändler, der eine Lieferungserklärung ausstellen muß, dann erst erhält man eine amtliche Anweisung auf einen Küchenbrand, foudsowiele Zimmerbrände, Worte, die an einem heißen Augusttag ungemein

erfrischend wirken. Und weil man im Gespräch mit Bekannten doch immer einen Kniff, einen Vorteil, eine Adresse erfährt, stellt man, unbekümmert um die Hitze, immer wieder die zeitgemäße Frage: Haben Sie schon Kohle? Auch Brennholz ist ein sehr beliebtes Sommerthema, und wer Gasöfen hat, tut gut daran, sich schon jetzt mit dem Installateur auf freundschaftlichen Fuß zu stellen, um ihn zum Reinigen der Defenspause, im Gegenteil, es verlangt gerade jetzt erneute energische Anstrengungen: jetzt ist die Zeit, um haltbare Eier einzulegen, Erdäpfel einzulagern, Gemüse zu trocknen, und wer ländliche Beziehungen hat, läßt ein Schwein, eine Gans auf Fett mästen. Und erst die Bekleidungsorgen: das Beschaffen warmer Wäsche, die Revision der stärkeren Anzüge, die leider in dem kühlem Sommer nicht die wünschenswerte Erholung gehabt haben, die Kostenüberschläge — da wird einem, ganz unabhängig von der Wetterprognose, sehr schwül und man sieht weit und breit keine Aufheiterung. Und so vergeht der Rest des Sommers: mit Kohle, Brennholz, Erdäpfeln, warmer Wäsche, schadhafte Pelzen und gewendeten Winterröcken — Sommerorgen von 1918...

* (Die Zustände auf den Wiener Bahnhöfen.) In Budapest hat man kürzlich auf die zahlreichen lichtscheuen Elemente, die die Bahnhöfe umlagern, sich unter allerlei Vorspiegelungen und Dienstesangeboten an das ankommende und abreisende Publikum herandrängen, eine Razzia veranstaltet. Wie sich jedermann wohl bereits davon überzeugt hat, liegen die Dinge bei uns in Wien keineswegs besser. Jeder, der sich zur Abfahrtshalle eines Bahnhofes begibt, wird von ganzen Schwärmen halbwüchsiger Burschen überfallen, die sich in der zudringlichsten Weise anbieten, das Reisegepäck zu tragen. Daß dabei schon wiederholt leichtere Gepäckstücke, Taschen usw., samt dem dienstfertigen Träger verschwunden sind, braucht nicht erst besonders erwähnt zu werden. Eine ganze Reihe neuer Berufszweige hat auf den Bahnhöfen ein fruchtbares Tätigkeitsfeld gefunden. Da sind vor allem der mit Ratschlägen und diskreten Winken reichlich versehene Führer, der sich bereit erklärt, die Karte zu besorgen, und seiner Kundschaft durch irgend ein heimliches Türkl das vorzeitige Betreten des Bahnsteiges zu ermöglichen, der kleine Junge, der sich um die Karte anstellt, um dann in einem unbewachten Augenblick mit dem Geld zu verdunsten, da sind die zahlreichen kleinen Schleichhändler, sowohl Soldaten als auch Zivilisten, die zumelst selbstgezeugte und mit Heu gefüllte Zigaretten um sündigeures Geld an den Mann bringen wollen, die mit Brot schachern, Untkommenen — dies gilt besonders für den Ost- und Südbahnhof — für Lebensmittel, die aus Ungarn mitgebracht wurden, hohe Preise anbieten, da ist das einsame junge Mädchen, das in geriebener Weise auf den Gimpelfang ausgeht — kurz ein ganzes Heer von Hyänen, die, begünstigt von der Nervosität des reisenden Publikums, von der Stille und dem Kapellendunkel der Bahnhofshallen, auf allerlei „Geschäfte“ ausgehen, die nur allzu oft mit einer Spitzbüberei oder einem Verbrechen enden. Waren seinerzeit meist das hiebere Bäuerlein und der linksche Provinzler die Ausverkorenen der Wegelagerer auf den Bahnhöfen, so sind es heute aus naheliegenden Gründen auch die Städter. Man will seine Karte, seinen Platz, will sich nicht drängen, und gibt da gerne ein paar Kronen aus. Nur zu oft heißt es aber dann gehörig Lehrgeld zahlen. Der Soldat, dessen „Herr nicht gekommen“ und der einer alten, um einen Platz besorgten Frau einen „roten Erlaubnisschein“ zum vorzeitigen Betreten des Zuges angehängt hat, der Bursche, der mit dem Fahrgeld aus der Polonaise vor dem Kartenschalter verschwindet, all das lichtscheue, zumelst kaum der Schule erwachsene Gesindel, sie müssen endlich einmal aus den Bahnhöfen und deren Zugangsstraßen herausgeführt werden. Sind schon die Wiener Bahnhöfe an sich unzulänglich, unpraktisch, unhygienisch gebaut, so soll doch wenigstens Sorge dafür getragen werden, daß sie nicht als Betätigungsfeld junger und auch routinierter Spitzbuben benützt werden.

Wien geht zugrunde! Wer sagt das? Der „Morgen“. Also was droht uns? „Es sei zu befürchten, daß Nahrungsmittel, die im Lagerhaus aufgestapelt sind, statt der Bevölkerung zuzukommen, Gefahr laufen, das Schicksal der Erdäpfel des vorigen Jahres zu erleiden.“ So schreibt in gewohnter Manier „Der Morgen“. Tatsache ist, daß das städtische Lagerhaus nach den neuesten Erfahrungen gebaut wurde, musterhaft verwaltet wird, ein Urteil der Fachleute mancher Städte, die das Wiener Lagerhaus besichtigten. Es wäre nur zu wünschen, daß die in der Volksernährung tätigen Behörden, Zentralen, Firmen usw. mit ihren Lebensmittelvorräten ebenso wirtschafteten wie die Gemeinde Wien. Was der Artikel des „Morgen“ mit dieser versteckten Beschuldigung will, liegt auf der Hand. Eine Schandermäre im darbenben Volke verbreiten, eine Hebe gegen die Gemeindeverwaltung in schamloser Weise inszenieren! Die im Lagerhause befindlichen Vorräte gehören verschiedenen Körperschaften, der „Dezeg“, „KWB.“ und zum kleineren Teile auch der Gemeinde. Für die Gebahrung und Verwahrung dieser Waren kann die Gemeinde nicht verantwortlich gemacht werden. In ihren eigenen, durch das Lagerhaus gegangenen Kartoffelvorräten hat die Gemeinde Wien im Jahre 1918 einen rechnermäßigen Verlust von kaum 10% zu verbuchen; sie verdient hierfür das Gegenteil eines Vorwurfs. Man muß bedenken, daß das Einkaufsgewicht der Kartoffelsendungen auf den Aufgabestationen in Böhmen, Galizien, Wolhynien usw. festgestellt wird, und in dem nur 10%igen bei der Ausgabe festgestellten Abgang auch die durch Diebstähle und Bahnberaubungen vor und während des Transports verschwundenen nicht geringen Mengen einbezogen sind. Ebenso die Verluste durch natürlichen Schwund in den Lagern und Mieten sowie die durch Umschauen und derartige Handlungen sich mindernde anfänglich bedeutende Erdbemengung u. dgl. Es muß überdies bei dieser Gelegenheit der Wiener Bevölkerung neuerdings die vom „morgen“-ländischen Untergangspropheten verschwiegene Tatsache in Erinnerung gebracht werden, daß die im städtischen Lagerhause von den obgenannten Unternehmungen eingelagerten Lebensmittelvorräte nicht für Wien allein, sondern für das ganze Reich bestimmt sind, und daß auch die Gemeindeverwaltung Wiens die ihr gehörigen Vorräte nicht in unbeschränkter Weise auf den Markt bringen kann, besser gesagt, bringen darf, da ja doch die meisten derselben staatlich bewirtschaftet sind. Nach diesem „Vorwurfe“ schreibt der „Morgen“ nur noch: „Man sagt nämlich, daß...“ und bricht unvermittelt ab. Eine solche Kampfweise und „Volksaufklärung“ richtet sich von selbst! Sie ist der Gipfel der Infamie...! Die „Zwangсреformen der Straßenbahnen“, mit denen „man immer erst im letzten Augenblick aufmarschiert“, zwingen den um die Erhaltung des Großstadtcharakters Wiens so rührend besorgten „Morgen“ zu der Frage, ob man denn nicht gewußt habe, „daß die Motorwagen nicht ewig die ursprüngliche Leistungsfähigkeit besitzen werden“, „oder ob man vielleicht schon vor einem Jahre erkannt habe, daß Reparaturen und neue Motorwagen notwendig sein werden und ob man nicht mit tüchtigen Firmen darüber unterhandelt habe. Nun, die Werkstättendirektion hat vor zwei Jahren vom gesamten Waggonkartell neue Motorwagen und seit vier Jahren neue Motoren bei den zwei allergrößten Firmen Oesterreichs und Deutschlands bestellt. Trotz wiederholter nachdrücklichster Beteiligungen wird aber nichts geliefert, weil der Staat und die Militärverwaltung die Lieferung nicht erlaubt haben. Daß übrigens die höchst bedauerlichen Straßenbahnschwierigkeiten nicht der Gemeinderatsmehrheit zur Last fallen, die „sich nur von einem Parteianatismus und der Sorge um die Erhaltung der Parteimacht leiten läßt“, beweisen zur Genüge folgende Tatsachen: Noch im Mai l. J. waren ausreichend viel, nämlich rund tausend betriebsfähige Motorwagen vorhanden, und nach allen früheren Ergebnissen konnte die Betriebsdirektion noch eine Steigerung dieser Zahl erwarten.

Plötzlich, am 23. Mai, erklärten die Arbeiter der Hauptwerkstätte, keine Ueberstunden mehr machen zu wollen und das Aera nahm Schlosser weg und gleichzeitig stieg die Frequenz, die schon riesig groß war, neuerlich um etwa zwanzig Prozent. Es wurden sofort alle Hebel in Bewegung gesetzt, Leute zu bekommen, aber ohne Erfolg. Ganz unerwartet erklärten die deutschen Lieferanten, keine Glimmerpräparate mehr zu liefern. Auch Baumwolle ging aus. Gegen das Ausgehen der Rohmaterialien ist man einfach machtlos. Trösten wir uns: Derselbe „Niedergang“ bedroht andere Großstädte noch weit mehr. In Paris und London liegt alles abends in tiefster Finsternis. Fast sämtliche Autobusse sind zurückgezogen, in Paris alle, in London gibt es jetzt wieder welche, sie waren aber jahrelang verschwunden. Große Strecken in Paris und London, die durch Autobusse bedient wurden, sind jetzt fast ohne jeden Verkehr. Dort sind viel längere Strecken ausgespart als jetzt in Wien, und noch dazu im Zentrum, in der City, die in London so groß ist als Wien innerhalb der alten Bezirke. In Paris und London, das sei gesagt, gibt es aber keine Schreibart, wie sie die „Morgen“-Leute und die anderen „Morgensländer“ üben, eine bewußte und verlogene Herabsetzung der Heimat durch Fremdländer! Wenn „Der Morgen“ sich darüber aufhält, daß jemand gesagt habe, „die Juden sind an der Straßenbahneinstellung schuld“, so meinte der Betreffende wohl vor allem, daß die Juden an den schlechten Ernährungsverhältnissen Schuld tragen, die zu den schwierigen Arbeitsverhältnissen führen, so daß die Arbeiter nicht mehr wie vormals arbeiten können. Nicht der Bauer verteuert die Lebensmittel, sondern der jüdische Zwischenhändler, die unterlassenverwandter Führung stehenden Zentralen, das jüdische Finanzkapital. Die jüdische Bequemlichkeit führt dazu, daß niemand zu Fuß gehen will und die Straßenbahnwagen übersüllt werden; die jüdischen Flüchtlinge aus dem Osten, welche sich sogar die Budapestler mit aller Gewalt vom Leibe schaffen, tragen sehr viel Schuld an den traurigen Verhältnissen, an denen Wien jetzt leidet. Denn sie haben den Kettenhandel eingeführt! Und unserer Stadt Wien droht schlimme Gefahr, wenn diese Landplage weiter geduldet wird, geschürt durch die Leute vom „Morgen“ bis zum „Abend“, deren Hauptzweck ist: Die Bevölkerung weiterhin unter das Joch ihrer Peiniger zu beugen.

(Ein Kreuzer und zehn Heller.) Daß in den vier Jahren zwischen Friedenszeit und Gegenwart eine ganze Welt von Kimmernis, Mangel und Enttäugung sich vor uns aufgetan hat, lehrt das wirtschaftliche Leben mit jedem Tag von neuem. Geradezu tragisch aber berührt der Umstand, daß nicht nur wir Erwachsenen unter den mannigfachen Entbehrungen zu leiden haben, sondern daß auch die Jugend die Armut dieser Zeit immer härter zu fühlen bekommt. Wir Erwachsenen verstehen gar gut die Zusammenhänge, wir kennen den Ursprung unserer Nöte, wir sind aufgeklärt über die Entwertung des Geldes und deren traurige Folgeerscheinungen. Das heranwachsende Kind jedoch, bereits intelligent genug, um das Leben und seine kleinen Freuden zu werten, besitzt doch andererseits nicht die erforderliche Reife, um den Charakter der Zeit zu erfassen. In seinen ungeklärten Instinkten, in seinem ganzen Wünschen und Hoffen, kößt es immer wieder nur auf Enttäugungen, für die seiner naiv- und disziplinierten Begehrlichkeit jedes Verständnis mangelt. Heranwachsende Kinder, die heute über vierzehn Tage wieder den gewohnten Alltagsgang zur Schule antreten, werden erstaunt wahrnehmen, daß ihre Welt wieder um etliche Nuancen freudloser geworden ist, als sie es noch im vorhergegangenen Schuljahr und insbesondere im Sommer des vergangenen Jahres war. Und die halbreifen Buben werden vielleicht gar ernsthaft-kritische Vergleiche anstellen zwischen der Zeit vor vier Jahren, da sie eben die ersten selbständigen Schritte ins Leben taten, und dem Heute, das innerhalb ihres engen Bewegungsfeldes jedem Schritt und Tritt Hindernisse in den Weg räumt; werden die Hosentaschen umkehren, resigniert das kleine Taschengeld zählen und dann, ganz wie wir Großen, feststellen, daß man fürs Geld jetzt gar nichts mehr bekommt. Wie ganz anders war das doch vor dem Kriege: Mit ein paar Kreuzern konnte sich die genügsame Jugend die halbe Seligkeit erkaufen. Da gab es allerlei, was gut und preiswert war und Spaß machte. Selbst ein ein-

ziger Kreuzer genügte, um diesen oder jenen Wunsch zu erfüllen. Man kaufte sich um die eine Kupfermünze zwei Zuckerln oder ein Stückchen Schokolade aus dem Automaten. Man bekam für sie zur Obstzeit zwei bis drei Zwetschken oder eine Handvoll Kirschen. Im Winter gab's zwei heiße Kastanien oder einen gebratenen Erdapfel. Die Halberwachsenen unternahmen ihre ersten Rauchversuche. Sie schädeten vielleicht dem Magen, aber sicher nicht dem jugendlichen Geldbörsel, das zwei Kreuzer gewiß enthielt, für die man nicht nur eine „Ungarische“, sondern auch eine ganze Schachtel Zündhölzer erstehen konnte. Die Vermünftigeren kauften sich statt einer Zigarette ein kompaktes Wasserpfeifen. Die Spieler erstanden für ihren Kreuzer ein paar Kugeln zum „Anmäuern“, die Musterknaben erwarben ein neues Schulheft oder einen Bleistift, kleine Mädels holten sich ein paar Stricknadeln oder einen kleinen Strähn Stützarn. An Angebot fehlte es niemals und nirgends, die Auswahl war groß, und sogar der seit jeher anspruchsvolle Wiener Straßenbettler dankte immerhin noch, wenn man ihm eine Kupfermünze in den Hut warf. Gut aelante Drehrgel männer spielten für den gleichen Lohn sogar den neuesten Wiener Walzer. Wie ist das alles anders geworden! Naßlos betrauert die moderne Jugend die Entwertung des Geldes und kann es nicht begreifen, warum jetzt sogar zehn Heller weniger gelten als damals so ein armjeliger Kreuzer. Nichts mehr ist billig genug, als daß es um das neuzeitliche Zehnerl erworben werden könnte.

Wiener Gärten im Krieg.

Wien, die Stadt der Lieder, des Sperrschers, der festen Kosselenter, in denen sich schmissige Eleganz, Biederkeit und Unerschämtheit zu einer für die Stadt typischen Charaktererscheinung einen, Wien, die Stadt der ewigen Verkehrsmisere, des Mißbauers und einer stattlichen Reihe anderer Krähwinkelleier, ist auch die Stadt schöner und großer Gärten, ein Moment, das in dem interessanten, altvertrauten, aber auch von vielen häßlichen Zügen entstellten Antlitz der Stadt besonders sympathisch auffällt.

Angeschmiegt an den grünen Saum der Wienerwaldberge, dehnt sich die Stadt, zahlreiche Parks und Gärten in ihrem bunten Mosaik tragend, bis an die schimmernde Grenze eines weiteren, vor die Stadtpforten gebreiteten Naturparks, einem lieblichen Gegenstück des Wienerwaldes: den Donauauen. Der Wienerwald ist selbst in seinem schon tief in die Stadt herein fließenden Ausläufer für die breiten Massen des arbeitenden Wiener Völkchens an Werktagen nicht mehr erreichbar und die Donauauen waren vor allem infolge gänzlich unzulänglicher Verkehrsverhältnisse auch in schönerer Zeit ein wenig beachtetes Stiefkind. Dafür zeigt das Stadtbild selbst ein reiches Geäder von Gärten und Anlagen, Parks und grünen Inseln, das, wenn es auch in erster Linie rein ästhetischen Zwecken dient und für die ständige Frequenz von Überhunderttausenden luftthungriger Großstadtmenschen nicht annähernd ausreicht, doch wenigstens einem Teil der Bevölkerung ein bescheidenes Erholungs-surrogat bieten kann.

Der Krieg hat naturgemäß auch den Wiener Gärten und Parkanlagen ein bestimmtes Profil gegeben. Ihr Kleid ist bescheidener geworden, auf den Menschen, die ein Weilchen in ihrem Schatten ruhen oder ihre Sorgen spazieren tragen, lastet das Gigantengewicht ungeheurer Gesehnisse.

Da ist Schönbrunn, der größte Garten Wiens. Adrett geschnittene Alleen, Brunnen, Granitgötter, Hermen, Denkmäler, Wasserspiele, Bosquets und Wäldchen — noch immer die altvertraute Schönbrunner Physiognomie unserer Kindertage. Aber nur für den, der flüchtig durchgeht, den Park als Durchzugsstraße benützt, von einem Ausgang zum anderen eilt. Wer genau und mit dem suchenden, verliebten Blick des Stammgastes zusieht, bemerkt bald die Spuren der Zeit. Die Pracht der Beete, des weitgedehnten, bunten Blumenparterres ist auf ein paar Alltagsblüten und Palmen zusammengeschmolzen, die Laubgänge, einst geometrisch exakt

gestutzt, sind da und dort von ihrer peniblen Genauigkeit abgekommen, vereinsamte Wege zeigen grüne Patina, einen eisen Hauch von Moos und Unkraut, es fehlt das Blanke, orgiam Gepflegte, das sonst diesen grandseigneurialen Park auszeichnete. Der Krieg hat die zahlreichen Gärtner und Hilfskräfte, deren Obhut der Schönbrunner Park anvertraut war, auf eine ganz kleine Schar reduziert und auch sonst trägt die Hofgartenverwaltung der außerordentlichen Zeit Rechnung: sie vermeidet das Brunkvolle, Ueberladene.

Noch immer findet der Park, besonders in den Abendstunden, viele, viele Besucher. Aus den Kontors und Fabriken, aus den Werkstätten und Geschäftsläden, vor allem der angrenzenden Bezirke, strömen Tausende von müden Menschen in den kühlen, rauschenden Park. Ueber die Wege klettert grüner Sonnenschein, klappern die Holzsandalen spielender Kinder, ziehen die leisen, langsamen Schritte unger Diebesleute, die Arm in Arm, den Hut in der Hand, selig durch den Abend schlendern.

Eine Gürtelanlage. Ein schmaler grüner Streifen an der Stadtbahn zwischen dem Westbahnhof und der Burgasse. Das Laub der mageren Bäume ist dürr und verstaubt. Der Wind trägt den Geruch von Leer und Benzol herüber, wirbelt eine Wolke Staubes über die austühlende Straße. Auf den Bänken breiten sich beschauliche Proletarierröhren. Arbeiter verzehren ihr Nachtmahl, Frauen halten ihre Kinder am Schoß und plaudern. Die Folgen des Seifenmangels und der Ersatztabak streifen die Nase des Vorübergehenden. Das Ausruhen, Ruhig- und Zufriedensein dieser Armut, die unter dem schütterten Laubdach einiger Bäume, auf eine Bank hingepfercht, wie mit suchenden, febergeränderten Augen den Sommer sucht, hat etwas ungemein Wehmütiges an sich. Blasse Kinder huschen ins Gebüsch und holen einen verlaufenen Lappenball, halbwüchsige Burschen drängen sich um ein Reißbrett und spielen Karten. Ein rohes, häßliches Wort flattert auf. Rasch ist ein Kaufhandel im Gang. Die blühende Püchelhaube eines Bachmannes dämpft die erregten Gemüter.

Ein Papierstoffstüm und ein schmaler Bodenzünger promenieren den Weg hinunter. Ersahmenschen im wahrsten Sinne des Wortes. Von den Sohlenschönern angefangen bis zum Haarnetz auf der ausdringlichen Frisur und dem Leinwandpapiertragen, von den spindelbürren Waden bis zum eingefallenen, käfigen Gesicht. Er saugt an einer Zigarette und balanziert das schmale Spazierstöckchen. Sie verspeißt Pflaumen und spuckt im Sprechen die Kerne im weiten Bogen von sich.

Das sind die grünen Inseln der Vorstädte, die wie eine Vorte ein ausgefranztes, schäbig gewordenes Kleid verzierer. Gärten, die weit ab liegen von der Sonnenseite des Lebens...

Aber das steinerne Meer von Wien ist groß und die Vorstädte vielgestaltig. Ein paar Straßenzüge und die schattige Kühle einsamer Villenstrahlen nimmt den Spaziergänger auf. Die münden fast alle in Parkanlagen oder schönen alten Gärten. Von Gärten flankiert, reizenden, wie aus Steinbaukästen gewürfelten Häuschen und Villen, führen sie wieder in Gärten und weiter hinaus in Wäldchen und Rebengelände. Mit ihnen ist der Krieg noch am schonendsten umgegangen. Ob man nun durch den Türken-schanzpark, den Maringgarten, durch den schönen Park hinter der Hohen Warte oder durch irgend eine andere der vielen Anlagen wandelt, die wie ein Märchenfranz die Stadt umschließen, überall die gleichen, schönen Naturauschnitte: mächtige Büsche von Goldregen und Flieder, längst verblüht, Kastanienbäume, Pflanzen, sorgsam aus Glashäusern herbeigetragen, Blumen, Bänke unter überhängendem Laub, grüne, fein gewellte Flächen, Grillenzonerte und ein einsamer, schwarzer Vogel, der sich in Schlaf singt. Nur Soldaten, die ab und zu durch die Anlagen humpeln, gemahnen daran, daß Krieg ist. e. h.

Die verschollene Delikatess.

Motto: „Ein Sering liebt' eine Auster...“

Diese Liebe hat sich im Laufe des Krieges als eine unglückliche erwiesen, und das alte Studentenlied, das die Liebe des Seringas zur Auster schon von vornherein als eine wenig glückliche bezeichnet, hat, freilich in einem anderen Sinn, recht behalten. Die Auster zog sich, weitschmerzlich angewandelt, völlig zurück, und der Sering führt ein einsames, kriegsmähiges Dasein. Er zeigt sich nur selten auf unseren Tellern, sieht bekümmert aus und weiß die Ehre durchaus nicht zu schätzen, im Preise um mehr als 200 Prozent gestiegen zu sein, gegen die schöne Zeit, da es noch Austern gab. Die Auster ist ein fossiles Tier geworden. Sie, der Glanz und die Zierde aller Frühstücksfreude, der Schmuck jeder Weinstube, die schöne, kühle Auster, steht an der Front. Mitten im Minenfeld der Nordsee klammert sie sich mit verdoppelter Lebensenergie an ihre Wänke, und selbst wenn sie, von kundiachen und mutigen Fischern gepöckelt und in den Handel gebracht, ihr unterirdisches Dasein aufgibt, hindert sie doch ein drakonisches Ausfuhrverbot daran, die schwarz-weiß-rote Grenze zu passieren und ihrem schwarz-gelben Seringa nahe zu sein.

Von den verschollenen Delikatessen, die uns im Kriege untreu geworden sind, ist die Auster wohl die treueste. Sie ist im Gegensatz zu anderen Lederbissen, die immerhin noch sporadisch bei uns auftauchen, so gut wie völlig ausgestorben. Denn die Auster, die in unserem Meere, in der Adria, gedeiht, wird keinen Gourmand verleiten, auch nur einen Tropfen Zitronensaft zu verschwenden. Schon in Friedenszeiten war die Triestiner Auster nur eine proletarische Schwester ihrer vornehmen Whitestabler Verwandten. Schon damals war es ein trauriger Anblick, dem unentwegt anpreisenden Austerhändler zuzusehen, der durch den Summerdust der Bona Via zu Triest sein feuchtkriesendes Körbchen trug und gläubig auf Käufer wartete, die ihm seine Austern abgenommen hätten, was aber nur ganz naive Fremde taten, die zum erstenmal vom Molo San Carlo um Mitternacht nach Venedig fuhren. Na, die Auster ist tot, und ihre Freunde, Hummern und Langusten, wollen gleichfalls nichts mehr von uns wissen. Nur auf den Tafeln ganz richtiger, ganz großer Kriegsgewinner erscheinen sie manchmal, und ihre gestielten Augen scheinen sich ungemein zu wundern, daß es Menschen gibt, die heutzutage noch Hummern essen können, wo doch ein Kilogramm Hummer immerhin an 60 bis 80 Kronen kostet. Man darf den Hummern und Langusten ihre Abneigung gegen unsere Breiten schließlich nicht verargen. Ihr Element ist nun einmal, wenn sie, schaumgeboren, das Land betreten, die Mayonnaise. Wohin aber ist die Hülle von Eiern, wo das schöne, feine Nixeröl, das die Mayonnaise erst zur Mayonnaise macht, verschwunden? Selbst der delikate Essig, der in diese dicke Lunte den

vikanten Einschlag bringt, ist eine Seltenheit geworden, gleich den würzenden Stavern.

Unsere Delikatessengeschäfte sind verarmt. Behütlich denkt mancher an die Zeit, da dort Dinge zu haben waren, die man gut und teuer nannte. Heute kostet ein Kilo erdlicherer Kartoffeln ungefähr so viel, wie einst im kulinarischen Mai ein kleines Delikatessenfrühstück gekostet hat. Als letzter Schrei der Delikatessenmode wird so, so gewissermaßen, um nicht völlig aus der Uebung zu kommen, da und dort noch russischer Kaviar gehandelt. Ob er gerade russisch ist, darf bezweifelt werden, er sieht nach Ostsee aus und ist auch im Geschmack minderwertig, dafür kostet aber das Dekagramm etwa 20 Kronen. Ganz Raffinierte wissen sich sogar oberitalienische Zitronen zu verschaffen, müssen aber eine dieser scharfen grünen, meist vom Gardasee stammenden Früchte mit 8 bis 10 Kronen bezahlen. Französische Artischocken sind der jungen Generation des Delikatessengewerbes nur dem Namen nach bekannt, und daß der Prinzipal im Keller noch etliche Flaschen echten französischen Champagners lagern hat, die an hohen Festtagen des Geldbeutel für ganz exquisite Käufer hervorgeholt werden, wird wie ein Geheimnis in stillen Stunden von Ludentisch zu Ludentisch geflüstert. Oesterreichischer Schaumwein und deutscher Sekt ist zu Preisen, die denen, die in Friedenszeiten für französische Marken üblich waren, gleichkommen, noch zu haben, italienischer Asti Spumanti ist verschwunden.

Sehr bezeichnend ist ein Versuch, den einer unserer Mitarbeiter in einem führenden Delikatessengeschäft Wiens unternahm. Er sprach mit dem Geschäftsführer die Zusammenstellung eines feinen Frühstücks. Nach langem Nachdenken offerierte der Geschäftsführer — Substanz, ganz kommuungs, Substanz als äußerste Delikatess! Man sieht, unsere Feinkostgeschäfte sind sehr arm geworden.

Etwas besser steht es um Edelobst. Feigen sind allenthalben zu immerhin erschwinglichen Preisen zu haben, Datteln bieten ihren braunen Glanz da und dort noch an, und eine Dattel ist für ungefähr eine Krone das Stück manchmal noch zu haben. Französische Trauben aber sind feindliche Ausländer, die nicht über die Grenze kommen. Nur die griechische Olive ist uns mit der italienischen Schalenmandel treu geblieben. Sie haben beide Maritätswert, doch ist der Preis dafür in einem nicht überraschenden Verhältnis etwa zum Fleischhandelspreis. Die Prachmandel freilich ist auch verschollen, und die Vielliebhaber werden ihre Phantasie nach einem Ersatz anstrengen müssen.

Der Gegenwart, die so gar nichts Delikates an sich hat, haben sich die Delikatessen entfremdet. Unser proletarisches Gewissen wird ihnen keine Träne nachweinen und sich gegen alle Sehnsucht nach letzteren Dingen empört auslehnen in der Erwägung, daß all diese schönen Sachen Nüchtereien wären und daß man froh sein darf, das tägliche Brot zu besitzen.

Trotzdem wäre niemand böse, wenn die verschollene Delikatess wieder zu uns zurückkäme: denn dann wäre ja wieder das Del der Mayonnaise da, und eine saftige Hummerschere, in Mayonnaise getaucht, kann auch wie ein Delzweig des Friedens erscheinen.

Das Champagnergelage der Munitionsarbeiter.

Einem Teile des sogenannten Mittelstandes, nämlich den Angestellten und Beamten, geht es jetzt unteugbar schlecht. Diese neue Schicht des Kleinbürgertums, die man im Frieden verhätschelte und dem „ausläufigen“ Proletariat als eine Auslese der Braven gegenüberstellte, gerät jetzt in Lebensverhältnisse, die mit denen des Proletariats verzweifelte Ähnlichkeit haben und insofern noch tröstlicher sind, als die Betroffenen dem Verhängnis noch wehrloser gegenüberstehen als die Arbeiter, deren Kraft man heute in höherem Maße braucht und schätzt. Man sollte nun glauben, daß diese Tatsache nicht nur die Mägen dieser „Fitzbesoldeten“ rebellisch macht, sondern auch ihre Köpfe revolutioniert und sie dahin bringt, sich aus der kleinbürgerlichen Gedankenwelt loszulösen. Sie brauchen sich ja nur in ihrer eigenen Klasse umzusehen, um wahrzunehmen, wie isoliert sie da mit ihrer Kot sind und wie andere „Mittelständler“, die das Glück haben, selbständige Geschäftsleute oder Bauern zu sein, üppig emporgehoben. Ihre Blinde sind aber in Wirklichkeit ganz wo anders hin gerichtet und ihr „Neid der besitzlosen Klassen“ wird nicht entzündet an den Kriegsgewinnen der Unternahmer, vom Schwerindustriellen bis hinunter zum kleinsten Schustermeister oder Hölzerweib, sondern an der Vorstellung, daß gewisse Arbeitergruppen gemäß der günstigen Konjunktur für die Ware Arbeitskraft Höchstlöhne erzielen können, die mittleren Beamten- oder Angestelltengehältern nahe- oder gleichkommen. Nicht daß ihre eigenen Klassengenossen sie aus dem Strome der Bereicherung hinaus an die kahlen Ufer geschleudert haben, ist die Quelle des tiefen Seelenschmerzes dieser Enterbten des Glückes, sondern die Entdeckung, daß sich der Abstand, der sie, die Gebildeten, von den Wertleuten trennt, die im Schweige ihres Angeschickes den Hammer schwingen, beträchtlich verringert hat. Die albernsten Märschen über hohe Arbeiterlöhne spulen da in den Köpfen und finden Verbreitung, zumal durch die kleinbürgerliche Provinzpresse, die das „Großkapital“ immer mit einigen allgemeinen Redensarten abtut, dafür aber sehr kontret und ausführlich über angeblüche Champagnergelage von Munitionsarbeitern tratscht. Es wird die Meinung verbreitet, daß heutzutage so ein Schlossergehilfe, der von der hohen Wissenschaft des Ausfertigens von Frachtbriefen keine Ahnung hat und nichts weiter gelernt hat, als wie man ungefüge Stahlmassen zu einer Maschine formt, fast so viel einnimmt wie ein Hofrat. In Wirklichkeit steht die Sache so, daß bei einer ganz besonderen Sorte von hochqualifizierten Metallarbeitern, deren Leistungen für die Kriegsführung unentbehrlich sind, die Löhne beträchtlich gestiegen sind und es versucht haben, den Erhöhungen der Warenpreise in sehr respektvoller Entfernung zu folgen. Man kann sagen, daß diese Löhne sehr bevorzugter Arbeiterschichten angesichts der Verzehmung, der Warenpreise, der Händlergewinne, der Bauernpreise und vor allem der Einkünfte ihrer eigenen Unternehmer immerhin auch auf das Dreifache gestiegen sind. Ein gelernter Munitionsarbeiter verdient mithin heute 150 Kronen die Woche, nur einige ganz wenige Vorkarbeiter von besonders hervorragender Qualität erreichen bis 250 Kronen die Woche. So viel aber haben die „Fitzbesoldeten“, denen ja nicht bestritten werden soll, daß es ihnen herablich schlecht geht, im Durchschnitt auch, und sie werden anderer Weise feiern kann als so, daß man von selbst denken denkt, um den rebellieren Massen zu betrügen. So was

kommt ja vielleicht vor, und es wäre ja nicht zu verwundern, wenn irgend welche Leute einmal auf die tolle Idee kommen, ihr Geld in Schaumwein umzusehen, da sie dafür doch nicht Brot und Kleider kaufen können. Wenn also dieses fortwährende Bendrgeln der Löhne des Munitionsarbeiters oder des Flugzeugmechanikers einen Sinn haben soll, dann entspringt es offenbar nur dem Verger darüber, daß die Löhnerhöhungen, die kaum die Geldwertung weitmachen und in gar keinem Verhältnis zu den Millionengewinnen der Kriegsindustriellen stehen, die „gottgewollte“ Rangordnung beseitigen. Den Arbeitern gehen aber diese Bendrgelungen, die mitunter in ehrenrührigen Schimpf und in Verleumdung ausarten, allemählich schon auf die Nerven. Sie haben den Krieg nicht gewollt. Sie haben ihn mit der Waffe im Felde oder, wenn sie dann heimberufen wurden, mit dem Werkzeug in den Munitionsfabriken geführt, aber sie haben ihn nie gedankenlos bejubelt, wie es gerade die „intelligenten“ Mittelständler“ recht reichlich getan haben. Die Arbeiter haben denn auch wiederholt, trotz der gesteigerten Löhne, ihrem Willen zum Frieden recht deutlich Ausdruck gegeben und für den Frieden auch etwas gewagt, während sich zur selben Zeit noch recht viele Mittelständler wenigstens in der Phrase hinter die Siegfriedler stellten. Der Staat weiß es genau und aus schmerzlicher Erfahrung, daß die Arbeiter gar nicht so erpicht darauf sind, Granaten zu drehen. Sie würden ihre angeblichen Champagnergelage samt ihren Hofratsgehältern und manches andere freudig dahingeben, wenn sie dafür die Erlösung der Menschheit von ihren Qualen eintauschen könnten. Deswegen aber sollte die deutschbürgerliche Provinzpresse, die im sonstigen auf Hurrapatriotismus geeicht ist, ihr verleumderisches Maul halten, denn wenn diese Erzpatrioten in ihrer Vertrottelung so weit gehen, der Arbeit in den Munitionswerkstätten einen Matel anzuhängen, so werden sie sich nicht wundern dürfen, wenn die Arbeiter in den Kriegsbetrieben wieder einmal sehr deutlich die Reigung bekunden werden, diesem bemakelsten Beruf den Rücken zu kehren.

Stromaufwärts.

Donaufahrt im fünften Kriegsjahr.

„Und dann haben wir ja das Schiff!“ rief unlängst eine Zeitung, als sie die Wiener darüber trösten wollte, daß durch den immer mehr gedrosselten Bahnverkehr Ausflüge ins Gebirge immer unmöglicher werden, und daß wegen der schon mehr als fraglichen Verpflegung auf dem Lande ein Urlaub immer mehr eine zwar schöne aber ungenießbare Einrichtung wird. Wir haben das Schiff! Wir nehmen uns zwei Rasttage, fahren mit dem Schiff nach Linz und wieder zurück, sind in guter Luft gewesen, haben uns gut ausgerastet und ein schönes Stück Land gesehen. Das mag manchem wie eine Offenbarung geklungen haben. Wir verzichten auf die Eisenbahn, auf die stundenlangen Kämpfe, die man dort an den Schaltern bestehen muß, um eine Karte zu ertingen, wir verzichten darauf, so eingepfercht zu reisen, daß wir die Hand nicht heben können, um uns zu schneuzen, wir verzichten darauf, ein Trittbrett mit zwei anderen „Fahrgästen“ zu teilen oder uns auf einem Waggondach köpfen zu lassen. Wir fahren auf dem Schiff, da haben wir es kommod. Mancher erinnerte sich an wunderschöne Fahrten auf dem Schiff in friedlichen Zeiten. Und nun begann ein Sturm auf unsere armen Donaudampfer, die einem solchen Massenandrang nicht gewachsen sind. Namentlich an Freitagen und Samstagen staut sich vor dem Kassenschalter der Abfahrtschalle schon 1½ Stunden vor Abgang des Postschiffes eine so gewaltige Menschenmenge, daß überhaupt niemand mehr die Halle betreten kann. Wenn endlich alles mit Worten versehen ist, beginnt beim Ausgang von der Halle zum Schiff neuerdings die gleiche, lebensgefährliche Drängelei. Um 10 Uhr abends soll der Postdampfer nach Linz abgehen. Aber es wird 1½ 11 oder noch später, ehe er fährt, denn er ist mit großer Verspätung von Linz herunter gekommen und die Mannschaft wird nicht rechtzeitig fertig mit den nötigen Reinigungsarbeiten, mit dem Kohlenladen.

Wie sieht es auf dem Dampfer aus, wenn er endlich vom Land stößt und seinen Rauchfang zum ersten Male umlegt, um unter der Kronprinz-Rudolf-Brücke durchzufahren! Auf den schönen, weichen Blüschbänken des Gasthausraumes 1. Klasse, auf die man sich im Frieden nach dem Nachtmahl immer so behaglich hinstreckte, kauern eng aneinander geprekte Gestalten, es hat Kämpfe gegeben um diese Plätze, es ist um jeden einzelnen Klappstuhl gerungen worden. Im Nu war keine einzige Sitzmöglichkeit mehr zu ergattern. Nun kauern sich die Menschen an die Bänke hin, froh, wenigstens den Kopf anlehnen zu können. Zuguterletzt kommt noch ein Schwarm von Pfadfindern angerückt und schlägt mitten im Gange ein regelrechtes Lager auf, als gälte es, im Hochgebirge zu bivakieren. Sie sind nicht böse über den Platzmangel, denn sie machen aus der Not einen Sport. Die armen Kellner, die Speisen und Getränke an die Tische heranzubringen wollen, sind kaum imstande, sich den Weg durch den verbarrikadierten Gang zu erzwingen. Die Stimmung ist gedrückt genug. Allen merkt man die Angst vor der Nacht an, die da kommen soll. Vorläufig hat noch niemand Schlaf. Man versucht ein wenig zu plaudern. So kommt das Schiff nach Ruffdorf. Dort wartet, wie man schon von weitem sieht, ein dichter, schwarzer Schwarm von Menschen. Nur ein geringer Keil darf einsteigen. Die Glücklichen, die mitkommen dürfen — noch wähen sie, glücklich zu sein — stürmen auf das Schiff, in der Hoffnung, noch ein Plätzchen zu ergattern. Mit sehr enttäuschten, ja geradezu entsetzten Miene betrachten sie das Bild, das sich ihnen bietet. Vergebens wenden sie sich an die Schiffs-

mannschaft, vergebens drücken sie einem Kellner ein gutes Trinkgeld in die Hand. Es findet sich für sie kein Stuhl mehr, nicht einmal ein Plätzchen auf dem Fußboden, ja nicht einmal mehr ein Stüchchen Wand, an das sie sich lehnen könnten. Es bleibt ihnen nichts übrig, als die Nacht droben auf Deck zu verbringen.

Auf Deck ist es bitter kalt. Es wird von Stunde zu Stunde kälter. Nur durch stieliges Auf- und Nieder-schreiten kann man sich den Aufenthalt erträglich machen. Wer sich auf eine der vielen freien Bänke legt, den überfällt die Kälte und er bringt sie nicht mehr aus dem Gliedern. Manche Leute haben einen festen Mantel, ein tüchtiges Umhängetuch mit. Aber es geht ihnen nicht besser. Man müßte ausgerüstet sein wie zu einer Gletscherpartie, um die Nacht hier oben auf Deck liegend verbringen zu können. In endlosem, unermüdbarem Hin- und Hergehen durchwandert mancher hier oben die Nacht. Manchmal taumelt von unten aus dem vollgestopften Raum einer aufs Deck in die Finsternis empor, einer, der es in der heißen, stinkenden Luft nicht mehr aushält, dem der Atem zu vergehen droht. Er ist rasch abgefühlt, aber wenn er wieder hinunterkommt, findet er sein Plätzchen unwiederbringlich verloren, von einem anderen eingenommen. Denn so groß ist die Raumnot, daß alle, wenn auch ungeschriebenen, so doch gewöhnlich respektierten Gesetze des Reiserkommens von diesem Schiff über Bord gemorfen werden.

In trostloser Langsamkeit schleicht die Nacht dahin. Niemand spricht mehr. Aber niemand schläft. Wie mancher mag in Sehnsucht und Reue an sein Bett daheim denken! Doch, damit wir nur genau berichten: zwei schlafen doch, zwei Buben. Die Mutter hat sich einen Klappstuhl erobert und sitzt nun da, die Köpfe der auf dem Boden kauern den Buben in ihren Schoß gebettet. Ganz frei, ohne sich im mindesten anlehnen zu können, sitzt sie die ganze Nacht regungslos so da und die beiden Buben schlafen herrlich. Eine erstauische, rührende Leistung von Willensstärke. In einer Ecke des Raumes wimmert die ganze Nacht über ein kleines Kind.

Gegen Morgen, das Schiff fährt langsam durch die jäher endlosen Auen zwischen Dulln und Krems, wird oben auf Deck die Kälte so arg, daß mancher bisher standhafte „Durchhalter“ sich blaugefrozen nach unten stiehlt, um sich zu wärmen. Langsam, quälend langsam dämmert dann der Morgen. Noch lange ist die Sonne nicht da, die vielersehnte. Milchige Nebel brauen über dem Wasser. Da erhebt sich unten einer der schlaflosen Schläfer nach dem anderen, bleich und übernächtlich jeder, mancher hat die Zeichnung des Tischtuches in die Stirnhaut gepreßt, jeder rechnet die verborgenen Glieder zurecht. Es herrscht eine verdrossene, mißmutige Stimmung. Es ist noch nicht recht hell, doch sind die Lichter schon abgedreht. Man stolpert über die Schläfer, die den Boden bedecken. Vergebliche Rufe nach Kellner und Frühstück werden laut, in der Küche brennt noch kein Feuer.

Das Schiff hat mehrstündige Verspätung. Schon dampft es in die Wachau ein, da wird endlich Kaffee verabreicht und auch oben, auf Deck, gibt es eine Erwärmung: die Sonne kommt! Nun strömt freilich alles hinauf, Diegeißel und Klappstühle werden die jämale Stiege emporgeschleppt und bald herrscht dort oben die gleiche Ueberfüllung, wie die Nacht über unten geherrscht hat. Aber jetzt ist sie, in der frischen, schon von der Sonne überwärmten Wasserluft, viel erträglicher, endlich stellt sich leidliches Behagen ein. Und jetzt, jetzt endlich sinnt das Haupt manches Reisenden, der sich vorgenommen hat, die Wachaufahrt recht aufmerksamen Sinnes zu genießen, von Müdigkeit übermannt schlafend auf die Brüst.

Es war unglug, so stürmisch auf das Verkehrsmittel Schiff aufmerksam zu machen. Die Donau-Dampfschiff-fahrtsgesellschaft tut ja lieber alles, was ihr möglich ist, aber sie kann es doch nicht verhindern, daß heute eine Fahrt auf der Donau lange nicht mehr das Vergnügen ist, das sie vor dem Kriege war, ja, daß sie manchmal eine kaum geringere Qual wird als eine Eisenbahnfahrt.

* (Witte um Feuer!) Jetzt wissen wir es endlich. Die Bündhölzchen, die bei uns bedenklich zu fehlen begannen, wurden nach Ungarn und den besetzten Gebieten ausgeführt, da man dort höhere Preise dafür bezahlte, als wir sie zu zahlen gewohnt waren. Damit nun dieses Lockmittel wegfällt (und auch damit die höheren Gestehungskosten mehr als überreichlich hereingebracht werden), wird der Preis erhöht, und zwar, um langweilige Rechnereien zu vermeiden, gleich auf zehn Heller! Wenn man die Art und Weise denkt, wie zum Beispiel Ungarn sich in letzter Zeit wiederholt gegen die Verschleppung von Bedarfsartikeln nach Oesterreich schützt, kann man ein bitteres Lächeln nicht unterdrücken. Die Sache mit den Bündhölzchen, die sich würdevoll an die übrigen Verteuerungen aller, auch der einfachsten Lebensbedürfnisse anschließt, ist aber mit einigen ärgerlichen Bemerkungen nicht abgetan. Es mag gleichgültig sein, ob ein Raucher während wird, wenn bei den so kostbar gewordenen Bündern jedem dritten oder vierten Hölzchen der Kopf fehlt (an Kopflosigkeit gewöhnt man sich ja bei uns allgemach) oder wenn er wie ein Verzweifelter aus der schädlich gewordenen Meißfläche Feuer zu gewinnen trachtet. Man darf sich auch in Zukunft nicht übermäßig wundern, wenn ein sonst freundlicher Nebenmensch die Witte um Feuer für die unüßsam erstandene Zigarette mit einem unvorsichtigen „Ja freilich, was denn nicht noch?“

beantwortet. Schlimmer und erister als für den Raucher ist diese neuerliche Preiserhöhung für die Hausfrauen des Mittelstandes, die sowieso nicht mehr wissen, wo sie die blutigen Kreuzer für des Tages Notdurft zusammensuchen sollen. Und an- linden muß man, sei es nun das Herdfeuer, die Waschanne oder den Ofen. Das Feuer wie eine weiland Priesterin der Westa zu hüten und vor dem Erlöschen zu bewahren, würde noch viel teurer zu stehen kommen. Also bleibt nicht andres übrig, als wiederholt in die teure Schachtel zu greifen und jedesmal drei Hölzchen anzureiben, bis eines brennt. Im Verlauf des Krieges hat es Beschwichtigungsmeier gegeben, die uns erst einreden wollten, daß der Fleischgenuß schädlich sei und uns dann, als es mit den Meißweihen, ja selbst mit der biedereren Erbsäpfele knapp wurde, gar die Ueberzeugung beizubringen versuchten, daß es nichts Besseres und Gesünderes gäbe als magere Kost. Vielleicht kommt jetzt einer, der auf die Vorteile hinweist, die in der Verteuerung der Bündhölzer begründet sind und uns freudestrahlend erklärt, daß nun Brände, wie sie oft durch mit Bündhölzern spielende Kinder entstanden, zu den Seltenheiten gehören werden. Es ist ein wahres Glück, daß wir nicht dem Aberglauben huldigen, der in den englischen und französischen Schützengräben herrscht. Dort bringt es angeblich Unglück, wenn an einem Bündholz mehr als zwei Zigaretten angezündet werden. — Nein, Späß beiseite: Wir sind der fatalistischen Ueberraschungen, mit denen uns jeder neue Tag begrüßt, des Amtschimmelgewiebers, das allmorgendlich in unsre geschlagenen Ohren eindringt, herzlich müde. Wir zehnen besorgt das Wasser aus dem Faß der Leitung und atmen nur mehr vor- sichtig. Wie lange werden Wasser und Luft so billig bleiben? Im Frieden erschien uns das Wort „Wien bleibt Wien“, das uns von allen Araber- und Volkssängerpawlatschen entgegengebudelt wurde, als schreckliche Drohung. Jetzt denken wir oft daran, wie schön es gewesen wäre, wenn wir noch heute im gemüthlichen Duliäh-Schlammbad brütscheln könnten. Die Bündhölzchenangelegenheit hat unsern „Sannur“ bedeutend angegriffen, und wenn wir noch so an der goldenen Regel festhalten, daß der „Weana net untergeht“ und „la Traurigkeit net g'spüren laßt“, allmählich fangen wir doch an, kurios dreinzuschauen bei den sonderbaren Maßregeln, mit denen man bei uns kleinere Nebel durch weit größere behebt, während es andern bei der Abwehr von unangenehm empfundenen Verschleppungen wichtiger Bedarfsartikel auf ein oder zwei Erschossene an der Grenze nicht ankommt. Wir warten mit einer Art bon- klämpfer Neugierde auf das, was noch kommen soll!

gleiche Anerkennung für ihre seit mehr als vier Jahren außerordentlich erhöhten Dienstleistungen, die als solche von dem früheren Ministerpräsidenten rückhaltlos ausgegeben wurden. So verlangen aber nun auch alle Staatsangestellten

Sold	140 Kronen
Feldzulage	150 "
Möbel-Hinterlegungsgeld	10 "

was zusammen dreihundert Kronen ausmacht, nebstbei und mit allem gebührenden Respekt gesagt, erheblich weniger als der Vursache des Herrn Leutnants als Geschäftsdienere — von einem höherstehenden Arbeiter nicht zu reden — an Monatslohn fordern und sehr bereitwillig erhalten würde; aber es geht, denn Wohnung und Essen kosten nichts.

Hat er aber nicht das Glück, verwundet oder krank zu sein, so gibt ihm der Staat ein Kostgeld von 4 Kronen 64 Heller täglich oder monatlich 139 Kronen 20 Heller und bezahlt die Wohnung. In den Monaten mit ein- und dreifrig Tagen macht es allerdings etwas mehr aus, aber wir wollen das nicht gar so genau nehmen: ein Leutnant hat ja auch Ausgaben, mit denen er's beim besten Willen auch nicht so genau nehmen kann.

Wir kommen nun zu dem weniger bekannten Teil des Leutnantbudget, zu den Ausgaben. Von den 394 Kronen 20 Heller bezahlt er für das Mittagessen in einer Offiziersmesse, neidermendend wenig, täglich drei oder im Monat 90 Kronen.

Erheblich teurer, wenigleich immer noch unmaßscheinlich billig, legt er Frühstück und Abendbrot mit zehn Kronen täglich ein = 300 Kronen.

Und stellt mit Bedauern fest, denn so ein junger Krieger erträgt zwar mutig den Ernst des Lebens, aber er bedauert ihn — daß für Gabelfrühstück und Saure kein Platz in diesem Staatsvoranschlag ist. Der Finanzminister leidet es nicht.

Diese Selbsttäuschung kostet im Monat 30 Kronen.

Für Wäsche — der Verbrauch von Seife ist der Gradmesser der Kultur — stellt er ebenfalls 30 Kronen in Rechnung. Wer das hoch findet, wird sich beruhigen, lieft er, daß für die Instandhaltung der Kleidung und

Schulden bezahlt, der vielleicht selber schon Papa ist und irgendwo an der Pike oder in Albanien über Dinge nachdenkt, die gar nicht lustig sind, und sein Oskar Straus macht die Musik dazu, sondern der heftige Artilleriekampf. Aus dem Leutnantspielen ist bitterer Ernst geworden, und da ist es kein Wunder — eher wäre das Gegenteil eins —, daß die Herren Leutnants Bleistift und Papier zur Hand nehmen und fangen an rechnen an wie früher, wenn es im bürgerlichen Leben nicht zusammengehen wollte.

Es ist nicht sehr erkleulich, was dabei herauskommt. Folgendes Schreiben liegt mir vor. Ich kenne den Absender nicht, aber das macht nichts. Man versichert mir, daß er nicht übertriebt; der Reinen, der das Seiten-gewehr trägt, müsse häufig sehr angesogen werden, damit der Magen Ruhe und Manneszucht hielte.

„Wobon lebt ein f. u. f. Leutnant i. d. R. im Winterlande, wo er — ohne Drückberger zu sein — in Folge einer Verwundung, Krankheit oder Kommandierung manchmal Monate zubringen muß?“ So fragt das Schreiben. Ich setze voraus, daß es sich um einen f. u. f. Leutnant handelt, wie es ihrer jetzt so viele gibt, die keine Laichengelb bezahlenden Papa i. d. R. haben: Lehrer, Beamter, junger Kaufmann, die alle frühzeitig auf eigenen Füßen gehen gelernt haben.

Folgendermaßen beantwortet der Briefschreiber die Frage. Es scheint trocken zu sein, aber es erlaubt so viel tiefe Blicke ins Leben, daß sie sicherlich nicht langweilen werden, die Bistern aus dem Leben des Leutnants. „Mama, was ist das, ein Leutnant?“ frug das junge Mädchen von damals. „Mama, wobon lebt ein Leutnant?“ mag bang manches junge Mädchen von jetzt fragen. Die Antwort, ein trauriges Achselzucken, sagt: „Denke nicht daran, Kind, schlag dir's aus dem Sinn! Es geht nicht. So gut bezahlen wir unsere Leutnants nicht.“

Kommt der Leutnant verwundet oder krank in ein Spital des Winterlandes, so erhält er drei Monate lang selbstmäßige Bezahlung:

Sozialpolitische Wochenlanderei. Die Herren Leutnants.

„Und dann die Herren Leutnants!“
Liliencron: „Die Musik kommt.“

Bitterlich weinen möchte man, wenn einem einfällt, worüber man einft so froh gelacht hat, das Liliencronische Hohe Lied vom Leutnant mit der entzündenden Musik oder sind es fünfzehn?, worunter die Ewigkeit der vier Kriegsjahre —, erinnere ich mich der dunklen Bühne und wie es dort Wolzogen —, aber bin ich denn heute verdammte, von lauter Loten zu reden? Liliencron, Wolzogen, die Punkte Bühne mit ihrer anmutig unterhalten den deutschen Brettelkunst, welcher Friedhof heiterer Schönheiten . . .

Ja, es war ein hübsches Ding um die Leutnants. Noch etwas anderes fällt mir ein. Eine gute Freundin erzählte mir, wie ihr Sohn — mein Bub, sagte sie — mit dem Stern am Kragen nach Hause kam, ihr um den Hals fiel und wie berauscht vor Freude ausrief: „Mama, es ist doch etwas Schönes, Leutnant zu sein!“ Und seien wir ehrlich: er hatte recht, es war etwas Schönes, denn es bedeutete ein Leben der festen Eroberungen, heimlichen Mädchenküsse und ermutigenden Frauenaugen, mit ein bißchen über-die-Schur-haaren und Mutterstolz und Tränen und einem Papa, der brummend, aber pünktlich wie ernste geschäftstüchtige Väter schon einmal sind, das Laichengelb bezahlte und die Schulden dazu. Und wenn es in der Garnison nicht lauter Freude war, so gab's doch in den beginnenden Ernst des Lebens hinein noch immer die Manöver, Krieg im Frieden, jeder ein kleiner Reif-Reislingen, unter Kameraden alles ganz egal!

Ja, es war ein hübsches Ding um die Leutnants. Weinen möchte man, fällt einem das alles jetzt ein, wo niemand dem Herrn Leutnant Laichengelb und

Die Ohnmacht des Arztes.

Wir erhalten folgende Zuschrift eines Arztes:

„Wie schwer der Beruf eines Arztes gerade in diesen schweren Zeiten ist, davon kann sich nur der einen Begriff machen, der das Unglück und das Elend mitansehen muß, ohne helfen zu können. Ohnmächtig und beschämt muß er gehen, den Kranken verlassen, ohne ihm einen Rat geben zu können, den dieser auch wirklich befolgen kann.“

Der Arzt erscheint bei einem Kranken, der infolge Genusses irgend eines verdorbenen oder ungewöhnlichen Nahrungsmittels einen schweren Darmkatarrh hat. Tannin und Bismuthpräparate sind in den Apotheken kaum mehr zu haben, Opium ist nicht in allen Fällen angezeigt, die Verschreibung einer Arznei ist daher nicht möglich. Jetzt aber kommt das Wichtigste: die Diät. Russischer Tee nicht zu haben, Fleisch und Fleischsuppe ausgeschlossen, Milch erhält der Kranke auf Milchkarre erst in vier bis fünf Tagen, Grieß, Reis, Kakao, Schokolade unerschaffbar, Mehl nicht zu bekommen. Ich bitte die löbliche medizinische Fakultät um Anweisung, wie sich der Arzt in einem solchen Falle zu benehmen hat.

Eine Mutter kommt mit einem elf Monate alten Kinde in meine Ordination. Schwerster Darmkatarrh; das Kind bekam in Simmering seit Tagen entweder gar keine Milch oder die Milch war sauer. Die Nahrung bestand aus dem damals schlechten Brot in saure Milch zu einem Brei gerührt. Rindernährmehl geben viele Apotheker Wiens nur aus großer Protektion an gute Bekannte ab oder im Tauschwege für Zucker, Fett und andere gute Sachen. Das arme Proletarierkind in Simmering kann jetzt vom Himmel auf die sündige Welt der Kriegsgewinner und Preistreiber herabsehen!

Die Gattin eines aktiven Feldwebels erkrankt an Abortus unter schwerster Blutung. Der herbeigeholte Arzt findet eine Operation dringendst notwendig. Da die arme Frau als Untermieterin eine Kammer bewohnt, weder Petroleum noch eine Kerze, aber auch keine anständige Waschgelegenheit hat, verfügt der Arzt die Abgabe ins Spital als „unabweisbaren Fall behufs Operation“. Um ½2 Uhr nachts erfolgt die Überbringung ins Jubiläumsspital der Stadt Wien. Der diensthabende Arzt verweigert ohne Untersuchung die Aufnahme als nicht unbedingt nötig und die arme Frau wird um 2 Uhr Nachts über eine Stunde lang in ihre Wohnung zurückgeführt. So geschehen in der „bestverwalteten Stadt Europas“: in Wien.“

* (Der Rucksack.) Er ist längst zu einem Symbol der Hinterlandfront geworden, der Rucksack, dieses bewährte Ausrüstungs- und Lager-Friedenssymbol, heiß ersehnter Urlaubsmoment in jadiserner Gedirgs- und Gletscherwelt. Er, der noch vor wenigen Jahren die sympathische Bestimmung hatte, für das leibliche Wohl wanderlustiger Touristen zu sorgen, hat eine ebenso schnelle als traurige Wandlung mitgemacht. Die Leinwandhülle, die einst mit Wein und Würsten, Konserven und Früchten, kleinen Gebrauchsgegenständen für Kochtöpfe usw. gefüllt war, wurde mit einem wesentlich geänderten Inhalt den Soldaten auf den Rücken geschmalt und ist manchem Vaterlandsverteidiger ein ungetrennlicher Weggenosse geworden auf der Wanderung in Schlachten, Not und Tod. In einer Zeit, als er noch Sinn dafür hatte, für die Bequemlichkeit der Menschen allerlei Praktisches beizusteuern, wurde es ihm leicht, den traditionellen Tornister in der Armee zu verdrängen. Sein Einzug ins Heer, sein rascher Aufstieg, sein Avancement vom wenig beachteten, selbstverständlichen Gebrauchsgegenstand zu einem wichtigen Bestandteil der Heeresausrüstung, steigerte natürlich bald sein Ansehen auf dem Industriemarkt, und die spekulativen Köpfe, die sich gleich in den ersten Monaten des Krieges auf die Massenfabrikation von Rucksäcken warfen, zählten durchaus nicht zu den letzten unter den millionenschweren Kriegsgewinnern. Aber der Rucksack hat noch eine zweite, weit bezeichnendere Wandlung durchgemacht, an die zu Kriegsbeginn kein Mensch auch nur im Traum gedacht haben mag. Die Kämpfer des Hinterlandes, Familienväter, Frauen und Kinder mußten sich mit ihm ausrüsten, um an der Front gegen den Hunger und die Entbehrung wenigstens halbwegs bestehen zu können. Da ging es dann, oft mit Kind und Kegel, hinaus aufs Land, um bei Bauern, bei Freunden und Verwandten Lebensmittel zu erwerben. Je mehr sich der Krieg in die Länge zog, desto umfangreicher wurde der „Rucksackverkehr“ und heute ist es bereits so weit, daß man den Rucksack ohne Uebertreibung als eines der charakteristischsten Momente unserer Zeit betrachten kann. Er beherrscht das Alltagsbild nicht weniger intensiv als die selbgraue Uniform, er beherrscht die Landstraße, die Elektrische, das Straßengetriebe der Großstadt als ein trauriges Zeichen dieser schweren Zeit. Mit der steigenden Not hat der Rucksackverkehr lawinenartige Formen angenommen, wurde, was, nebenbei bemerkt, gewiß verzeihlich ist, hart, rechtshaberisch, rücksichtslos, entwickelte sich langsam zu einer Plage, gegen die sich aus verschiedenen Gründen nur sehr schwer anzukämpfen läßt, und forderte schließlich energische Maßnahmen der Behörden. Es ist bis heute nicht viel dabei herausgekommen. Das radikale Verbot des Rucksackverkehrs mußte aus begreiflichen Gründen bald wieder

zurückgezogen werden und der Kampf gegen diese, besonders in gewissen Auswüchsen zu einer wahren Landplage gewordenen Erscheinung zerfiel bald in systemlose Einzelaktionen, die von Landgemeinden, Bezirkshauptmannschaften, Gendarmen, Verkehrsorganen usw. geführt wurden. Wie nun verlautet, soll der Rucksackverkehr einer einheitlichen Regelung zugeführt werden, vor allem deshalb, um den Schleichhandel ein wenig einzudämmen. Durch Kontrollierung der Lebensmittelarten, insbesondere der Kartoffelarten, soll verhindert werden, daß Lebensmittel in größeren Mengen dem allgemeinen Verkehr entzogen werden, um dann zu Phantasiepreisen an den Mann zu kommen. Tulln, das Zentrum der niederösterreichischen Kartoffelgegend, hat einen sehr energischen Anfang gemacht. Soldaten und Gendarmen kontrollieren am Bahnhof die Rucksäcke, das heißt, sie nehmen einfach alles ab, was sie erreichen können. Daß dieses systemlose Einschreiten sowohl Schuldige als auch Unschuldige treffen muß, daß dabei nicht nur der Schleichhändler, sondern auch der arme, der sich ein paar Kartoffel ergattert, zu Schaden kommt, ist einleuchtend. Die Lösung des Exempels ist keineswegs leicht, ungeachtet der Projekte, sie „baldigst in Angriff zu nehmen“.

(Kreuzer und Krone.) Der Begriff des Geldwertes ist uns im Verlauf von vier Jahren verlorengegangen. Ruhig und widerstandslos nehmen wir Preissteigerungen hin, die viel größer sind als zu Kriegsbeginn der Preis der Ware selbst war. Die Bündelchen, die bisher sechs Heller kosteten, werden von nun an zehn Heller kosten; jedes Schächtel ist also um einen Betrag teurer geworden, um den man im Jahre 1914 noch zwei Schächtel kaufen konnte. Auch der einfache Mann kann sich das ausrechnen, aber wir ertragen es stummstinnig und fürchten uns fast, uns ernste Gedanken über das Ende zu machen, das dieser rasende, tolle Lauf der Geldentwertung früher oder später einmal in irgendeiner Form nehmen muß. Nur manchmal bringen uns besonders markante Bissen etwas zum Bewußtsein und lassen uns leicht zusammenschrecken. Beispielsweise, wenn die Frau sagt: „Heute habe ich ein Kilogramm Mehl um ebensoviele Kronen gekauft, als es seinerzeit Kreuzer kostete.“ Ist das wirklich wahr? Leider ja. Um 28 Kreuzer pro Kilogramm konnte man vor vier Jahren noch das schönste Doppelnullermehl nach Hause tragen, soviel man nur wollte. Fest aber lassen wir uns 28 Kronen vom Schleichhändler für das Kilogramm abpressen und fragen dabei nicht einmal nach der Qualität! Wenn es nur überhaupt Mehl ist! Und mit dem Schmalz ist es nicht anders. Man kaufte das Kilogramm um 80 oder 84 Kreuzer oder, besser gesagt, man kaufte es nicht, weil jede tüchtige Hausfrau Wert darauf legte, den Bauchsilz, der auch nicht viel mehr kostete, auszulassen. Das gab zwar Arbeit, aber man wußte dann wenigstens, was man im Topfe hatte. Heute zahlt man 70 Kronen für ein Kilogramm Fett traallicher Qualität, und auch 100 Kronen sind schon für Schmalz gezahlt worden. Die Krone hat die Kaufkraft, die vor vier Jahren der Kreuzer hatte! Aber wir sind noch nicht am Ende. Dem Beispiel des Mehles und des Fettes scheinen andere Bedarfsartikel und Lebensmittel folgen zu wollen. Schon ist der Zwitter mehr zu Liebhaberpreisen zu bekommen, das Buchen eines Hemdfragens kostet mehr, als man einst für einen neuen Kragen

bezahlte, und das Kilogramm Gänsefleisch notiert mit 58 Kronen, falls es während der Drucklegung dieser Zeilen nicht teurer geworden ist. Wohin soll das führen? Bald werden die Gegenstände, die den Kronen an Stelle des Kreuzertarifes gesetzt haben, nicht mehr vereinzelt sein. Werden wir es noch erleben müssen, daß die Krone nicht mehr wert ist, als der Heller wert war?

Aus dem Tagebuch eines Hinterländlers.

„Kriegsgewinner.“

In einem Tramwahnhäuschen bei der Bellaria. Auf der Bank sitzt ein blässer Bub mit kurzem, geläuteten Hosen und fürchterlich schmutzigen Strümpfen. Ein echter Wiener Bub mit schwarzen, großen Augen in einem, ach, so verhungerten Gesicht. Neben sich hat er eine Blechschachtel mit Tabak, dann Säcken, und stopft Zigaretten. Krümmert sich nicht um die ganze Welt, stopft und stopft.

Pepi, sein Freund, am anderen Ende der Bank, hat in einem Sackchen einen kleinen Berg Zigarettenstummeln aufgestapelt und wuzelt aus diesen den Tabak. Und aus diesem Tabak entstehen die Zigaretten. Karli ist der Fabrikant, Pepi der Tabaklieferant. Und im Aufspüren des „Rohmaterials“ ist der Pepi ein Virtuoso! Man kann dies ja jetzt alle Tage beobachten. Meistens in den Vorgärten der vornehmen Cafés und Restaurants. Zwischen den Sesseln, Tischen, Dieanderkübeln windet sich ein Junge calglatt durch, äugt wie ein Luchs. Ihm entgeht kein Stummel; schon ist er erwischt und in der Tasche. Dann kommt die Sammlung zur Sortierung in die Fabrik ins Tramwahnhäuschen.

„Was macht Ihr mit den Zigaretten?“

„Wir schicken's n' Battern ins Feld.“

„Das sagt der Bua nur a so,“ meint ein blutjunger Landstürmer in Feldadjutierung, der den Buben, gleich mir, zusieht: „Dem Ober im Café drüben verkaufen's sie dann um zehn Seller das Stück und der verkauft's an die Gäß' um dreißig!“

Darauf nehmen die Buben lautlos ihre Zigarettenfabrik und verschwinden. Und ich denke: „Vielleicht helfen die Buben so zu Hause „durchhalten“. Oder sind sie schon „Kriegsgewinner“ auf der untersten Sprosse dieser Laufbahn?“

Sprichwörter.

Gestern sah ich einen miserabel ansehenden Menschen die Speisensarte vor einem Ringstraßenhotel lesen. Das wandernde Skelett fiel mir auf; ich stellte mich zu ihm hin. Wir lasen: „Rindfleisch mit Tomatensoße K. 20.“ Da drehte sich dieses lebendige fünfte Kriegsjahr zu mir um und sagte: „Hunger ist der beste Koch!“ Dieses Sprüchel ist der blutigste Hohn. Schau'n Sie her: „Nicht der Hunger, sondern ein volles Portemonnaie ist der beste Koch!“ Das brachte mir wieder einmal zum Bewußtsein, wie verlogen manche Sprichwörter sind. Zum Beispiel dieses: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst!“ Es dürfte wohl keine Kriegsmaterialfabrik geben, die diese Fronie auf ihre Portale schreiben würde.

Ober: „Armut ist keine Schande“. Es gibt keine ärgere Schande in der jetzigen Kriegsgewinnerzeit als die Armut, und kein Moralprediger würde sich heute trauen, diesen Spruch zu verteidigen! Man sollte endlich daran gehen, einige dieser Lügen in Spruchform endgültig zu pensionieren. Weg mit ihnen!

Der Ministerialbeamte.

Der Ministerialbeamte und ich sitzen im Rathauspark. Mein Freund (Dr. jur. et phil.) klagt: „... Sonntag vormittags im Amt; täglich bis 7 Uhr abends beschäftigt. Mein Hofrat ist auf Urlaub, zwei Beamte krank, unterernährt; ich leite schon seit sechs Wochen das Departement. Die Verantwortung ist groß und das Einkommen klein.“

Heute vormittags hatte ich eine Konferenz. Dazu muß ich meinen besten Anzug nehmen. Eigentlich der einzige gute, den ich noch besitze. Siebenjähriger Diener, der Anzug, dank meiner Frau! Aber was wird es werden, wenn der einmal hin ist? So ein Anzug kostet heute 1000 K. Schuhe auch bald in desolatem Zustand. Dabei eine Frau, zwei Kinder und einen Diensthofen zu erhalten. Die Rache des Schicksals, weil ich mir den Luxus gestattete, ein armes Mädel zu heiraten! Er ist fürchterlich, dieser tägliche, aufreibende, nervenzerschöpfende Kampf gegen die Proletarisierung. ... Ich bin für eine Auszeichnung vorgeschlagen. Ja, lieber Freund, von der kann ich mir nichts herunterbeißen! Sollen sie mich lieber außertourlich in die „Reihe“ befördern! Davon habe ich wenigstens etwas. ... Zwei Doktorate! An den Mischbietenden verlißzere ich sie! ... Meinen Buben gebe ich zu einem Vinder in die Lehre! Ein solcher verdient ja jetzt bald in einer Woche mehr als ich im ganzen Monat. ...! Wohin soll das führen. ...?“

J. Tauber.

Abendrunde in der Vorstadt. Die Tag die Augustsonne den ganzen Tag auf den Dächern. Zwischen den Hausmauern brodelte die Hitze, und um die Schornsteine herum stimmerte die Heißluft. Müde schlichen die Menschen ihrer Beschäftigung nach und die wenigen Kinder, die in der Gasse zu sehen waren, tollten nicht wie sonst, sondern saßen abgepannt und anstos auf den Torstufen. — Nun macht sich die Sonne zum Ausbruche bereit. Ihre Strahlen fallen immer schräger in die Gasse, bis sie vollends verschwinden. Eine Weile noch geht ein Leuchten durch die Luft, das Kreuz funtelt auf der Spitze des Kirchturmes und das flaumige Weiß der dahinziehenden Schäfchenwolken ist vom goldenen Widerschein der untergegangenen Sonne durchtränkt. Von den nahen Bergklammen weht es jetzt kühl herab. Ein frischer Luftzug strömt durch die alte Vorstadtgasse und nimmt die darin ausgespeicherte Hitze mit sich. Ein letztes, müdes Funfeln läuft noch einmal über die Fensterscheiben, dann ist für diesen Tag aller Glanz verloschen, eintöniges Grau nimmt Besitz von der Gasse, den Häusern und allen anderen Dingen. Die letzte Glocke, die der Krieg dem ehrwürdigen Pfarrturm gelassen, beginnt wehmütig zu tönneln. Breit und gedrunken steht der Kirchturm im Abendgrau. Auf dem Gesimse unterhalb der Uhr läuft kopsnickend und tadelsklagend ein „Stropstauber“ einer Taube nach. Sie sind die letzten des einst so zahlreichen Taubenvolkes, das den Turm bewohnte, und es bleibt immerhin merkwürdig, daß die zwei noch da sind ... Vor den Toren der Biedermeierhäuschen, die so ehrlich und so selbstzufrieden nebeneinander stehen, finden sich die Einwohner zu einem Abendplausch zusammen. Sie sind kurz vorher aus der Arbeit heimgekehrt, haben ihr schmales Kriegsnachtmahl verzehrt und kommen „auf die Gass'n“, um ein wenig „frische Luft schnapp'n“ und über die Mühseligkeiten und Sorgen ihres wenig beneidenswerten Lebens Meinungen auszutauschen. „s is ma ja eh lad, um dö Zeit, dö was i da ma bring'“, aber was tua i denn drin im Zimma, wann i la Petroleum hab'? In da Zimster

kann i nix arbeit'n, obwohl i 'tuan gnua hätt.“ So äußert sich eine Frau, und die Umstehenden pflichten ihr seufzend bei. An anderer Stelle wird politisiert, an dritter von der so arg verlästerten Friedenszeit in Tönen höchster Wehmut gesprochen. Die Männer rauchen dazu in ihren Pfeifen einen „Lokal“, dessen fürchterlicher Rauch zum Himmel stinkt. Die Dämmerung huscht auf leisen Sohlen durch die Gasse und zieht die dunkle Nacht herbei. Die Häuser lehnen wie schläfrig aneinander, ihre Giebeln und Firne verschwimmen und vermengen sich zu einem dunklen, unentscheidbaren Ganzen. Eine Gruppe um die andere löst sich auf, die Leute kehren in ihre Wohnungen zurück, das Leben verstummt. Still und verlassen liegt die alte Gasse in den Armen der Nacht ...

Im Stammeisl.



A fade Zeit is dös, a stiere Zeit, a graus-
fide Zeit, brummt Etchler, gähnte und trant
sein Krügel aus; wenn i uns so anschau', uns
biere, wie ma dastiken, einer tramhappeter als der
andere — mölanholisch kunn' ma werd'n.

Ang'nommen 'n Schwaffer, bemerzte Ober-
berger, der schaut so g'miß quast, als ob eahm
irgend was Gyras widerfahr'n wär. — Is 's
wahr oder net?

Die letzten Worte waren an Schwaffer ge-
richtet, der schmunzelnd nickte.

die Köchin von Tür 16 is, mit no zwei Madeln
über d' Stiegen aufschickab'n. Was is denn
g'sch'n? schrei i durchs Guderl, was hab' s
denn? Dreimt 's? Von draußt antwort' die
Kathi:

Ma! Aber a Fliegerangriff is! — Und
da rennt Des am Boden aus, Des narvlich Weiber-
g'machs? schrei i aufsa. In 'n Keller mit Guch,
wie 's in der Verurteilung steht! — Verurteilungen,
können ma g'hoht'n werd'n, mant d' Kathi und
fort is ' wie der Wind — die ander'n Madeln
hinter ihr her und in an Karree am Boden
der st' mit mir, Dir mir a aus'machstene Bomben
oder a Fünftilopafet Gedächte vom Dammungio an
Schödel brenna laßt, i hab' mir alsdann denst:

Abi in Keller, eh' 's au spät is! — Das 's häßste
Stenbahn is, dös siech i, wie i an Blick beim
Kessler auffamach; Nicht steht da scho die
Deletrische wie ang'noget; nebenan sitzen unter
dem Schuß d' Schußvorrückung der Wagen-
führer und d' Kondukteurin 's lamina hockert, damit
eahna d' Flieger net seh'n. Im nämlichen
Moment hör i a scho ganz aus der Näh' a
furchbar's Krachen — hum, stichin, poss!! — dann
a'word'n. I net font, in 'n Schlafröck einer, beim
Kempel aufsa und d' Stiegen aba. Am Weg
berühn' i d' Hausmastein, d' Frau Staudinger.

Mir is ganz feierlich ärmut g'word'n, was ja
ganz beirechtlich is, wann aus 'n Heldenod scho
quast in d' Weahneraugen g'wart. Frau
Staudinger — sag i mit bebender Stimme —
leben Sie wohl.

Sach' kriimm auf'sack. Alter Narrentittel!
teist f, was soll denn dös hegen? Wann 's mi
pflanzn woll'n. Es . . . Ja was oloch'n 's
überhaupt? So woll'n a gebildeter Mensch sein,
berühnen 's Ihnen do; wissen 's denn no mir?
Fliegerangriff is! Grad wie i dös sag, hört ma
scho wieder dös verächtliche Woltern und Krachen.
D' Hausmastein kreischt hell auf. A Flieger-
angriff — Jettas Marand Jottel! — Und fürzt a
scho zum Stiegenfenster hin, reißt's auf und laht
it ausser. I the nach — und wann i ' net no
rechtzeitig beim Schürzenbandel dawisch, sollt 's ma
a'grund, no eh die Kugelmacher recht ang'langt
hab'n. Nach dieser wunderbaren Errettung eines
neugierigen Weibsbildes vor dem Tode des Abis
fallens is ma wieder a weniger leichter g'word'n
und i geh' alsdann abi ins Partiere. Bevor i
aber in Keller verdust, wies i no an Blick auf
d' Straßen aufsa — und, meine Herren, was
siech i da?

Was siechst? fragte Spanntagl ungeduldig,
ergäh! Do weiter!

I siech, wie si die Deletrische grad wieder
parat macht, fuhre Schwaffer fort; der Motor-
führer stellt si zu seiner Kaffeemühl', die Kon-
dukteurin blast in ihr Trompetel. I renn' vor 's
Haus. Ja, was is denn? 's tag' i, 's an d' Flieger
scho wieder aba'rafft? — Flieger? — mant aner,
i glaub', Sie san net ganz heinand! D' Schuß-
vorrückung von der Deletrischen is abis'ruht
und jetzt hab'n sie 's mit Müß' und Not wieder
'sammeng'leimt! Schamloser Diener, Herr Nachbar!

Und weh war er.
Bist fertig mit Dein' Roman? — knirrte
Stichler; Augenschüppel, Du, Leut zumarrnhalten!
Nede Weir' weh' i ein, an derer garigen G'sicht' is
net a Wort was!

Und dös Krachen, Woltern und Schrei'n, was
D' g'hoht' hast? — fragte Oberberger, wie war 's
denn damit? — Worauß Schwaffer erwiderte:

Gründe der Distrikzion gebieten mir, als
Schichtelman über diesen Punkt den Mantel des
Stillschweigens zu breiten. Den Namen von dem
Bombenwerfer sollt Ihr nie erfahren, es war des
Herr von Dangelberger, ein Privatlich von Tür 21,
der mit seiner Frau Gemahlin eine kleine Und-
einwanderung g'habt hat, bei der auch ein Kasseroll,
ein Weibler und ein Kriegsmörder. Aus der
großen Zeit, ein paar Weibler mitg'redt' hab'n.

Oberberger schmunzelte. I glaub', Dir spilt
der Fliegeralarm von der vergangenen Woche no
im Kopf herum, das D' auf 's G'spaffetteln
kommst.

Glücklich der, was no zu G'spaffetteln auf-
g'legt is, brummt Etchler, bei mir hat der
Jurn scho längst 'n Panur verlaakt. Was den
Fliegeralarm betrifft, so war dös a Müß, den
d' üblichen Behörden mit die Weaner erlaubt
hab'n.

Oberberger schüttelte den Kopf. — Gar in
Spur, sagte er, den ganzen Wirbel hat der
deletrische Direktor befestigt, der uns amal hat
woll'n, was er kann. Er braucht nur mit 'n Lan-
Kinger 's 's machen — und die Drammay steht.
Dös hat er uns amal beireist machen und uns
g'wiffern laß'n soll'n: Schaut 's, Quabertel,
was all's heiser 'n samml! Drum tuat 's net viel
schimben und schimnier'n, seib' 's froh, daß 's
Deletrische überhaupt fahrt, achlt 's Gure fufzelm
Kreuzer für a commod's Hauptplatzel auf 'm zuck-
wärtigen Puffer und gebt 's an Ruach! — Er
sch nach der Uhr und sprang auf. — Bei dem
G'schicht' is, meiner Sol, d' Beit vergangen, a
sagte er zu Schwaffer, — Behne is word'n und i
was net wie. Jetzt haht 's ober lauten, lonk
gibt 's dabam an Fliegerangriff; wiss haften: Met
Witte greift er und i — sieg. — Leopold, gah'n!

Thomas Berger.

1/1X. 1918

Der unsterbliche Heurige.

Er ist wirklich unsterblich. Zwar etwas kränklich, vielleicht schon siech, aber er behauptet sich noch. Auch der fünfte Kriegssommer konnte ihn nicht von der schmal und still gewordenen Tafel der Wiener Lebensfreude drängen, an der er seit jeher seinen traditionellen Ehrenplatz hatte.

Natürlich wurde es den Wirten und Weinbauern, deren Lokale oft durch Generationen das vorstädtische Adelsprädikat „Heuriger“ trugen, durchaus nicht leicht gemacht, den berühmten „Buschen“ vor der Tür baumeln zu lassen. Er regnete einschränkende Erlässe und einigen Weindörfern an der Wiener Peripherie ist man bekanntlich besonders hart an den Krügen gegangen. Aber er hat sich trotz allem behauptet, wenn auch der althergebrachte Inkeratenkopf „Wer hat ausg'steckt? Wo gibt's an guaten Tropfen und a Hez?“ den Passus von der Hez' als etwas unzeitgemäß weglassen mußte und im Hauptquartier des Wiener Heurigen-Duldh, Sang und Spiel um punkt neun Uhr ein Ende haben müssen.

Sie ist etwas siech geworden, die alte Wiener Spezialität, aber die Zeit mit all ihren bittersten Geschehnissen, mit ihrer Sintflut von Weh und Tränen, hat sie bis heute nicht zu ersticken vermocht.

Der Heurige, diese letzte Atrappe eines Wienertums, das sich um den „Steffel“, den „Schönbrunner Pepi“, den Guschelbauer und den fischen Fiaberzeugeln eine Art chinesischer Mauer errichtet hatte, ist auch durch einen Weinpreis von 16 bis 18 Kr. und einen Straßenbahnverkehr, der in der Richtung zur inneren Stadt um dreiviertel neun Uhr schließt, nicht umzubringen. Jedermann kann sich davon leicht überzeugen.

Man biegt irgendwo draußen in Döbling, Grinzing oder Siebering in ein schmales, altes Gäßchen, geht an ein paar Häusern vorbei, die mit ihren Guckfenstern und steilen Dächern an ein Kindermärchenbuch erinnern und tritt in ein weites, grünes Tor. Ein Auto und ein Fiaker halten draußen und der biedere, rotwangige Kosselenter und sein weniger milieuentprechender Kollege vom Weininkutschbock sitzen plaudernd auf einer blank geschuerten Bank. Da ist der Hof und schon der Garten. Ein alter, schöner Gasthausgarten, einer von jenen vielen, welche die Zeit innerhalb des Häusermeeres immer mehr zusammenpreßte und sie nur zu oft in das schwindstüchtige Surrogat von verlaubten Oleandern und wellen Cyheuwänden, mobile „Schanigärten“ letzter Güte verwandelte. Die alten, dichtbelaubten Bäume breiten ihr schattiges Dach über die vielen Tische, runde, weißgestrichene Birishausische und festgerammte, aus ein paar Brettern gezimmerte Gartentische, die wohl kein Tuch tragen, dafür aber von weit sympathischeren Dingen bedeckt sind.

Ein Wochentag und doch keine Not an Gästen. Man muß schon auf die Wiese hinunter, wenn man für sich einen Tisch haben will, an den dichten Heckenraum, in die Abendsonne, die ihr aprifolienfarbened Licht auf das lustige Böllchen legt. Aber harmlose Lustigkeit, Weinseligkeit und Verliebtheit sind hier nur ganz knapp vom Häßlichen getrennt. Am Nachbartisch paßt eine dicke Dame ein festes Gänsestück, Butter, Eier und Weißbrot aus, stößt mit ihrer Gesellschaft an und fragt: „Geht's uns schlecht?“ Stellen aus geistvollen Aufsätzen über Wien kommen einem da in den Sinn: „Nirgendwo als in der Wiener Vorstadt.“

Nichts davon. Die Kellnerin nimmt aus ihrem Storb ein Weinglas und stellt eine Halb-Literflasche auf den Tisch. „Nacht Kronen.“ Die Musik beginnt. Der Gelger hat einen eigenartigen, reinen Strich und sollte von der Harmonika und der Gitarre lieber nicht begleitet werden. Ein junger Mann stellt sich zu einem Tisch, wo es besonders lustig hergeht und fragt nach Wünschen. Und er singt, was man verlangt, wie ein Automat. „Ich weiß auf der Wieden...“, „I muß wieder amol...“. Er ist unermüdblich und seine Zuhörer bekommen nicht genug. Weitere Batterien rücken an. Der Wein ist wirklich gut. Er hat den Duft sonnenbeglänzter Wienerwaldwiesen in sich, das Aroma des Windes, aber an schwülen Sommerlagen von den Ruffdorfer Weinhängen zur Donau niederstreicht. Die herbe Perle, die in dem flüssigen Blond rollt, schmiegt sich appetitregend an den Gaumen. Deshalb ist für Naschereien ausgiebig geforgt. Wer sich nicht selbst ausgerüstet, bekommt für eine Krone ein „Bussel“, ein „Ringel“ oder sonst eine süße Zutat. Eine Frau geht mit einem Teller von Tisch zu Tisch und verkauft keine Weingartenpfirsiche. Das Stück eine Krone... Man hat an dieser gastfreundlichen Stätte die Hellerrechnung längst über Bord geworfen. Wozu auch? Wer zwei Gläser von dem Wundertrank hinuntergetröpfelt, der zahlt gern auch das Doppelte. Der Wein, die Musik, das zarte, verbäuernde Abendsonnenlicht, das leichte Dufsten und Nauschen der Bäume, das Bächeln und verlebte Nicken der Tischnachbarin sehen einem bald eine rosige Brille auf... Verkauft's mei' S'wand...“

Wer scharf zusieht, bemerkt allerdings, daß dies am nächsten Tag in mancherlei Fällen dringend notwendig sein wird. Denn das Publikum ist sehr gemischt. Da ein Tisch mit bedächtig-genießenden Bürgern, plaudernden Frauen, verliebten Pärchen, dort eine Gruppe von jungen Burschen, die bloß mit der Zigarette und dem ramponierten Siehumlegtragen den Weltmann markieren. Ein Uniformschuh aus leuchtendem Lack tritt unter dem Tisch auf ein etwas schief und fassonlos gewordenes Damenstüdel, und zwei Hände in Halbtrauer wehren die ungefüme Attache wohl eifrig, aber nicht sehr energievoll.

Immer noch neue Gäste. Wohl zumeist Deute aus der Umgebung. Eine elegante Gesellschaft, die einen abseits stehenden Tisch bezogen, mustert das lustige und recht laut gewordene Treiben aus einer Art Vogelperspektive, ein einlamer alter Herr sieht sich brummend hinter sein Glas und versucht, bei der spärlich gewordenen Beleuchtung das Abendblatt zu entziffern. Er nicht zufriedengestellt, als endlich die Kellnerin erscheint und die Kuerstrümpfe in Brand setzt.

Noch immer Musik. Die geht jetzt von Tisch zu Tisch, singt und dudelt und verbeugt sich tief, wenn ein Gast besonders splendid gewesen. Ein Jüngling hat sich mit einem Teller bewaffnet und sitzt beim Gartenausgang. Da und dort wird

ein Tisch leer, denn die letzte Tramway ist fällig. Der Obolus gleitet auf den Teller und verschwindet in der tiefhängenden Tasche des schmierigen Kellnersalkos. Scharfe, aber verbindlich und bebott lächelnde Augen lassen kein männliches Individuum ungeprüft über die Zollgrenze.

Mit dem Schläge neun ist der Zauber zu Ende. Die Musik verstummt. Und viele fühlen erst jetzt, daß der Kopf merklich schwer geworden. Es gibt noch immer Wein, Pfirsiche und Backwerk, außerdem geht eine alte, dicke Frau mit Rosen und Schwertlilien hausieren. Sie ist bald ausverkauft. Da und dort verliert eine Lampe, die Tische leeren sich, der heisere Gesangsversuch eines Gastes stört seinen gähnenden Nachbar.

Der aufsteigende Orangelampion des Mondes sieht nur mehr einen leeren, stillen Garten. Leiser Nachwind löst sich aus den alten Baumkronen und setzt ein paar fette Papierseken in die Wiese. Der Heurige ist in den letzten Jahren sehr schläfrig geworden und geht zu Kinderstufenfrüher Stunde ins Bett. o. h.

Die Aufreizer.

Daß die Lebensmittelknappheit denn doch nicht so allgemein verbreitet sein kann, wie man annehmen sollte, beweist eine Anzeige im „Neuen Wiener Tagblatt“, die einen verlaufenen Hund betrifft. Sie hat folgenden Wortlaut:

Brauner stichelhaariger

Polizeihund ohne Maulkorb und Marke, hört auf den Namen „Kollo“, in der Nacht auf den 23. d. M. in der Nähe der Lastenstraße verlaufen. Außer 200 Kronen Belohnung erhält Überbringer 1 Sack Kartoffeln und 50 Stück Eier. 8. Bez., Bernardgasse 8/6.

Wieviel tausend Mütter in Wien es wohl geben mag, die sich glücklich schätzen würden, wenn sie ihren Kindern auch nur ein Ei zum Frühstück vorsetzen könnten und wieviel Frauen laufen sich die Füße wund, um in der Umgebung unserer Stadt einige Kilogramm Kartoffeln um schweres Geld zu ergattern. Das alles scheint der Hundesfreund in der Ber-

nardgasse am Neubau nicht nötig zu haben, denn sonst könnte er nicht einen Sack Kartoffeln und 50 Stück Eier als Finderlohn für einen verlaufenen Hund bieten.

Die schmutzige Zeit. Was sonst der Wiener schmutzig nannte, kann man dem heutigen Geschlecht nicht nachsagen. Was heute eine Familie in zwei Tagen ausgibt, hätte vordem für einen ganzen Monat genügt. Im Trinkgelbgeben ist das heutige Geschlecht so nobel geworden, daß das Kleingeld kaum mehr verwendet wird und Hotelstubenmädchen jede Woche viel Geld in die Sparkasse legen können und Objekte für Raubmörder werden. Aber sonst ist die Zeit recht schmutzig. Es gibt tausendmal mehr schmutzige Geschäfte und Geschichten. Die Menschen gewöhnen sich den Abscheu vor dem Schmutze ab, der am Gelbe lebt. Geiz, Neid und Habgier sind Erfordernisse, ja fast Tugenden der Zeit geworden. Die schmutzigsten Gesellschaften sind jetzt noble Leute geworden und der Schmutz des Betruges, der Hehleri und Stehleri ist eine Bedingung des Seelenabels einer neugeborenen Kriegsgröße. Auch an politischem Schmutz ist unsere Zeit überreich. Was hat nur die Kriegshehlpresse von haben und drüben an vergiftenden Klagen, an Ehrabschneidungen und Verleumdungen nicht einzelner Menschen bloß, sondern ganzer Völker geleistet! Aber betrachten wir einmal den Schmutz, den man mit Besen, Spriehwagen, Seife, Wasser und Ausreibbürste sonst entfernte, den Schmutz im physikalischen Sinne. Schon die Arbeit der Millionen Männer, die Krieger sind, ist schmutziger in wirklichem Sinne. Wie wohnen sie im Schützengraben, wo sie nicht aus den Kleidern kommen? Sie leben wie Maulwürfe und Regenwürmer in der Erde. Ebenso schmutzig ist das Leben im Hinterland geworden. Angefangen hat es hier mit der teuren Seife. Ein vielgereifter Menschenkenner hat einmal gesagt, man solle den Grad der Kultur, den die Völker erreicht haben, an dem Verbrauch der Seife messen. Das ist heute wirklich der richtigste Maßstab. Die wurde so wenig Seife seit ihrer Erfindung verbraucht wie jetzt. Immer, wenn die Menschen den meisten Schmutz wegzuwaschen hätten, verbrauchen sie am wenigsten Seife; jetzt hätten sie auch fast keine mehr, auch wenn sie rein sein wollten. Bei der Keimlichkeit nützt der Ersatz so wenig wie beim Hunger. Der Ersatz macht weder rein noch satt. So ist denn die schmutzige Zeit gekommen; erst hat man Lauge statt der Seife genommen, aber die hat die Wäsche zerbitzen, und das ist etwas, was keine Hausfrau lange aushält, ohne nervenkrank zu werden, besonders jetzt nicht, wo es kaum mehr Wäscheersatz gibt. Also stecken wir schon ganz in der schmutzigen Zeit drin. Schmutzig kehrt der Urlauber zurück zu seinen Kindern, die schmutzig auf der Gasse umherlaufen. Kot und Mist liegen dichter auf den Straßen, obwohl die Pferde weniger als früher misten, weil sie keinen Hafer haben. Massenansammlungen von Menschen sind häufiger als früher. Die Bahnhöfe sehen fürchterlich schmutzig aus. Die Wände werden nicht mehr frisch gestrichen, die Fenster sind verstaubt und sind blinde Fenster geworden, wenn nicht ihre Scheiben von Rauchfäden eingedrückt sind. Am entsetzlichsten sind die Zustände in den großstädtischen Bahnhöfen. Die aneinandergedrückten Menschen stehen stundenlang in ihrer stickigen Atmungsluft im Bahnhof. Sie atmen dabei die giftigen Atmungsstoffe wieder ein. Die Krankheiten finden den besten Nährboden und es ist ein großer Glücksfall oder die staunenswerte Kunst der Ärzte, daß bisher noch nicht Seuchen die Völker angefallen und dezimiert haben. Die schmutzige Zeit und die schmutzigen Krankheiten gehören zusammen. Bei den stundenlangen, ja tage- oder nächtelangen Massenversammlungen in Bahnhöfen und vor Lebensmittelgeschäften kann ein einziger Kranker seiner ganzen Umgebung seine Krankheit mitteilen. Und da die Völkerwanderung des Weltkrieges an sich schon die Menschen, die gesunden und die Kranken, durcheinanderbentelt, so gibt es jetzt genug Ansteckungsmöglichkeiten. Die Bazillen

haben ihre gute Zeit. Sogar ganz langsame, träge Milben wie die Krähmilben haben dabei Gelegenheit, aus der Wäsche des einen in die Kleider des anderen zu laufen. Von den Soldaten eingeschleppt, breitet sich so die Krähe überall aus. Das Schlimmste ist, daß sie keine schwere, lebensgefährliche Krankheit ist. Es ist bloß die schmutzige Krankheit, die passendste allerdings für das ganze Zeitalter. Aber eben weil sie nicht so entsetzlich wirkt wie Cholera und Pest, geht man ihr nicht radikal zu Leibe. So werden die Betten in den Spitälern verseucht, und es gibt schon recht viele Fälle, daß Kinder wegen einer leichten Operation zwar, aber sonst gesund ins Spital hinein-, aber mit der Krähmilbe herausgetragen wurden. Eine Tugend hat diese Milbe doch. Sie getraut sich nicht an Kopf und Hals, sondern überfällt nur Achselhöhlen, Arme- und Handgelenke, ebenso Beine und Füße an den Gelenken und die Gegend, wo wir den Gürtel tragen. Wen's also auf dem Kopfe juckt, der braucht nicht zu erschrecken, daß er die Krähe hat, er suche sich nach anderen Tierchen ab, denen es dort am besten gefällt. Die Krähmilbe meidet die Nähe des menschlichen Gehirns, wahrscheinlich findet sie kein Wohlgefallen an der Gedankentätigkeit der heutigen Menschen. Deshalb verbeißt sie sich auch am liebsten in Finger und Hände, wohl aus Enttäuschung, was die Menschen mit diesen Gliedern jetzt für schmutzige Dinge verrichten. So ist also vielleicht diese schmutzige

Krankheit nur über uns gekommen, damit wir wieder mehr auf reine Hände sehen und trachten sollen, aus der schmutzigen Zeit herauszukommen.

Menschen im Glend.

Bettelnde Kinder.

Ein Brief:

Als Leser Ihres sehr geschätzten Blattes weiß ich, daß Sie sich eifrig für das Wohl und Wehe der armen Kostkinder einsetzen.

Ich bin Soldat und daher nicht in der Lage, die nachfolgenden Angaben genau zu überprüfen, um selbst einschreiten zu können.

Ein nach meiner Annahme zehnjähriger Knabe namens Moiss S. ist als magistratisches Kostkind bei den Eheleuten Wien, 10. Bez., Mikadoplaz 3 wohnhaft, in Pflege. Der Knabe kommt täglich in unsere Kaserne; er macht einen sehr verwahrlosten Eindruck, seine Kleidung läßt eine Vernachlässigung durch die Kostfrau erkennen. Er erhält von uns die Überreste des Essens und auch Brot, gibt an, von dem nach Hause gebrachten Essen nichts zu erhalten und hungern zu müssen, auch erzählt er, daß er sich „anstellen“ müsse, bei längerem Ausbleiben geprügelt werde und auch sonst mißhandelt werde.

Dies sind die Angaben des Kindes.

Was nun folgt, ist ein fertiges Detektivfilmspiel, heiter nur auf der Außenseite, finster aber das Bild, das es entrollt.

Es gibt weder in Favoriten noch in ganz Wien einen Mikadoplaz. Ein begreiflicher Verdacht sprach für den Migazziplatz im 12. Bezirk. Der Brieffschreiber konnte seinen schriftlichen Mitteilungen nur noch hinzufügen, daß der Junge seit etlichen Tagen nicht mehr komme, weil ihn der vor dem Tor stehende Wachposten einmal dabongejagt hatte. Dem Gespräch mit dem nur ungarisch Sprechenden „Bata“ entnehme ich, daß der Junge noch immer zu kommen pflegt, aber nicht hincingelassen werden dürfe. Eine städtische Bürgerschullehrerin — eine von jenen Ausnahmismenschen, die einen Beruf, nicht bloß eine Beschäftigung haben — begleitete mich. Während ich vor dem Kasernentore auf den bettelnden Buben lauernd die Essenszeit abwartete, suchte meine Begleiterin die Schule auf, in deren Sprengel die vermutete Wohnung fällt. Sie kam mit einer frohen Botschaft wieder. Sie hatte ihn gefunden: der Loisl wohne in der Tat auf dem Migazziplatz. Minder froh war das Weitere; er habe in der dritten Volksschulklasse lauter Hänser und einen Bleter bekommen; seine Schulkameraden nennen ihn einen „schlimmen Buben“. Ich selbst hatte, bis auf einen „Fehlarsch“ — ich verfolgte nämlich mit der blinden Wut des Fanatikers einen gleichfalls vor der Kaserne wartenden taubstummen Bettelknaben, überzeugt, daß seine Schweigsamkeit der beste Beweis seiner Täterschaft ist — keinen Erfolg aufzuweisen. Aber der Junge war ja ausgeforscht. Das Weitere ergab sich von selbst.

Tatsache ist, daß das magistratische Kostkind Moiss S. bettelt. Es geht, mit einem Rucksack und einer Eßschale beladen, auf die Fehdtour, sucht besonders Bahnhöfe und Kasernen auf, empfangt Geld und Lebensmittel von den weicherzigen Spendern. Was das Übrige anbelangt, steht Aussage gegen Aussage. Die einen sagen, das Kind werde tatsächlich mißhandelt, wenn es vom „Anstellen“ erfolglos zurückkehrt, die nicht schlecht gestellten Pflegeeltern halten die zwei Kostkinder nicht wegen der 36 Kronen monatlichen Kostgelbes, sondern wegen der anderen Vorteile, die ihnen der Junge bringt. Der Loisl ist oft den ganzen Tag auswärts. Jüngst erst brachte ihn ein Wachmann heim. Die anderen, vornehmlich die sehr aufgebrachte Pflegemutter — ein Zimmer ihrer Wohnung ist ein Stall, ein echter und wirklicher Kleinviehstall — sind empört über den „Raubersbuan“, dem das Betteln nicht abzugewöhnen sei — woher er nur den Rucksack zu seinen freiwilligen Bettelgängen haben mag? — geben den Anstellungen Mißbrauch zu, bestreiten jedoch den Vorwurf der Mißhandlung. Eine Mutter hat der Bube nicht mehr. Vom Vater ist auch nichts weiter bekannt. Die städtische Kinderübernahmestelle weiß nichts Schlechtes zu sagen. Die Magistratsabteilung XI verspricht einzuschreiten, obwohl sie den bösen Meldungen keinen Glauben schenkt. Der letzte Bericht des Waisensrates aber stammt aus dem Jahre 1917.

Wir sind keine Richter, deren Aufgabe es ist, Urteile zu fällen. Tatsache ist, daß das magistratische Kostkind Moiss S. in Wien bettelnd herumzieht. Ob freiwillig oder gezwungen, ist eine Frage, worauf die Antwort anderen überlassen bleibe. Tatsache ist ferner, daß die Verwahrlosung der Jugend eine Ausdehnung und eine Form angenommen hat, wie sie die Geschichte der Erziehung noch nie gesehen hat. Mit Rucksäcken betteln die Harnloseren — teils auf elterlichen Befehl, teils mit elterlicher Duldung — zu „Matten“ vereint plündern die

Gefährlicheren. Tatsache ist, daß die Parkanlagen von bettelnden Kindern wimmeln, und daß Mütter ihre verwahrlosten Kinder nicht hindern können, von Tür zu Tür zu gehen. Tatsache ist, daß Kinder rauben und Wagen überfallen. Tatsache ist, daß die sittliche Welt unaufhaltsam dem Nichts verfällt.

Gibt es denn gar keine Rettung mehr, keine Hilfe?

Bruno Frei.

(Der Regenschirm.) Mit den Galoschen zusammen bildete der Regenschirm so recht das Attribut des fürsorglichen Philisters. Wenn sich der Himmel nur wenig umwölkte, wurden beide gleich herbegeholt, und eine Reise ohne sie schien dem behäbigen Familienvater aus der Provinz ganz unmöglich. Bei der forscheren Jugend sind Regenschirm und Uberschuhe freilich in den letzten Jahren ein wenig in Verruf gekommen; sie waren unhandlich und erwiesen sich als hinderlich und unbequem im eiligen Großstadverkehr. Als Regenschut kam immer mehr der Gummimantel in Gebrauch, außerdem gab es Lodenbeserinen, Regenhäute und wie die schützenden Güllen sonst alle heißen möchten. So war der Regenschirm einigermaßen zurückgestellt worden in der Garderobe, mochte er auch noch in Gestalt des schlankeren Stockschirmes vorübergehend neue Freunde gefunden haben. Nur bei alten Leuten, bei gewissen pedantisch konservativen Naturen, war er noch immer der unumgänglich notwendige Begleiter. Jetzt freilich ist dieses gemüthliche Requirit wieder hoch in Ansehen gekommen; die Gummimäntel und sonstigen wasserdichten Umhüllen sind längst ausgegangen, ein Regenvetter bedeutet aber für den heutigen Kleiderbestand eine schwere Gefährdung, zumal auch die Fahrgelegenheiten immer seltener werden. So ist der freundliche Beschützer aus Seide oder Wolle wieder ein vielbegehrtes Objekt geworden, nur daß er um vieles, vieles teurer zu stehen kommt als früher. Wer einen neuen Schirm kaufen will, wird kaum unter 100 Kronen ein wettertüchtiges Exemplar bekommen, und auch die Reparatur eines älteren Stückes erfordert einen ganz respektablen Betrag. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß der Regenschirm auch sorgsam behütet wird, daß man ihn im Kaffeehaus nicht irgendwo beliebig im Ständer stehen läßt, sondern nur gegen eine Marke in der Garderobe abgibt oder überhaupt bei sich am Plage behält. Einen Schirm geliehen zu bekommen, was früher im Wiener Gast- und Kaffeehaus für den Stammgast selbstverständlich war, wenn unversehens ein Regenguß sich ankündete, ist heute ganz ausgeschlossen; kein Wirt und kein „Ober“ hat heute wie einst eine Serie herrlicher Schirme parat, die für solche Fälle sonst zur Verfügung standen. Daß man von Bekannten keinen Schirm mehr ausleihen kann, ist gleichfalls einleuchtend, wäre doch dieses Verlangen eine so unachsteuerliche Zumutung, wie wenn man jemanden ersuchte, er solle einem seine Familienadresse bekannt geben oder sonst einen unerschwinglichen Schatz abtreten. Zweifellos dürfte auch die Statistik der stehengebliebenen Regenschirme eine stark abnehmende Zahl ausweisen, und der zerstreute Professor aus den „fliegenden Blättern“ ist wohl schon eine ganz unzeitgemäße Erscheinung geworden, denn so in Gedanken verfunken und weltfremd dürfte kein Gelehrter mehr sein, um ein Vermögensstück, wie es heute ein Regenschirm darstellt, leichtfertig einem ungewissen Schicksal

preiszugeben. Im übrigen daß der Regenschirm ganz gut zu der biedermeierischen Verscheidenheit, auf die jetzt allgemein unsere Lebenshaltung herabgedrückt ist; unsere Nahrungsverhältnisse sind zwar nicht annähernd so gut wie die unserer Groß- und Urgroßeltern, auch unser sonstiges Dasein geht lange nicht so gemächlich hin, aber wenn es regnet, können wir auch kein Auto oder anderes eiliges Fuhrwerk bekommen, und wenn wir nicht kräftig und unternehmend genug sind, uns an einem Regentag in das Kampfgewühl der elektrischen Straßenbahn zu stürzen oder wenn unsere Linie überhaupt eingestellt ist, dann patieren wir auch wie Anno Lobak, über die Kumpel und Pfützen der Straßen, wohlbewehrt, mit dem gemüthlichen, altväterlichen Parapluie...

Ein Bündholzparadies.

Die Bündholzschachteln als Kleingeldersatz.

Während in Wien eine nur durch gelegentliche „Schachtel-Präsentation“ gemilderte Bündholznot Hausfrauen und Kaufherren Verlegenheiten bereitet und sie zu stundenlangen Jagden auf die Straße treibt, gibt es nicht sehr weit von Wien ein „Bündholzparadies“, wo der Mangel an Feuer als eine lächerliche Fabel gilt, wo man in Bündholzern formlich „schwimmt“. Diese bevorzugten Gegenden sind das Ennstal und große Gebiete von Obersteiermark. Dort kann man als Tourist in bezug auf Bündhölzchen die angenehmsten Ueberraschungen erleben. Nicht nur, daß keinerlei Mangel an den unentbehrlichen Hölzchen herrscht, sind diese dort in solcher Fülle vorhanden, daß sie eine ganz besondere „volkswirtschaftliche“ Bedeutung erlangt haben, die wohl ohne Beispiel in der ganzen Monarchie dastehen dürfte. Sie sind nämlich zum „offiziellen Kleingeld“ avanciert.

In der ganzen obersteirischen und Ennstaler Gegend besteht seit einiger Zeit Kleingeldmangel, der aber dadurch ausgeglichen wird, daß massenhaft Bündholzschachteln vorhanden sind. Statt Kleingeld benützt man — Bündholzschachteln. Man kauft beim Krämer einen Gebrauchsgegenstand und bezahlt zum Beispiel mit einer Zwanzigerronnenote. Der Kaufmann gibt wohl Zwanzig Heller heraus, hat aber keine Zweihellerrmünzen. Er gibt daher aus unergründlich reichhaltigen Vorräten für je vier oder sechs Heller eine Schachtel Bündhölzchen. Die Bevölkerung hat sich an das neueste Kleingeld als Zahlungsmittel bereits gewöhnt, und nimmt statt der Heller recht gern Bündhölzchen im Tauschverkehr.

Die Reisenden, die aus dem Bündholzparadies nach Wien kommen, bringen nämlich ganze Pakete von Schachteln mit. Man muß zugeben, daß sich die „Bündholzprägung“ auch in Wien einbürgern könnte. Man wäre hier froh, nicht für vier oder sechs, sondern für zehn Heller eine Schachtel Bündler leicht zu bekommen.

Die geschilderte Tassache beweist aber wieder einmal, daß es in vielen Fällen die schlechte Verteilung ist, die derartige krasse Gegensätze herbeiführt.

Wer weiß übrigens . . . Vielleicht macht die Sache Schule. Vielleicht beginnt nächstens in Wien ein kluger Kopf damit, dem Publikum statt Zwanzig Hellerstücke etwa — Zwanzig Hölzer „herauszugeben“. So käme man wenigstens zu ein paar Proben dieses geschätzten Obstes, das — wie es heißt — jetzt auf dem Bande wächst, aber gleich den Bündhölzchen nur dort zusammenströmt, wo man ohnehin Ueberfluß daran hat.

Im Stammbel.



Herrschaft, unser Ernährungsminister geht's an, sagte Schwaffer, der Erlab, den er den Schleichhändler und Preissteibern hangenen Sonntag zum Frühstücksstafette serviert hat, den werden si d' Herrschaften net hinter'n Spiegel stecken.

„I hab' aber nix dabon g'hört, daß an von säßna's marbe, bligweisse Butterstiesel in der Dargel stecken blies'n war vor lauter Schreien, meinte Oberberger, so viel i hör', is lan angigen per Appetit vergangen. Daß der Erlab schneidi is, gib i zu; daß er was nützt, glaub' i desweg'n no lang net!“

„In d' Luft einig' red't is hüs Gänge,“ grallte Stähler; „der Ernährungsminister kommt ma so vor wie a Schwertathlet, der seine Rheps hergagt und rust: „Wenn i aufaun, nachdem soll's was derleben — i sang' aber nit an.“ Was nützt denn, mit Verlaub' i fragen, dös ganze Reden? Den Schleichhändlern kost' der ganze Erlab nit als an Pacher, dös is mei Meinung.“

„Trauri guata,“ seufzte Spannagl, „daß ämhere Behördlichkeiten gegen dös Unheil nit ausrichten; die Macht hätten p' dazu.“

„G'habt,“ bemerkte Oberberger, „aber damals haben s' s' Madel laufen lassen und haben si net drum g'ichert. Inzwischen san d' Schleichhändler, Preisreiber, Kettenhändler und Warenverschlepper 'n Staat äbern Kopf g'wachsen; so sieht die Sach! Früher hätt' der Staat können, da hat er net woll'n; heut' wädh' er, aber er kann nimmer.“

„Wann ma Verurteilungen eissen lömml!“ sagte Schwaffer und schnalzte mit der Zunge, „Herrschafft, dös war a Leb'n! Waim ma vor irgend' Verurteilungen.“

„In die letzten Tag' ma was: Kraut und Rüaben,“ sagte Oberberger.

„Sei froh,“ erwiderte Spannagl, „daß ma si endli mit irgendwas anessen kann.“

„I sag' a la Sterbenswärter,“ sagte Oberberger, „was mi giff', is nit, daß bei ans autand a jede guate Sach' immer ihr schlechte Seiten hab'n müß. Waim's wissen wollt's, warum i on Wit aus Kraut hab', so laßt's mich erzähl'n, was ma die Wochen passiert is: Scho seit einiger Zeit is dös a ewig's Lamento von der Meinigen, da ma bei die Kräutler am Markt und im Verein bereits nit richtig's mehr kriegt, wann ma net was and'rs mit in Kauf nimmt. Quersl waren's Stürbis, die hob'n ma seht'n glückt überstanden: holt es net g'seh'n, kommt's Kraut an die Mehl! Dös is a Unsiung, sag' i zu der Meinigen; drach auf, laß Dir's net g'fall'n! Dös wär ja's Afferneuste, daß an d' G'schäftsleut ihre Ladenthorer anhängen derfeten! No, mir soll' so was pass'n, denen saget i's, aber grundli! Es is dann von dera Sach' nimmer d' Red' g'weh, aber in dera Wochen hat si's troffen, daß mei Alte a bissel marod' word'n“

is und da bin i selb'r mit 'n Rucksack ausge' ruck. — Meine Herren, i will Euch net die ganze Sach' lang und brei't erzähl'n; mit ein'n Wort, nachdem i awa Stund' auf der Tour war, hab' i bereits meine fünf Hapeln Kraut am Buckel g'habt und der Schwiz is ma nur so aberg' ronnen, daß's scho was Schauerlich's war. Zum Schluß geh' i zur Diebskriin und begehr' Zweisofeln. „Gä,“ sagt i, „recht gern, aber... i müßt a a Hapnel Kraut nehmen...“ Da is ma aber der Geduldladen g'essen. „Frau Gemischtwaren- händlerin, sag' i, „wie S' mi da seh'g'a, hab' i scho Kraut bis zum Kriegsend' daham; mei Kraut laßt si von mir scheiden, wenn i ihr no aus bring'! Aber is ma recht, i lauf' s' Kraut in Gottesnam' und schöl, was's kost'; aber Sie derfen net böf sein, wenn i Rhten's da laß', und wenn S' ma a w'andere G'fälligkeit erweisen woll'n, Kraut Gemischtwarenverichtlerin, dann nehmen S' a no a stan's Geschent von mir an...“ Indem i dös sag', tua i 'n Rucksack vom Buckel, leer d' ganzen Krauthapeln aus und — verdußt. Die G'schicht hat mi zwar an Rünter kost', aber sie war's wert, dem daham genies' i seht'n endli amal dös Unseht, was a Mann wie i scho langl verdient hätt'. S' erste amal, seit ma verheirat' set, het d' Weinihe so was wie an Reispelt vor mir trass, wale i mi stolz in d' Bruch' g'worfen und g'fragt hätt': „Sieheste, mei Lieb's Herzelt, so lauf' i ein! D' höherer männliche Snölligen — dös is der Stern, auf dös laumt's an, bei 'n Einlaunen, aber eher dös is dasjenige, was Euch Weiberleuten abgelt; desweg'n traut si a Euch Stimpflet von Verkräutern' Euch d' g'faulten Krauthapeln in's Köbel und Euch selber „einig' leg'n“. Uns Männer kann so was net passiern!“

„Nach Det Neden,“ sagte Schwaffer schmunzelnd, „is bei Dir daham a so a Art Umsturz eintreten und — hat, aber doch — hast Du endli die Bügel der häuslichen Gewalt in d' Bräthen g'nommen. Ganz natürlich, selbstverständlich! erwiderte Oberberger eilig; alsobald aber bemühte er sich, dem Gespäch eine andere Wendung zu geben; „was dös Kraut betrifft...“ begann er, wurde aber von Stähler unterbrochen.

„Was mißt denn damit?“ fragte dieser. „Dümm, dös Lamentier'n, weil von ener War' viel da is! Sei froh! Besser's viel als d' weni. Aber dös is so d' weanerliche Art: Wann si d' Weana um a Sach' net anstell'n müssen, dann schmeißt's ihnen net. So lang' a War' rar is und schwer hab'n, zerreiß'n si d' Feul' darum, wann si's leicht seig'n, wögen sie's nimmer.“

„Dös is wahr, dös hab' i ma a scho dent,“ bestätigte Spannagl; „i sag' aber dös: Der Name Mann hat nit vom reichen Segen. Warum? Weil heut'sag' nie was billiger werd'n will. Lieber lassen d' G'schäftsleut' d' Zuppel' g'grundsch'n, bevor daß leg'n müßten: Sey'n ma in Gottesnam' mit 'n Preis abi.“

„Da können d' G'schäftsleut' nit dafür, sondern d' Agrarier,“ sagte Oberberger; „wann die Ernte schlecht is, mit 'n Preis in d' Höhe geh'n, daß's höher nimmer geht, dös versteh'n s' 'n Weg net: Herrschaften, da bersehn s' nimmer. Billiger werd'n mit ähneren Sachen, weil die Ernte gut is, dabon woll'n i nit wissen. Dös is a ane von die neuen Naturgesetze, die in Krieg' esunden word'n san und die unjensaus net verfehlt.“ Leopold, zacht'n! Thomas Berger.“

Ein stiller Sonntag.

Nun, die harmlose helle Sonntagsfreudigkeit von einst ist auch ein Opfer dieser Zeit geworden. Gewiß, auch früher hatte man, wenn man Sonntags unter Leute kam, allerlei Unleidlichkeiten zu bestehen, es gab überfüllte Waggonn auf der Bahn, grobe Landwirte, betrunkene Mitpassagiere auf der Seinfahrt und was dergleichen Reize mehr sind, aber gegen das mörderische Schlächtgewühl, das sich heute in jedem Bahnhof bei den Lokalzügen entwickelt, die kulinarischen Wüstereien, die man draußen antrifft mit den deutlichen Warnungstafeln „kein Bier und keine Speisen“, und die vorausschicklich hochhysterische Säulsterrechnung, die einem eine etwas längere Wanderung auf unsanftem Boden kosten kann, gegen alle diese Peinlichkeiten war der Sonntag früher wirklich eine wohlthuende Idylle, die höchstens durch den aufgewirbelten Staub und den stehenden Benzindampf der vorbeifahrenden Automobile ein wenig beeinträchtigt wurde, aber schließlich mußte man ja nicht seinen Weg gerade über die Landstraße nehmen oder konnte vielleicht auch selbst im Automobil sitzen, wo man dann genug frische Luft um die Ohren geblasen bekam.

Allein, könnte man es einmal nicht mit einem Sonntag ohne jegliches Programm versuchen? Kein Ziel in der Ferne, keine Fahrt mit der Elektrischen, keine „altrenommierte“ Kaufstation soll dich aus dem engen Umkreis deiner nächsten Bezirksassen locken, du gehst eben einmal trotz Sonnenschein und Sommerwärme ganz still zu Hause spazieren. Schau, schon die Gasse, in der du nun seit fünfzehn Jahren wohnst, ist dir neu; wie sonderbar sich der gebogene Balkon am Zwölferhaus ausnimmt, wie über dem ebenerdigen Achtecknerhaus die alten Kastanienbäume aufragen; freilich tritt ihnen von der Breitwand des Hvanziger-Hauses beinahe die Niesenreflamfigur über den Wipfel, der Mann, der mit kolossalen Gummiabfällen über die Welt stapft. Er ist allerdings durch die Wetterunbill der Jahre ein wenig ausgebläht, allein seine ganze Figur ist ja mittlerweile ... ziemlich veraltet, denn es gibt schon lange keine Gummiabfälle mehr, und hätte irgend jemand wirklich noch einen heimlichen Vorrat davon, so würde er

sich wohl hüten, diese Tatsache mit haushohen Lettern der Welt zu verkünden. Wir biegen an der Ecke in die nächste Gasse ein. Merkwürdig, viele hundert Male sind wir wohl im Laufe der Jahre an dieser Gasse vorbeigegangen, aber niemals haben wir den Weg hier durch genommen. Und doch sind hier die Gassen ja schon mit Alimtersteinen gepflastert, gibt es hier ein Gasthaus „zum lustigen Straßenbahner“, zugleich Sitz des Sparvereins „Glücksbafen“, Klublokal des Touristenvereines „d'Stoanwandler“ und Hauptstelle eines Veteranenvereines.

Jetzt ist es hier allerdings ganz leer. Der Wirt sitzt hembärmelig vor der Tür und raucht aus einer langen Pfeife einen miserablen Tobakeras, hinter der Schank drit ein schwächlicher Piffolo, und eine Anzahl von Brummfliegen scheinen die einzigen Gäste zu sein. Die Späres vom „Glücksbafen“ werden es jetzt wahrscheinlich vorziehen, ihre überhäufte Valuta in einem soliden Topf Sägeeinesett, einem Sack Kartoffeln oder ähnlichen nahrhaften Werten anzulegen, anstatt auf die bage Chance eines Los-treffers zu harren, für den man kaum ein Paar Schuhe frisch befohlen lassen kann. Die Gebirgler sind wohl zumeist eingerückt, und wer von ihnen zurückgeblieben ist, brummt bei den jetzigen Ernährungsverhältnissen schwerlich den Elan auf, Fische und Grate zu besteigen oder sonstige appetitanregende Kraxlerpartien zu unter-

nehmen. Und was schließlich die Veteranen betrifft, so sind sie längst wieder aktive Soldaten geworden, die ihren Landsturmdienst verrichten. Lebhafter geht es schon etliche Häuser weiter in der kleinen Konditorei zu. In der kleinen Auslage ist zwar nicht viel mehr zu sehen als ein paar verblähte Bonbonnieren, ehrwürdige Zeugen einer vergangenen Pralineherrlichkeit, und auf einigen Mastellern liegen etliche dunkle Milgelschen aus einer undefinierbaren Masse, die wohl den Ertrag des Ertrages darstellen, aber im Lokal selbst wird Sodawasser mit Zitronengeschmack ausgedient, und dieses Getränk scheint seinem Publikum wie Nektar zu munden, denn es ist hier ein ständiges Kommen und Gehen.

Schon in der nächsten Gasse ist alles leer. Reiheweise stehen die Geschäfte seit verschlossen, kein Wagen fährt über den Fahrweg, und wie und da sieht man noch Leute, die beim Fenster hinausschauen, obwohl es in der Gasse absolut nichts zu sehen gibt. Wer die Ruhe wirkt auf die Nerven nur angenehm, kein Staub wird aufgewirbelt, und mit einiger Phantasie kann man sich in die geruhigen Zeiten von einst versetzen. Drüben in dem kleinen Park wird es schon lebhafter. Kinder spielen im Sand, Frauen und alte Leute sitzen auf den Gartenbänken, die Dabeingeblichen haben hier ihre Feiertunden. In einer kleinen Nebenallee lassen wir uns auf eine Bank nieder. Du lobst deinen Platz, bist fern vom Gedränge und sitzt hier behaglich im Grünen wie ehemals auf der Kurpromenade in einem Lurusort. Dichte Laubbäume, dunkle Föhren stehen so ernsthaft da wie nur in irgendeinem herrschaftlichen Park, leicht hin verlieren sich die Gedanken in Erinnerungen. Denkst du noch der Somtags aus der Kinderzeit, wo es still auf der Promenade sitzen hieß und man dann zur Belohnung Eislaffee im Kiosk bekam? Dann der Sonntage später, das erste Rendezvous im Schlosspark. Sonntage, erfüllt von Jagdvergnügen und Geselligkeit. Sonntage mit Autopartien, und einsame Touristensonntage im Hochgebirge, in der dünnen, reinen Gletscherluft. Wie alle Tage so dahinziehen ...

Es ist spät am Nachmittag geworden. Wir gehen langsam nach Hause. An der Wohnung sind die Fenster offen, die Zimmer sind von frischer Luft erfüllt. Das Nachtmahl ist gut und schmackhaft. Welche Torheit, jetzt irgendwo draußen in einem Landgasthaus für fabelhaftes Geld ein Stück vertrocknete Würst und säuerlichen Apfelmost zu genießen! Einige liebe Melodien am Klavier klingen in die Abendstimmung hinein, ein Schubert-Lied, eine Beethoven-Sonate. Und dann vor dem Einschlafen liest du noch in einem edlen Buche: herrliche, schwungvolle Gedanken, erhabene Empfindungen sind in klarer reiner Sprache dargestellt. So ist nun der Tag zur Neige gegangen.

Es gab keine Gast, keinen Lärm, kein Geschrei, kein Gedränge und keine Nergernisse, es war ein einzig friedlicher, echter Sonnentag — aber, weiß Gott, man ist vielleicht nicht gut genug dazu; am nächsten Sonntag macht man doch wieder lieber ein „Programm“ ... A. G.

und brachte Fingerhut, Nadel und ein köstlichen brauner Seide zum Vorschein. An einer Haltestelle wurde das Fadenende genest und eingefädelt, und bevor man noch recht wusste, was da geschah, lag der verlegte Bar im Schoß des Fräuleins — und die Nadel trat wie ein dünner Silberstrahl seinen runden Bauch entlang. Das Kind sah sprachlos, mit offenem Mund und großen Augen dem Beginn zu.

Aber nicht nur das Kind, der ganze Wagen geriet in eine seltsame stille Aufregung. Der Schwarzfächer machte einen Straußhals, um besser sehen zu können, die Kräutlerin sagte, mit der Absicht, allseits vernommen zu werden, daß es doch noch gute Leute gebe, und der Handwerker lag aufgeregt an seiner kräuterduftenden Pfeife. „Steß'n S' net, Sö Herr! — grollte eine Stimme im Hintergrund, und eine andre, jüngere, antwortete: „No — ich mecht a wos sehn'n!“ Aber der Friede wurde nicht gestört. Die geistliche Hand der alten Dame hob und senkte sich, und es dauerte nicht lange, bis das trübste Jannere des geschürkten Bären wieder unter dem schönen brannnen Samtwams verschwand. Und dann geschah etwas, worüber der ganze Wagen in die trübste Stimmung geriet: Der Bar braunnte blöcklich! Offenbar aus Wohlbehagen ließ er seine tiefe Stimme ertönen, und das kleine Mädchen klaffte aufgeregt in die Hände und streifte einen dünnen Frenkenfächer aus.

Nun, draußen war es eben so absonderlich wie vorher. Der heulende Südwest legte die Regengassen tief durch menschenleere Gassen, die Laternen suchten im armen Abenddämmer. Aber man ging anders aus dem Wagen, als man in ihn eingestiegen war. Und trotz einer Zeit, die wenig Anreiz zu Gesang bot, geschah es blöcklich, daß man eine alte Wiener Weise vor sich hinsummte — irgendeinen Schmachtsatz vom goldenen Herzen — aber doch nicht ganz so verlogen, wie er in anderer Laune erscheinen mochte — nicht ganz so verlogen.

Paul Busson.

Zeit aber war etwas davon verborben worden, so daß die Bärenstimme nur manchmal, gleichsam zufällig erklang. Vermutlich hatte dieser Umstand im Verein mit dem Schwändigwerden des braunen Felles das Spielzeug als reif zu wohlthätigen Werken erscheinen lassen. Für das Mädel aber war gerade dieses immer ganz unvernünftig und unerhört ersingende Brummen das Allerhöchste. Da, und diesen eben erhaltenen und losgelassen mit der heißflammernden Liebe eines Kindes bezugs unerschlossenen Spielfären war im Gedränge ein fürchterliches Unglück geschehen! Die ganze eine Körperseite war vom Fell entblößt, das in einem großen Felsen herunterhing und eine abscheuliche Unterhaut von grobem Saßlein und freiz und quer genähten blassen Bindwäden enthielt. Ach, wie die Tränen über die schmerzlichen Wangen dügelten! Der Bar, der Bar...

Unter den eben noch so biffigen und kampflustigen Straßenbahnschwärmer tauchten gürmliche Stimmen des Mitleids auf; aber auch der krächzende Ausbruch eines Schwarzsehers wurde laut, der dem weinenden Kinde noch ganz andre Enttäuschungen für den ferneren Lebensweg weisagte. Aber mit einem „Soll so an arms Kind vielleicht gar in Freud' mehr haben?“ murkte eine dicke Nachtmantelfrau den Sprecher reißlos ab, obwohl sie vielleicht ein paar Stunden vorher ohne alle Gewissenbisse Zwölfkisten über dem Kopfpreis verkauft hatte. „Is es wahr, was kam denn die Man'n jetzt?“ starrte ihr ein Handwerker bei und gab seinem raselnden Zerkwängler unter der Haut einen Kritt.

Dem schluchzenden Kinde gegenüber saß ein kleines, verhubeltes altes Jungferchen, mit altertümlicher Stetigkeit gekleidet. Es zog aus seiner Handtaische mit etwas ältterigen Fingern eine Brille hervor, setzte sie unhandlich auf die Nase, krante dann weiter

fiert wurden. Hier wenigstens war, wie die verzweifeltsten Aufschwüre bedrängter Trauen beweisen, weder vom „goldenen Herzen“ noch von der „Gnädigkeit“ noch von andern besonders angenehmen Eigenschaften auch nur das geringste zu bemerken.

Als der Wagen mit seiner übelsinnigen und nassen Menschenrecht vollgestopft war, setzte er sich mit einem Brummen in Bewegung, das auszeichnet zur bewirrenden ärgerten Stimmung passte. Die Fäden kämpften in den ausgefahrenen Gelenken, die Regentropfen peitschten an die Geweise, und eine überlautige, mit einer scharfen und biffigen Stimme behaftete Schaffnerin preßte sich mühsam durch den menschenerfüllten Gang, um die Fahrscheine auszugeben.

Blöcklich launigten alle Fahrgäste und reuete die Käse. Ein Kind weinte. Es weinte herzbrechend und untröstlich, und die ärmlich gekleidete, nichtig abgegebte und schlecht genährte Mutter veruchte vergebens, die Kleine zu beruhigen. Es war aber auch frecklich, was da geschah. Ein jugendliche Wohlkätarin hatte (das entnahm man den verlegenen Reden der Frau, die sie nach Art armer und verständigster Leute an ihre Nachbarn richtete) am Nachmittage dem Mädel einen zwar stark vom Rasen der Zeit benagten und etwas glückseligen, aber noch immer klafflichen großen Spielbaren geschenkt, über den das Kind, das solche Herrlichkeit noch nie im Leben besessen hatte, ganz unwillig vor Freude gemekelt war, besonders, als sich das Geheimnis des sonntags belpelaten Kameraden enthüllte. Das bestand nämlich in einem am Bauch des Beckens angebrachten Dreikönig. Wenn man an diesem Ding zog, so ertönte nach einigen vergewaltigten Versuchen ganz unvernünftig ein lautes und ärmliches Gebrumme. Früher stellte sich dieser Ton wahrscheinlich allsoziale und jedesmal mit dem Beben ein. Mit der

Strassenbahnbildchen.

Oegen Abend hatte es in Strömen zu regnen begonnen, und um acht Uhr hatten sich schon überall jene braunen Seen und Tümpel gebildet, die am deutlichsten den Verfall unserer Straßenpflege kündigen. Das Wasser spielte mit weggeworfenen Fahrscheinen, Melonenkernen, zertrümmten Zeitungsbüchern, verjagte durch verstopfte Kanalgitter in die Untertwelt der Schienen, so oft prallend und wogend schauernd ein Straßerbahnwagen gepoltert kam.

Au den Haltestellen standen ganze Gruppen von schwarzglanzenden Wägen, über die das Gerateel troff. Zwischen diesen aufgeschwimmten Regenbahnen standen unglückliche in Kleidern, die dunkel waren vor Rasse und an den mageren Körpern lebten. Alle waren überflutet Saune, zu Streckereien um des geringfügigsten Mulasses willen leberzeit bereit und als endlich der erste Wagen kam, dessen Stützteil ein sehr vollreicher Borst ist, entstand ein so wüßtes Gedränge und Geschimpfe, ein Töhen und Kreischen, daß man trotz aller Abhärtung in solcher Beziehung doch einen Augenblick nicht ganz des Schampakes dieses Erlebnis sicher war. Und während man halb getragen, halb geschoben, gequält und gestochen ins Innere des Wagens gelangte, dachte man gewiß an alles andre als an die jämmerlichen Loblieder, mit denen in der verächtlichen Nachwendzeit die so überaus köstlichen Gemütsgegenstände des echten Wiener's ge-

(Die „Saison“ beginnt.) Die ersten Septembertage sind für die Frage „Stadt oder Land?“ immer bestimmend gewesen. Der August hat selbstverständlich den Lande gehört. War aber einmal der Erste des neunten Monats gekommen, da schien es stets, als würden die gewohnten Pflichten mit magnetischer Gewalt an uns zu ziehen beginnen. Man fing an, die bevorstehenden Arbeiten zu überdenken, man machte sich Notizen: Die Besprechung am 20ten und die Sitzung am 20sten . . . vorher noch einen Brief an jenen Direktor und an diesen Geschäftsfreund . . . dem Müller telephonieren . . . mit dem Schulz und Meyer Vereinbarungen treffen . . . eine neu erschienene Fachschrift studieren und was dieser einleitenden Gedanken und Erwägungen mehr waren. Man las die Zeitung aufmerksamer, man ließ sich Briefe epöisch nachschneiden: das Arbeitsjahr begann. Wenn das Wetter aber schön war, dann gab man trotz aller Vorbereitungen zum Ganke so gern noch ein paar Tage zu. Das mußten die Wirte, und angstvoll sahen sie gerade in den ersten Septembertagen nach dem Himmel: „Wem's mir schön bleibe!“ Die Barometercorrekturen, die sich die Heberschläuen unter ihnen um diese Zeit zu gestalten liebten, sind bekanntlich zur ständigen Witzblattnummer geworden. Sonntiger Septemberebeginn, das heißt die Saison währt bis flussgehenden; regnerischer Septembereingang schnitt die Saison jedoch sofort ab. Da pflegten die aussichtsreichsten Wetterprognosen der Einheimischen und die angenehmsten Tarockpartien nichts zu nützen. Auch jetzt ist für die Städter die Frage der Heimkehr vom Lande zeitgemäß, und wie zeitgemäß noch dazu. Aber auf ihre eigene Entscheidung auf das Wetter und andre Ueberlegungen kommt es dabei nicht mehr an. Die meisten Sommerfrischen

haben bekanntlich kurz und bündig verlautbart, daß die Fremden am 1. September den Ort verlassen müssen, und daß ihnen von diesem Zeitpunkt an keine Lebensmittel verabreicht werden dürfen. In entgegenkommender Weise wurde dieses Ultimatum in einzelnen Fällen bis zum 15. d. ausgedehnt. Aber selbst bei diesen Ausnahmen dürfte die Mehrzahl der Sommerfrischler es vorziehen, in die Stadt zurückzukehren. Dieselben Wirte, die sonst in diesen Tagen alles aufboten, um ihre Gäste zu längerem Bleiben zu bestimmen, machen ihnen jetzt das Leben so unermüdlich als nur möglich, um sie zu schleuniger Abreise zu veranlassen. Selbstverständlich gibt es auch vereinzelte Fälle von Duldung, aber nur dann, wenn man hoch und heilig gelobt, andern Leuten nicht zu verraten, wo man einquartiert ist, und daß man — darauf kommt es natürlich in erster Linie an — sich satt ißt. Man gehört dann zur Familie des Wirtes, man ist sozusagen bei ihm eingeladen oder was dieser Umgehungen der Ortsbeschlüsse mehr sind. Jedenfalls kann man sich nicht auf geradem Wege guter Luft und guter Verpflegung erfreuen. Allein die Bevölkerung hat es gelernt, auf Schleichwegen ihr Auslangen zu finden. . . . Freilich: Glück muß man haben, um noch im September solch verschwiegene Winkel der Erholung mit Milch und Butter, Fleisch und Mehlspeisen zu entdecken.

[Heimkehr einft und jetzt.] Das hat früher immer als der schönste Augenblick des Sommeraufenthalts gegolten: die Heimkehr, das Wiedersehen mit Wien und mit der eigenen Wohnung. Dieses Wiedersehen fing schon auf der Lokalstrecke an, bei Böslau oder Furkersdorf. Mit hochmütiger Geschwindigkeit fuhr der Schnellzug an den Sommerfrischen vorüber, und in den Stationen, bei den Bahnschranken standen sichtlich gelangweilte Sommergäste, blickten dem Zuge respektvoll und neidig nach, weil sie noch auf dem Lande bleiben und sich erholen mußten, um die Miete auszunützen. In Hüttelsdorf oder Weidling sah man gerührt den ersten Straßenbahnwagen, dann noch die übliche Stodung vor der Einfahrt in die Halle, und endlich war man angelangt. Wartende Angehörige, Küsse, Blumen, liebenswürdige Träger, die „Küß die Hand, gnä' Herr“ sagen und sich erkundigen, ob sie das Gepäck zu einem Fiaker oder Autotaxi bringen sollen. Dann der gerührte Einzug in die Stadt, in die eigene Gasse, die Vorübergehenden blicken interessiert und teilnehmend auf den Heimkehrenden, und die Inhaber der Geschäfte, wo man Stammkundschaft ist, ziehen verbindlich das Köppchen. Beim Haustor wartet schon der Portier, bei der Wohnungstür die Dienstmädchen, das Stubenmädchen mit einem frisch gewaschenen Tücheln und ihrer freundlichsten Schürze, und sogar die Köchin blickt heute menschenfreundlich drein. Die Wohnung ist schon in Ordnung, der Tisch schon gedeckt. Natürlich gibt es nur etwas ganz Einfaches und „Geschwindes“, nämlich Kostbraten mit Kohlscheiben und noch etwas Käse und Butter, und weil man sich schon so sehr nach dem Hochquellenwasser gesehnt hat, läßt man sich sofort ein Krügel Pilsner holen. Und nach dem ersten Zug sagt man, behaglich aufatmend: „Hat man es nötig, wegzugehen, ist es zu Hause nicht am schönsten?“ . . . Das war einmal. Jetzt sieht die Sache einigermaßen anders aus. Vor allem fährt man in einem Zuge, in dem das Standrecht gilt, nämlich das Recht, von Salzburg bis Wien zu stehen. Zwischen zwei Koffern in einem Winkel verstaut, ist es schwer möglich, die gewohnten Lokalstreckensstudien zu machen. Nach den Versicherungen der bei den Fenstern Sitzenden sieht es schon recht leer aus und man erblickt bloß einheimische Kinder, die demonstratio Butterbrot essen. In der Bahnhofshalle gibt es nur Gedränge, Aufregung, Matlosigkeit; für Küsse ist überhaupt kein Platz. Der Träger sagt gereizt: „I hab' scho g'nua, i kann net mehr nehmen“, und überläßt es einem, sich selbst in den Kampf der Wagen zu stürzen. Der Einzug in die Stadt kostet vierzig Kronen, aber es ist schade ums Geld; keiner der vorüberstehenden Verbraucher findet es der Mühe wert, auch nur aufzublicken. Im Vorbeifahren konstatiert man, daß die Wiener noch mürrischer geworden sind, die Auslagen noch mehr Leerheit und Blech aufweisen. Die Geschäftsinhaber grüßt man zuerst, aber sie danken kaum, denn sie haben alle Hände voll zu tun, die Preise hinaufzusetzen. Der Portier kommt überhaupt nicht zum Vorschein, und bei der eigenen Wohnungstür muß man lange läuten, bis die verschlafene Donna öffnet. Ihr unwillig ertaunder Gruß: „Die Herrschaften sind schon da?“ verrät alles, was an unangenehmen Ueberraschungen wartet: die Wohnung ist noch nicht in Ordnung, das Telephon ist gestört, im Speisezimmer brennt das Elektrische nicht und eingefotten ist auch nicht worden. „Na ja,“ sagt die Köchin kampfslustig, „wenn ich Pfirsiche um neun Kronen gekauft hätte, wär's der Gnädigen auch nicht recht gewesen.“ — „Stell' dich nicht mit ihr her,“ sagt der Gatte, leise beschwichtigend, „man muß sich jetzt mit den Leuten verhalten“, und erkundigt sich, was es zum Nachtmahl gibt: „Konservensfische und Welschkäse.“ Vor allem unternimmt aber die Hausfrau eine ängstliche Revision der wohlverwahrten gehämsterten Schätze und Vorräte. Welche frohe Ueberraschung: es ist gar nichts gestohlen, es ist nicht ein bißchen eingebrochen worden. Sollte man am Ende auf der Liste der Einbrecher als Minderbemittelter stehen? Inzwischen hat der Herr des Hauses die angesammelte Post gesichtet. Lauter belanglose Zuschriften, nur eine Zuschrift der Steuerbehörde ist von Belang: „Ihrem Rekurse kann nicht stattgegeben werden, da das einkommene Einkommen im Widerspruch zu Ihrem Aufwand und Ihrer Lebensweise steht. . . .“ Und tiefaufseufzend beißt er in das Diptauerbrot. . . .

9./IX. 1918

• (Das Verschwinden der „Serviette“.) Die letzten Wäschestücke aus Leinen verschwinden aus dem freien Verkehr. Die geringen Quantitäten, die vor Beginn der Veräußerungsbeschränkung und des Anbotzwanges für Rohstoffe noch im Handel waren, sind teils verkauft teils gut verwahrt. Unter der Hülle der Verordnungen ist das letzte Stück Leinen begraben, und vorläufig darf keine neue Ware für Zivilbedarf erzeugt werden. Geradezu unwahrscheinlich klingende Preise werden für Leinenzug jeder Art, für Bett- und Tischtücher, Handtücher und Servietten geboten. In Betrieben, die diese Wäschestücke dem Publikum zur Verfügung stellen müssen, wird die Zählung des Inventars fast mit viel größerer Sorgfalt vorgenommen als die Zählung des Kassaeinganges. Dieben ist heute Leinenzug eines der wertvollsten Beuteobjekte, und in einem vornehmen Stadthotel ereignete es sich kürzlich, daß zwei Personen, die ein Zimmer genommen hatten, bei der Abreise sämtliche Wäschestücke mitnahmen. Da jetzt ein Leintuch, wenn überhaupt, nicht unter 150 K. erhältlich ist, lohnte es sich den Dieben, die Unkosten einer Hotelrechnung auf sich zu nehmen. In fast allen Gasthäusern Wiens erhält der Gast statt der Serviette den Papierersatz, und man muß gesehen, sie wird von vielen Gasthausbesuchern schwer vermisst. Ihre Benützung war durchaus keine Luxusfrage, sondern zum Bedürfnis geworden, wenngleich ihre heutige Verwendungsart gar nicht weit zurückliegt. Sie gelangte zu uns im 16. Jahrhundert, wird aber schon bei den alten Römern erwähnt, da bei besonders schmelgerischen Tafeln im klassischen Rom die Sklaven den Gästen vor Beginn des Mahles die Serviette, Mappa genannt, und ein mit Wasser gefülltes Becken reicheten. Aber zu jedem einzelnen Gedeck wurde die Serviette erst im 18. Jahrhundert gelegt. Bis dahin wurde sie nur bei Tafeln gekrönter Häupter verwendet und auch da nur im Rahmen eines streng geregelten Ceremoniells. Zum erstenmal tritt die Serviette urkundlich nachweisbar am Hofe des von 1422 bis 1461 regierenden Königs Karl VII. von Frankreich als Bestandteil der Ausschmückung des Tisches auf, und das Ueberreichen der Serviette an den Monarchen war ein feierlicher Akt, den je nach dem Charakter des Mahles ein Prinz, ein Kammerherr oder der Haushofmeister vollziehen mußte. So oft der König nach einem Gericht die Serviette herührte, wurde ihm eine neue gereicht. Am Hofe Ludwigs XIV. mußte ein Kammerherr vom Dienst die angefeuchtete Serviette zwischen zwei goldenen Tellern dem König darreichen und dabei eine Verordnung genau einhalten, die dieser Monarch im Jahre 1676 selbst vorgeschrieben hatte. Vermutlich hatte die Serviette Anlaß zu einem jener Sittestrenke gegeben, die häufig vorkommen und ebenso ernsthaft behandelt wurden, wie wichtige politische Ereignisse. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts brachte jeder Gast seine Serviette in das Gasthaus mit, und die Zumutung, eine allgemein benüzbare Serviette zu gebrauchen, hätte dasselbe Erstaunen erregt, wie etwa heutzutage die Benützung einer fremden Zahnbürste. Nun hat die Papier-serviette die Herrschaft übernommen. Sie wird wohl niemals die glanzvolle Rolle bei Hof spielen wie ihre erlauchte Vorgängerin, denn sie eignet sich kaum zum — Eintagsleben.

(Kriegsmillionäre als Kavaliere.) Ein bekannter Schriftsteller sendet uns die folgenden Zeilen: Die Sommermonate benützte ich, um ein wenig in österreichischen und ungarischen Bädern Umschau zu halten, und ich will ganz offen gestehen, daß ich keinen Grund habe, über die gesammelten Erfahrungen entzückt zu sein. Ich habe wohl Umschau gehalten, aber nach mir und anderen gewöhnlichen Sterblichen hat man sich wenig „umgeschaut“, das heißt, ganz und gar nicht gekümmert. Für die maßgebenden Persönlichkeiten in Badeorten und Sommerfrischen, und das sind alle Honoratioren vom Badedirektor bis zum Stiefelbuzer abwärts, beginnt jetzt der Mensch beim Kriegsmillionär. Darüber zu klagen, wäre nicht recht vernünftig, denn, genau genommen, es ist eigentlich begreiflich, daß die neuen Reichen den alten Armen imponieren. Erlauben Sie mir, den Lesern der „Zeit“ die folgenden Tatsachen zur Kenntnis zu bringen, die den Kriegsmillionär in seiner modernsten Rolle, als Kavaliere nämlich, zeigen. In einem böhmischen Kurort, der einst bessere Zeiten und bessere Menschen sah, wurde dem holden Bakarat gekrönt. Ein ungarischer Börsenmannat führte das große Wort und die Karten dazu. Er gewann im Laufe seiner drei Wochen andauernden Kur genau 1.200.000 Kronen. Als Börsenmannat wollte er seine Noblesse zeigen. Er gab zum Abschied ein Souper, zu dem allerlei Dämchen und Herren geladen waren. Es war ein Souper, wie ein solches nicht einmal König Eduard VII. in seinen kühnsten Träumen speiste. Die Rechnung betrug — ohne Trinkgeld — genau 94.000 Kronen!... Ein anderer Kriegsmillionär, den tiefsten Bankrotten entprossen, ließ seine drei jugendlichen Söhne in einer österreichischen Sommerfrische aufkultern. Diese braven Jungen benahmten sich wie ausgewachsene Kriegsmillionäre. Ihre Hotelrechnung zerfiel in einige Unterabteilungen, von denen eine die Ueberschrift: „Champagner“ trug. Im Monat August wurde den edlen Jünglingen für Champagner allein 17.000 Kronen in Rechnung gebracht... Neben solchen Ziffern verschwinden kleinere Kavaliereiche der Kriegsmillionäre. Aber charakteristisch dürften die nachstehenden Details immerhin noch sein. Ein frisch gekleideter Profiteur dieses Genres trägt in der Hosentasche die Banknoten und greift da bloß hinein ins volle Menschenleben. Am Plattensee in Ungarn verbrachte er einige Tage und gab einem Fiaker eine Handvoll Zettel (zusammen 680 Kronen) für eine Fahrt. Der Eigenermusik wart er ebenfalls eine Handvoll Banknoten zu (die Pächterin ergab zirka 800 Kronen), und als der Biedermann bei einer Gräfin zu Gast geladen war (Warum? Das wissen nur die Kriegsmillionäre, die sich überall Zugang verschaffen können), reichte er dem Stubenmädchen eine blaue Tausendkronennote als Geschenk!... Diese Beispiele mögen genügen, um das Leben und Treiben der Kriegsmillionäre in den Bädern und Sommerfrischen Anno 1918 zu schildern. Kein Wunder, daß die Eigener keinem gewöhnlichen Sterblichen mehr aufspielen und die Kellner bloß noch ein Trinkgeld von zehn Kronen aufwärts eines Blickes würdigen. Im Salzkammergut sagte mir ein Kafeur, den ich in Wien oft jammern hörte: „Hier geht's mir recht gut. Diese Kriegsgewinner wollen jedem Menschen zeigen, daß sie Geld haben, und wenn man sie wie arme Schlucker behandelt, werfen sie einem das Geld an den Kopf. Man schämt sich förmlich über die Art, wie diese Leute ihr Geld ausgeben.“ Diese kleinen Rüge, die den Kriegsmillionär als Kavaliere zeigen sollen, können leicht von allen jenen ergänzt werden, die den diesjährigen fünften Kriegssommer in Bädern verbrachten. Ich teile nur mit, was ich selbst erfahren habe, und überlasse es jedem Leser, sich seinen Vers dazu zu machen. Allerdings kann man in einem Ausspruch des preussischen Generals Manteuffel einigermaßen Trost finden,

der schon im Jahre 1865 versicherte: „Wir haben heidenmäßig viel Geld!“

13./IX. 1918

Flucht aus der Großstadt.

Abwanderung von Wiener Familien nach dem Lande.

Es liegt in der natürlichen Entwicklung der Dinge, daß die anormalen, krankhaften und frischen Zustände, in denen wir leben, zu immer neuen Anomalien führen. Der Mangel an freistehenden Wohnungen, der von Monat zu Monat ziffernmäßig stärker wird, so daß man demnächst nicht von einem Wohnungsmangel, sondern von beginnender Obdachlosigkeit wird reden müssen, die ständigen Versorgungsprobleme, die für die Millionenstädte scheinbar unlösbare Probleme bilden, die Verkehrsnot und die Schwierigkeit, sich privat Heizmaterial zu verschaffen, vor allem aber die ansteigende Teuerung auf allen Gebieten — alle diese Zustände und Mißstände haben als die neueste Kriegserscheinung es mit sich gebracht, daß altangesehene Wiener Familien die Flucht ergreifen und nach dem Lande abzuwandern beginnen.

Während vor einigen Monaten noch ein fast vollständiger Stillstand auf dem Realitätenmarkt zu verzeichnen war und der Verkauf eines Hauses zu den Seltenheiten gehörte, ist jetzt eine ansteigende Bewegung in dieser Hinsicht zu beobachten, und die Zahl der zum Verkauf ausgeschriebenen Mietshäuser mehrt sich wieder auffällig. Meistlich verhält es sich mit den möblierten Wohnungen. Im Frühjahr schien es, als ob der allgemeine Wohnungsmangel auch eine reißende Knappheit an möblierten Wohnungen mit sich gebracht hätte, jetzt aber ist an solchen kein besonderer Mangel mehr, und wer nur die für solche Wohnungen verlangten Phantasiepreise zahlen kann und will, wird kaum lange suchen müssen.

Und die Ursachen des lebhafteren Häuserangebotes und der freierwerbenden möblierten Wohnungen? Diese Ursachen sind recht mannigfaltiger Art und charakteristisch für den Kammer und die Not unserer Zeit. Der Inhaber eines der größten Wiener Realitätenbüros ist darüber einem unserer Mitarbeiter interessante und wissenstwerte Aufschlüsse. Er sagt:

„Langsam, aber sicher beginnt jetzt im fünften Kriegsjahr eine Abwanderung von Wiener Familien nach primitiven Landgegenden einzusetzen. Es mehren sich die Fälle, daß die Familien von Eingekerkerten oder Rentiersfamilien und andere Leute das Leben in Wien mit seinen Entbehrungen, Drangsalen und Teuerungen nicht mehr aushalten können, ihr Bündel schnüren und aufs Land ziehen. Es sind dies gewöhnlich Leute, die bis vor drei, vier Jahren als wohlhabend galten, aber jetzt nicht mehr „mit“ können und zu ländlichen Selbstversorgern werden wollen, bevor sie in Wien rettungslos proletarisieren sind. Im oberösterreichischen Traunviertel, im Mühlkreisviertel, im Salzburgerischen abseits von den Kurorten, in der Steiermark und im Böhmerwald sind mehr oder weniger primitive Sommerwohnungen oder ganze Häuser mit Garten und kleinen Grundstücken verhältnismäßig billig für das ganze Jahr zu mieten, und dorthin beginnen Wiener Familien zu ziehen, denen das Glück des eigenen Gemüsegartens, des Bühnerhofes, der Biene und gar des Ferkels, das man selbst anziehen kann, vorzwehlt.“

Sehr oft ist die Rechnung, die dabei aufgestellt wird, ganz richtig, wenn auch nur unter den jetzigen abnormen Verhältnissen. Ein Beispiel von vielen: Ich habe eben für eine Wiener Familie in Oberhollabrunn ein

kleines Häuschen, bestehend aus vier Zimmern, aber mit ansehnlichem Gemüse- und Obstgarten auf fünf Jahre gemietet. Der Mann ist Staatsbeamter und eingeordnet, die Frau kann mit ihren Einkünften nicht länger sich und die drei kleinen Kinder erhalten. Ihre hübsche und elegant eingerichtete Wohnung auf der Wieden hat sie unsicher mit 900 Kronen monatlich vermietet. Davon gehen für die Wiener Wohnungsmiete 150 Kronen monatlich, für das Häuschen in Oberhollabrunn ungefähr daselbe ab, bleibt also ein Ueberschuß von 600 Kronen monatlich. Und wenn auch in Oberhollabrunn das Leben recht teuer ist, so wird die Familie dort doch ihren eigenen Kohl ziehen, ihre Biene Milch haben, ihre Kartoffeln sich leicht beschaffen können und ohne stundenlange Jagd auf Lebensmittel, ohne Samstagsfahrten und irrsinnige Schleißhandelsreise für das Leibes Notdurft sorgen können. Solche Fälle mehren sich, und es ist vorauszu sehen, daß aus einigen hundert Familien, die so handeln, bald ein paar tausend werden dürften.

Noch klarer und beargewisslicher liegt die Sache bei vielen Wiener Hausbesitzern. Nehmen wir an, daß ein Wiener Finanzhaus dem Besitzer eine Rente von 12.000 Kronen abwirft. Damit war er einst ein wohlhabender, angesehenes Bürger, heute kann er, wenn er Familie hat, tatsächlich nicht mehr standesgemäß existieren. Er verkauft also das Haus, für das er doppelt, wenn nicht dreimal so viel bekommt, als er seinerzeit zahlen mußte, erwirbt irgendwo auf dem Lande ein Haus mit Grundstück, wird zum Teil Selbstversorger und kann, wenigstens vorläufig, sorgenlos leben.

Einen ganz kuriosen Fall hatte ich dieser Tage zu erledigen. Der Besitzer eines Hauses auf der Landstraße wollte verkaufen, aber der Käufer mußte mit dem Haus auch seine möblierte Wohnung zu einem horrenden hohen Preis übernehmen. Seinerzeit hatte das Haus 200.000 Kronen gekostet, jetzt erhielt er 400.000 Kronen dafür, und außerdem mußte der neue Besitzer auf zehn Jahre die möblierte Wohnung des alten Eigentümers, die aus vier Zimmern und Nebenräumen besteht, für 12.000 Kronen jährlich mieten. Mein Klient zieht nun nach einem Nest an der Donau unweit der böhrischen Grenze, wo er für 150.000 Kronen ein hübsches Haus mit vier Zock

Grund bekommen hat. Und er denkt, spricht und träumt nur mehr von selbstgestopften Gänsen, hausgemachter Blutwurst und frisch gelegten Eiern.

Vorläufig ist die Stadtflucht der Wiener noch eine nicht allzu häufige Erscheinung, ich habe aber die feste Ueberzeugung, daß sie bei längerer Kriegsdauer ins Maßlose wachsen wird — bis eben das Land diese Konjunktur erkannt haben und mit den Wohnungs- und Hauspreisen so „anziehen“ wird, daß auch dieser Ausweg aus den Wiener Misere gesperrt ist.“

Soweit unser Gewährsmann, dessen Mitteilungen zu recht bitteren Betrachtungen Anlaß geben könnten. Früher war es das Ideal des Landbewohners, einmal zum Städter zu werden und die kulturellen Segnungen der Großstadt sich und seinen Kindern zugänglich zu machen — heute flieht der Städter, von der beklemmenden Angst getrieben, daß die Bogen der Teuerung ihn und die Seinen in die Tiefe ziehen werden, aus dem Bereich der Schulen, Museen, Theater und des geistigen Lebens, um leichter zu einem Schinken und einem Scheffel Kartoffeln kommen zu können.

Ein alter Wiener Volkslied hat vor dreißig Jahren ein Couplet mit dem Refrain gesungen: „Da muß sich alles, alles wenden, dann wird uns gleich leichter sein.“ Jetzt wird alles, alles gewendet, vom fadenhäutigen Anzug bis zur ganzen Existenz, aber leichter wird uns wahrhaftig dabei nicht.

Hausfrauenorgen im Herbst.

Kaum hat sich die Hausfrau eine kurze Spanne der Erholung gegönnt, tritt schon die energische Mahnung an sie heran, sich ihren Pflichten mit doppelter Kraft zu widmen. Vor allen Dingen muß die Wohnung in Ordnung gebracht werden, um den Kindern, sobald sie den Schulbesuch aufnehmen, die Ruhe zu geben, deren sie für ihre Arbeit bedürfen. Unter den heutigen Verhältnissen, wo es sowohl an Hilfskräften als auch an Material mangelt, ist es doppelt zur Pflege eines Haushaltes benötigt, das man schwierig. Zieht man in Betracht, daß man Vorhänge und Teppiche einer gründlichen Reinigung unterziehen muß, so weiß man, daß das sehr viel Auslagen verursacht. Kann man sich dies aber nicht leisten und will doch seine Sachen in Ordnung haben, muß man zur Selbsthilfe greifen.

Man wäscht die Vorhänge wie gewöhnliche Wäsche, stärkt sie und spannt sie fest auf einen Rahmen. Diesen stellt man an einen Ort, wo stets Luft darüber streicht. Dieses Verfahren braucht meist nur über Nacht geübt zu werden. Die Teppiche bürstet man mit Essigwasser ab, um sie vom Staub zu befreien und ihnen die frischen Farben zu verleihen. Aber nicht allein in dieser Hinsicht muß man sich mit Ersatz begnügen. Auch zum Bodenbürsten und zum Fensterreinigen hat man nicht die richtigen Hilfsmittel. Da das Wachs selten zu haben und außerdem sehr kostspielig ist, verwenden viele die Ueberreste von Kerzen, die aufgeschicht als Ersatzmittel verwendet werden. Zum Scheidenputzen nimmt man statt Lächer, die nicht mehr in so reichem Maße vorhanden sind, Papierballen, die in Essigwasser eingeweicht sind. Dann trocken abgewischt, erscheint das Glas fadenlos rein.

Ist dies alles erledigt, treten wieder andere Sorgen in den Vordergrund. Mit dem Schluß der Kleinen stellen sich eine Menge Notwendigkeiten heraus, deren Erfüllung nicht zu umgehen sind. Denkt man an die schlechte Witterung, so wird wohl manches in der Garderobe fehlen, das die Kinder vor den Unbilden des Winters schützt. Hier wird es gewiß viel zu schaffen geben. Da der Mangel und auch die Preise nicht jedem gestatten, jetzt neue Kleider und Wäsche einzuschaffen, bleibt der Hausfrau nichts übrig, als aus dem vorhandenen Verschiedenes zusammenzustellen. Bei der jetzigen Mode ist es sehr leicht möglich, aus zwei verschiedenen Stoffgattungen oder Kleidungsstücken einen Schulanzug für die Kleinen oder ein Geschäftskleid für die Großen herzustellen. Auch bei Wäschestücken kommt die Methode zur Anwendung. Für die kalte Jahreszeit wird man durch das Anfertigen von Gamaschen, die, mit Halbschuhen getragen, einen Ersatz für hohe Schuhe bilden, der Kälte und Nässe Trost bieten können. Für diesen Zweck läßt sich der Rest eines Kleides verwenden, den man dazu benützt hat, einem jüngeren Kinde ein Schulkleid herzustellen. Um Strümpfe bei dem jetzigen Wollmangel auszubessern, muß man immer einen Strumpf ohne den Vorfuß opfern. Man nimmt den Schnitt vom Vorfuß eines unbrauchbaren Strumpfes ab, schneidet diesen aus dem gut erhaltenen oberen Teil des Strumpfes und setzt diesen an den auszubessernden mit Endelstücken an. Mit den Ueberresten kann man weniger schadhafte Strümpfe durch Aufsetzen von Flecken auf die ausgeschnittenen Löcher ausbessern. Die Schnittkanten werden mit Stopfstücken an den Flecken befestigt. Durch dieses Verfahren wird Wolle und Arbeit erspart.

Nicht zuletzt muß man die Vorsorge für den Winter treffen und sich einige Vorräte für die schlechteste Zeit sammeln. Dies gehört in den Bereich der Küche. Jetzt, wo es Gemüse gibt, ist

es ratsam, sich Fischen, Paradeis und auch Obst einzufrieren oder zu dörren. Die Anhäufung unmäßiger Vorräte von Lebensmitteln durch Frauen, die dies bis jetzt nie gemacht haben und die auch nicht imstande sind, die Sachen gebrauchsfähig zu erhalten, ist nicht nur eine Verschwendung an Zeit und Geld, sondern raubt auch anderen Nahrungsmittel, die sie praktisch verwenden und auch für spätere Zeiten genießbar erhalten könnten. Besonders beliebt ist das Trocknen der Gemüse. Dies ist eine verhältnismäßig geringe Arbeit, die sich sogar in einem kleinen Haushalt bemerkenswerten läßt. Zu diesem Zweck nagelt man vier Leisten zu einem Rahmen zusammen, schlägt ringsum kleine Nägel ein und bespannt den Rahmen mit einem Drahtnetz. Die Wärme ist genügend nach dem Kochen, doch muß sie von einem Kohlenfeuer auf einem Stochherd sein. Man muß die übereinanderstehenden Leisten öfter auswechseln. Dieser Vorgang kann einige Tage wiederholt werden. Unter den Apparat legt man Ziegelsteine, zwischen die Leisten Holzstücke. Für kleine Haushaltungen genügt ein Backblech, das mit Papier ausgelegt wird, damit die Früchte und das Gemüse nicht anbrennen.

Mes in allem wartet im Herbst nach kurzer Ferienholung auf die Hausfrau eine große Last von Arbeit und Sorgen, die sie zumeist allein bewältigen muß, da die Kleinen Kinder genügend für die Schule zu leisten haben und die Erwachsenen im Hause heute alle einem Berufe nachgehen.

E. L.

Im Stammeis.



Vor a paar Tag' sagte Schwaffer, "geh i wengerl in der Stadt spazier'n und komm anspizt: A. f. Central-Preisprüfungskommission." ...

Reit, die Galicher ... Sie müssen Aktien schreiben, das ihnen d' Gwager frachen — was denn steht, weiß der liebe Herrgott!

Wir aus der Süß' g'red', saate Spannaagl und drückte Schwaffer die Hand. Was i ma scho ait und ait deust hab', das laß Du sehr'n g'sagt: Was macht die Preisprüfungskommission?

Sie prüft die Preise, murte Stichter, "sont' mir. Wie's denn net, was dös is, a Prüfung? I stell' ma dös a so vor wie in der Schul', wann d' Buch'n zur Prüfung geh'n und der Lehrer fragt i' aus. Da kommt amal awei Klammung' a'weß, zweiundföf'g' Beller, a Kappenstiel, jett is er auf eine Stone sechshundföf'g' g'machien! "Grab!" sagt der Herr Prüfungskommissar. "Iahr' nur so jort, da kommt es no weit bringen. Und Du?" saot er zum Güterpreis. "Ach! g'kreuzer!" saot der ganz stad und schüchtern. "Da um all's in der Welt, was is's denn mit Dir?" saot der Preisprüfer, wann wist denn Du endli's Gult'netzel erreichen?" Wird nimmer lang' dauern, sagt der Güterpreis und lacht. Dös san d' Wösch'preis' und die san natürl' arme Waarelein gegen die "Limadumpfen". Wehl fufzehm Gul'n, Güder sehn, Schwabak, lufz'g, Kaffee hundert ... Stähler, der fischer am Ton des ruhigen Zöbttres geproschen hatte, wurde auf einmal luchsweilswild, während er mit der Faust auf die Tischplatte schlug, daß die Gläser wackelten.

Gangweina lassen sollen sie je alle miteinander! Statt Preisprüfungskommission sollt' s' Preisprüfungskommission heßen, denn seit die Kommission amiiert — is's wahr oder net? — is a jede Sach' erst recht Viechsteuer word'n.

Schon wahr, sehr richtig! befüßigte Spannaagl. "Wann's nur a anrige Sach' gebet, von der ma sag'n kann: Die Preisprüfungskommission hat's billiger g'macht," fuhr Stichter fort, "aber na, net ane!"

Manigsmal windert ma si, seufzte Spannaagl, "daß ma überhaupt no lebt, bei die nartischen Preis — und die klammungigen Nationen." "Lebst denn Du von der Nation?" erkundigte sich Schwaffer, und als Spannaagl dies nicht unbedingt bejahen sounte, fuhr er jort: "Ma siehst es! Wann D' wirkli davon leb'n mösch't, dann hält' i Dir an quaten Mat geb'n: Geh' in Prater, abt und laß Di i'n Panoptikum ausstell'n! Hier zu seh'n, Herr von Spannaagl, der anrige Wiener, der vom behärdlich aus'messenen Depurat lebt. Nur noch kurze Zeit — denn lang' dermacht er's nimmer!"

Oberberger, der bis dahin schweigend zugehört hatte, meldete sich nun zum Wort. "Meine Herren," sagte er, "i hab' Euch reden lassen und hab' Euch zuz'hört, aber i sag': Mit'n Boden allani is mir g'richt'. Was is in dera Zeit! Der Ministerpräsident — der Bur' erwastet a Duzend Minister — Abgeordnete, alle hab'n Reden g'haltien. Sogar der Minister des Meusein, von dem die Welt scho g'mant hat, er is a

Stummerl, weil er gar nie von sich hat hab'n lassen, logar der hat's Wort ergrißen. Statistilgeta aber, meine Herren, i hilt' recht sehr, wozu dös all's? Was nutz's? Wohin führt's? Drum is mei Meinung die: Wir bier, die ma da besammnet sein, mit wolk'n net reden, sondern — handel'n! "Mit was?" erkundigte sich Schwaffer, "mit alte Poien?"

"War' eh' s' G'schickste," erwiderte Oberberger. "Aber so man i's net, i man in Handel'n was tuan, was machen, si ruh'n. Statt s' sammern und a' lamentier'n, sollt' ma uns autammern, wir gründen den "Vereid des Vereid: A Urtnung dumm wird'! — Vereid des Vereid: A Urtnung in dös schauerliche Wirrwarr bringen; Siß des Vereid: Uner Stammeis!"

"Bei Lieber," meinte Schwaffer, "dös wöred a' stan werd'n, wann alle kommen, denen's scho a' dumm wird. Wie stellt' Dir denn dös übers haupt vor?"

"Dös was i no net genant," sagte Oberberger, "i was nur, das is dös Geisli in mir hab', daß s' so net weitergeh'n kann, daß was g'schick't'n muß und daß unierank, i man wir Mittelhandier, net ruhig siten und warten dersen, bis ma alle auf der Daden liegt'n. Rühr'n müssen ma uns, meine Herren, tuan müssen ma was, dös was i: nur über's "Wie" und "Was" bin i ma no net eini. — Leopold zahl'n."

Thomas Berger.

* (Hans im Glück.) Jeder von uns erlebt jetzt das Märchen vom Hans im Glück. Keine andere Legende ist so wirklichkeitsfremd, so aktuell geworden wie die von dem dummen, glücklichen Hans, der einen Ochsen kaufte, ihn für ein Schwein, das gerade daherkam, eintauschte und sich fröhlich die Hände rieb über das gute Geschäft, bis ihm eine Gans in den Weg lief, die er schließlich felig und beglückt für einen Mühlstein gab. Er war immer im Glück, der gute Hans, wenigstens glaubte er es zu sein, und darauf kommt es schließlich an. Wir alle sind jetzt dieser rührend naiven Märchengestalt verwandt. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend zerbrechen wir uns den Kopf, wie mühsam erbeutete Rohstoffe einzutauschen wären. Immer hoffen wir auf das Bessere, auf den glücklichen Tausch. Das, was man einmal „Wert“ nannte, existiert überhaupt nicht mehr, es gibt Leute, denen gerade heute ein Topf Marmelade wichtiger ist als ihr

Dadef, ein paar Zigarren notwendiger als drei Hemden, die sich heute mit Toiletteseife waschen und morgen Mehl haben wollen. Die „Deckung des Bedarfes“ — wie man nationalökonomisch sagt — wechselt mit jeder Stunde. Ich habe einen Freund, der um 9 Uhr vormittags seine Zuckerkarte gegen Kommissstabak, eine Stunde später den Tabak für Schuhbänder, dann die Schuhbänder für Brot, dann das Brot wieder für Tabak, und zum Schluß den Tabak für einige Kronen eintauscht, mit denen er die Beche bei dem drängenden Zahlkellner begleicht. Diese paar Kronen entsprechen etwa dem Mühlstein im Märchen. Aber Hans im Glück ist es doch noch bei weitem besser gegangen als Hans in Wien. Wir müßten schon in eine besonders viehreiche Gegend, also etwa nach Sinnering, wandern, um irgend etwas Bierfüßigem zu begegnen, und ich weiß nicht, mit welchen Wertgegenständen man seine Magazine und Speicher gefüllt haben müßte, um einen ganzen Ochsen dafür einzutauschen. Auch würde ein modernes Märchen keineswegs mit dem Mühlstein enden. Das war zu Grimms Zeiten etwa die unterste Wertgrenze, das nicht mehr eintauschfähige Objekt, der Gipfel der Genügsamkeit, das Ende des Handels, und der Erzähler wäre in Verlegenheit gewesen, noch einen Gegenstand ausfindig zu machen, den man für einen Mühlstein geben könnte. Was war ihm ein Mühlstein . . . ! Heute ließe sich dieses Märchen der Naivität und der Genügsamkeit nicht mehr schreiben. Der Hans, der mit einem Zwirnsfaden das Glück erbeutet zu haben glaubt, ist durchaus keine Märchenfigur mehr. Wir wissen, daß sich für einen Zwirnsfaden noch sehr wertvolle Tauschmöglichkeiten ergeben. Und die älteste, ausgefranzte Hose ließe sich vielleicht noch in Weizenmehl verwandeln. Der moderne Erzähler müßte es überhaupt aufgeben, das letzte Glied des Tauschhandels, die Groteske der Zufriedenheit, durch irgend einen Bedarfsgegenstand zu markieren. Die Märchenfigur unserer Zeit wäre etwa ein Hans, der eine Virginia für 40 Heller oder ein Kilogramm Mehl für 10 Kronen eintauscht und mit den paar Scheinen glücklich weitertrabt. Aber selbst ein Märchen darf einem nicht den unglaublichsten Unsinn einreden. Aber ein Hans im Glück, den wir heute oder morgen begegnen könnten, wäre etwa der Käufer, der zwei Trabuços erkämpfte und nun eine Trabuço für ein Bündelchen gibt und sich über das Geschäft lindisch freut. Denn besser eine Trabuço, die man rauchen, als zwei, die man beide nicht anzünden kann.

Das Ende der Sommerzeit.

Die Sommerzeit nimmt programmgemäß in der Nacht von heute auf morgen, und zwar am 3. Uhr früh, ihr Ende. Diese willkürliche Zweiteilung des Jahres in eine Sommer- und eine Winterzeit erleben wir nun schon zum drittenmal, und immer wieder beschleicht die meisten Menschen eine gewisse Behmut und Bangigkeit, wenn sie darangehen müssen, den Zeiger aller Uhren um eine Stunde zurückzudrehen. Nur die Frühjahrsleber, die Fabrikarbeiter, aber auch die Schulkinder sind herzlich froh, wenn die normale Sonnenzeit wieder beginnt, weil es jetzt um 6 Uhr früh, wenn sie aufstehen sollen, nach der Sommerzeit noch recht dunkel, nach normaler mitteleuropäischer Zeit aber schon hell ist.

Die Rücksicht auf die Frühzeit ist es auch, die die Zentralmächte und die meisten anderen Staaten zu dem frühen Beginn der Winterzeit veranlaßten. Die Lichtersparnis, die die Sommerzeit mit sich bringt, ist ja sehr erheblich, und es wäre zweckmäßig, sie bis Ende Oktober wahren zu lassen, wenn diese Ersparnisse dann nicht durch den Lichtverbrauch am Morgen paralytisiert werden würde.

So wird denn heute nachts, wohl in den meisten Fällen schon heute abends, bevor man sich zur Ruhe begibt — ein allgemeines Zeiger-verschieben beginnen. Turm-, Pendel-, Wand- und andere weniger empfindliche Uhren kann man ruhig um eine Stunde zurückdrehen, bei feinen Taschenuhren wird es vielfach vorgezogen, die Zeiger nicht zurück, sondern lieber um elf Stunden vorzudrehen. Nach der Ansicht von Fachleuten ist dies aber eine überflüssige Vorsicht, da auch das empfindlichste Uhrwerk das Zurückgestelltwerden verträgt.

Besondere Vorsicht empfiehlt sich bei Uhren mit Schlagwerken, Musikstücken, tanzenden Figuren, bei Schwarzwälder Uhren usw. Durch ein Zurückstellen muß das ganze Schlagwerk in Unordnung geraten, so daß man im Hause nicht mehr weiß, wie viel es geschlagen hat. Man könnte solche Uhren wohl um elf Stunden vorrücken, aber auch nur, wenn man das Schlagwerk nach jeder vorgerückten Viertel- oder Halbstunde auswirken läßt, was eine recht zeitraubende, langweilige Prozedur ist. Uhren mit Schlagwerk werden heute nachts auf die normale Zeit am einfachsten derart gebracht werden, daß man sie zum Stehen und das Werk erst nach einer Stunde wieder in Gang bringt.

Genau so verfährt man mit den elektrisch betriebenen Uhrwerken, wie sie viele Betriebe, die Urania, das alte große Uhrgeschäft am Kohlmarkt und auch viele kleinere Uhrmacher in den Auslagen haben. Es wird einfach auf eine Stunde der elektrische Strom abgestellt, so daß die Uhr nicht geht. Nach einer Stunde wird der Kontakt wieder hergestellt, und eine etwaige Minuten- oder Sekunden-differenz läßt sich dann in der üblichen mechanischen Weise leicht regulieren.

Jedenfalls schenkt uns der Uebergang von der Sommerzeit zur Sonnenzeit eine volle Stunde Nachtruhe, so daß der morgige Tag im ganzen Lande gut ausgeschlafene Menschen wecken wird.

Die neuen Sperrstunden.

Nach Ablauf der Sommerzeit, das ist von morgen Montag angefangen, haben wieder die gleichen Sperrstunden wie vor dem 15. April d. J. zu gelten, und es dürfen daher allgemein zugängliche Gast- und Schankgewerbe-lokaleitäten aller Art einschließlich der Automatenbühnen, der Wirtschaften mit Variété-konzessionen und ähnliche Vergnügungstätten nur bis 10 Uhr nachts, Kaffeehäuser und Bars sowie Vereine und Versammlungslokale, Klubs und andere Gesellschaftsräume, auch in Privathäusern, längstens bis 11 Uhr nachts offen gehalten werden. Aus diesem Anlaß wir erinnert, daß in Handelsgewerben in der Zeit vom 17. d. bis 31. März die Comptoirs und Magazine längstens um 7 Uhr abends zu schließen sind. Das Gleiche gilt bei Gewerben, deren Warenumsatz sich in für den Kundenverkehr offenen Geschäftsräumen vollzieht, samt den dazu gehörigen Comptoirs und Magazinen: nur beim Lebensmittelhandel dürfen diese Räume bis 9 Uhr offen gehalten werden.

Meine schwarzen Diamanten.

„Es kann dir nig g'sch'h'n.“

Ich freue mich. Das soll mich aber nicht daran hindern, mit dem Anfang zu beginnen. Und der Anfang war: ich suchte ein Fuhrwerk, das unsern heurigen Kohlenbedarf, den ich mir bereits erkämpft hatte, vom Nordbahnhof bis vor unser Haus hätte bringen sollen. Ein Königreich für ein Fuhrwerk! In der Tat haben wir es uns ja, wie Ihre „Hausfrau“ es gestern so richtig ausgeführt hat, fast ganz abgewöhnt, nach dem Preise unsrer wichtigsten Lebenserfordernisse zu fragen; die einen, weil Ihnen eine Mehrausgabe von lumpigen 20- bis 40.000 Kronen im Jahre nichts verschlägt, und die andern — weil eben das Budget ohnehin längst überschritten ist.

Nach langem Suchen ist es mir also endlich gelungen. Ich fand einen Kutscher, der mir für den lächerlich geringen Betrag von 80 K. für sich und weiteren 20 K. für einen Arbeiter — auch „Abträger“ genannt — den Gefallen erweisen wollte. Ich glaube, der Stein, der mir daraufhin vom Herzen fiel, wog schwerer als unsre ganze Kohlenladung. Um zu verhüten, daß diese unterwegs eine weitere Verringerung erfahre, beschloß ich, den Wagen zu begleiten.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde befand ich mich am nächsten Morgen auf dem Nordbahnhof; wer aber noch nicht dort war, das war mein Kutscher. Er erschien nach einer Stunde, nach einer weiteren Stunde erschien der Abträger, er hatte nur in der Kantine ein kleines Frühstück genommen und hatte die Kappe unternehmend aufgesetzt.

„No alsdann, gnä' Frau, was kriag i denn nacher? Dös müass'n m'r jetzt ausmachen!“ begrüßte mich der letztere. — „Aber das ist doch ausgemacht worden! 20 Kronen!“ — „Was is ausg'macht? Mit wem is's ausg'macht, mit mir leicht? Da müass't i do a was davon wissen!“ — „Habe ich mit Ihnen 80 Kronen für Sie und 20 Kronen für den Abträger ausgemacht oder nicht?“ wendete ich mich an den Kutscher. — „No ja, wegen meiner is ja a gar la Red net. I sag' ja eh nig. Aber an Abträger um 20 Kronen hab' i halt net kriagt.“ — „Also, Sie bekommen beide noch ein gutes Trinkgeld, wenn Sie Ihre Sache brav gemacht haben.“

Auf dem Bahnhof ging alles ordnungsmäßig vonstatten, die Verladung, das Wagen und die Bezahlung. — „Jetzt sag'n S' m'r no amal dös Adress, gnä' Frau, nacha san m'r schon firt. So in a drei Stund' san m'r vor Ihnarn Haus.“ — Damit war mir in nicht mißzuverstehender Weise angedeutet, daß meine weitere Anwesenheit unerwünscht sei; ich war in Gnaden entlassen.

Nun, schnell fahren können sie doch nicht, dachte ich mir, ich würde eben in gemessenem Abstände hinter ihnen hergehen. Aber nicht sobald hatten mich die beiden Herren entdeckt, als sie anfangen, kreuz und quer, Gass' auf Gass' ab zu fahren, so daß ich wirklich Mühe hatte, ihnen zu folgen. Bei jeder Straßenbiegung wendete sich einer der beiden, höflich grüßend, nach mir um; und als sie sahen, daß ich nicht abzuschütteln war, wurde zum erstenmal vor einem Wirtshause Rast gemacht.

Ich blieb in der Nähe vor einem Haustor stehen. Eine Frau benützte die Gelegenheit, von dem, wie sie glaubte, unbewachten Wagen sich zwei riesige Kohlenblöcke herabzuholen.

„Was tun Sie?“ rief ich sie an, worauf sie erschrak und die Blöcke wieder auf den Wagen zurückerwarf.

„Aber hätten Sie's g'nummen und wär'n S' davong'reunt.“ sagte ein anständig gekleideter Herr, gemüthlich lächelnd. Ich dürfte ihm einen erstaunten Blick zugeworfen haben, denn er fragte mich: „Gehören die Kohlen vielleicht Ihnen?“

„Zawohl.“ erwiderte ich.

„Ja, gnädige Frau.“ sagte er in ganz veränderten Tone, „ich versichere Sie, man kann wirklich nicht vorsichtig genug sein.“

Meine beiden Helden erschienen nach einer Weile im Türrahmen des Gasthauses und das Fuhrwerk setzte sich wieder in Bewegung. Aber nur durch wenige Gassen ging es, dann wurde neuerdings vor einem Wirtshause haltgemacht.

„Wissen S', Gnädige.“ rief mir der Kutscher zu, „dort hab'n mir nig z'essen kriagt, jetzt müass'n mir erst mittagmahl'n.“ Als sie nach geraumer Zeit wieder zum Vorschein kamen, nahmen sie von

meiner Anwesenheit keine weitere Notiz. Erst bei dem nächsten Volkscasé, vor dem auch ein „Wasserer“ stand, wurde noch einmal angehalten. Warum hätten die Herren aber auch auf ihren „Schwarzen“ verzichten sollen?

Da man doch beim besten Willen von der Nordbahn bis in den neunten Bezirk nicht länger als drei Stunden brauchen kann, langten wir doch endlich vor meinem Wohnhause an. Mein Leben lang war ich bestrebt, nicht aufzufallen. Still und bescheiden bin ich stets meiner Wege gegangen. Wie hätte ich denken können, daß ich jetzt mit einem Wagen voll Kohle solches Aufsehen und den Neid so vieler Mitbürger erregen würde? — Vor meinem Hause entstand ein förmlicher Aufstand. „Kohlen!“ riefen die einen, und „Wo haben Sie die Kohlen her?“ fragten die andern. Nicht nur Mitbewohner des Hauses, auch ganz fremde Leute bestürmten mich um Auskunft.

Kutscher und Abträger hatten sich inzwischen bescheiden im Hintergrunde gehalten und gewartet, bis die Bogen der allgemeinen Erregung sich gelähmt haben würden. Dann trat der Abträger auf mich zu. „Alsdann, gnä' Frau, 80 Kronen kriagt der Kutscher, i kriag 30 und 20 kriag'n m'r mitanand Trinkgeld! Aber jetzt spül'n S' Ihna net lang, sag'n S' ja, sonst schütt'n m'r Ihna die Kohln her, und Sie kinnan Ihna's selber in Keller abitrag'n.“

Hat der freundliche Leser mich nach meinem bisherigen Verhalten vielleicht für eine nutige Frau gehalten, so muß ich, selbst auf die Gefahr hin, die gute Meinung einzubüßen, gestehen, daß ich auf die kategorische Aufforderung hin nicht wagte, auch nur „Muh“ zu sagen. Nur durch stummes Kopfnicken deutete ich mein Einverständnis an, worauf die beiden sogleich mit ihrer Arbeit begannen und sie auch ohne weiteren Zwischenfall glücklich zu Ende brachten. Die 130 K. steckten sie grinsend ein, nur meinten sie noch gutmütig: „Hab'n S' net no was zum Raufen, gnä' Frau?“

Am Abend dieses heißen Tages war ich so müde, als ob ich die Kohlen wirklich selbst in den Keller getragen hätte... Vielleicht müssen wir uns im nächsten Sommer die Kohlen aus Brüg oder Karwin abholen, da bin ich doch immerhin schon ein klein wenig vorbereitet. — „Dir kann nig mehr g'sch'h'n.“

M i n n a U n d e r.

(Handschuhe.) Zu den untrüglichen Erkennungszeichen des eleganten Mannes, der vornehmen Dame gehörten in früheren Tagen zweifellos die Handschuhe. Das schmiegsame Macclleder, das eine feine Hand umspannte, die robusten Reß- und Gundelederfabrikate, die energische Männerhände umhüllten, übten ihre bestimmte ästhetische Wirkung, und die Chiromanten, die aus den Handlinien die Gemüts- und Wesensart eines Menschen zu erschließen bemüht sind, konnten dies ebenso und vielleicht noch untrüglicher aus den mit Handschuhen umkleideten Händen tun. Denn ob Handschuhe nett und reinlich gehalten, ob sie fleckig und zerrissen, ob sie schreiend in der Farbe oder abgeblöht zur letzten Kleidung dachten, dies alles mußte auf die Gegenwart ihres Besitzers schließen lassen. Jetzt freilich wird man bei Beurteilung der Handschuhe, die beim Mittelstand getragen werden, nur ein weiteres Anzeichen des wirtschaftlichen Verfalls dieses Standes erkennen und aus den nöthigsten reparierten, vermachlenen, verstopften Exemplaren auf die mühselste behandelte Haltung ihrer Besitzer schließen müssen. Sie wollen den Handschuh, ohne den der Offizier nach Vorschrift sich überhaupt nicht zeigen darf, der der Dame aus bürgerlichem Hause seit ihrer frühen Jugend als notwendiges Garderoberequisit erschien, nicht entbehren, sie wollen ihre Armut und Dürftigkeit nicht gewissermaßen mit bloßen Händen öffentlich zeigen, und so tragen sie Handschuhe, die nur mehr symbolisch ihre Zugehörigkeit zur besseren Gesellschaft, die einmal die gute war, dokumentieren sollen. In den Luxusgeschäften sieht man freilich noch nach wie vor auf kleinen Glasiertischen, auf zierlichen Holzgestellen und auf japanischen Platten erlesene Stücke ausgestellt, reinserdene Handschuhe um 25 Kronen das Paar, Lederhandschuhe im Preise von 40 bis 60 Kronen und ganz extrafein gearbeitete Stücke, die kein Preisvermerk bewertet, und die wahrscheinlich nur wie kostbare Gemälde oder seltene Edelsteine zu besonderen Liebhaberpreisen abzugeben werden. Handschuhe werden also zweifellos weiter erzeugt, ausgestellt und verkauft; nur die Chiromanten müssen umlernen, es sind nicht mehr die vornehmsten, edelsten Hände, die von Handschuhen umkleidet werden, sondern — wie es in dieser Zeit der unerhörtesten Konjunkturgewalt schon zutrifft — es sind viel eher rohe, derbe Häuste, rücksichtslos zugreifende Finger,

die sich in den elegantesten, feinsten, weit aller-
teuersten Handschuhen verbergen...

„Was nehmen Sie denn mit? ...“ Man in den letzten Tagen auf den Märkten seinen Auen nicht getraut. Wenn auch nur schlichtern, Man verstoßen, so hat man ihn doch plötzlich verkommen, den einst so vertrauten und wie nun schon verschollenen Kauf: „Was nehmen Sie denn mit? ...“ Es klang wie ein Nachhall aus einer besseren, versunkenen Welt, und man blieb förmlich gerührt stehen, um ihn wo möglich noch einmal zu hören, denn einen Werberuf an die Käufer, eine Aufforderung zur Abnahme von Waren, das nutzte geradezu unwirksam an. Wie man jedoch der Lötung dieses Angebotes, so er man herzlich enttäuscht. Kürbisse, nichts als Kürbisse! In gelben und grünen Pflanzballons oder in weißen, gigantischen Gurken lagen sie zu Pyramiden geschichtet, hüben und drüben, wohin man blickte, in schweren Wagenladungen, die durch neue Zufuhr während der Marktstunden immer noch weiter anwuchsen. Etwas spätkommerlich apfels, beinahe Schwelgerisches war in dem Un- allt, namentlich für unsre, an Knappheit gewöhnten Augen. Aber alle Bildhaftigkeit vermochte nicht über die Tatsache hinwegzutäuschen, daß dieser Reichtum eben doch nur aus Kürbissen besteht. Gewiß, wir haben uns in den mageren Kriegsjahren daran ge- wöhnt, es gibt sogar Menschen, die Kürbisraut sehr gern essen, und andre, die Kürbissen viel Geschmack abgewinnen würden, wenn sie Mehl zu der in Oester- reich gewohnten Gemüsebrei hätten oder Zucker, um Kürbiscompott zu machen. Andre hingegen ver- mögen selbst mit kurrendem Magen nicht einmal den Geruch von Kürbissen zu ertragen, ganz ab- gesehen davon, daß die einkaufenden Hausfrau seit geraumer Zeit mit Kürbissen geradezu verfolgt werden. Wollten sie Zwetschen ersehen, so mußten sie, obgleich das im Kleinverkauf verboten ist, Kürbisse mitkaufen, und selbst bei Erdäpfeln und Paradeisern oder bei Eintochpflurichen hieß es: „Nur wenn Sie auch Kürbiss nehmen. Das muß ja auch die Kürbiss anbringen. ...“ Nein, ein Werben, das Kürbissen gilt, hat wahrhaftig nichts Erfreuliches. Und so blieben die Kürbisläuferinnen spärlich, und das ist viel gesagt in einer Zeit, in der das Erinnern des täglichen Speisezettels zur Qual geworden ist. Auch den Halmrüben ging man aus dem Wege oder besahe sich nur dann damit, wenn die Köchinnen eine Auslese gestatteten. Vereinzelt unter ihnen ließen dies in Anbetracht der überreichen Rüben- beschickung des Marktes gnädig zu, wie ungewohnt ihrer Selbstherrlichkeit diese Duldsamkeit auch scheinen mochte. Jedenfalls freute man sich der Haltung der Wienerinnen, die in den letzten Tagen nicht bedingungslos drauflos kauften, sondern Kürbissen wie Rüben gegenüber eine gewisse Zurück- haltung bekundeten. Selbst das vorhandene Kraut wurde nicht aufgelaufen, obgleich es — eine Folge diese Zurückhaltung — in den letzten Tagen im Preise ein wenig gesunken ist. Auch sonst gewährte der Gemüsemarkt übrigens ein günstigeres Bild. Man sah reichlichere Mengen von Paradeisern, auch Rotkraut und Spinat, Spargelbohnen, viel Grün- zeug, gelbe und rote Rüben, Paprikaschoten und Kukuruz, der allerdings schon spärlicher vertreten war. Nach wie vor traurig blieb es jedoch mit dem Obst bestellt. Sehr wenig Zwetschen, und die bessere Ware zwischen 4 und 5 K. schwankend — ein geradezu lächerlicher Zwetschenpreis —, die billigere naß und faulig. Dabei ist gerade die Zwetschenernte, ent- gegen den zu erwartenden Mefseln, heuer eine sehr gute. Trauben sind vorhanden, aber ebenfalls un- erschwänglich. Sie sind unter 8 bis 12 K. nicht erhältlich und werden vom laufenden Publikum zumeist abgelehnt, so daß man, wenn die Markt- verhältnisse sich normal abwickeln sollten, auch hier mit einem fallenden Preise rechnen müßte. Freilich bringt man kaum mehr den Mut auf, in wirtschaft- licher Hinsicht das Normale zu erwarten, und darum vermag man auch der scheinbaren Verheißung nicht zu trauen, die in dem zutraulichen Werberuf gelegen ist: „Was nehmen Sie denn mit? ...“

(Zylinder a. D.) In London und Paris werden die Zylinder nicht mehr von Männern, sondern, wenn überhaupt, von Frauen gekauft. Hier ein gewaltfamer Querscher, dort ein unerwarteter Bug, brutales Eintreiben der Form oder gar ein Entfernen der Strenge — ein eigenartiges Damenhütchen ist fertig. Das ist das Ende der männlichen Staatskloppbedeckung, der feierlichen „Glanzbutten“, wie die Wiener sie unehrerbietig nennen. Der Krieg scheint ihr gründlichst den Garaus machen zu wollen. Ob das Verschwinden des Gehrodes damit zusammenhängt oder das Zurücktreten der Zivilkleidung vor der Uniform, die alles Nichtmilitärische zu möglichster Unauffälligkeit verdrängte, läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten, um so weniger, da der Zylinder schon in den letzten Jahren vor dem Kriege beträchtlich an Geltung verloren hatte. Die wichtigste Erklärung ist wohl die, daß er überhaupt nicht mehr in unsere Zeit paßt. Wenn sich das Auge auch an seine gebügelte Frucht so sehr gewöhnt hat, daß man ihn vornehm und kleidsam fand, vom alten „Stöber“ bis zur jüngsten vielfältig spiegelnden Modeform, wenn er auch die Gestalt „Stredde“ und im wahrsten Sinne des Wortes den Eindruck erhöhte — den Modediktator unserer Epoche fügt er sich nicht mehr ein. Denn die Modelinien streben nach organischer Formengestaltung. Der Schuh paßt sich immer mehr der Bildung des Fußes an, der Kragen dem Halse selbst das Frauengewand folgt der natürlichen Linie des weiblichen Körpers, nur die Form des Zylinders hat mit der des Kobyses nichts zu tun. Ihr entspricht der sicherlich auch nicht schöne, aber doch in der Form begründetere runde Hut. Und in diesen Ursachen dürfte die Abschaffung des Zylinders, des Seidenhutes, wie die Engländer ihn nannten, zu suchen sein, wenn die Echtheit der Kriegsmode sein Verschwinden auch beschleunigt haben mag. Das heißt: völlig erledigt ist der Zylinder vorläufig noch nicht. Aber er wird, seit er selbst bei offiziellen Anlässen nicht mehr Vorschritt ist, stets mehr und mehr zu seiner zweiten wienerischen Bezeichnung: zum „Bombfimeberer“, weil er von der Mehrzahl seiner Besitzer jetzt fast nur mehr aus der Schachtel genommen wird, wenn es das letzte Geleite gilt, also gewissermaßen das unerlässlichste Dokumentieren von würdevoller Haltung. Ein Sinnbild der Würde ist der Zylinder ja stets gewesen. Wo der würdevolle Herr im Leben oder auf der Bühne erschien, dort ist er beinahe immer mit Zylinder aufgetreten, im Ernst und in der Parodie, die ja nur Verzerrung des Ernstes bedeutet. Noch turiojer als er selbst war natürlich sein

längst humoristisch anmutender Vorgänger, der Claque, der in sich zusammensank und aufschmolz wie ein beflissener Balljüngling. Nun soll der Zylinder bald neben ihm im Garderobearchiv zu stehen kommen, wenn er nicht respektlos zum Damenhute gewandelt wird. Der Krieg und die mit ihm verbundene Arbeitslast hat mit längst als belastend empfundenen Höflichkeitsformen, Phrasen und Schnörkeln der Ausdrucksweise aufgeräumt, in den Nemtern laut Verfügung, im Privatleben aus eigener Erkenntnis. Auch der Zylinder ist so eine Art Schnörkel der Ausdrucksweise — denn auch die Mode hat ihre Sprache — und als solcher ist er überholt. Einige Zeit dürfte er noch außer Dienst sein Dasein fristen, dann wird er in das Dunkel jenes Schrankes eingehen, in dem das unbrauchbar Gewordene begraben wird.

(Nachmittagsausflug.) Ein Stündchen Sonnenschein, das sich bemühte, dem regentrüben Großstadtmittag das schläfrige Gesicht aufzuheitern, war der Verführer. Das Opfer, zwischen einem Rucksack und einem übelduftenden Pfeifenkopf eingepfercht, bis Mauer fahren zu müssen, darf einen nicht abschrecken. Dann geht es mit der lieben, guten, alchemwürdigen Klingerbahn weiter. Vorbei an gelben Stoppelfeldern, gemähten Wiesen, kleinen Villengärten, armjeligen, an den Bahnkörper geschmiegteten Gemüseanlagen. Ein paar verschüttete Schützengräben und verrostete, halb umgelegte Drahtverhaue tauchen auf und entschwinden. Die letzten Reste einer längst überholten Zeit. Der Turm von Perchtoldsdorf, freundliche Nebenhänge, Waldhügel gleiten am Fenster vorbei, und schon ist die Endstation Mödling erreicht. Die Stadt ist schlafensstill. Kinder, die einen Storb vorbeitragen, ein langsam knarrender Seitenwagen, eine alte Frau, die zum Fenster hinaussteht, zwei Mädchen, die die Tür einer Wirtstube reinigen, sind alles Leben. Der Weg führt durch den Stadtgarten, unterm Aquädukt der Hochquellenleitung auf die Promenade, die sich bis zur Königswiese hinzieht. Augustende — und schon weben die fahlen Finger des Herbstes in Wald und Garten. Der Wind trägt von den Kieferbestandenen Felsblöcken, an denen sich der Weg vorbeischlängelt, eine Wolke würzigen Duftes herunter, die der feuchte, im stehenden Sonnenbrand trocknende Wald ausströmt. Ein Bach sprudelt an kleinen Hausgärten vorbei, an Willen, deren Front der Straße zugekehrt ist. Ueber einen schmalen Steg geht es wieder aufs Pflaster hinaus. Die blank gewaschenen Steine glitzern in der Sonne, haken unter dem schnellen Takt klappernder Holzsandalen. Geschäfte, die ihre Läden heruntergelassen, geschlossene Fensterpaletten, das Rauschen des Baches und der Ruf eines Hahnes geleiten den Weg durch diese idyllische Ver-schlafenheit. Tennisplätze tauchen auf. Einsam und verlassen, breiten sie ihre schneeweißen Rechtecke in der Sonne. Auf einigen wuchert Unkraut, der Fußballplatz gegenüber ist mit Kartoffeln bebaut. Wie lebhaft ging es noch vor wenigen Jahren auf diesem schönen Fleckchen Erde zu! Eine Tennispartie wartete auf die andere, drüben jagten fast zu jeder Tagesstunde junge Burschen in bunten Hemden hinter dem Ball her, nie war diese Insel jugendlichen Fröhlichseins gemieden, verlassen, von Unkraut verwüftet, von Kartoffeln bebaut. . . Ein Zug der Elektrischen rauscht vorüber. Der blonde Kopf einer Sommerfrischlerin schaut aus dem Fenster, die Kondukteurin lehnt gebückt an der Stirn-wand und liest in einer Zeitung. An Gartengittern, Landhäusern und Willen geht es weiter. Die Landschaft wird breiter, flieht wie ein hellgrüner, leise plaudernder Bach durch die Talmulde. Es geht linker Hand ins Piental. Ein enger Graben, der durch schattigen Wald zu schönen Ausflugszielen führt: Anninger, Sufarentempel, Hezenitz . . . Der Promenadenweg, einst wohl-behütet und gepflegt, ist ein wenig verwildert. Sanft ansteigend,

führt er in den tiefen, stillen Wald, in Nadelbestände, alten Laub-wald, silbrig schimmerndes Jungholz. Eine Wiese taucht auf, saftig, blumenübersät, wie sie irgendwo im Müritzal niederstiezen könnte, ein freundlicher Gartenauschnitt mit Hollundergesträuch und den Krinostäben kleiner Haselbüsche. Der richtige Wienerwald. Der Weg biegt ab und führt in scharfer Steigung zum Sufarentempel empor. Felsblöcke treten aus dem dicht überwucherten Boden, moospatrierte Baumstümpfe bilden die Stufen an allzu-stielen Stellen. Ein abgeholztes Stück des Bergrückens tritt hinter den Bäumen hervor. Ein wildverwuchertes, sonnebeglänztes Teppich, mit Beeren- und Blumen in seinen wirren, prachtvollen Mustern. Noch eine knappe Viertelstunde langsamen Hinansteigens durch dichten Wald, und man steht auf der Platt-form des Sufarentempels. Ein Märchenbuch schlägt seine schönsten Seiten auf. Gegen den Anninger zu, in allen Nuancen der Wunderfarbe Grün gestaffelt, Bergflüssen, sanft verblauende Kon-turen, zart gezeichnete Wolkenzüge, tief unten, wie aus einer Spiel-schachtel gestreut, die Brühl und Mödling, Willen wie rote Korallenschnüre an den Beglehnern hinlaufend, die Ebene, hinter Schleiern entschwindend, voll der eigenartigen Melancholie ab-flauernder Waldlandschaften, und ganz in verhüllter Ferne der Riesengrund berg rohen, endlosen Stadt. Dann sitzt man auf einer Bank, wenige Schritte unter dem Tempel, und fühlt, wie sich die ersten Schwingen des Abends über die Welt senken. Alle Zeichen dieser bitteren Zeit sind aus dieser stillen Stunde weggelöscht. Zu-weilen segt der Wind durch den Wald, der rauscht dann auf, als hielte man eine Muschel ans Ohr. Wer Glück hat, dem verschönt das Abendwerden die leise Zauberflöte eines Vogels, irgendwo in der Tiefe des Waldes. Heimweg über bronzegoldene Pfade, durch das purpurne Fest des Sonnenunterganges. Der Bach, an dem die Elektrische vorbeifährt, trägt dunkelrote Feuer. Einige Mi-nuten, und alles ist vorbei. An der Bahnhofskasse ein Chaos von Menschenleibern und Rucksäcken, kläffende Hunde, der Pfeifen-qualm eines Weinhauers, die Rufe einer Mutter, die um ihre Kinder besorgt ist, Soldaten, Ausflügler mit welken Blumen. Nach dem Hall . . . Am Morgen nachher. Der schöne Nach-mittag ist zu Ende, wieder hat einen der Alltag dieser häßlichen Zeit, wieder blät man in das früh gealterte, zerfurchte, rohe, lässige Gesicht der Gegenwart . . . Da kommt der Zug, an dessen Stiegen Menschen wie dunkle Trauben hängen, kommt das Streiten und Stoßen und Quetschen, das Hürdenlaufen über Rucksäcke und nackte, schmutzige Füße. Die Lederüberzüge der Waggons sind weggeschnitten, die Fenster zum Teil zerbrochen, zum Teil durch Holzläden ersetzt. Man zwängt sich gedulbig in die Gänge. Eine kurze Strecke, und die Mödlinger Berge sind ent-schwunden. Auf der Plattform stehen die Kinder, die, mit ihrem Korb bewaffnet, in die Brühl zogen. Sie lachen herein, und jedes beißt jelig in einen grünen Apfel.

(Die leere Hauptallee.) Wie überall, wo es vor dem Kriege heiteres Getriebe, ein wenig Erholung und Sorglosigkeit gab, hat auch hier auf dem breiten, altberühmten Fahrweg im Prater der Sommer dieser Zeit seine Trostlosigkeit ausgebreitet und die bekannten Wagenreihen, die sonst Tag für Tag hier auf und ab rollten, verstreut und vertrieben. Mehr als je wird man an die Bunttheit, die sich vordem auf der Hauptallee kundgab, an diesen klaren, hellen Septembertagen erinnert, wo sonst die Saison der Großstadt langsam anhub und am Nachmittag zur Laufzeit vom Viadukt der Verbindungsbahn bis hinab zum Lusthaus die feischen Zeugerln, die eleganten Herrschaftsfutschchen, die behäbigen Familienfiaker und ab und zu ein einsichtiger Einspänner sich hier ein lebhaftes Stelldichlein gaben, Reiter und Damen zu Pferde auf dem Kiesweg trabten und die Menge der Spaziergänger auf den Gehwegen zu beiden Seiten der Allee dahinflutete. Jetzt sieht es hier sehr einsam aus. Schnurgerade läuft noch immer der festgestampfte Fahrweg weit hinaus, aber man kann lange suchen, bis man irgendwo ein Gefährt entdeckt. Pferde und Wagen sind jetzt weiß Gott welchen Notwendigkeiten des Tages dienstbar, für Spazierfahrten erübrigen sich so wenig Möglichkeiten, und im übrigen wirkt auch der wässerige Teecafé, der heute das Um und auf der „Wiener Jause“ darstellt, sehr wenig einladend, sich in der frischen Luft einen thätigen Appetit zu holen. Von den Gasthäusern in der Allee sind die meisten geschlossen, die Tische und Stühle liegen nun seit langer Zeit aufeinander geschichtet in einem Salettel, zwischen dem Kies wuchert überall Gras hervor, Fensterscheiben sind zer schlagen, Planken ausgebrochen, auf einer verwachsenen Preistafel stehen noch aufgedruckte Bemerkte: Eine Melange mit Obers 40 Seller, ein Rostbraten 1 Krone 50 Seller, ein Krügel Pilsener

30 Seller. Nachdenklich fragt sich der Spaziergänger, was man hier wohl für Preise aufzeichnen wird, bis alles wieder ins rechte Gleis kommt. Die ehemals berühmte kavalleristische Herrlichkeit der Allee wird nur mehr durch einen berittenern Wadmann repräsentiert, der wahrscheinlich, um sich in Form zu halten, auf und ab galoppiert. Dann wird die Szene wieder leer. Hell und klar liegt die Sonne über den glatten Wegen und läßt sie doppelt verödet erscheinen.

(Unliebsame Szenen in Gartenrestaurants.)

Dieser Tage spielte sich in den Vormittagsstunden vor einem Kaffeehaus gegenüber dem großen Ringstraßenhotels eine merkwürdige und charakteristische Szene ab. Vor dem Café sah um einen Tisch herum beim Frühstück eine Kamille, bestehend aus Mann, Frau und zwei Kindern, allem Anschein nach Ungarn, die in einem der gegenüberliegenden Hotels abgestiegen waren. Der Mann servierte Tee und Eier, und die Dame packte dazu aus einer Ledertasche mächtige Stücke ungarischer Salami, Butter und sämeweißes Brot aus. Sofort sammelten sich etliche Leute an, die mit neidischen Blicken das opulente Frühstück musterten. Zuerst waren es zwei oder drei Leute, die stehen blieben, bald waren es aber zehn und zwölf, und wahrscheinlich hätte es im Handumdrehen einen kleinen Menschenauflauf gegeben, wenn nicht ein Sicherheitswachmann des Beeres gekommen wäre. Der Polizist übernahm rasch die Situation und wendete sich an das Ehepaar mit der im Flüsterton vorgebrachten Bitte, das Frühstück lieber in das Innere des Lokals zu verlegen, da es nicht angemessen sei, in der jetzigen Zeit vorübergehende Menschen, die Hunger haben, durch Ausbreitung solcher Genüsse zu reizen. Die Gesellschaft folgte der Mahnung ohne weiteres und verschwand rasch mit den Tellern im Innern des Kaffeehauses... Es ist nicht leicht, zu solchen Vorfällen Stellung zu nehmen. Prinzipiell kann es schließlich niemandem verwehrt werden, seine Mahlzeit, die er sich teuer genug erkaufen muß, in der heißen Jahreszeit im Freien zu verzehren, andererseits wäre es aber sehr wünschenswert und eine Sache des Lottaufgebals, auf die Not unserer Zeit und die Verbitterung der Menschen Rücksicht zu nehmen. Man kann eben heute nicht mehr sagen, daß jeder Mensch nach Stand und Mitteln sich sättigen kann — der eine beim Greisler, wo er in der Lage ist, für ein paar Siller sich den Magen mit einem „Schusterlaberl“ und Schweinsgrammeln zu füllen, der andere am weckgedeckten Tisch im Restaurant —, sondern die Verhältnisse haben sich so gestaltet, daß man auch bei bescheidensten Ausbrüchen und am ungedeckten Tisch nur mehr für ganz erhebliche Summen satt werden kann. Und Rehtausende von Menschen, die Arbeit und Verdienst haben — abgesehen von den Rehtausenden, die auf wenige Siller Löhnung und oft unzureichende Mahlzeiten angewiesen sind —, leiden ebenso oft bitteren Hunger. Auf solche Menschen sollte man Rücksicht nehmen und alles unterlassen, was ihnen die Unterschiede des Besitzes und den tristen Charakter der Gegenwart gar zu augenfällig macht.

Kriegskinder.

Unter Kriegskinder sollte man nicht nur die während des Krieges geborenen verstehen, sondern auch solche, die ihre Kindheit während dieser Zeit verleben. Zieht man in Betracht, daß sich dies in der Lebensweise der Kleinen mehr oder weniger jähsbar macht, so sieht man doch häufig, daß sich viele unter ihnen trotzdem unter besseren Lebensbedingungen befinden als dies in früheren Zeiten der Fall gewesen ist. Betrachtet man die Lebensweise von Kindern, deren Eltern nie in der Lage waren sie zu betreuen, und in die Arbeit gehen mußten, um den täglichen Unterhalt zu verdienen, so findet man gleich ein Beispiel für diese Behauptung. Die Kinder waren schlecht oder gar nicht beaufsichtigt, den ganzen Tag allein, sich selbst überlassen, und trieben zu Hause oder auf der Straße alles mögliche. Müde heimgekehrt, wollten die Eltern die Kinder nicht mehr über den Verlauf des Tages ausfragen und vielleicht gar nötigenfalls bestrafen. Das ist jetzt in den meisten Fällen nicht mehr nötig. Durch die Hilfsbereitschaft vieler Frauen und Mädchen, die die Kleinen in den verschiedenen Säuglings- und Kinderheimen unter ihren Schutz nehmen, sie beschäftigen und verbüßigen, haben sie augenblicklich eine viel sorgfältigere Pflege und Erziehung als es ihnen zu Hause geboten werden kann. Durch großzügige Unternehmungen war es möglich schwächlichen Kindern, wenn auch nur auf einige Wochen, frische Luft und frische, gute Kost auf dem Lande zu verschaffen. Frisch gestärkt kehren sie nun heim, um in einigen Tagen wieder in der Schule ihre Arbeit zu leisten.

Nicht in dem Verhältnis hat sich die Lage der Mittelstandskinder gebessert. Gewöhnt, von der Mutter stets gepflegt und vom Vater belehrt zu werden, sind die Kleinen jetzt oft weniger gut daran. Ist der Ernährer ins Feld gezogen, so ist die Frau genötigt, entweder seine Stelle auszufüllen oder ihn im eigenen Geschäft zu vertreten. Dadurch ist es natürlich unmöglich, sich den Kindern zu widmen. Namentlich die ganz Kleinen kann man nicht einmal in dem Nebenraum eines Geschäftes beaufsichtigen, da sie bei Kundenverkehr empfindlich stören könnten. Da muß sich eben die Mutter, die es in normalen Verhältnissen nie über sich gebracht hätte, ihre Dickschuldrigen Zeiten zu überlassen, von ihnen zumindest tagsüber trennen. Rechnet man die kurze Mittagspause ab, die jetzt auch nicht in allen Betrieben ist, so begreift man, daß die Kinder oft gar nicht Gelegenheit haben, die Mutter bis zur Schlafenszeit zu sehen. Kommt sie dann erschöpft nach Hause geeilt und überzeugt sich, daß die Kleinen trotz ihrer Abwesenheit ganz wohl versorgt sind, ist sie befriedigt und sendet sie mit einem zärtlichen Gutenachtkuß zu Bette. Sie wäre ihnen wohl jetzt keine besonders muntere Gesellschafterin und auch nicht mehr imstande, ihren Berichten über ihr Tagewerk aufmerksam zuzuhören. Außerdem wartet ihrer noch eine Menge Arbeit. Wer immer die Wirtschaft leitet, sei es ein verlässliches Mädchen oder eine Verwandte, die sich der Kinder annimmt, muß abends Rechnung legen und den Plan für den nächsten Tag entwerfen, damit die arbeitende Frau ganz beruhigt ihrer Verpflichtung nachkommen kann und nicht in Sorge um das Schicksal ihrer Kinder sein muß.

Häufig kommt es vor, daß sich in einer Familie eine Verwandte findet, die die Kinder der Mütter, die fern vom Hause ihren Verdienst suchen, in ihre Obhut nehmen und sie bei sich versammeln. Dadurch sind sie imstande, den Kleinen ein ziemlich geregeltes Leben zu bieten.

Dies kann natürlich nur die Großmutter oder eine ältere Frau tun, die einen Posten außer Haus nicht mehr ausfüllen kann.

Auch Frauen, die einen Beruf haben, den sie als Heimarbeit oder als Gewerbe (Schneiderin, Modistin, eventuell Lehrerin) betreiben, können

den beschäftigten Müttern die Sorge abnehmen. Sind größere und kleinere Kinder in einem Hause beisammen, so können die ersteren die letzteren bereits betreuen und beschäftigen. Jedes der Kinder muß regelmäßig eine Arbeit leisten, die es schon bewältigen kann. Die Schulaufgaben müssen zuerst erledigt werden. Ist dies unter Aufsicht der größeren geschehen, kann auch ein bißchen genäht oder gestopft werden, damit für die Mutter nach des Tages Arbeit nur das Zurückbleibende, wozu die Kinderhände noch zu ungeübt sind. Durch diese Art des Familienlebens wird bei den größeren Mädchen eine Art Verantwortungsgefühl und Pflichtbewußtsein geweckt. Sie werden mit Stolz auf ihre geleistete Arbeit zurückblicken und in ihrem natürlichen weiblichen Gefühl, die Kleinen zu bemuttern, ihren Charakter stärken. Sie werden ihren Ehrgeiz nur dann befriedigt fühlen, wenn am Abend alles in Ordnung erledigt ist und die heimkehrenden Frauen ihr Lob aussprechen. Die Knaben werden durch den Einfluß, den die gesitteten Mädchen, die erst gewissenhaft ihren Pflichten nachkommen und sich dann dem Spiele und der Unterhaltung zuwenden, auch ihr aufbrausendes, lärmendes Wesen ablegen. Sie werden sich ihren kleinen Vagen als Ritter zur Seite stellen und ihnen manchen Dienst erweisen, den man von einem Knaben von artigem Benehmen gern annimmt. Auf diese Art kann man für das Familienleben einen Ersatz schaffen.

In gutem Sinne hat sich für jene Kinder die Zeit geändert, deren Eltern sich jetzt die Gelegenheit bietet, ihre Tüchtigkeit zu entfalten und durch erspriehliche Tätigkeit für das allgemeine Wohl zu wirken. Dadurch sind sie imstande, ihre materielle Lage zu verbessern. Natürlich erfordert diese anstrengende Arbeit den Aufwand aller geistigen und körperlichen Kräfte. Größere Einkünfte ermöglichen ihnen eine bessere Lebensführung für sich und ihre Kinder. Während dies für die Erwachsenen ein Ding der Selbstverständlichkeit ist, wird doch manches Kindergemüt durch eine bessere Lebensweise bald aus dem Gleichgewichte gebracht und trägt oft in moralischer Hinsicht Schaden fürs Leben davon. Da müssen eben die Eltern, hauptsächlich die Mutter, die durch ihre stetige Anwesenheit immer den größten Einfluß auf die Kinder ausübt, Sorge dafür tragen, daß sie auf ihre minderbegüterten Freunde und Freundinnen nicht hochmütig herabschauen. Kinder sind oft in ihren Redewendungen hart und rücksichtslos.

Darum muß die Mutter ihre ganze erzieherische Veranlagung aufbieten und den Kindern einschärfen, daß sie die Pflicht haben, den Kleinen, die sich alles versagen müssen, liebevoll und hilfsbereit entgegen zu kommen und ihnen beizustehen, soweit es ihre schwachen Kräfte erlauben.

Besonders die Liebe zu den armen Waisen, die im Kriege den Ernährer oder auch die Mutter verloren haben, kann nicht tief genug in das kindliche Herz gesenkt werden, damit sich die Kleinen bewegen fühlen, ihre Ersparnisse zu opfern. Sie werden selbst eine innere Befriedigung im Helfen finden und aus dieser Zeit, in welcher besonders so empfindsame Kinderseelen leicht Schaden leiden, rein und gestärkt hervorgehen, nach dem Ausspruch unseres großen Dichters: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut. F. E.

Die Schaffnerin.

Von F. St. Gunther.

I. Gut gelant.

Böje Beispiele verderben bekanntlich gute Sitten. Aber, Gott sei Dank, trifft auch das Gegenteil zu, daß ein edles Beispiel häufigens auf verhärtete, trockne Gemüter wirkt.

Das zeigt sich wieder einmal mit herz-erfreuender Deutlichkeit in dem Straßenbahnwagen J mit dem Index 2, der in aller Früh durch die Ottakringerstraße gegen den Gürtel fährt.

Ottakring ist gewiß eine schöne Gegend, reich an Geschichte und Sage, an modernem Gewerbetreib und an waderen Bewohnern. Jedoch der Ruf besonders geblätterter urbaner Umgangsformen geht diesen nicht voraus, und so haben sie auch keine moralische Verpflichtung, ihn in einer überfüllten, noch dazu von allerengsten Landsleuten überfüllten „Tramway“ ängstlich zu wahren. Es herrscht vielmehr unter den zahlreichen Passagieren, die zur Reise aus ihrer lieblichen Heimat in die öden inneren Bezirke gezwungen sind, eine gewisse herausfordernde, angrißlustige Stimmung.

Daß es trotzdem noch zu keinem ernstlichen Zusammenstoß gekommen ist, das ist hauptsächlich das Verdienst der — Schaffnerin.

Diese, ein junges, rotblondes Geschöpf mit echt wienerischem „Griechel“ und „Stell“, mit blendenden Reizen nicht gerade verächtlich ausgestellt, diejenigen aber, die ihr Mutter Natur verliehen, zur denkbar besten Geltung bringend, die Schaffnerin des J 2-Wagens also weiß durch Humor und gute Laune jeder bedenklichen Lage eine versöhnende Lösung zu geben.

„Was is 's denn schon wieder dort hint' auf der Veranda?“ fragt sie laut und heiter, als bei einer Haltestelle unter den männlichen und weiblichen Herrschaften auf der hinteren Plattform sich ein Tumult erhebt. „Da muas i nachschau'n. Gehn S', i bitt' Ihner, lassen S' mich durch, Herr von G'freiter, nur um zwa Zentimeter machen S' Ihner schmaler — um andert-halbe no — so! Aber ja, an Ihnern irum Nuckad mer' i a no vorbeikommen, drüber-trageln lang i net. Da hab'n S' freili recht, Frau Nachbarin, aber unten durchschlafen kann i. So! Ja, ja, i waß 's eh, die Schaffnerin schenert am allermeisten in der Tramway, wann dö net war, war lang' net so a G'würst... Mstern, bitte recht sehr, wer will Ihner denn was tun, meine verehrten Damen und Herrn? Au' Alte will einsteig'n? Dö Alte dorten? No ja, die große Jugend ploag' i net, das is schä-rüchli, aber schließli, wer net alt werd'n will, der muas als a junger sterb'n, und das past a wieder 'n Rechten net... Was hat' i mit? Was hat' i für a Gebärd' i Waschschaff? Gehn S', hör'n S' auf! Meiner Seel und Gott — a Waschschaff! Ja, mei liebe Frau, da tuat's m'r wirklich lob — schlechte Miß' hab'n S', gehn können S' net, und an Klavier können S' Ihner fan' leisten? No ja, das glaub' i ja alles, aber... Wie weit woll'n S' denn mitfahr'n? Bis zum Hauptmünzamt? No, das is freili no hübsch a Stückel... Mstern in Gott's Nam', i riskier's halt und nimn' Ihner mit, aber dö Herrschaften müassen S' recht schön erjuchen, daß Ihner auffalassen... Bitt' gar schön, Herr, schau'n S', Ihner war's ja a viel, wann S' a halbe Schlafzimmereinrichtung drei Kilometer oder wer waß wie weit trag'n müasseten, und Sö san der reine Ries' Goliath aeg'n das Krauerl... So danke bestens. Wird'n S' sehn, Sö kriag'n dafür a b'onders schön's Blaserl in' Himmel, und dorten soll 's no schwerer ein-zukommen sein als wie in a Ottakringer Tramway... Da stell'n S' Ihnern Schiffo-när her, Frau Nachbarin. Mstern fertig! Abfahrt!“

„Sö, Fräul'n Schwertgöschel“, sagt der Niesenhafte, der sich vor einer Minute noch am ablehnendsten gebärdet hat, nun augenzwinkernd, „i möcht' moring a Klavier vom Vieh-hartstal eintransportier'n — na, kan' Flügel net, nur a Piano — werd'n S' mi da aufnehmen damit in Ihnern Waa'n?“

„Aber ja, mit Vergnügen. Bringen S' es nur!“ antwortet schelmisch die Schaffnerin. Und schon ist sie, strahlend vor Lebenslust und Heiterkeit, wieder im Wagen, um dort zwei Unverkäufliche zur Eintracht zu stimmen.

28. IV. 1918

„Ueber unsere Schaffnerinnen“, sagt ihr nachblickend ein verwitteter Herr mit einem langen grauen Vollbart, der ihm das Aussehen eines deutschen Professors gibt, was aber mit seinen knollenförmigen Fingern und seinem sonstigen äußerst schlichten Habitus nicht recht übereinstimmt, „über unsere Schaffnerinnen lass' i nix kommen. Wer über dö schimpft, der is von mir aus ganz anfach a — a — ältern a Viech halt. So viel Miß' und Arbeit und Kerger, und dabei a... höfli' und bescheiden und gleichmäsi' quatsch auf-g'legt... Schon'n S' Ihner's an, dö Fräul'n! Wie i dankbar is, daß i bei der Kommuni ihr Brot hat! An derer kömmt' si' so mancher a Beispil nehmen. Sab' i net recht?“

II. Schlecht gelant.

Abend.

Der J 2-Wagen macht seine vorletzte Tour und ist eben auf der Rückfahrt von der Nadeckstraße nach Ottakring.

Diesmal ist er nur mäßig besetzt, und die rotblonde Schaffnerin, die, an die vordere Gestir gelehnt, gedankenvoll und mit zusammengezogenen Brauen auf die blühenden Bäume und Sträucher des Stadtparks hinaus-starrt, wird in ihren Träumereien nur selten gestört.

Beim Eislaufverein steigen zwei neue Fahrgäste ein: Ein Herr, dessen langer grauer Vollbart einen deutschen Professor vermuten ließe, wenn nicht seine Finger gar zu knollig, seine Hose gar zu ausgefranst und seine Schuhe gar zu „verhatscht“ wären — hinter ihm aber ein Bursch mit einem großen Binkel, den er mit Anstrengung neben sich auf eine leere Sitzbank heft.

Die Schaffnerin reißt sich widerwillig aus ihren Träumen, geht zuerst zu dem alten Herrn, der ihr ohne Erfolg zulächelt und zuwinkt, nimmt schweigend dessen Fahrchein in Empfang, durchläßt ihn wortlos und aibt ihn ebenso stumm wieder zurück.

Dann wendet sie sich hart und finster zu dem Burschen:

„Den Binkel können S' net auf der Bank lassen.“

„Warum denn net?“

„Weil er unter die Bank a'hört.“

„Es is ja Platz g'nua — und i steig' eh glei...“

„Allesins. Unter die Bank tuan S'n.“

„Aber i steig' ja scho' aus am Schwarzenbergplatz.“

„No, wann er eh scho' am Schwarz...“, will sich jetzt der Graubärtige wohlwollend ein-mischen, allein ein verachtungsvoller, niederschmetternder Blick der Schaffnerin bewirkt, daß ihm das Wort in der Kehle stecken bleibet.

„Unter die Bank soll'n S' den Binkel stell'n!“ fordert jene nachdrücklich abermals.

„Versteh'n S' net deutsch? Also a'schwind!“

Noch einen Augenblick ärgert der Bursch — dann aber schleift er achselzuckend das schwere Gepäckstück von der Bank herab und stopft es mit unsäglicher Mühe bis zur Hälfte unter die zu niedrige Sitzbank. Kaum ist er so weit, da nähert sich auch schon der Wagen dem Schwarzenbergplatz, und nur mit Ausbietung aller Kräfte aelingt es dem Burschen, das Ergebnis seiner Arbeit wieder zu zerstoren, den Binkel rechtzeitig wieder los zu bekommen und hinauszu stolpern.

Die Schaffnerin hat ihm mit eherner Strenge und Hoheit zugehört. Nun verfenkt sie sich außen auf der Plattform abermals in ihre Grübeleien.

„A so a Sektatur!“ kritisiert eine Frau mit einem kleinen Mädchen auf dem Schoß die mißfällig beobachtete Szene. „A so a Eigen-sinn! A so a boshafte Bisgurn!“

„Sö irr'n Ihner.“ sagt der Graubart, der ihr gegenüber sitzt, voll Milde. „Dö is net bos-haftig und la Bisgurn. I kenn' i, in der Frau's war i sehr quatsch auf-g'legt. Aber was glaub'n S' denn, was unsere armen Schaffnerinnen aussteh'n müassen in' Dienst! Wissen mir, wie dö's Mädel vielleicht malträtiert word'n is von an' Revisor oder von sunst an' hovyatatschigen Herrn Borg'sekten? Am End' gar no' a'traft werd'n für sein' Eifer und sein' guaten Willen — da wurd' unserans a verdrossen und schiach... Sab' i da net recht?“

Nacht.

Die Straßenbahn hat ihre Tagesaufgabe erledigt, wer jetzt noch gern nach Ottakring aelangt oder auch, die Geschmäcker sind ja ver-schieden, sich unbedingt von dort entfernen möchte, der muß es auf Schusters Radben tun.

Auch die junge, rotblonde Schaffnerin, deren wechselnder Gemütszustand den in seinem obersten Körperteil professorenähnlichen Patriarchen so lebhaft beschäftigte, ist für heute des Dienstes ledig und strebt ihrem Heim zu. Nicht allein, sondern in Begleitung einer etwas älteren Kollegin.

„Warum bist denn gar so grantig?“ fragt diese.

„Jetzt bin i 's eh nimmer, jetzt hab' i mi eh scho' wieder halbwegs beruhigt.“ erwidert jene.

„Sost an' Anstand a'habt? Mit'n Revisor?“

„Ah belei'... Am Revisor wird übri-gens 'piffen... Aber auf mein' Kerbl hab' i un-sinnst a'wart't, in der Pausen z' Mit-tag, im Park bei der Säul'n... An' so für an' Narr'n halten! So bestimmt hat er's versprochen! Und so hab' i mi a'freut! Aber wann so a Manns-bild siedt, ma hat'n gern...“

Ihre Rede droht in Weinen überzugehen.

„Vielleicht hat er was Dringend's z'tuan g'habt, der Kerbl.“ tröstet sie die Freundin.

„Möcht' wissen, was! Wo er auf Urlaub da is. Bierzehn Tag' — und der zweite is jetzt schon vorbei.“

„Moring kommt er, wirst sehn... Sat mi ja der Meinige, wie er 's lextamal da war aus'n Feld, a a paarmal recht schiach g'macht. Da hab'n dann die Passschär' nix z'lachen a'habt unter meiner, an so an' Laal!“

Darauf die Rotblonde:

„No, manst, i war heunt na'mittag“

„Liebeswürdi? Mir hätt' aner frau'n soll'n, mit dem war' i um an' Dahn g'fahr'n! Aber es hat si' zum Glück eh kaner z'muren 'traut von dö Feigling'. Und jetzt is mir a klans bissel leichter.“

„Daß ma' si' sein' Buzn, wann ma' an' hat, wenigstens auslassen kann an die Zeit, das is eh no' das Schönste an unsern Dienst!“ seufzt die andere.

„'s Schönste? 's anziag' Schöne is 's dran!“ entgegnet voll Lebhaftigkeit und tiefer Ueberzeugung der rotblonde Engel. „Sab' i eppa net recht?“

Zeitung

1704

und gelehrten Sachen

täglich 8 Mark bei tägl. zweimaliger Zustellung. Durch die Post monatlich 2.40 M. ohne Bestellgebühr. Anzeigen: 80 Pf. die Zeile, Teuerungsgeld 60 Pf. Keine Verbindlichkeit für Aufnahme in eine bestimmte Nummer. Berlin SW 63, Kochstr. 22-26, und in allen Geschäftsstellen des Verlages.

2.26

Fernsprech-Zentrale: Ullstein & Co., Moritzplatz 11 800, 11 801, 11 802 bis 11 880, sowie 15 280, 15 281, 15 282 bis 15 291.

Opfern zurück.

Habsburg und Bourbon.

Von

Georg Bernhardt.

Vor einigen Tagen meldete das amtliche Wiener Korrespondenz-Büro, daß die Mutter der Kaiserin von Oesterreich, die verwitwete Herzogin Maria Antonia von Parma, von ihrem Schlosse Schwarzau am Steinfelde nach der Schweiz abgereist sei. Einige Wiener Zeitungen, die die Nachricht übernahmen, begleiteten sie mit Erläuterungen, die durchblicken ließen, daß man die Entfernung der Herzogin-Witwe aus dem österreichischen Staatsgebiet mit einer gewissen Freude begrüßte. Am nächsten Tage stellte sich jedoch heraus, daß die Meldung falsch und das amtliche Büro durch einen Telefonruf irreführt war. Irgendein zu politischen Scherzen aufgelegter Kopf hatte sich als der Sohn eines früheren Ministers am Fernsprecher ausgegeben, von dem das Büro wohl berechtigt gewesen wäre, die Meldung als amtlich entgegenzunehmen. Der Scherz und sein Widerhall in der Presse sind kennzeichnend gewesen für die Stimmung, die augenblicklich in weiten Kreisen Oesterreichs herrscht.

Die Veröffentlichung des angeblichen Kaiserbriefes durch Clemenceau und im Anschluß daran die Entlassung des Grafen Czernin haben in Oesterreich-Ungarn eine wesentlich andere Wirkung hervorgebracht als die Drahtzieher in Paris erwarteten. In Oesterreich ist das Bekenntnis zum Bündnis mit Deutschland plötzlich wieder in einer Weise laut geworden, wie seit langem nicht. Daß die überwiegende Mehrzahl der österreichischen Bevölkerung dem Bündnisgedanken für etwas Selbstverständliches hält, war nie zu bezweifeln. Aber vielleicht gerade deshalb hat man es in Wien lange ruhig geschehen lassen, daß die Kritik am Verbündeten überwog. Und man hat zunächst auch den sich manchmal bedenklich stark in den Vordergrund drängenden Treibereien der Weini, Lammasth und Genossen kaum Beachtung geschenkt. Freilich haben tiefer schauende Männer immer ihre Stimme erhoben und darauf hingewiesen, daß dauerndes Kritizieren am einzelnen schließlich doch auch einmal dem Bündnis schädlich sein könne. Jedoch man nahm solche Warnungen nicht sehr tragisch. Und es wäre wohl auch dabei geblieben, wenn nicht plötzlich die sich überstürzenden Ereignisse aus Anlaß des Kaiserbriefes blühartig gewisse Zusammenhänge enthüllt hätten. Mit einem Schlage ward da unendlich vielen in Oesterreich klar, wie sehr das als so harmlos angesehene Spiel der Worte in Wirklichkeit ein Spiel mit recht gefährlichem Feuer war. Und nun begehrte das für solche Schwankungen besonders zugängliche österreichische Temperament doch ebenso schnell auf.

Der Sonderberichterstatter der „Bosser'schen Zeitung“ in Wien hat gestern abend das Mißlingen der Versuche, den Ministerpräsidenten v. Seidler zu stürzen, nach seiner politischen Seite hin gewertet. Er hat mit seiner harten Beurteilung insofern zweifellos recht, als man Ministerstürzereien nicht unternehmen soll, wenn man nicht des Erfolges sicher ist. Aber ob mit oder ohne Erfolg: das Vorgehen der deutschen Parteien und der verschiedenen Herrenhausgruppen hat doch auch eine gewissermaßen moralische Seite, die uns nicht so ganz unabsichtlich erscheint. Es handelte sich hier nach unserer Auffassung in erster Linie um die Beurkundung der Tatsache, daß mächtige Parteien in Oesterreich selbst dann, wenn sich — was man für ganz ausgeschlossen halten muß — eine Regierung fände, die gegen den Bündnisgedanken regieren sollte, ein solches Regiment jederzeit unmöglich machen wollten und könnten.

Die öffentliche Stimmung in Oesterreich und auch das Vorgehen der deutschen Parteien erklären sich nun nicht allein durch die Tatsache des Kaiserbriefes an sich. Denn wie auch immer der Kaiserbrief gelauret haben mag, es gibt ebenso wie in Deutschland, auch in Oesterreich niemanden, der etwa den Kaiser Karl einer Untreue zerkhen wollte. Jedoch viel eher neigt man schon der Ansicht zu, daß gewisse Einflüsse am Kaiserhofe sich immer stärker bemerkbar machen, die sich nicht scheuen, die Jugend und den guten Glauben des Kaisers zu missbrauchen. Und diese Einflüsse scheint man in der Tat nicht unterschätzen zu dürfen.

Hochschule und Schützen- graben.

Von Dr. Wolfgang Madjera.

Eine recht befremdliche Aeußerung, die ein Hochschullehrer kürzlich seinen Hörern gegenüber bei Beginn der Vorlesungen getan hat, bietet den Anlaß, einmal wieder öffentlich die Frage aufzuwerfen, in welcher Weise wohl der Staat den jungen Leuten, die seiner Verteidigung kostbare Jahre ihres Lebens geopfert haben, behilflich zu sein gedenkt, um die Schädigungen ihres Fortkommens, die sie dadurch erlitten haben, wenigstens teilweise unwirksam zu machen. Und nicht nur dieses: Was der Staat auch verfügen will, um den Schaden zu beheben, den er selbst durch die Ausschaltung oder Behinderung von Tausenden jungen Kräften erleidet.

Der betreffende Professor hat an seine Hörer — es waren Soldaten von der Front, denen dreimonatige Urlaube zum Besuche der Universität und zur Vorbereitung auf eine Staatsprüfung erteilt worden waren — einen Warnungsruf gerichtet, sich der Täuschung hinzugeben, als ob sie sich in so kurzer Zeit das erforderliche Maß von Wissen anzueignen vermöchten; dies sei ausgeschlossen. Wer bei der Prüfung nicht den strengsten Anforderungen genüge, werde daher erbarmungslos fallen gelassen werden, und wer sich dem nicht aussetzen wolle, der möge lieber von vornherein zurücktreten. Also harte Abschreckungstheorie anstatt Ermutigung, eine drohende Faust an Stelle der gebotenen Freundeshand. Die erste Empfindung, von der man ergriffen wird, ist ein Gefühl des Unwillens gegen den scheinbar herz- und ein-sichtslosen Jugendbildner.

Und doch, wenn wir dahingestellt lassen, ob jene Aeußerung klug, passend, zweckmäßig war — ein Zeugnis kann man ihr nicht versagen: sie war ehrlich. Sie war ein rückhaltloses Geständnis, daß von maßgebender Seite nichts vorgefertigt wurde, um das Hochschullstudium mit den Kriegsverhältnissen in Einklang zu bringen. Es besteht die alte Einteilung der Fächer, es besteht der alte Schubladlasten fort, dessen einzelne Laden einen ganz bestimmten, in ehrwürdigen Erlässen und Resolutionen festgesetzten Inhalt besitzen müssen, und von diesem kann kein Stäubchen abgelassen werden, wenn die Welt nicht zugrunde gehen soll. Anstatt eine weitreichende Spezialisierung und Teilung der Fachgruppen vorzunehmen, anstatt die Studien den verschiedenen Bedürfnissen des praktischen Lebens anzupassen, hält man unerbittlich an dem Vorurteil der „Gelehrtenschule“ fest.

Gewiß sollen nun an den Hochschulen Männer der Wissenschaft, Forscher, Gelehrte herangebildet werden; aber außerdem werden diese Schulen von einer weitaus überwiegenden Zahl von Hörern besucht, denen die wissenschaftliche Erkenntnis keineswegs Lebenszweck ist, sondern die nur die Errungenschaften der wissen-

schaftlichen Arbeit benötigen, um das Handwerkszeug für einen praktischen Lebensberuf zu gewinnen, oder — sagen wir es doch offen heraus! — um des Broterwerbes willen. Diese Leute wollen und sollen keine Gelehrten sein, sondern Arbeiter in Verufen, von denen nur ein begrenztes, sichergestelltes Wissen verlangt wird und bei denen es hauptsächlich darauf ankommt, dieses Wissen mit klarem Verstand auf ein bestimmtes Gebiet menschlicher Betätigung anzuwenden. Umsetzen von Wissen in Können, der Ergebnisse in Erträge, das ist's, was hier an der Hochschule angebahnt und vorbereitet, was aber erst von dem großen Lehrmeister, dem Leben, zum Abschluß gebracht wird.

Was den Hochschulen bisher gänzlich fehlt, ist die Rücksichtnahme auf den Großteil von Hörern, der mit dem Studium diese Ziele verfolgt. So umfassen denn alle Studiengruppen ein Sammelsurium von Lehrgegenständen, durch die sich der Kandidat durchgeschlagen haben muß, wenn er das Zaubermittel erringen will, das ihm allein die Pforte zu einem der höheren Berufe, zu einer Anstellung und zur Ausübung seiner Fähigkeiten eröffnet: das Prüfungszugnis. Unnötiger Ballast, dessen der Hochschüler bei seiner künftigen Tätigkeit nie und nimmer bedarf, muß in den Kauf genommen, eine Fülle von Zeit muß unnötigerweise und ohne Nutzen vertrödelst werden — nur deshalb, weil die Hochschule mit eiserner Beharrlichkeit „Gelehrtenschule“ bleiben soll.

Auch der große, nun schon im vierten Jahre andauernde Krieg hat bisher nicht vermocht, dieses verhängnisvolle Vorurteil zu brechen. Die Studienpläne sind im großen und ganzen die gleichen geblieben, nur daß den fallweise beurlaubten Hörern gestattet wurde, die Prüfungen nach kürzeren Semestern abzulegen. Darin liegt aber ein offener Widerstand. Denn ein gewisser Umfang des Lehrstoffes erfordert ein gewisses Mindestmaß von Zeit: entweder hat man also früher die Studienzeit, an die der Student gebunden war, über Gebühr hinausgezogen oder aber die nunmehr verkürzte kann zur Bewältigung des Stoffes nicht hinreichen.

Aus dieser Erwägung erklärt sich psychologisch die ingrimmige Aeußerung, von der unsere Betrachtung ausgegangen ist. Jener Professor hat, wie dies eben in Hochschullehrerkreisen und wohl auch bei der Unterrichtsbehörde altererbte Anschauung ist, seine feldgrauen Hörer für Gelehrtenschüler angesehen, und in heiliger Angst wegen einer drohenden Erniedrigung des Ansehens der heißgeliebten, im Schwelge des Angesichtes gepflegten Wissenschaft befehlete er sie als unwürdige, leichtfertige Eindringlinge in ihr geheiligtes Begeh, anstatt sie an dem Borne des Wissens zu begrüßen, den sie nicht ausschöpfen wollen, sondern von dem sie nichts anderes als einen stärkenden Trunk für die Lebensreise begehren.

Mit solchen ganz unzeitgemäßen, rückständigen Ansichten muß endlich einmal gebrochen werden. Die Wissenschaft als Heim-schuh der freien Entfaltung des Lebens! Kann man sich einen ärgeren und traurigeren Widerspruch denken? Das Leben pocht mit ehernen Häufen an die Tore der Hochschule. Man lasse es ein! Ferne sei es von uns, der Alma mater studiorum den Lorbeerkranz aus den goldenen Haaren reißen zu wollen; sie bleibe, als was sie gegründet wurde, eine Stätte des ernstesten Dienstes reiner Erkenntnis, ein Hort jener Forschung, die nichts anderes bezweckt, als das Wissen um seiner selbst willen, und von den Schülern, die diesem Dienst ihr Leben weihen, verlange sie ohne Nachsicht, daß sie das gesamte Rüstzeug Stück für Stück anlegen, dessen jeder fahrende Ritter im Reiche des Geistes unbedingt bedarf. Aber die Hochschule veräume daneben nicht ihre keineswegs minder bedeutsame Aufgabe: jenen Arbeitskräften, die sich im Betriebe der menschlichen Gesellschaft wirkend betätigen wollen, rasch und verständnisvoll die geistigen Werkzeuge in die Hand zu geben, die, im Feuer der Wissenschaft geschmiedet, zum Gebrauche bereitliegen. Den hohen Schulen müssen unsere Abteilungen angegliedert werden, die ausschließlich dem Bedürfnis des praktischen Lebens dienen, und den Hörern dieser Abteilungen muß alle graue Theorie vom Leibe bleiben. Hier gilt es, den Lehrstoff auf den Bedarf eines ganz bestimmten Berufszweiges einzustellen und jede Belastung mit unfruchtbarer Weisheit auszuschalten. In jeder Fakultät und in jeder Art von Schulbetrieb wird diese Spezialisierung möglich sein, wenn nur endlich einmal ein gewisser Gelehrtenhochmut, eine gewisse Weltfeindschaft abgelegt wird, die das Ideal der Hochschule in der Ferne und in der großen Ferne erblickt. Wir haben ein Recht, von dieser Schule zu fordern, daß sie denen nütze, die sich an sie wenden, nicht, daß sie ihnen schade. Das tut sie aber, wenn sie den Leuten kostbare Lebensjahre stiehlt, die sie sonst schon dem Dienste der Allgemeinheit und dem Erwerb einer bürgerlichen Stellung widmen könnten!

Das Märchen vom Urwiener

Es war einmal ein Urwiener, der lachte und weinte zugleich, wenn er von Grinzing und Guschelbauer hörte. Er ist längst verschwunden. Nebrigens wäre er auch sonst infolge völliger Erschöpfung der Gefühle und der Gemütlichkeit verschieden. Und so sei ihm der Friede gegönnt. . . .

So, vielleicht ein bißchen anders, werden einmal Wiener Großmütter den großen und kleinen Kindern erzählen, wenn sie in verstaubten Stadtchroniken und freundlichen Sagen auf die Fremdwörter „Linienwall“, „Volksfänger“, „Glöckerbahn“ und ähnliche holdselige Erinnerungstücke aus versunkenen und vergessenen Tagen stoßen werden. Die gute alte Wiener Zeit! Sie hat in diesem ungemütlichsten aller Kriege den Stellwagen galopp verlernt, hat ein nervöses Herz bekommen, und bei der neuen, ortsfremden Geschwindigkeit kam der Urwiener spurlos abhanden. Er hat es aufgegeben, da er ja doch nicht mehr mittam, seine letzten Exemplare sterben allmählich aus, sogar ohne „schöne Leich“, ohne Fahne und Musik. Ein lärmendes Kriegswien ist da mit zwei und einviertel Millionen Einwohnern und bedeutend weniger Menschen, mit mehr oder minder wertvollen Ersatzmitteln; nur für den echten „Mir-san-mir“-Wiener wurde bis heute kein Ersatz gefunden. Da nützt keine Verlustanzeige, aber auch keine Falschmeldung: Er wurde auf dem Wege vom „Schwender“ bis zu einer Ausgabe stelle der Tabakarte verloren. Unwiederbringlich! Er hat diesen urwienerischsten aller Spiege nicht überlebt. . . .

mordenden Kriege hier ihre Kulturflaggen aufpflanzten! Welch ein Wandel der Zeiten, als Napoleon 1797 von hier aus im Frieden von Campoformio die letzten Kulturanstrengungen der venetischen Herrschaft zertrat, und nun heute dasselbe Oesterreich, das in jenes Erbe kraft des Korjarenräuber Willens eintrat, und seine Aufgabe bald ungelöst lassen mußte, nun mit Deutschland im Bunde sich verheißungsvoll an die bessere Lösung seiner Kulturaufgaben wagen darf. Was damals unter Mitwirkung des Patriarchats von Udine-Aquileja nicht gelang, das steht heute ohne des Erzbischofs Hilfe in besserer Hut und treueren Händen. Es war nicht recht getan, daß der Hirt seine Herde verließ und schon lange vor dem Einrücken der Deutschen und Oesterreicher abrückte. Daß es aber auch ohne ihn ging und gelang, spricht wieder stark zugunsten der fremden Kulturträger. Man hat von Reibungen und Dissonanzen geredet zwischen denen, die gemeinsam das Land sich in ehrlichem Kampfe gewannen. Das kann nur der behaupten, der ihre gemeinsame Arbeit oberflächlich kennt. Der Eingeweihte weiß, daß vom tatkräftigen und weisen Haupt und Führer der I. und I. Südwestfront, Freiherrn v. Borodewicz, an bis hinein in alle Staffeln seiner nachgeordneten und in seinem Geiste arbeitenden Organe das Zusammenwirken der österreichischen und deutschen Brüder ein durchaus harmonisches, ungestörtes und kraftvoll zielbewusstes war und ist. Sonst hätte das nimmer erreicht werden können, was tatsächlich an Kulturwerten geschaffen worden ist: eine saubere, ruhige Stadt, ein gesichertes und geordnetes Land. Bei dem im allgemeinen zu unverdrossener Arbeit nicht allzu stark geneigten Charakter der italienischen Bevölkerung wahrlich keine leichte Sache! Aber gerade die bestimmte, feste und doch wohlwollende und alle unnötigen Härten meidende Art der Neubefehlenden hat Wunder gewirkt. Wie frisch haben diese an sich so kräftigen und von der Natur so wohl ausgestatteten Bewohner Oberitaliens, Zivilisten wie Gefangene, zuzugreifen und bei der Arbeit durchzuhalten gelernt. Ich hatte oft Gelegenheit, sie beim Straßenbau, beim Schuttatragen, beim Abtransportieren zu beobachten: man konnte seine helle Freude an ihnen haben, wie sie singend und scherzend und doch mit allem Ernst und Eifer ihre Arbeit taten. Sie hielten ja auch die Wohlthat einer geordneten Verpflegung am eigenen Leibe dankbar empfinden dürfen, ebenso wie die einer anständigen, würdigen Behandlung. Ich habe niemals gesehen, daß ein Gefangener geschlagen oder auch nur gestoßen wurde. Und wie militärisch stramm und torrett sie grühten, wie höflich, ohne slavische Unterwürfigkeit sie aus dem Wege gingen. Wie zuverlässig und manierlich sie sich als Köche, Handwerker, Barbieri, Lastträger benahmen! Kein Zeichen von Unwilligkeit oder Erbitterung. Es war ein gut Teil deutsche Zucht auf sie übergegangen und in sie eingebrungen. Waren doch auch schon viele von ihnen von früher her mit deutscher Kultur in Berührung gewesen, Deutschlands Gäste und Pilgrime, der deutschen Sprache mächtig, mit deutschem Wesen wohlvertraut. Kein Wunder, daß ihnen auch unter den unliebsam veränderten Lebensbedingungen dieses Krieges die Verständigung leicht und die Arbeitsleistung für ihre Sieger nicht allzu schwer fiel. Ruhten sie doch auch merken, daß es sich um das Wohl ihres Landes selber handelte, und daß hier Sieger waren, die weder hochmütig sich über die Besiegten erhoben noch hämisch ihre Ehre verletzten, ja daß man für sie wie für irgeleitete, schlecht berathene Landeslinder sorgte. Nicht bloß, daß man sie keinen Mangel leiden ließ; auch für ihre Wunden und Krankheiten war dieselbe Hilfe da, wie für die eigenen Volksgenossen. Ein Gang durch die trefflich geleiteten Lazarette Udines bewies das auch dem oberflächlichsten Beobachter. Wie dankbar empfangen die Schwerverwundeten ihre bessere Nahrung, die sogenannte zweite Form. Wie rührend die kindlich-herzlichen Beweise ihrer heißen Dankbarkeit, gegen ihre sorella tedesca, so daß, wenn sie ins Krankenzimmer mit ihrem sonnig strahlenden Morgengruß trat, ihr ein einstimmiges, tief empfundenenes buon giorno sorella entgegenklang, und sorella hier, sorella dort, und sorella Elsa war stets hilfsbereit zu jeder Dienstleistung, auch der schwierigsten und schwierigsten, so daß sie sich oft kaum der stürmischsten Danteserweisungen erwehren konnte. O Wunderwerk der selbstlos treuen Schwesternhilfe an diesen armseligen Menschenkindern! Das wird kein künstlich aufgepeitschter Völkerverhaß je tilgen können. Und an der geistigen Hilfe und am geistlichen Zuspruch hat's erst recht nicht gefehlt. Ein eigener, italienisch sprechender Geistlicher war für sie bestellt, sprach ihnen Trost im Leiden zu, nahm ihre Wünsche entgegen, verlas sie mit dem Sakrament, segnete ihre entschlafenen Seelen ein. Und gar treulich halfen ihm die evangelischen Lazarettpfarrer durch Verteilung von Evangelien in italienischer Sprache. Wie herzlich gern wurden sie gelesen und haben gewiß manchen Segen gestiftet. Wie harmonisch dies ganze Zusammenwirken der Geistlichen beider Konfessionen an den Krankenbetten! Da wurde nicht lange gefragt: bist du evangelisch, bist du katholisch? Ein Vortrag, eine Andacht für sie alle, die Leidensgenossen in einem Saal. Und wie wohlthuend wurde es empfunden, wenn die Geistlichen beider Konfessionen den Begräbnissen beiwohnten. Geistliche Kulturarbeit! Wie freundlich kamen dem evangelischen Geistlichen die Priester an den katholischen Kirchen entgegen, wenn es sich um Besichtigungen der Kunstschätze handelte: „Komm, lieber Bruder, sooft du willst,“ antwortete mir bei der zehnten Führung durch den erzbischöflichen Palast und durch den Dom der diensthabende Geistliche. Gewiß wirkte es manchmal bei unseren erhabenden evangelischen Gottesdiensten in den katholischen Kirchen etwas störend, wenn sich allerlei neugieriges Volk hinzufand und nach ihrer Gewohnheit ab und zu ging; aber auch hier ward bald Verständigung erzielt, und Störungen sind nie vorgekommen.

Das alles aber hätte nicht in dem Maße, wie es erlebt wurde, geschehen können, wenn nicht die österreichische und deutsche Obrigkeit in Eintracht weise ihres Amtes gemaltet hätte. Die Leute merken, daß man sie wohlwollend und gerecht behandelte. Wer je Zeuge des starken Zustroms redseliger und lebhaft gestikulierender Einwohner auf der

Ortskommandantur war, und die Offiziere und Beamten mit ihren Dolmetschern bei ihren gewiß nicht leichten Verhandlungen, zumal mit der Landbevölkerung, zu beobachten Gelegenheit hatte und die Leute stets befriedigt und heiter von dannen ziehen sah, der wird verstehen, daß hier eine Kulturarbeit geleistet wurde, die als Wohlthat und Segen empfunden ward. Wie ein milder, stets freundlicher Vater ging der allverehrte Ortskommandant v. L. auf die laudend Wünsche, die ihm täglich vorgetragen wurden, ein, immer gleichmäßig freundlich, nie ungeduldig, niemals im Zorn. Er hat Ungeheures geleistet, deutsche Kulturarbeit im feindslichen, treulosen Italien. Und alles im besten Einvernehmen mit der Bürgerkommission. Wenn die Leute sahen, daß die wertvollen Kunstgegenstände ihrer schönen, alten Palazzi und Kirchen durch eine besondere Kommission aus unbewachbaren Räumen geholt und an besonders gesicherter Stelle, gut registriert, aufbewahrt wurden, wenn sie es täglich mit ansehen durften, wie ihre Häuser und Straßen vom Schutt und Unrat gesäubert, ihre Bäche abgelenkt und gereinigt wurden, wie alle erdenklichen Sicherheitsmaßnahmen gegen die große Gefahr der überall zerstreut liegenden, von ihren eigenen geflohenen Landsteuern hinterlistig hingeleiteten Handgranaten getroffen wurden, wie ihre stillliegenden Betriebe wieder in Gang gebracht und ihre Läden zu regeltem Verkauf wieder eröffnet wurden, wie ihre verlassenen, von der deutsch-österreichischen Obrigkeit wohlverwahrten Magazine und Verkaufsstellen dem allgemeinen Bedürfnis und Nutzen wieder zugänglich gemacht und der Erlös der verkauften Waren zugunsten der Stadt eingebracht wurde, der mußte sich, wenn noch ein Funke von ehrlichem Willen in ihm war, eingestehen: das ist selbstlos und barmherzig betriebene Kulturarbeit, wie man sie in gleicher Art und Weise selten findet. Wie glatt, munter und vertrauensvoll vertraulich wickelte sich der so beliebte Tauschhandel auf dem Mercato Nuovo ab. Niemals habe ich, sooft ich da war, auch nur eine Spur von Streit oder Gewalttat beobachtet. Gewiß, gefeilscht und hin und her gestritten wurde genug, bis man das genügende und befriedigende Maß von Tabak und Salz oder gar Zucker einerseits und die Zahl der Eier und das Quantum Butter oder gar Speck andererseits festgestellt hatte. Aber bei dem gutherzigen, biederen Wesen unserer Landsturmeute und der Honveds und der gefälligen und geschmeidigen, fast aristokratisch gewandten Art der Verkäufer wickelte sich alles glatt ab und löste sich immer in Wohlgefallen auf. Für Ruhe, Ordnung und Sicherheit bei Tag und Nacht war besser vielleicht als in Friedenszeiten gesorgt. Die Elektrische war wieder in Betrieb und brachte Legionen zum Bahnhof und in die Bororte, so daß die Leute nicht meilenweit zu Fuß gehen brauchten. Nur an Schenken und Kaffees herrschte Mangel. Und das war gut so. Denn der Ordnung und Ruhe kam es zustatten. Und wenn die Leute ihr Konzert hören wollten: die treffliche österreichische Kapelle täglich dafür. Und Wagners und Schuberts Weisen durchwoben die klare Luft, erfreuten so manches Herz der in Eintracht pilgernden und plaudernden Einwohner und Soldaten. Wieviele von jenen werden es bedauern haben, gesehen zu sein aus der so trefflich gesicherten Heim- und Wirkungsstätte, wo sie zudem gut hätten verdienen können! Die aber geblieben waren — keiner von ihnen hat es bereut, viele haben es ausdrücklich anerkannt. So schön und herzlich aber hat es kaum einer bezeugt, wie der Sindaco von S., der im Verein mit den anderen Nobilität ihrem verehrten Ortskommandanten B. Abschiedsmahl und Bahngeliebt gab und mit folgenden rührenden Worten ehrlich und tief empfundenen Dankbarkeit unaufgefordert bekundeten, was unausgesprochen in vieler Herzen unserer irgeleiteten, aber von deutsch-österreichischer Kulturarbeit gesegneten italienischen „Feinde“ lebt: „Mit der lebhaftesten Freude sagen wir Eurer Hochw. unseren wärmsten Dank für all die edelmütige Freundschaft, die Sie uns allen Bürgern von S. in der Zeit, da Sie das Kommando innehatten, erwiesen haben. Sie haben Ihr Möglichstes getan, um uns und die Bevölkerung in diesen kritischen und traurigen Zeitaltern zu trösten. Der Edelmut Ihres Herzens hat sich bei jeder Gelegenheit uns gegenüber geoffenbart, und wir freuen uns, Ihnen dafür unseren wärmsten Dank aussprechen zu dürfen. Wollen Sie gütigst den Ausdruck unserer tiefempfundenen Dankbarkeit entgegennehmen und uns und unserem Volke ein treues Andenken bewahren, wie auch wir Sie stets in unserem besten Andenken behalten werden.“

Das sind keine Phrasen; das ist nichts anderes als der ehrliche Ausdruck einer tief empfundenen und freudig bezugten Dankbarkeit für die Segnungen deutsch-österreichischer Kulturarbeit in dem durch eigene Schuld so schwer geprüften Italien.

Deutsch-österreichische Kulturarbeit im besetzten Italien.

Von Etappen-Pfarrer D. Koehler.

Nachdem die 12. Monzoscchlacht dank dem tatkräftigen Einsatz deutscher Truppen den wesentlich aus Venetien und der Grafschaft Friaul bestehenden Teil des Ostens von Oberitalien dem treulosen Dreibundgenossen in mächtigem Ansturm entrissen hatte (Oktober 1917), und die Italiener bis hinter die Piave sich in überstürzter Flucht zurückziehen mußten, blieb für die deutsche und österreichische Verwaltung die Lösung einer großen und schwierigen Kulturfrage übrig. Sie darf im Rückblick auf eine ebenso unermüdete wie weise und tatkräftige Gesamtleistung von nunmehr einem halben Jahre als besonders geschickt und glücklich gerühmt werden.

Es war gewiß keine leichte Aufgabe, ein Land wieder aufzurichten, dessen Verwüstung und Verwilderung wesentlich die Schuld der eigenen Bewohner und Landeslinder war. Es galt andererseits, die abgerissenen Fäden einer einst in nicht geringer Blüte befindlichen Kultur wieder zu knüpfen. Und für beides war die Voraussetzung: ein vertrauensvolles Zusammenwirken nicht bloß der beiden sieghaften Völker sondern auch dieser mit den Ueberresten des Besiegten. In großartiger Weise ist beides erfüllt worden. Der hohe Einsatz einer selbstlosen Hingabe an die gemeinsame Sache hat die doppelte Frucht gezeitigt: die Gewinnung des unbedingten Vertrauens der Bürger sowie die kulturelle Wiederherstellung ihres Landes. Welch eines schönen, reichen und reichgelegneten Landes! Abgeschlossen nach Norden durch die schneegekrönte Alpenfeste der jülich-venetischen Gebirgskette, durchströmt von den Flußgebieten des Songo, Tagliamento und Piave und so manch wüchschäumender Torrente, erstreckt es sich in ebener Fläche bis zu den Sorella- und Marano-Lagunen vor Grado und Duino, dem Panzano-Meerbusen der hier besonders schönen, blauschimmernden Adria.

Wie oft ward dies fruchtbare Land der Oel- und Maulbeerbäume, der Weinstöcke und Maisfelder von fremder Hand begehrt, erobert, ausgeplündert, verwüstet! Diesmal hatte es sich bei der wahn sinnigen Verblendung seiner betörten Obrigkeit selber preisgegeben. Ein Land voll von Wein und Weizen, reichgelegnet mit Maisfeldern und Seidenzucht, durch das Kriegsgeschick an den Rand des Verderbens gebracht, sollte — wach ein Geschick! — durch die Hand seiner friedlichen Eroberer seiner ursprünglichen Kulturbestimmung zurückgegeben werden. Die ihr Land verrieten, mußten es verlassen, und die es gewannen, konnten ihm helfen. Und das zu beider Teile Nutzen. Und wären nicht so viele in törichter Sorge geflohen, es hätte manch Schweres vermieden, manch Schaden leichter gebessert werden können. Trotzdem bleibt bewundernswert und als hochragendes Kulturdenkmal bestehen, was an Italien von seinen Feinden getan ward.

An Udine, der Hauptstadt, tritt das am klarsten in die Erscheinung. Bei diesen Namen fielen sich noch kürzlich im römischen Parlament weinend die Staatslenker in die Arme, weil sie eine Wunde blutend wußten, die sie sich selbst geschlagen; für deren Heilung aber längst alle guten Kräfte in Bewegung gesetzt werden konnten. Freilich jetzt unter anderem Zeichen als zur Zeit, da Cadorna hier noch sein Hauptquartier hielt.

Unter dem Zeichen der deutschen und österreichisch-ungarischen Flaggen, die in gleicher Höhe und Würde vom Wachturm des Kastello lustig in die Winde flattern. Welch ein Wandel der Zeiten, als Attila der Hunne vor 1450 Jahren einst von hier aus dem Brand Aquilejas in wilder Zerstörungswut zuschaute, und nun die als Hunnen und Barbaren verschrienen Bundesgenossen mitten im männer-

parterte hinüberwankt, das vor dem Kursalon sonst so farbenreich und mit künstlerisch vollendetem Geschmack sich aufbaute, trifft das Auge wiederum auf Veränderungen! Mehr als in andern Jahren werden der Stadtpark und die andern städtischen Anlagen, mit denen unsre Stadt so herrlich ausgestattet ist, den Bewohnern die ständige Erholungsstätte während des Sommers sein müssen, da die meisten Sommerfrischen sich wegen der Schwierigkeiten der Lebensmittelversorgung den Fremdenbesuch verbeten haben und der größte Teil der Bevölkerung demnach genötigt sein dürfte, in Wien zu verbleiben. So wird denn also namentlich auch der Stadtpark Sommerfrische, Ausflugsort und Lustort sein. Sorcht man hin, so hört man denn auch, mit welchem gesteigerten Interesse das Publikum dies und alles verfolgt, was mit dem Stadtpark vorgeht. Es ist wie auf einer Wohnung, in die man dauernd als Partei eingezogen soll; da kümmert man sich um alles und jedes, und so entgeht auch nicht, was in und mit dem Stadtpark geschieht, der Aufmerksamkeit. Es ist wundervoll, wie der Flieder blüht, es ist eine Augenweide, wie die weißen Blumenpyramiden von dem immer dichteren Kastanienlaub sich abheben; und die Baumgruppen, die Gebüsche, innerhalb welcher die Denkmäler Schuberts, Schindlers, Brudners, Amerlings ragen, sind so malerisch wie nur je. Nur die Veränderungen . . . Ein nicht ganz ungewollter Zufall führt uns mit dem Stadtgartendirektor kaiserlichen Rat B. Dyer zusammen, der bekanntlich in nicht genug anzuerkennender Weise die Obsolegen über die städtischen Gartenanlagen führt. Ihn also fragen wir nach alledem, was da geschehen ist, und er erzählt uns ebenfalls allerlei — nenne man es, wenn man will, Anekdotisches — vom Krieg.

„Die Enten? Ja, die sind tatsächlich an Zahl stark vermindert. Wir können kein Futter mehr für die Tiere aufbringen, und was die Futtermittelzentrale uns bietet, ist nur mehr ein Gnadengeschenk. In Friedensjahren wurde das Geflügel überfüttert, denn außer der vorgeschriebenen Menge wurden die Tierchen ja noch überreichlich von den Kindern bedacht, die ihnen Brot und weiße Semmeln zuwarfen und sich am Anblick der sich herandrängenden Schär erfreuten. Das hat begreiflicherweise nun vollständig aufgehört, und die schlecht gefütterten Tiere können das Brutgeschäft nicht besorgen. Noch im Jahre 1914 brachten wir gegen das Herbstende mehr als 170 Enten verschiedener Sorten im Dorotheum zur öffentlichen Versteigerung und konnten den andern Teil des Geflügels gut überwintern lassen. Von da ab nahm die Zahl ständig ab, und im Jahre 1917 brachte uns der Sommer kaum 60 Enten. Die haben wir dann einer Verfügung des Bürgermeisters zufolge dem Versorgungshaus überlassen zur Aufbesserung der Kost für die dort untergebrachten Pflinglinge. Diesen letzten Winter wieder verbrachten die Tiere ziemlich schlecht, und unsre Hoffnung ist gering, eine größere Anzahl heranwachsen zu sehen.

Aber nicht nur schlechte Nahrung hat den Geflügelstand herabgesetzt; auch Gewissenlosigkeit und Brutalität, die sich leider von Jahr zu Jahr auch in unsern Gärten bemerkbar macht, hat großen Schaden zugefügt. Im vorigen Sommer wurden während der Nachtzeit die Brutstätten der Enten im Gehölz und Strauchwerk, das den Teich umgibt, von unbekanntem Tätern aufgesucht und ganze Nester restlos gepsündert. Es ist mir unbegreiflich, was diese Menschen, die man doch ebenso böse als töricht nennen muß, mit den halbansgebrüteten Enteneiern beginnen wollten! Wir fanden eine ganze Anzahl zerbrochener Eierschalen und halbtotwidelter Küden im Stadtpark weggeworfen. . . . Und ähnlich liegen die Verhältnisse im Maria Josefa-Park, wo auch eine Entenzucht angelegt war, die jetzt dem Aussterben nahe ist. Was hier Unverstand und dumme Zerstörungswut verübt, ist ein Schaden, der in der Zeit so großer Nahrungsnot besonders hart empfunden wird. Es ist uns nie gelungen, diese Übeltäter zu finden, da es uns ja an Aufsichtspersonal mangelt; und dieses Fehlen einer geordneten Aufsicht ist auch einer der Schäden, die der Krieg den städtischen Anlagen ohne Ausnahme zugefügt. Dies machen sich viele Menschen leider zunutze und plündern ziel- und wahllos die städtischen Kulturen. Am besten vermag man dies im Maria Josefa-Park zu beobachten, wo sich während der Nachtzeit viele Leute aufhalten, um von einer Bahnfahrt zur andern die Zeit zu verbringen. Man staunt überhaupt, wie leider bei nicht wenigen Menschen der Sinn für Schönheit, das Empfinden für die Freude anderer an der Natur jählings abgenommen hat. Unsre Wächter berichten und so mancher Spaziergänger kann es bestätigen, daß nicht selten Soldaten im Teich des Stadtparkes sich Gesicht

**Von Enten, Peterfilie und andern.
Geschichten aus dem Stadtpark.**

In dem schönen Frühjahr, das uns nach einem schnee- und frostreichen Winter beschieden ist, bildet der Stadtpark wohl einen der anziehendsten Punkte im Umkreise unsrer Stadt. Zu keiner Jahreszeit können wir seine prachtvolle Schönheit mit gleicher, ungetrübter Freude genießen wie gerade jetzt, da seine weiten Wiesenflächen mit saftigem Grün sich bedecken und die Baumkronen sich mit Blättern bekleiden, durch die die wärmenden Sonnenstrahlen fallen. Schon in den frühesten Morgenstunden suchen ihn die Wiener auf, um sich in der von Blüten- und Blumenduft gewürzten Luft zu ergehen, die Sorgen des Alltags ein wenig abzuschütteln und im gütiggeduldigen Lächeln der Natur sich Träumen hinzugeben von vergangenen Tagen. In den ersten Stunden des Tages ist es besonders schön im Stadtpark. Noch herrscht Ruhe, und fast hört man den eigenen Schritt auf dem fleisigen Boden der breiten Wege. Da mit einem Male finden wir uns an die harten Tatsachen gemahnt, die die vier Jahre Krieg überall und auf allen Gebieten geschaffen haben, und so auch hier.

Wir stehen vor dem großen Teich, der in den Jahren des Friedens belebt war von allerlei Federwild, Enten, Schwänen und Störchen, und bemerken, daß das ruhige Wasser kaum gekräuselt wird von ein paar Enten, deren sonst zum Vergnügen unsrer Kinder eine so große Zahl da umherschwamm. Das ist die erste Veränderung im Stadtpark, die sich uns aufdrängt; und wie der Blick zu dem Blumen-

Das Haus in der Sonne.

Von Dr. phil. Eugenie Schwarzwald.

Die Erziehungsfrage ist für unsere jetzige Gesellschaft eine Frage des Lebens oder des Todes.

Das haben wir alle immer gefühlt, jetzt aber wissen wir es. Daher das freundliche Gedränge. Beinahe täglich fangen neue Kreise an, sich für das Kind, diesen Träger unserer Sehnsucht und unserer Hoffnungen, einzusetzen. Dabei sind zwei Gruppen ganz deutlich zu unterscheiden; die eine, von der Not der Gegenwart ergriffen, richtet Horte auf, teilt Frühstück aus oder bereitet Ferienfreuden, wie die Aktion „Wiener Kinder aufs Land“ oder das augenblicklich im Entstehen begriffene groß angelegte „Kaiser Karl-Bohlfahrtswerk“. Tröstlich und beruhigend sind alle diese Liebeswerke. Die andere beschäftigt sich mit der Zukunft der neuen Generation. Die „Bereitschaft“ schafft ein Haus des Kindes, die erziehlich hochstehenden „Kinderfreunde“ nennen ihr herrlich erdachtes Werk Kinderfarm, die vortreffliche Gräfin Dr. Marschall heißt es Gartenstadt, andere wollen jetzt endlich die deutschen Landerziehungsheime — eines war schon lange vor dem Krieg auf dem Semmering geplant — nach Oesterreich verpflanzen, Tagesheimstätten und Waldschule entwickeln eine verdienstvolle Tätigkeit, die Kriegspatenschaft kann sich von ihren Säuglingen nicht trennen und denkt nach, wie sie sie bis zum schulpflichtigen Alter behalten könnte. Noch viele andere wären hier zu nennen. Alle aber wollen sie dasselbe, Kinder glücklich und gut machen. Jeder nach seiner Weise.

Da ist es nun schön, zu sehen, wie bei aller Verschiedenheit drei Gedanken überall hervorleuchten. Dieses Kinderglück garf nicht auf dem schwanken Grunde der Wohltätigkeit stehen, sondern auf dem festen sozialer Arbeit. Mag auch die Dessenlichkeit durch Schenkung und Stiftung das ihre beitragen, um ihr Gewissen zu erleichtern, der Staat darf nicht vergessen, daß es sich um seine Sache handelt. Er muß mitwirken mit allen Mitteln, aus allen Kräften, mit seiner ganzen Autorität. Nicht darf dem guten Willen des einzelnen das überlassen bleiben, was die Pflicht aller ist.

Der zweite Gedanke heißt: Das Kind gehört seinen Eltern! Alles muß aufgehoben werden, diesen zu helfen, daß sie ihr Recht und ihre Pflicht an ihrem Kinde behalten und üben dürfen. Nur wenn die Eltern zeitweise verhindert sind, für ihr Kind zu sorgen, wollen jene Gesellschaften eingreifen, um sich sofort diskret zurückzuziehen, wenn ihre Mission erfüllt ist. Dagegen gehört ihnen das elternlose und verwahrloste Kind ganz. Hier ist ihr reichstes und fruchtbarstes Wirkungsfeld.

Für dieses Kind nun haben alle übereinstimmend den dritten Gedanken: Fort aus der Stadt! Alles, was man jetzt anstrebt, läuft auf eines hinaus, auf die landwirtschaftliche Kolonie, die Siedelung, in der jedes Kind je nach Alter, Kräften und Fähigkeiten in praktischer Arbeit aufwächst. Inst aktiv wird hier die Natur nicht nur als Quelle der Gesundheit und Heiterkeit, als Objekt für die Arbeit angestrebt sondern vor allem als Erzieherin. Denn wer zweifelt, daß Sonne, Luft, Wasser, Schnee, Bäume und Tiere mehr erziehlische Kraft besitzen, als wir mit unserer menschlichen Pädagogik.

So denkt auch die neueste Wiener Gründung. Sie hat sich den stolzen Namen „Das Haus in der Sonne“ zugelegt. Sie wird Mühe haben, ihn zu rechtfertigen, denn wer versteht nicht, daß es sich hier nicht nur um Sonne handelt, die von außen kommt? Innere Sonne soll erzeugt werden, aus Wohlwollen, Teilnahme, Beistand, Takt, Höflichkeit und Freude.

Die neue Vereinigung — sie ist aus den allerbescheidensten Anfängen erwachsen, aus dem zu Kriegsbeginn geschaffenen Mädchenhort in der Sonnenselgasse — stellt sich als eine Berufswahlschule für Mädchen von 14 bis 16 Jahren dar. Sie will — in bedeutend vergrößertem Umfange — das tun, was sie schon bisher seit Jahren getan hat: jungen, mittellosen Mädchen, die die Schule vollendet haben, ein Bildungsjahr bieten, bevor sie in den Beruf treten. Ein kindgerechter Mann will

Familien-Nachricht.

Herr Moriz Zeichner, Kaufmann, Zupanja, verlobte sich mit Fräulein Augusta Kaufmann aus Bjelovar. (Statt jeder besonderen Anzeige.)

Arts- und Spielwarenhaus, Cseke Rakóczi-ut és Sip-Dohány-utca. Késmárky és Illés.

Kriegsschwindler.

Verschiedene Typen.

Es ist geradezu erstaunlich, um wie viele Arten neuer, oft recht origineller Schwindel die Lokal-Chronik im Kriege bereichert worden ist. Man muß sich über die Erfindungsgabe dieser Leute wundern, die immer neue Pläne zum Schaden anderer aushecken, stets mit anderen Ideen debütieren und daß ihnen nicht nur leichtgläubige Personen, sondern in vielen Fällen auch solche auf den Bein gehen, die nicht zu jenen gehören, die alles für bare Münze nehmen, was man ihnen erzählt. Der Weltkrieg und die durch ihn hervorgerufenen Verhältnisse haben jenen, die es mit dem Unterschied zwischen Mein und Dein nicht so genau nehmen, die gerne ohne Arbeit in Sauf und Braus leben wollen und die ihren guten Ruf längst eingebüßt haben, reiche Gelegenheit gegeben, die verschiedensten, früher niemals verübten Schwindeleien auszuführen. Seit dem Sommer des Jahres 1914 ist die Zahl der Kriegsschwindler ins Ungeheure gewachsen und die Behörden sind infolge Arbeitsüberbürdung nicht immer imstande, mit jener Gründlichkeit vorzugehen, die im Interesse der öffentlichen Sicherheitsverhältnisse am Plage wäre.

Ein sehr erhebliches Kontingent an Kriegsschwindlern stellt die Armee. Zu verwundern ist dies wahrlich nicht, tragen doch alle waffenfähigen Männer den Soldatenrock und befinden sich unter diesen auch Elemente, die schon in Friedenszeiten mit dem Strafgeset in Konflikt geraten sind. Ich hatte erst dieser Tage Gelegenheit, Einblick in das Treiben der Schwindler in Uniform zu gewinnen und war überrascht über die Vielseitigkeit, Geschicklichkeit und über das Raffinement, mit dem zu Werke gegangen wird. Das einträglichste „Geschäft“ ist die Anfertigung von gefälschten militärischen Legitimationspapieren, Enthebungsscheinen, Dienstzetteln, und aller Arten Urlaubsbescheinigungen. Aber auch sogenannte „offene Befehle“, die zu Gratisreisen auf allen Strecken der Staatsbahnen in beiden Staaten der Monarchie bevollmächtigen, werden in großen Massen gefälscht. Die Fälschungen sehen den echten Dokumenten so täuschend ähnlich, daß es oft nicht geringe Mühe kostet, den Nachweis zu erbringen, daß es sich um Fälschungen handelt. Es gibt in der Hauptstadt und auch in den größeren Provinzstädten Winkelrudereien, in welchen diese Papiere hergestellt werden. Der Hauptunternehmer, ein Komplize des Drudereibesitzers, bringt sie für gutes Geld in Verkehr. Er braucht sich nicht einmal anzustrengen, denn Abnehmer finden sich in Hülle und Fülle. Bei jeder Razzia werden Soldaten und Zivilpersonen aufgegriffen, die sich durch gefälschte Militärpapiere legitimieren wollen. Freilich haben sie die Rechnung ohne die Militärpolizei gemacht.

In eine andere Kategorie von Kriegsschwindlern gehören die zahllosen Agenten. Ihr Handwerk ist schon schwieriger, denn wenn sie reussieren wollen, so müssen sie vor allem jene gewisse Suada besitzen, die das auserkorene Opfer „sicher“ macht. Das Opfer muß Stein und Bein schwören, einem Manne gegenüber zu stehen, der unfähig wäre, eine inkorrekte Handlung zu begehen. Die Biederleute widmen sich in der Regel ihrem einträglichen Geschäft mit viel Erfolg. Sie locken dem aufs Korn genommenen Kaufmann eine größere Summe unter dem Vorwande aus, ihm allerhand Waren zu wahren Spottpreisen zu verschaffen, und die Sucht nach dem unverhofft reichen und mühlos verdienten hohen Profit läßt alle Vorsicht vergessen. Zu spät kommt man zur Einsicht, daß man betrogen worden ist. Bis dahin aber ist der Schwindler schon über alle Berge und der Gefoppte hat das Nachsehen. Zahllose derartige Anzeigen liegen der Polizei vor. Ein beliebter und ohne große Mühe durchzuführender Schwindel ist auch die unberechtigte Behebung von Kriegsunterstützungen. Jene, die in diesem „Fache“ arbeiten, sind keine Missetäter großen Stils, denn der Betrag, um den es sich in solchen Fällen handelt, ist ein recht geringer. Es sind zumeist solche arme Frauen, die von der ihnen zugewiesenen Kriegsunterstützung nicht leben können und allerlei Schliche anwenden, um ihr elendes Einkommen auf

Neu

Journal 11
39

Von denen, die „standesgemäß“ leben müssen.

Zuschriften aus Offizierkreisen.

Wie gemeldet, hat die Staatsschuldenkontrollkommission gegen die Anforderungen der Heeresverwaltung Einsprache erhoben und bei dieser Gelegenheit die Höhe der Bezüge der im Hinterlande beschäftigten Stabsoffiziere benannt. Anknüpfend daran hat sich bereits eine Stimme gemeldet, welche in einem von uns vorgestern veröffentlichten Artikel die Schwierigkeiten beleuchtete, unter welchen der Offizier heute leben muß. Zu dem gleichen Kapitel gehören die beiden Zuschriften, die wir im nachstehenden veröffentlichen und die das Schicksal einer Offiziersfamilie in der heutigen Zeit schildern. Nicht als ob wir damit die Berechtigung der Zustellungen überhaupt in Zweifel ziehen wollten, die die Staatsschuldenkontrollkommission an dem Heeresbudget gemacht hat. Viele von ihnen — wir haben es in unserm Blatte ausführlich dargetan — sind nur zu berechtigt. Aber andererseits erfordert es die Gerechtigkeit, namentlich was die Stabsoffiziere betrifft, daß auch diese gehört werden. In diesem Sinne veröffentlichen wir diese Zuschriften.

Frau Marie Gble v. Sch., geborne Frein v. S., schreibt uns: „Ich bin die Frau eines Majors, habe sechs Kinder und weiß davon zu erzählen, wie man sich mit diesen „höhen Bezügen“ durchzukämpfen hat, bei welchen ein Auskommen doch nicht möglich ist. Mein Mann hat als Major Gage 366 K. 66 S., Vereinstafelszulage 170 K. 50 S., Diener 50 K., Menagerelutum 121 K. 80 S., zusammen 608 K. 96 S. Von diesem Gelde muß oder richtiger soll alles bestritten werden: das ganze Leben, die Bekleidung, die Beschuhung, der Arzt, die Apotheke und die Erziehung der Kinder, welche im Alter von 10 Monaten bis 13 Jahren stehen! Dabei soll aber „standesgemäß“ gelebt werden. Und diese für die entsetzliche Teuerung so kleinen Bezüge findet man zu hoch?“

Der Offizier mit größerer Familie leidet wohl am meisten, denn er hat keine Erziehungsbeiträge, wie solche andern Ständen gegeben werden. Der Offizier im Hinterlande hat also so „hohe Bezüge“, daß sie — ich wiederhole nur, was ein bekannter Wiener Advokat im Gerichtssaal aussprach, „nicht genug sind, um standesgemäß zu leben, sondern um standesgemäß zu verhungern“. Ich bitte diese Zeilen in Ihrem geachteten Blatte aufnehmen zu wollen; sie sollen dazu dienen, Uneingeweihte aufzuklären über die zu „hohe Bezahlung der Stabsoffiziere im Hinterlande“. Und vielleicht findet sich endlich jemand, der sich umges so sehr zurückgesetzten Standes annimmt!

mit Zwangsvollstreckung, Abrüstung mögen einigen Schutz gegen leichtfertige Kriegspolitik bieten. Aber keiner Großmacht von Europa und am wenigsten der Monarchie und Deutschland wäre zu raten, allein zu sein, ohne sicheren Freund, ohne Verbündeten von unbedingter Verlässlichkeit und kräftiger Geslossenheit. Die Völker dürften nach dem

Feuilleton.

Der gefährdete Landaufenthalt.

Während sich die Reiterdenkmäler auf dem Heldenplatz mit frischem Glieber kränzen — ein ewiges Symbol wienerischer Dolchensirenen auch in den heroischsten Lebenslagen —, wird jetzt in den Ringstraßenalleen und darüber hinaus bereits vielfach der kommende Sommer erörtert. Es gehört zu den heiteren Paradoxen einer im allgemeinen nicht eben heiteren Zeit, daß diese Erörterung früher als in den sippigsten Friedensjahren einsetzt. Dazumal wurde die Frage: Wo gedenken Sie diesen Sommer zu verbringen? gewöhnlich nicht vor Ende Juni aufgeworfen. Sie wurde dringlich so ungefähr um die Sommerende herum, wenn der laute Derschlag der verklungen war und der elegisch klingende Ruf der Lavendelweiber: „Kauft's ein' Lavendel, zwei Kreuzer das Büschel!“ durch die sommerlich stillgewordenen Gassen der Innern Stadt hallte. In den letzten Jahren aber ist auch dies, wie so manches andere, anders geworden. Zunächst spielte der Landaufenthalt begrifflicherweise überhaupt nur eine sehr geringe Rolle; im ersten Kriegssommer brach man ihn ab, im zweiten nahmen ihn einige Bevorzugte, die dazu in der Lage waren, höchst schüchtern wieder auf, im dritten begegnete er behördlichen Erschwernissen und in diesem vierten, der in einer finstern überzugehen droht, soll er nun völlig, als ein überflüssiger Luxus, aus dem Leben der Städter verschwinden. Wer wieder ein Schloß noch eine Villa samt zugehörigem Lebensmitteldepot sein Eigen nennt, der wird diesen Sommer, insofern er nicht ein spezifisches Leiden besitzt, das ihn zum Besuch eines Kurplatzes befähigt,

sich ankommen mag, werden die Leiden- schaften den Krieg überdauern und der Friede kaum mehr als ein langer, durch Ershöpfung aufgezwungener Waffenstillstand sein. Im deutschen Hauptquartiere dürfte auch vom Bündnisse gesprochen werden. In den Sprüchen Salomoms heißt es: Ein treuer Freund liehet fester bei dem ein Bruder.

in seiner Stadtwohnung verbringen müssen. Es ist nicht unbegrifflich und bleibt auch in ernstester Zeit entschuldbar, daß hierüber in weiteren Kreisen der städtischen Bevölkerung eine gewisse Bestürzung herrscht und daß die ablehnende Haltung jener Behörden, die bei uns die gute Luft und die grünen Berge verwalten, so gut verwallen, daß jeder Erholungsuchende ferngehalten wird, einer nicht immer schmeichelhaften Kritik begebenet. Auch ist es nur eine logische Folge dieses Verhaltens des „Staates“, wie man abstrakt sagt, daß die nichts weniger als zeitgemäße Sommerfrischenfrage im Mai vom August reden? heißt es in der „Siebeler“ und dieser Grundsatz, den eine heitere Wienerin in dem Stück verkündet, war im allgemeinen auch ein Grundsatz des Wieners. In diesem vierten Frühling unseres Winters vergnügens aber sehen wir ihn durchbrochen. Man hört in diesem Mai so vielfach in Wien vom August reden, daß es den Anschein gewinnen könnte, als hätten die Wiener im vierten Kriegsjahr wirklich keine anderen Sorgen, als wo sie ihren Sommer verbringen sollen. Was leider nicht der Fall ist.

Sannmerhin ist es eine Sorge, die zu den anderen hinzutritt und neben denselben um das tägliche Brot, aus der sie hervorgeht, ihre, wenigleich bescheidenere Berücksichtigung hat. Man darf die Sommerfrischenfrage nicht einseitig vom Standpunkt jener wissenschaftlich bevorzugten Minderheit beurteilen, die sich durch die drohende Abwanderung so vieler schöner österreichischer Landschaften in ihren festgeordneten, auch im Kriege festgebliebenen Lebensgewohnheiten bedroht sieht. Für die ganz reichen Leute ist gesorgt, und kein Bezirkshauptmann kann ihnen etwas anhaben. Verbietet man ihnen eine Sommerfrische, so gehen

12. 7. 1918 46

Bevölkerung wie der städtischen gelegen wäre, und auch ein teils geprägtes Wortwort „Sommerfrische“, das kürzlich aufgestallert ist, gibt zu etwelchen Hoffnungen Anlaß. Andererseits wird es dem „Staat“ zweifellos gelingen, einige allseitig beliebte Sommerfrischen zu unterdrücken. Jede Sommerfrische hat, wie jeder Mensch, ihre Fehler, die, wenn einmal das Band der Gewohnheit, das uns an sie bindet, durchschnitten ist, merkbar an Bedeutung gewinnen. Die Wiener werden sich in diesem Sommer gewiß vielfach damit zu trösten wissen, daß es im Salzammergut ja doch meistens regnet und daß, wer den Juli und den August dort nicht verbringen will, nicht viel verloren hat. Ob sie aber deswegen in diesen zwei Monaten sämtlich in Wien bleiben werden, ist mehr als fraglich. Deisterreich ist ein mit Sommerfrischen gesegnetes Land, und alle vernöchte uns auch die sündigste Regierung nicht zu verbieten. Nachdem der Deisterreicher Deisterreich entzät hat, wird der Wiener jetzt notgedrungen Niederösterreich entdecken lernen und wird freudig überlassen sein von den andschaflichen Schönheiten, die sich im Halbkreis um nriere Stadt nach allen Richtungen hin ausstuen. Auch an nicht anz selbstlosen Führern in das so liebliche Gelände wird es unen kurzem vielleicht nicht fehlen; es wird aus dem Sommerfrischenverbot am Ende entstehen, was bisher aus jedem derartigen Verbot entstanden ist, entstehen muß: ein neuer, ständiger Erwerbssweig. Der Sommerfrischenagent wird mit em Schleichhändler in munteren Wettbewerb treten und em Städler unter der Hand die schönsten Sommerfrischen u lischischen Preisen antragen. So wird die Konjunktur, te über uns verhängt ist, schließlich doch durchbrochen werden und die Rückkehr zur Natur sich einem unmatürlichen serbot zu Trotz auch in diesem Jahre aus einem eingebornen bedürfnisse heraus vollziehen. Denn der Wiener geht, wie es dem schönen Liede heißt und wie er auch in diesem Kriege undertmal bewiesen hat, nicht unter. Wenn er aber schon ntergehen muß, dann geht er doch unbedingt vorher noch nmal aufs Land. R. A.

40
9/12

te

Abonnementpreis des
Blattes:
Mit täglicher Postzusendung.
Für das Inland:
monatlich R. 4.40
vierteljährig R. 13.—
halbjährig R. 26.—
ganzjährig R. 52.—
Für das Ausland:
vierteljährig R. 24.—
Mit der dazugehörigen
„Illustrierten Sonntags-Beilage“
monatlich . . . 30 Heller mehr

47. Jahrgang.

Wiener Bilderbogen.

— 10. Mai 1918.

Die Gährung dauert an, aber die Klärung dürfte noch lange auf sich warten lassen. Zu viele alte, überlieferte Irrtümer arbeiten im Stillen an der Zerfetzung dieses Staatswesens, das so viele Schicksalsstürme bestanden hat. Es wird ja auch aus dem Weltkrieg ungeschmälert hervorgehen, daran darf man nicht zweifeln, denn es gibt keinen politischen Doktor Eisenbart, der uns sagen könnte, was mit einem nach Provinzen aufgeteilten Oesterreich zu geschehen hätte oder wie er sich das eigentlich vorstellte. Das Ende wäre, daß sie ja doch wieder zueinander hinstreben und nach Vereinigung streben würden. Denn als Einheit sind sie eine Macht, geteilt, wenn auch nur in der Verwaltung, wären sie alle miteinander hilflos der Ausbeutung der Großstaaten preisgegeben. Es handelt sich in Oesterreich um nichts als um das „Vertragen“. Dieses ist gestört, es ist unterwühlt worden in jahrzehntelanger Arbeit. Anstatt den Staat immer mehr zu einer Einheit zusammenzufassen, ist er systematisch auseinanderregiert worden. Und als jetzt die große Probe auf seine Einheit kam, da mißlang sie eben. Sie mißlang nicht bei allen Völkern, aber doch hauptsächlich bei dem, das am meisten vermöhnt worden war, dem man die größte Freiheit seiner völkischen Entwicklung gewährte. Die Tschechen sind ein fleißiges, begabtes und strebsames Volk, aber es ist von außen her der slavische Größenwahn in sein Wesen eingedrungen und hat seine maßlose Eitelkeit aufgestachelt. Jetzt ist die Weltmacht des Slaventums zerschlagen und zertrümmert, aber der Größenwahn der Tschechen wurde darüber nicht gedämpft, er bekam die Krämpfe, er äußert sich hysterischer als je. Der äußeren Anlehnung beraubt, sucht es sich jetzt auf die eigenen Peine zu stellen und da diese zu kurz sind, langt es auch nach den Slovaken und stützt sich auf sie. Von einem tschecho-slovakischen 20-Millionenstaat fabeln die Tschechen und rufen Himmel und Hölle zu Hilfe, damit sie nicht in den Zusammenbruch Rußlands hineingezogen werden. Der Zar war ihr Abgott. Seit er ge-

stürzt, ist es die russische Revolution. Bricht auch die zusammen, müssen Frankreich und England ihnen helfen, solle sogar Italien, das armselige, ihnen das Wort reden. Und sie arrangieren Kongresse der unterdrückten Nationalitäten in Paris und in Rom und lassen sich dort von den leitenden Staatsmännern die Ohren vollblasen mit neuen Hoffnungen.

In Wien aber löste man verräterische tschechische Regimenter auf und stellte sie wieder her. Nagte man tschechische Führer und Volksbetörer an, ließ sie zum Tode verurteilen und begnadigte sie sogleich wieder. Dieses haltlose Schwanken, dieses beständige Lavieren machte sie nur noch kühner. Mehr als 700.000 Tschechen waren in Rußland „gefangen“ und aus der Hälfte dieser Ueberläufer bildete man tschecho-slovakische Brigaden gegen uns. Und auch in Frankreich gibt es solche und in Italien. Macht nichts. In Wien wird begnadigt, wird verhandelt, wird heute mit Skorpionen losgeschlagen auf die Verräter und morgen werden sie mit Palmzweigen umwedelt.

Haltlos ist diese Art von Politik. Aber sie ist überliefert, sie ist das, was man „echt österreichisch“ nennt. Divide et impera! Immer spielt man eine Nation gegen die andere aus, immer ist man zärtlich besorgt, es mit keiner ganz zu verderben. Dieses Verfahren wird aber mit solch weiblicher Sprunghaftigkeit und Larmenbaffigkeit geübt, daß nie eine der „schlimmen“ Nationen an den Willen des Erziehers glaubt, sie ernstlich zu strafen.

Heute entsteht die große Frage, wie lange dieses Schmutzspiel sich noch bewähren wird. Die Nationen sind aus dem politischen Kindesalter heraus, die Rute und das Zuckerbrot sind veraltete Erziehungsbehelfe für Erwachsene. Nur der Ernst nur ein starker Wille, nur ein bestimmtes, unverrückbar festgehaltenes Ziel kann da noch helfen. Aber an dem fehlt es und das berühmte „Fortwursteln“ will nicht mehr glücken. Graf Czernin hat die Tschechen gezeifelt. Dr. von Seidler hat sie am nächsten Tag umschmeichelt. Den Deutschen wird heute die administrative Lösung in Böhmen versprochen und die Umwandlung der nautischen italienischen Schule in Triest in eine deutsche, fluugs hielten Tschechen

und Südslaven eine gemeinsame Beratung abgeben Proteste ab und die Regierung knickt wieder zusammen. Nicht offen, nein, das wird auf Umwegen gemacht, sie läßt die Polen los als Sprecher der österreichischen Gesamtheit. Die Polen, die sich überhaupt nicht mehr zu uns gehörig fühlen, sollen das rettende Programm aufstellen für den Staat. Und sie tun es in der Weise, daß sie fordern, es müsse eine „Treuhänderregierung“ gebildet werden, die nichts im Staat verändern dürfe. Es solle alles bleiben wie es ist bis nach Kriegsende, keinem der Völker möge ein Leid geschehen oder etwas nachgetrauen werden, der Regierung aber seien die Staatsnotwendigkeiten zu bewilligen. Wer hinter diesem polnischen Vorstoß nicht das selbe feige System verspürt, das den Staat in seine heutige Lage gebracht hat, der muß blind und taub sein. Was die Regierung noch gestern den Deutschen versprochen, das will sie schon heute nicht mehr halten. Aber sie möchte dazu genötigt werden. Und um diesen Dienst ließen sich die Polen nicht lange bitten, sie sind geübt in dergleichen Geschäftigkeiten, die ihnen stets gut honoriert wurden. Mißtrauische deutsch-Kreise wittern hinter diesen heimtückischen Streich der Polen den Versuch wieder einen „eisernen Ring“ gegen die Deutschen zu bilden wie unter Graf Taaffe. Das ist wohl übertrieben. Auch könnte es kaum glücken, da die deutschen Amerikaner in diesem Ring fehlen werden und die deutschen Sozialdemokraten gegenüber einem solchen Druck auch heimfinden dürften zu ihren Volksgenossen.

Bunt ist unser politisches Leben und fahrig, man weiß nie, was der morgige Tag bringen wird. Nur die Banknotenzentrale ist beständig und emsig, sie arbeitet Tag und Nacht an der Herstellung des wertlosen weichen Papiers, das rasch von Hand zu Hand geht und von wucherischen Händlern beschmutzt wird bis zum Geld.

Aus dem politischen Leben wird der Zündstoff neuestens auch in das private, das gesellige Leben getragen. So gab es im Wiener Rathauskeller eine Schlägerei zwischen Deutschen und Tschechen. Die Letzteren waren lauter Abgeordnete, lauter Politiker. Und sie redeten Tschechisch an ihrem Tische. In welcher Weise sie das taten.

Apparats verstärkte sich ins Maßlose. Sein Eindrud auf mein Gemüt wurde noch erhöht durch eine hilflose Entdeckung. Man hatte vergessen, mich anzuschmallen! Als ich vorwärts hinter meinem Eis nach den Riemen kletterte, erwies sich die Eude als zu kurz. Ich versuchte mir zu helfen und den Riemen zu verlängern, aber immer, wenn ich mich nach links rückwärts neigte, ging der Nollenpfeil in den Spanndrähten wieder los, und wir fielen oder stiegen plötzlich um mindestens hundert Meter oder neigten uns energisch nach der Seite, und ich hatte das instinktive Bedürfnis des Passagiers auf schwankendem Schiff, mich nämlich schleunigst irgendwo anzuhaken. Das war jedoch leichter gewollt als getan. Es war nämlich nichts anderes zum Anhalten da als die Bordwand, und die war so schön glatt, daß die trotz doppelter Handschube steifen und gestornen Finger darauf herumrutschten. Einen guten Eindrud machten auch drei Luftschächter unter dem Vortent, durch die man trüblich und direkt auf die 1500 Meter tiefe Erde sah und die mir das Lastrige meiner Lage eindringlich zum Bewußtsein brachten.

Das alles durfte mich nicht verhindern, das Bild zu betrachten, das sich uns nach einer wildbewegten Flugstunde in der Gegend von Blorzo und Larnopol „am See“ bot. Ein ungeheures Spinnennetz bedeckte den Boden — die Schützstellungen und Laufgräben des Krieges, der hier getobt hatte. Gemaltige Krater saßen in dem Netz wie große Niesen, die Spuren unserer Niesenmäher. Hier konnte man deutlich sehen, wie sehr das Flugzeug zum Auge des Beobachters geworden ist, dessen Blick in die Ebene nichts entgehen kann. Meilenweit streckt sich dieses Netz, an dessen Rändern viele Tausende heiliger Gräber ihr Vaterland

manos, den Sohn des berühmten Aristoteles, und den rühmlichen Leontios Lukas kennen lernte. Im Mittelbunt der innigen und frohlichen Kameradschaft bei Tisch stand an diesem Tag der Kommandant der Flugzeugstation New Oberleutnant Alexander v. Lipcey, die richtige junge Kraftnatur und Kraftfigur, der nach nebeurkundung Sturmangriffen in den Reihen der Kaiserjäger zu den Fliegern gegangen war und in siebzehn Luftkämpfen fünf Beinde erbeudigt hatte. Es stellte sich heraus, daß er mein nächster Pilot sein sollte, und ich gewann durch seinen Anblick, sein Wesen und durch die Sibe von Kapsee und Lee das Vertrauen zur Fortsetzung des Fluges, obwohl die Wolkten am Himmel sagten, Wir müßten bis halb 3 Uhr Pause machen, weil ein Steuerriem unseres Doppeldeckers frisch montiert werden mußte. Ich ließ mir in der Zwischenzeit wie bisher Hoffnungen machen, die sich natürlich nicht erfüllen würden. Niedriger Flug bis zur Grenze, dort werde man etwas höher gehen müssen, denn über Rußland liegen immer Wolkten. Welche enge Beziehung zur Politik! War nicht immer über Rußland die große Wetterwolke, und soll es uns in den kurzlebigen Leben dieses Krieges nicht etwas trösten, daß diese ewige Drohung endlich schwindet?

Der Motor riß uns förmlich über die breiten Straßen und offenen Plätze Lembergs weg, und bald merkte ich, daß ich es in einer Beziehung besser hatte, als vorher. Der elegante, schlauke Rumpf ermöglichte eine schnellere Fortbewegung als bisher, und außerdem hatte ich es mit einem Meisterpiloten zu tun. Das war aber auch dringend notwendig, denn die Wolkten hatten sich offensichtlich verdröhren, mir das Fliegen gründlich auszuwählen, und der Degenhans des werden unter uns rußland, der füll, die Maschine fällt in lautloser, feier

Ein Sagesflug Wien-Kiew.

II. Lemberg-Prostrow-Kiew. *)

Wenn man fünf Stunden wehrlos im ersten Sturm gefessen ist und hoch über der Erde sein stets wieder verlorenes Gleichgewicht suchte, so geraten die festesten Entschlüsse ins Wanken. Wer je einen Wintersturm auf dem Weckel eines Ozeandampfers mitgemacht hat, wird einen Teil dieser Gefühle bis auf den Wld ins bodenlose Nichts nachempfinden können. Als mich daher die Fliegeroffiziere in Lemberg zum drittemal fragten — mein be- tautes Trommelstiel arbeitete noch nicht — ob ich noch heute nach Kiew weiterfahren wolle, erluchte ich um eine Bedenkzeit von einigen Minuten. Steifgefroren wie eine Gatte, unsicher im Kopf wie in den Füßen, mußte ich erst eine Versammlung meiner Lebensgefährtin einberufen, damit sie über den Rest des Tages abstimmen könnten. Meiner Bitte um eine herbe Flüssigkeit folgte eine Einladung und ein Trümpfung durch den Sand in die Offiziersmesse, und hier wurde ich sehr bald aufgerichtet durch die Liebenswürdigkeit, die im Kreise unserer Fliegeroffiziere ganz besonders zu Hause ist und im vierten Kriegsjahr nicht abgenommen hat. Besondere Tapferkeit bringt ganz besondere Ritterlichkeit hervor. Das nahm ich schon in Lemberg wahr, wo ich von den Herren des Kommandanten Hauptmann Franzl besonders Leutnant Christo-

*) Siehe Neues Wiener Tagblatt vom 14.

Zeitung

704

gelehrten Sachen

ch 8 Mark bei tägl. zweimaliger Zustellung. Durch die Post monatlich
 0 M. ohne Bestellgebühr. Anzeigen: 80 Pf. die Zeile, Tenarange
 0 Pf. Keine Verbindlichkeit für Aufnahme in eine bestimmte Nummer.
 lin SW 68, Kochstr. 22-23. und in allen Geschäftsstellen des Verlages.

26

Fernsprech-Zentrale: Ullstein & Co., Moritzplatz 11 800,
 11 801, 11 802 bis 11 850, sowie 15 220, 15 231, 15 232 bis 15 291.

in Irland.

Unser Verbündeter.

Von

Dr. Alexander Reblisch.

Es würde einigermassen verfrüht sein, schon jetzt über die Auf-
 nahme des neuen deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisvertrages
 in der Monarchie zu sprechen. Bisher hat im allgemeinen nur die
 deutsche und die ungarische Presse hierzu ausführlich Stellung ge-
 nommen. Abgesehen von den Bedenken und Einwendungen der
 sozialistischen Organe ist, wie man wohl nicht erst zu sagen braucht,
 die Zustimmung allgemein. Dagegen kann die Wirkung
 der neuen Tatsache auf den slawischen Teil der Monarchie noch nicht
 festgestellt werden. In erster Linie dürfte daran die Zensur schuld
 sein, die den Widerspruch der radikalsten Stimmen unmöglich macht.
 Die empfindlichsten Politiker der slawischen Nationalitäten aber halten
 mit ihrem Urteil noch zurück, bis die Einzelheiten ausgearbeitet und
 veröffentlicht sein werden, die eine Wertung des neuen Abkommens
 möglich machen.

Gerade über diese Einzelheiten noch festliegen, scheint es am Platze,
 vom deutschen Standpunkte aus noch einmal die Eigentümlichkeiten
 des Bundesgenossen auf die Voraussetzungen zu prüfen, unter denen
 Deutschland mit ihm ein so enges Verhältnis eingehen im Begriff
 ist. All das hätte schon früher geschehen müssen; aber wenn es auch
 reichlich spät ist, so ist es vielleicht nicht zu spät. Daß Deutschland
 an der gedeihlichen Entwicklung Oesterreich-Ungarns ein hohes In-
 teresse besitzt, hat es in die'm Kriege genügend bewiesen. Es hat
 aber jetzt noch viel mehr als früher ein Interesse daran, zu wissen,
 nach welcher Richtung hin sich diese Entwicklung bewegen wird, be-
 wegen kann, und dieses Interesse darf man nicht mit dem ganz un-
 angebrachten Schlagwort von der Einmischung in die inneren An-
 gelegenheiten eines anderen Staates beiseite schieben. Es ist ja
 auch keineswegs mit einem faktischen Eingriff zu verwechseln. Wohl
 aber muß man sich heute sagen, daß Staatsverträge von solcher Be-
 deutung, wie der hier in Frage stehende, zwar von der Regierung
 allein geschlossen, sicherlich aber nicht von ihr allein verwirklicht
 werden können. Dazu sind auch die Völker notwendig. Man
 wird sich also über das Wesen und den Wert eines Bündnisses mit
 Oesterreich nur dann klar werden können, wenn man den rechten
 Lebensblick über die inneren Verhältnisse des Landes und über die
 Wünsche und Ziele seiner Völker erlangt.

Wir haben die Frage offen lassen müssen, wie sich die slawischen
 Politiker der Monarchie zu der Vertiefung des Bündnisses
 mit Deutschland stellen. Damit soll nicht angedeutet sein, daß hier
 eine durchaus ablehnende Stimmung voranzusetzen sei. Wäre dies
 der Fall, so würde das Bündnis keine genügende Sicherheit durch
 das bekannte politische Schlagwort erfahren, daß man Oesterreich
 mit Hilfe der Deutschen, Ungarn mit Hilfe der Magyaren und beide
 Staaten gegen die Slawen regieren müsse. Schon in einem frühe-
 ren Artikel wurde auseinandergesetzt, daß wenigstens unter den
 gegenwärtigen Verhältnissen das Magyarentum allerdings stark
 genug ist, um eine solche Bürgschaft zu übernehmen. Falsch aber
 ist es, aus rein formalistischen Beweggründen nun einfach auch die
 Parallele auf Oesterreich zu ziehen und hier ohne weiteres den
 Deutschen eine Aufgabe zuzumuten, welche die Magyaren in ihrem
 Staat erfüllen können. Diese Parallele besteht nicht. Das Ver-
 hältnis in den beiden Staaten der Monarchie, nicht nur der Zahl,
 sondern auch den inneren Kräften nach, ist durchaus verschieden;
 und die Verschiedenheit der inneren Kräfte ist so groß, daß Be-
 denken auch dann bestehen bleiben, wenn man das Zahlenverhältnis
 durch eine konstruktive Umgestaltung Oesterreichs rein äußerlich
 verschiebt. Es gibt reichsdeutsche Politiker, die das Bündnis mit
 Oesterreich-Ungarn für die diesseitige Reichshälfte dadurch rechtfertigen
 wollen, daß sie gleichzeitig mit dem Bündnis selbst die
 Durchführung der austro-polnischen Lösung und dadurch die Los-
 trennung Galiziens von Oesterreich bestritten. Dadurch soll in
 Oesterreich eine deutsche Mehrheit erzielt werden. Eine weitere
 Stärkung könnte vielleicht durch die Abtrennung Kroatiens, also
 letzten Endes an Ungarn, zu erzielen sein. Diese Konstruktion fiel
 schon auf den ersten Blick bedenklich aus. Denn es geht doch gar
 nicht, daß man einen Staat innerlich stärken will, indem man ihn
 schwächt. Es ist selbstverständlich, daß der österreichische Reichsteil
 durch den Verlust besonders in Zukunft wertvoller Länder im Ver-
 hältnis zu der Gesamtheit des ganzen Reiches politisch und nament-
 lich auch wirtschaftlich zurücktreten muß, daß also die Deutschen
 Oesterreichs in ihrem bestimmenden Einfluß auf die Geschichte der
 ganzen Monarchie das verlieren, was sie innerhalb des engeren
 Oesterreichs gewinnen. Die Deutschen Oesterreichs sind bisher nicht
 imstande gewesen, in ihrem Staate, geschweige denn in der Mon-
 archie den führenden Einfluß auszuüben, den sie beansprucht haben
 und den man bisher als ein wesentliches Fundament des Bünd-
 nisses mit Deutschland angesehen hat. Das zweite kräftige Funda-
 ment sind die Ungarn. Nun will man durch die Entlassung des
 Deutschen noch eine dritte Gruppe schaffen, nämlich die Polen.

1918
 64
 19

„Ein Stückerl Schweinernes...“

Von Alois Ullrich.

„Ob du's glaubst oder nicht, ist mir egal. Ich sag dir nur, daß wir morgen keinen Bissen zum Essen haben,“ erklärte Frau Endhuber ihrem Gatten mit jener nachdrücklichen Bestimmtheit, die sie seinerzeit als einzige Mitgift in die Ehe gebracht hatte.

„Nichts zum Essen?“ wiederholte der Rechnungsrat Endhuber besorgt. „Das wäre nicht schlecht, wo doch morgen Sonntag ist... Das gibst ja nicht...“

„Du wirst schon sehen, daß es das gibt. Ich rühr keinen Finger mehr,“ bemerkte die Frau des Hauses. „Ich werd doch wissen, was ich wegen der patzichten Esserei die ganze Woche herumlauf... Aber heut' tu ich keinen Schritt mehr...“

Frau Endhuber schwieg beharrlich, nachdem sie diese fürchterliche Drohung ausgestoßen hatte. Schwer lastete dieses Schweigen auf ihrem Gatten, der nur zu gut wußte, wie schlecht die Dinge stehen müßten, wenn seine Frau einmal schwieg. So lange sie rebete, gab es noch Hoffnungen, aber jetzt, da sie wortlos vor sich hinstarrte, erkannte er, daß die Situation auf einem kritischen Punkte angekommen war. Angestrengt dachte er nach, wie er diesem entsetzlichen Still-schweigen ein Ende machen könnte. Endlich wagte er zu sagen: „Vielleicht könnte man doch irgendwo ein Stückerl Fleisch kriegen...“

Die Worte taten ihre Wirkung.

„Wenn du glaubst,“ begann seine Frau gereizten Tones, „daß du was kriegst, dann geh' einmal du einkaufen. Vielleicht geben's dir auf dein schönes Gesicht etwas...“

Herr Endhuber war froh, daß seine Frau wieder sprach. Er nahm dafür die boshafte Anspielung auf seine mangelhafte männliche Schönheit geduldig in den Kauf. Wäre ihm die Gabe der Rede verliehen gewesen, so hätte er allerdings erwidern können, daß es kaum einen Menschen auf dem Weltbühnen geben würde, der sich etwa von den Reizen seiner Gattin zu einer außerordentlichen Leistung hätte verführen lassen. Aber zu solch kühnen Bemerkungen war Endhuber in dreißigjähriger Ehe zu gut erzogen worden. Nie und nimmer hätte er solche Dinge auszusprechen gewagt, obwohl er heimlich noch viel aufrührerische Gedanken hatte, die er aber immer vorsichtig bei sich behielt.

„Wir haben eben gar keine Beziehungen,“ fuhr seine Gattin nach einer Pause fort. „Alle Leute wissen sich etwas zu verschaffen, nur wir haben überall das Nachsehen. Aber daran bist nur du schuld. Schau nur, was die anderen Herren für einflußreiche Bekanntschaften haben, die sich jetzt sehr gut auszahlen! Und du hast niemanden als die paar Kaffeehausfreunden, deren Liebe übers Tarockieren und Billardspielen nicht hinausgeht...“

Dieser Vorwurf drückte heftig auf die Seele des Rechnungsrates Endhuber. Er erkannte, welche günstige Gelegenheit sich ihm bieten würde, sein stark beschädigtes häusliches Ansehen zu verbessern, wenn es ihm gelingen würde, die abfälligen Behauptungen seiner Gattin durch eine kühne Tat zu entkräften. Eigentlich hatte er in der übergroßen Bescheidenheit seines Gemütes noch gar nicht daran gedacht, die Freunde aus dem Kaffeehaus im Interesse seiner besseren Versorgung zu bemühen. Unter ihnen befand sich doch auch der Fleischhauer Wessely, ein jovialer, umgänglicher Herr, der ihm sehr wohlgefallen und gut befreundet war. Herrn Wesselys sympathische Erscheinung trat jetzt vor Endhubers lebhaft bewegte Seele. Ein prächtiger Einfall blühte durch den Sinn des bekümmerten Rechnungsrates. Wessely mußte helfen! Sicher hatte er in irgend einem Eis-kästen noch ein rettendes Stückerl Fleisch hängen. Ein gewaltiger Entschluß festigte sich im Willen Endhubers, ein Entschluß, der ihm sofort wunderbare Kraft und Gewalt verlieh.

Endhuber erhob sich plötzlich von seinem Stuhle, auf dem er bisher gedrückt und niedergedrückt gefauert war, und sagte zu seiner Gattin die unerhörten Worte: „Du irrst dich stark, meine Liebe, wenn du glaubst, daß mich meine Freunde aus dem Kaffeehaus im Stiche lassen werden, aber sehr stark...“

Frau Endhuber war über diese widersprechende Rede ihres Gatten zunächst geradzu sprachlos, denn sie kannte diesen Mann nicht anders als folgjam und unterwürfig, ganz in ihre höhere Führung und Leitung ergeben und in allem dasjenige meinend und wollend, was sie meinte und wollte. Der Rechnungsrat nahm seinen Vorteil wahr und fuhr fort: „Ich werde dir gleich beweisen, daß deine Menschenkenntnis hinsichtlich meiner Freunde auf schwachen Füßen steht, gleich werde ich dir es beweisen...“

Endhuber griff nach Rock und Hut.

„Ich bitt' dich, mach' nur keine Dummheiten,“ warnte Frau Endhuber. „Wo willst du denn hingehen...?“

„Wo werd' ich denn hingeh'n? Ein Stückerl Fleisch geh' ich hol'n,“ erklärte der Rechnungsrat. „Mir scheint, du denkst gar nicht daran, daß der Fleischhauer Wessely in unserer Gesellschaft ist...“

„Aje — beim Wessely hat sich unsere Kathi heut schon eine Stunde umsonst angestellt... Da wirst du kein Glück haben...“

„Das beweist gar nichts. Für die Allgemeinheit kann der Wessely ausverkauft sein, aber für seine Freunde wird er sicher noch ein Stückerl haben...“

Frau Endhuber war über die innere Umwandlung ihres Gatten so überrascht, daß sie noch immer nicht fähig war, diesem Eingriff in ihre häusliche Machtssphäre den gehörigen Widerstand entgegenzusetzen. Zu dieser Nachsichtigkeit trug freilich auch der Umstand bei, daß sie aller lockbaren Substanzen für den nächsten Tag entbehrte. Uebrigens war sie heimlich überzeugt, daß ihr Gatte nichts bekommen werde, da selbst die Kathi beim Wessely hatte leer abziehen müssen und die besaß doch auch ihre Beziehungen zu den fleischverarbeitenden Gewerben.

„Wie viel brauchst denn?“ forschte Wessely noch an der Türe.

„Was wir halt immer haben,“ erwiderte seine Gattin. „Du weißt, wir sind drei Personen...“

„Gut — wird gemacht,“ entgegnete der Rechnungsrat mit der Miene des Siegers und verließ im Vorgefühl kommender Triumphe das Haus.

Schnurstraks ging er zum Fleischhauer Wessely, der in der Hauptstraße unten seinen Laden hatte. Natürlich war dieser Laden geschlossen. Das machte aber auf den Rechnungsrat weiter keinen Eindruck, denn er wußte aus den verschiedenen Reden dieser schweren Kriegszeit, daß man die erfolgreichsten Einkäufe nur bei den geschlossenen Geschäften im Wege des hinteren Einganges machen konnte, wo nur die Vertrauten und Eingeweihten Einlaß fanden. Darum trat er kurzerhand durch das Haustor und suchte, nicht ohne viel Mühe, nach der Türe von Wesselys Wohnung. Ein dienstbarer Geist öffnete und Endhuber nannte Namen und Stand. Er wurde gleich darauf in die gute Stube Wesselys gebeten, wo dieser achtbare Mitbürger und Geschäftsmann bei einer Schale wohligh duftenden Kaffees saß.

„Servas, Herr Endhuber,“ rief Wessely freundlich dem Eintretenden zu, wobei er einen Gegenstand, der eine verdammte Nehrlichkeit mit einem Gughupf besaß, in die herrliche, braune Flüssigkeit eintauchte.

„Sie sind wohl nicht böse, teurer Freund,“ sagte der Rechnungsrat höflich entschuldigend, „wenn ich so frei bin, bei Ihnen einzubringen und Sie störe...“

„Aber wer sagt denn, daß Sie mich stören? Ich lauß'n nur g'rad... Es freut mich recht sehr, Herr Endhuber, daß Sie mich einmal aufgesucht haben. Sie hätten schon längst einmal kommen sollen, wo wir uns schon so lang kennen tuan... Nicht wahr, Herr Endhuber...?“

Der Rechnungsrat bestätigte, daß ihre Bekanntschaft schon sehr lange besteht, und legte sich im Geiste die Worte zurecht, mit denen er auf sein Anliegen hinsteuern wollte. Aber das war gar nicht nötig, denn das Gespräch bemächtigte sich sofort des Gegenstandes, der jetzt in aller Mund war — der Not der schlechten Zeiten. Nur besprach man diese Angelegenheit in den Räumen der Wesselyschen Wohnung nicht, wie sie von Leuten besprochen wird, die in sie verwickelt sind, sondern wie teilnahmevolle Zuschauer von ihr zu reden gewohnt sein mögen, die sie nur aus der Entfernung kennen. Endhuber hielt den Augenblick für günstig, um sein Anliegen an den Mann zu bringen.

„Ja... ja die Not ist groß,“ sagte er im gegebenen Augenblick. „Man sollte es nicht glauben... Meine Frau hat z. B. für morgen keinen Bissen Fleisch zu Hause...“

„Net möglich,“ machte Herr Wessely und schob die letzten Reste des gughupfartigen Gegenstandes in den Mund. „Sie werden Ihnen doch was unter der Hand verschaffen können... Ich hab immer glaubt, daß Sie bei Ihnen im Ministerium alles kriegen...“

„Wir haben ja bisher mancherlei bekommen. Aber seit die neue Verordnung besteht, gift sie natürlich auch für uns und die Bevorzugungen haben ein Ende erfahren...“

„Hören S' mir mit der neuen Verordnung auf,“ sagte der Fleischhauer. „War's nicht früher g'scheidter? Da haben viele etwas g'habt, jetzt haben alle nichts.“

„Eben deshalb wollte ich Sie bitten, Herr Wessely, ob Sie nicht etwa so freundlich sein wollten und uns aus der Verlegenheit helfen möchten...“

„Ja, also wissens, was die Verordnung anbelangt, da muß ich mich auch streng an sie halten und Sie werden mich doch nicht zu einer Uebertretung verführen wollen...“

Endhuber machte eine abwehrende Bewegung. Seine hochgeschwellten Hoffnungen brachen dabei plötzlich zusammen und er glaubte das Vergebliche seinen Mühen zu erkennen.

„Aber,“ fuhr Herr Wessely fort, seinen Bart in Ordnung bringend, der durch den Kaffeegenuß, besonders aber durch den eingetunkten Gegenstand aus seiner planmäßigen Gestaltung geraten war. „Aber die Verordnung gilt ja, Gott sei dank, nur fürs Rindfleisch. Die anderen Fleische sind noch sozusagen vogelfrei. Wenns also ein schönes Stückerl Schweinernes möchten, könnte ich Ihnen mit Vergnügen dienen...“

Selbstverständlich wollte der Rechnungsrat Endhuber ein Stückerl Schweinernes. „Wenn wir nur überhaupt ein Fleisch haben für morgen,“ sagte er zu Herrn Wessely, hocherfreut, sich am Ziele seiner Wünsche sehend.

„Ein Schweinernes hab ich, das ist schon primissima... ein Gughupf... echt ungarische Ware... Wissens ich verkauf's in der Bank gar nicht, weil die Leut', denens mit die dummen Höchstpreis den Kopf voll g'macht haben, an so einem Schweinernen allerhand auszustellen haben... Was verstehn denn die Leute auch! Aber Ihnen, Herr Rechnungsrat, Ihnen verkauf ich ein feines Stückerl... Grad hab ich für'n Greisler aus dem Achtehaus drei Kilo Kobanabeln davon hinüberg'schickt.“ Herr Wessely erhob sich und lud den Rechnungsrat ein, ihm zu folgen. Nach Durchschreiten mehrerer Gemächer, landeten sie durch die Hintertüre in den verschlossenen Laden, wo

Herr Wessely aus einem Eiskasten einen fabelhaft schönen Schweinschlegel herausnahm, auf dessen hellrotem saftigem Fleische noch die malerische, breite Fettschwarte saß.

„Das ist halt noch ein Stückerl Fleisch, was sich sehen lassen kann... Nicht wahr, Herr Endhuber?“

Der Rechnungsrat vermochte sich an dem appetitlichen Bild nicht satt zu sehen und lobte die Naturgabe mit den schönsten Worten, die man auf Grund einer achtjährigen Mittelschulbildung und einunddreißigjährigen Dienstzeit in einem Ministerium zur Verfügung hat.

„Werd'n ma gleich haben,“ sagte Wessely und schnitt von diesem wunderbaren Schlegel ein Stück herunter.

„Birds gnaw sein?“ fragte er den Herrn Endhuber, der mit der größten Aufmerksamkeit dieser Operation folgte.

„Ich glaub schon. Wir sind drei Personen zu Mittag und zu Abend.“

„Da g'langts schon,“ stellte Wessely fest und legte das Fleisch auf die Waage, gab die Gewichte darauf, ergänzte sie, nahm etwas weg, tat einige kleinere dazu und beendigte diesen kaufmännischen Teil des Verfahrens mit den Worten: „Zwei Kilo neunzig hats.“

Während er das Fleisch in verschiedene papierene Umhüllen brachte, erging er sich noch in mannigfache Lobeserhebungen über dessen Schönheit und Qualität und schloß seine Ausführung mit der Bemerkung: „Wie gesagt, da wird Ihnen Ihre Frau Gemahlin loben, wenns damit nach Haus kommen... So ein Stückerl habens schon lange nicht in der Köch'n g'habt... Sagns, ich hab's gesagt...“

Herr Wessely nahm jetzt den Bleistift zur Hand und rechnete auf einem der herumliegenden Papiere, Herr Endhuber entnahm seiner Briefstafche einen zwanzig-Kronen-schein. Inzwischen hatte Wessely seine Rechnung beendet, zog die Schlussumme und sagte in seiner einfachen und ruhigen Art: „So, Herr Endhuber, dreiundachtzig Kronen zwanzig Heller machts aus...“

Der Rechnungsrat taumelte zurück, als er diesen Betrag nennen hörte.

„Wa... wa... wa... was machts aus?“ stammelte er leichenbläß. „Drei... drei dreiundachtzig Kronen...“

„Jawohl, Herr Endhuber, dreiundachtzig Kronen zwanzig Heller.“

„Das kann doch nicht sein... Ich hab ja nur ein Stückerl Schweinernes haben wollen...“

„Es ist ja eh nur ein Stückerl... Was wollens denn...? Und da hab ich's Ihnen unter Freunden mit 28 Kronen das Kilo g'rechnet, wo Sie's überall unter der Hand um dreißig zahlen müßten...“

Entsetzt starrte der Rechnungsrat auf das kleine Paket, den hohen Betrag nochmals wiederholend. Was wollte er tun? Das Fleisch zurückgeben ging wohl nicht an. So suchte er bange das Geld zusammen und übergab es dem freundlichen Fleischhauer, der tröstend bemerkte: „Für dreiundachtzig Kronen ist das rein g'schenkt, Herr Endhuber. Bedenkens nur, daß da wenigstens einen viertel Kilo Schmalz aus dem Filz allein herauskriegen...“

Ergeben in das Schicksal verabschiedete sich Endhuber und schlich erfüllt von ängstlichen Ahnungen nach Hause. Er hatte geglaubt, als Sieger, als Triumphator in seine Wohnung einzziehen zu können und er kam eigentlich als Besiegter, obwohl er das versprochene Stückerl Fleisch mitbrachte, denn er fühlte, was seine Frau nun sagen werde, wenn er den Preis des Schweinernes nennen wird. Er dachte am Wege eine zeitlang daran, ihr einen falschen, geringeren Betrag zu nennen. Das ging aber nicht an, denn es war leicht möglich, daß seine Frau in den nächsten Tagen einmal selbst zum Wessely einkaufen ging und dann sicher von ihm in ein Gespräch über das schönere Schweinerne gezogen wird, wobei der Zufall leicht den wirklichen Preis an den Tag bringen könnte. Käme ihm seine Frau dabei darauf, daß er einen falschen Preis genannt hatte, dann würden die letzten Dinge ärger werden als die ersten.

„Nun, was hast denn bracht?“ fragte Frau Endhuber ihren Gatten ironisch, als er von seinem Unternehmen zurückkehrte und scheu und gedrückt ablegte, ohne ein Wort zu sprechen.

„Was werd ich denn bracht haben...“ sagte er endlich und legte das kleine Paket mit dem Schweinernen auf den Küchentisch. „Halt ein Stückerl Schweinernes...“

Die Frau des Hauses war überrascht und auch die herbeigeilte Kathi konnte ihrem Staunen nicht genug Ausdruck verleihen, denn ein Schweinerne zu bekommen gehörte gegenwärtig zu den größten Kunststücken der Erde. Als das Fleisch ausgepackt war, wurde es von den beiden Damen sachgemäß beurteilt, für sehr gut gefunden und nur hinsichtlich der zu reichlichen Zuwage etwas bemängelt.

„No, was kostet das Schweinerne?“ fragte endlich die Frau des Hauses.

Endhuber hatte die unvermeidliche Frage kommen gesehen und eine List ausgedacht, um sich der ersten heftigen Gemütsbewegung seiner Gattin zu entziehen, die öfter unberechenbar energisch war. Während die Frau das Fleisch ansah, war er scheinbar ganz unablässig ins Vorzimmer getreten und sagte nun von diesem sicheren Hort aus: „Dreiundachtzig Kronen und zwanzig Heller...“

Sprachs und begab sich im Sturmschritt nach dem Zimmer, woran er sehr gut getan hatte, denn er ersparte sich es, eine größere Zahl Ehrenbeleidigungen anzuhören, die nun sofort von seiner entsetzten, spürbaren Gattin losgelassen wurden und alle das eine Ziel hatten, die vollkommene Unfähigkeit des Herrn Rechnungsrates Endhuber hinsichtlich des Fleischeinkaufens darzutun.

„Mir scheint, du bist ja verrückt geworden,“ rief die Gattin aus, als sie ihm folgend ins Zimmer nachgekommen war. „Dreiundachtzig Kronen für ein Stückerl Schweinernes auszugeben... Ja, glaubst mir sind Kriegsgewinner... Schau nur deine Teuerungszulage an, ob's du damit ein Schweinerne um dreiundachtzig Kronen kaufen kannst...“

Die Millionenkäufe des Naphthalönigs.

Große Häusertransaktionen auf dem Franz Josefsplatz.

Erst vor einigen Tagen ist das belebte Stadtviertel um Franz Josefsplatz und Rotenturmstraße herum durch die plötzliche Schließung des „Café Marienbrücke“, wie hier berichtet wurde, überrascht worden. Das große Stadtcasé und Abendrestaurant war über Nacht delogiert, geräumt worden. Verkauf, „freiwillig ausgemietet“ . . . Eine Bank, der neue Mieter. Nicht einmal mehr über Nacht — in einer Mittagspause werden jetzt Millionen-transaktionen eingeleitet und abgeschlossen . . . Der jähe Verkauf des Riesenlokals ist jedoch, wie man uns mitteilt, dadurch besonders bemerkenswert, daß er mit umfassenden Transaktionen zusammenhängt, die in der Innern Stadt, namentlich auf dem Franz Josefsplatz und dessen Umgebung, vor sich gehen. Ausgedehnte Häuserkomplexe sind bereits in einen Besitzkonzern einbezogen, der sich anscheinend immer weiter spannt und mächtige Bureau- und Restauranthäuser, erst vor wenigen Jahren erbaute Hotels mit dem unvermeidlichen, gigantischen Verkehrsspeicherhaus umfaßt. Mit der Großartigkeit einer solchen Romanexposition fast wird eine Idee durchgeführt, die die Marke des „Millionenunternehmens“ an der Stirn trägt. Im vorliegenden Falle ist, wie man hört, diese Idee die Konzeption eines einzelnen, und sie gipfelt anscheinend darin, große Objekte an den belebtesten Straßenzügen der Stadt zu erwerben und — zu Zwecken, die mit der spielerischen, fast sportlichen Neigung einer Millioneninvestition in Häuserwerten wohl nicht voll erklärbar werden können — in einer vorläufig noch unsichtbaren Hand zu vereinigen. Nach den Mitteilungen sachkundiger Kreise muß zugegeben werden, daß gegen die in Rede stehenden Geschäfte alles, was bisher in dem kleinbürgerlichen Milieu der Wiener „Häuserkäufe“, der „Eckhäuserübertragung“ und des „Realitätenverkehrs“ geleistet wurde, ein Kinderspiel war.

Längs des Donaukanals allein sind nicht weniger als drei Rieseninshäuser vor kurzem in neuen Besitz übergegangen. Zunächst das Haus, in dem sich das „Café Marienbrücke“ befand, das vierstöckige Eckhaus Rotenturmstraße 31 und Franz Josefsplatz, mit einer dritten Front in der Kohlmeßergasse. Bis in den Giebel hinein von Bureaus, Ateliers und teuren Wohnungen besetzt, stellt das Objekt ein besonders wertvolles Stück des Realitäteninventars der Innern Stadt dar. An zwei belebten Straßenzügen gelegen, Sitz eines Konzertcafés und durch Haltestellen der Elektrischen in den Mittelpunkt der Stadt gerückt, war es alsbald Gegenstand einer „Transaktion“, die eine Millionenkaufsumme zugunsten des Käufers entschied.

Unweit davon befindet sich das Haus Nr. 13 Franz Josefsplatz mit dem „Café Edison“. Hier stand das einstige Müllerische Gebäude, ein langgestreckter Alt-Wiener Komplex mit der bekannten Schönbergeruhr. Vor mehr als zwanzig Jahren umgebaut, bildet das Haus jetzt den „Spitz“ der seit jeher verkehrstarken Adlergasse. Auch dieses Haus hat seinen Besitzer gewechselt. Man spricht von fünf Viertelmillionen, die es gekostet hat. Und von weitläufigen Umbauten des Kaffeehauses, die mit dem gesamten Inventar des aufgelassenen „Café Marienbrücke“ eine Erweiterung bis in den ersten Stock betreffen. Der neue Besitzer des Hauses ist — derselbe, der das Haus des „Café Marienbrücke“ erworben hat . . .

Jenseits der Marienbrücke steht auch wieder ein solches Riesen-Eckhaus, vormals einem St. Böttner Architekten gehörig. Das Haus „zum roten Turm“, das vierstöckig, mit Erkern und Türmen, Ateliers und natürlich auch Kaffeehaus, die Greblerstraße flankiert. Im ersten Stock ein bekanntes Restaurant, gutfundiertes „Millionenobjekt“, wie es im Büchel des Realitätenagenten steht. Nun — auch dieses Eckhaus ist verkauft. Und was das Merkwürdige ist, gleichfalls an denselben Mann, der auch die beiden anderen Gebäude gleichsam im Handumdrehen, wie ein anderer ein möbliertes Kabinett mietet, erworben.

Aber noch immer ist der Appetit des Wiener Häusernapoleon nicht gestillt. Schon spricht man von einem bekannten prächtigen Ueberstadthause ganz im Innern der City, auf das er seinen Blick geworfen hat, das er vielleicht schon zur Stunde erworben. Es würde sich nur um das Simmchen von höchstens acht Millionen Kronen handeln. Und weiter. Auch an einem anderen Punkte des Franz Josefsplatz sollen schon wieder Verkaufsverhandlungen „schweben“. Man flüstert: „Der ist imstande, auch das noch zu kaufen.“

„Der“ . . . Wer ist „der“? Solch großzügige Projekte konnten natürlich kein Geheimnis bleiben und man weiß von dem Manne, daß er, von fabelhaftem Glück begünstigt, zu den erfolgreichsten Kriegsgewinnern gehört. Sein Glück soll ein kostbares Erdprodukt sein, das allerdings schon so manchen österreichischen Reichtum begründete — das Naphtha. Wenige Jahre erfolgreicher. Verschäftigung mit diesem unerschöpflichen aus der Erde fließenden Quell — der, destilliert, leider dann so oft für den Kleinkonsumenten nur „rayoniert“ zu einem Whistle zu haben ist, was mit „Petroleumangel“ erklärt wird — genügt, dem schon vorher recht gut gestellten Mann zu einer beherrschenden Stellung in der „Branche“ zu verhelfen. Man erzählt sich: „Wo er ein leeres Feld kaufte, verwandelte es sich sicher binnen kurzem in ein blühendes Bohrfeld. Wo er anpflanzte, sproßten Vermögen aus dem tauben Erdreich.“ Und heute schätzt man den galizischen Naphtha-

lönig als vierzigfachen Millionär. In seinem fürstlich eingerichteten Appartement, die bunten Teppiche und Kunstgegenstände strecken, denkt er eifrig nach, welches neues Stadtpalais wieder durch den beliebten plötzlichen Ankauf „überrascht“ werden könnte . . . Doch braucht man nicht etwa eine krankhafte Neigung, eine Monomanie zu befürchten, die sich die Massenvereinigung von Häuserbesitz in einer Hand zum dunklen Trieb macht. Der „Naphthalönig“, der bewiesen hat, daß er ein nüchternen und kühler Rechner ist, will offenbar die Häuser oder ganzen Palastreihen, die er kauft, gar nicht für sich behalten. Sie und da hört man vielmehr schon wieder, daß er zur Abwechslung — Verkaufsverhandlung einleitet. Die sogenannte normale Verzinsung ist ja bekanntlich selbst in solchen Riesenhäusern mit einigen wenigen Aktiemieter, die langfristige feste Verträge haben, nicht immer so verlockend. Aber man kann doch vermuten, daß nicht bloßer Idealismus hinter den Plänen des großzügigen Unternehmers steckt. Aus dem Jonglieren mit so großen Millionenhäusern, aus Weitervermietungen, Umbauten und dergleichen können Versteigerungen entstehen, die schwer abzuwehren sind. Und der „Naphthalönig“ kann sich den Luxus des Zurückwartens erlauben.

Manche mögen den für Wien gewiß „imposanten Geschäftsstil“ bewundern. Für die Wiener Öffentlichkeit war es lediglich von Belang, die großzügigen Häuserverkäufe zu verzeichnen, die die Geschäftskreise der Inneren Stadt lebhaft beschäftigten. Für die Bevölkerung aber ist es jedenfalls von Interesse, zu erfahren, wie riesige Häuserkomplexe in Wien jetzt über Nacht ihren Eigentümer wechseln können. In der Zeit der Ausmietungen und der mühsam niedergehaltenen Versuche, die Mietzinse zu steigern, haben Transaktionen dieser Art, die in ihren Folgewirkungen weit über ihren eigentlichen Kreis ausstrahlen, ganz besondere Bedeutung!

Fremden

Die Nemesis im Zarenhause.

Von E. Freiherrn v. Ungern-Sternberg.

Deutsches Militär hat auf seinem Vorstoß in der Krim die Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna, die Großfürsten Nikolai und Peter Nikolajewitsch und den Großfürsten Alexander Michailowitsch mit ihren Gemahlinnen Anastasia, Miliza und Xenia auf dem Gute Djulbar gefangen genommen, oder richtiger, befreit. Das ist ein seltsames Stück Weltgericht, so märchenhaft, daß es sich der lähnste Phantast noch vor ein paar Jahren nicht hätte ausdenken können! Sie, die Mitschuldigen an der furchtbaren Weltkatastrophe, die fanatischen Deutscheinde, die Millionen zu Haß und Vernichtung aufpeitschten, mußten aus ihrer traurigen Lage gerade von den Deutschen erlöst werden. „Seit meiner ersten Kindheit habe ich nichts so glühend gehaßt wie Deutschland. Nun bin ich glücklich, daß dieser Krieg gekommen ist, nun kann ich meinen Haß in die Welt hinaus schreien.“ Das waren die Worte der Zarin Maria Feodorowna, als sie von ihrer Irrfahrt über Berlin und Schweden beim Ausbruch des Krieges nach Petersburg heimkehrte. Der Haß gegen Deutschland, die Vernichtung Oesterreich-Ungarns, die Sklaverei Bulgariens, die Eroberung von Konstantinopel und wiederum der Kreuzzug gegen das Deutschthum, das waren die treibenden Gedanken, das politische Ideal, die Parole der noch jüngst so mächtigen Mitglieder der Familie Romanow, die jetzt deutsche Soldaten aus den Händen der 25 wachthabenden Bolschewiki in Djulbar befreit haben.

Maria Feodorowna war der Deutschenhaß von ihrer Mutter, der Königin von Dänemark, eingepfropft worden, sie hatte versprechen müssen, Aßen und Düppel nie zu vergessen, und sie hat auch nie ein Hehl aus ihrer Gesinnung gemacht. Am Hofe scharten sich die antideutschen Elemente, die Slavophilen und Fanatiker des orthodoxen Zarismus um ihre Person. Pobjedonoszew und Sklow waren bei ihr gerne gesehen, und sie hat den unheilvollen Einfluß, den diese beiden Männer auf ihren Gemahl Alexander III. ausübten, stets zu fördern gesucht. Das russische Hausgesetz gibt der verwitweten Kaiserin-Mutter den Vortritt vor der regierenden Kaiserin, so hat sie es denn mit allen Mitteln versucht, den antideutschen Einfluß auch am Hofe ihres Sohnes, des unglücklichen Nikolaus II., zu stärken und zu steigern. Es ist kein Geheimnis, daß die Familienmitglieder der Romanow sich im Intrigenspiel

am Zarenhose tatkräftig zu beteiligen pflegten, ja, daß oft sogar mehr oder weniger ernste Komplotte in Großfürstentumskreisen Unterstüßung, wenn nicht gar Anstifter fanden. Nikolaus II. war nicht der bevorzugte Sohn seiner Mutter, und für die junge Kaiserin zeigte sie keine besondere Liebe. Die beiden hohen Damen standen oft in ernstestem Gegenfäßen zu einander, die bisweilen einen komischen Anstrich erhielten. Bestellte z. B. die junge Kaiserin irgend eine bevorzugte Regimentsmusik zu einem Feste nach Peterhof, so kam es vor, daß die Schwiegermutter, die davon erfahren hatte, genau dieselbe Kapelle nach Gatschina an ihren Hof beorderte und, auf ihrem Vorrang fußend, darauf bestand, daß ihrem Befehle Folge geleistet werde. Nikolaus II. mußte diese häuslichen Streitigkeiten sühnen.

Die Kaiserin-Mutter residierte entweder in Gatschina oder im Anitschow-Palast in Petersburg. Dort liefen die Fäden der antideutschen Politik zusammen und nur die Furcht vor einer drohenden Revolution ließ diese Intrigen zeitweilig verstummen. Iswolsky, der 1907 den Vertrag mit England abschloß, welcher das Einreisungsverbot Eduard VII. krönen sollte, verdankt seine Karriere Maria Feodorowna, die ihn als Gesandten in Dänemark kennen lernte und ihm zum Posten eines Ministers des Auswärtigen verhalf. Unter Iswolsky verlor der Würzburger Vertrag, der das freundschaftliche Verhältnis zu Oesterreich-Ungarn durch viele Jahre gefördert hatte, seine Bedeutung. Die Balkankrise 1908, die bei einer anderen Stimmung im Auswärtigen Amte ohne Schwierigkeiten verlaufen wäre, wurde künstlich geschürt. Der englische Botschafter Sir Arthur Nikolson, unter dessen fast absolutistischem Einfluß Iswolsky stand, warf Scheite in das Feuer und intrigierte hinter den Kulissen gegen Deutschland und Oesterreich. Der große Weltbrand, der erst 1914 ausbrach, sollte schon damals entfacht werden. Vielleicht wäre es dem Wunsche der Panlawisten gemäß zum Kriege gekommen, hätte der damalige Kriegsminister General Rödiger nicht in einer geschlossenen Dumastimmung erklärt, daß Rußland zu einem Kriege noch nicht gerüstet sei. Man sagt, die Kaiserin-Mutter und mit ihr der böse Genius hinter dem russischen Thron, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, seien über dieses ehrliche Wort des Kriegsministers entrüstet gewesen. General Rödiger mußte demissionieren und dem gefügigeren Suchomlinow Platz machen.

In den panlawistischen Kreisen, die seit 1908 immer mächtiger wurden, war der Krieg gegen Deutschland beschlossen. Nikolai Nikolajewitsch stellte sich an die Spitze der Kriegspartei, die nun in frechem Selbstbewußtsein keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, um den erwünschten Krieg zu beschleunigen. Es war die Zeit der Balkanheke, gegen die Interessen der Mittelmächte, der Nadelstiche, der endlosen Intrigen in den Botschaften und großen Redaktionen. Leider schlossen sich dieser verbrecherischen Politik viele auswärts stehende Elemente an, die vom Ausflühen des Panlawismus teils eine Verminderung der resolutionären Strömungen erwarteten, teils einfach im Trüben zu fischen hofften.

Der Zar war friedliebend, darin bestand kein Zweifel, die panlawistische Heze fand in ihm keine Förderung. Oft genug hat er es seinem persönlichen Freunde Grafen W. Döbrinsky versichert, der sich namentlich durch seine unerschämte Agitation unter den österreichischen Slawen hervortat. Es galt nun, Nikolaus II. für die Auffassung zu gewinnen, daß die Politik der Mittelmächte das Ansehen Rußlands gefährde und daß alles Heil für die Monarchie im engsten Anschluß an England und Frankreich liege. Eine höhere Bestimmung und die Zukunft Rußlands erfordere den Besitz von Konstantinopel und das nationale Empfinden sei angeblich durch den Anner zum Pariser Vertrage, der die Befestigung der Mandatsinseln unterjagt, tief gekränkt. Iswolsky, Tscharyloff und Sazonoff behandelten diese Angelegenheit mit großem Ernst und hielten dem Zaren wiederholt darüber Vortrag. Und der Hof und viele Politiker, Generale und manche Großfürsten wiederholten den immer stärker werdenden Ruf „Fort von Deutschland und hinüber zu England!“ Im siegreichen Kriege fällt Konstantinopel an Rußland, die Mandatsinseln werden besetzt und die Krone Monomachs erstrahlt in solcher Herrlichkeit, daß sich die Revolutionäre vertriehen und sich die dankbaren und befreiten Slawenvölker unter die Fittige Rußlands retten. — Eine Phantasterei, eine Suggestion? Gewiß. Aber wie oft sind nicht solche leichtsinnige Phantastereien in der Weltgeschichte verhängnisvoll geworden.

Die Großfürstinnen Anastasia und Miliza Nikolajewna, die Töchter des alten Montenegriner, den Alexander III. einst als seinen einzigen und besten Freund bezeichnet hatte, hatten die Mission als Egerien der Kriegspartei zu wirken. Sie erfüllten ihre Aufgabe gerne und den Verhältnissen entsprechend, sehr geschickt. Auf spiritistischen und okkulten Seancen, die die beiden Damen im Beisein des Zaren veranstalteten, beschäftigten sich die Geister gerne mit hoher Politik und orakelten in antideutschem Sinne. Gleichzeitig bot Nikolai Nikolajewitsch seine ganze Willenskraft und Brutalität auf, um den Zaren zum Handeln zu zwingen und zu seiner Politik zu befehlen. Nikolaus II. hat seinen Onkel nicht geliebt, aber er hatte allen Grund, ihn zu fürchten. Es ist die Frage, ob der Zar überhaupt die Macht besaß, sich gegen den Einfluß von Nikolai Nikolajewitsch aufzulehnen, der auch vor einer Palastrevolution nicht zurückgeschreckt wäre. Wagte es doch der Großfürst, den Generaladjutanten und Generalgouverneur von Moskau Hirschelmann auf öffentlicher Wachtparade wie einen dummen Jungen anzuschreien und schimpflich davonzujaßen. Der Kaiser mußte schweigen.

Der Krieg brach aus. Nachdem Suchomlinow das Oberkommando abgelehnt hatte, übernahm Großfürst Nikolai Nikolajewitsch den Oberbefehl, und ebenso wie die Kaiserin-Witwe begann er nun, seinen Haß gegen Deutschland in die Welt hinauszuschreien. Daß ihm sank der Zar immer mehr und mehr zur Rolle einer Dekorationsfigur herab, auf den der Großfürst keine besondere Rücksicht zu nehmen glaubte. Stolz drahtete er damals nach Petersburg, wie immer, ja

Kriegsgewinne

III. Die angeblichen Wirkungen*

Es ist eine tiefeingewurzelte Ueberzeugung des Volkes, und zwar nicht etwa nur der kaufmännischen Laien, daß die Kriegsgewinne in ihrer Gesamtheit, wenn nicht die Ursache der gegenwärtigen Teuerung seien, so immerhin einen starken Anteil daran hätten. Ist es nicht für jeden, der sehen kann, klar, daß die Kriegsgewinne die Produktionskosten und damit die Absatzpreise erhöhen müssen? Jemand wer muß doch die Gewinne des Produzenten bezahlen und das kann nur der Konsument sein?! Erst kürzlich hat sich einer unserer angesehensten schweizerischen Schriftsteller, Konrad Falke, in der „Neuen Zürcher Zeitung“ zum Sprachrohr der öffentlichen Meinung gemacht. Er schrieb: „Wenn die einander jagenden Preisausschläge auf den notwendigsten Bedarfs- und Gebrauchsartikeln wirklich nur daher rührten, daß Rohstoffe und Arbeitskräfte teurer geworden sind: wie wäre es dann möglich, daß in jeder Zeit zahlreiche Unternehmungen ihr Kapital vermehren und ihre Dividenden immer höher ansetzen konnten?... Die Gründe, mit denen das beständige Steigen der Preise vor dem Konsumenten entschuldigt wird, müssen nachgerade, angesichts der gleichzeitigen Reingewinne, als dreiste Lügen erscheinen.“ Es wird dann gefordert, daß gerade die großen Unternehmer, die, wenn sie wollten, den Markt günstig beeinflussen könnten, mehr soziales Schamgefühl an den Tag legen, und die Absatzpreise in mäßigen Grenzen halten sollten. Man darf solche und ähnliche Ausprüche nicht auf die leichte Achsel nehmen; neunzig vom Hundert des ganzen Volkes stehen geschlossen dahinter; das Problem ist tief Ernst.

Wir möchten den Leser bitten, seinen etwaigen Zorn über unerhörte Schicksalsgewinne für einige Augenblicke zu beschwichtigen und mit uns eine kurze Ueberlegung anzustellen. Es ist eine Tatsache, die jedermann bekannt ist, die aber leider immer wieder vergessen wird, daß jeder Produktionsbetrieb in der Landwirtschaft wie in der Industrie, im Verkehrswesen wie im Handel, mit verschiedenen Herstellungskosten arbeitet. Wohlverstanden: Diese Betriebskosten weichen auch innerhalb desselben Geschäftszweiges bei der Herstellung genau desselben Endproduktes oft um hundert oder mehr Prozent voneinander ab. Wir brauchen gar nicht erst eine lange Liste von Beispielen anzuführen; man braucht nur die Augen zu öffnen. Gelänge es, von allen Angehörigen eines Produktionszweiges genaue Kostenrechnungen zu erlangen, so würde sich zeigen, daß irgend einer unter ihnen die niedrigsten Produktionskosten aufweist. In einem gewissen Abstand folgt ein zweiter, dann ein dritter Unternehmer usw. Es läßt sich auch belegen, daß es in Friedenszeiten immer solche Produktionsstätten gibt (und zwar selbst in jenen Produktionszweigen, die wie etwa das Versicherungswesen, als die allerersten gelten), deren Herstellungskosten nicht nur gerade so groß sind wie die Absatzpreise, deren Jahresgewinn also null ist, sondern die sogar größere Kosten aufzuwenden haben als die Preise sind, die sie für ihre Produkte erhalten. Solche Unternehmungen arbeiten mit Defiziten und geraten nach einigen Jahren in Konkurs, wenn es ihnen nicht gelingt, ihre Produktionskosten auf irgend eine Weise zu verbilligen. Aber immer tauchen wieder neue Betriebe auf, die hoffen, bei den bestehenden Marktpreisen Gewinne zu erzielen und die in der Folge vielleicht die Enttäuschung erleben müssen, daß nicht einmal ihre Kosten gedeckt werden. Andererseits können altbewährte Unternehmungen durch die neu auftauchende Konkurrenz aus dem Felde geschlagen werden.

Während der Marktpreis für eine bestimmte Art von Gütern, von geringen Abweichungen abgesehen, einheitlich ist, sind also die Herstellungskosten von Betrieb zu Betrieb verschieden hoch. Die Differenz ist der Reingewinn des Unternehmens. Wer unter den günstigsten Produktionsbedingungen arbeitet, hat den größten Reingewinn, wessen Produktionskosten dagegen größer sind als der Erlös, darf in seine Bilanz einen Verlustsaldo einstellen. Zwischen diesen beiden Extremen gibt es eine ganze Skala von Unterschieden im Reingewinn. Fällt nun der Absatzpreis oder steigen die Rohstoffpreise und die Arbeitslöhne, so scheiden jene Unternehmer, die unter den ungünstigsten Bedingungen arbeiten, aus, und das Angebot geht zurück. Steigt der Absatzpreis oder sinken die Rohstoffe und Arbeitslöhne, so lohnt es sich, die bestehenden Betriebe zu erweitern oder neue zu errichten, und das Angebot nimmt zu.

Im gegenwärtigen Kriege sind nun sowohl die Absatzpreise wie die Rohstoffpreise und Löhne gestiegen. Daß zu den Friedensgewinnen, wo solche vorhanden waren, noch Kriegsgewinne hinzugetreten sind, beweist, daß die Absatzpreise den Herstellungskosten vorausseilten, daß also die Nachfrage nach den betreffenden Gütern größer war, als das Angebot sie augenblicklich befriedigen konnte. Die Kriegsgewinne sind eine reine Folge des ungleichmäßigen Steigens aller Preise und Löhne. Der einzelne Unternehmer, selbst der größte, steht dieser Bewegung machtlos gegenüber. Wollte er aus sozialem Schamgefühl die Preise niedrig halten, dann würden andere Unternehmungen und zwar vielleicht gerade die kleinsten und solche die erst seit dem Kriege entstanden sind, vom Markte ausgeschaltet. Die Folge wäre eine Verminderung des Güterangebotes bei zunehmender Nachfrage. Denn wenn die Preise sinken, steigt die Nachfrage. Unter diesen Umständen würde jener Unternehmer mit Aufträgen derart bestürzt, daß er, um die nötigen Rohmaterialien und Arbeitskräfte aufzubringen, höhere Rohstoffpreise und Löhne bewilligen müßte. Die eigenen steigenden Kosten würden ihn früher oder später zwingen, die Preise wieder hinaufzusetzen.

Anlässlich der Debatten über die Milchpreissfrage erfuhr man, daß die Luzerner und Freiburger Bauern auch mit einem niedrigeren Milchpreis zufrieden gewesen wären. Andere Gegenden beharrten auf den vierzig Rappen. Darob große Entrüstung bei manchen Konsumenten. Man hatte eben die genannte Tatsache vergessen, daß nicht alle Bauern unter denselben Bedingungen Milch herstellen. Hätte man den Preis niedriger angesetzt, so hätte man bestimmt damit rechnen müssen, daß eine ganze Anzahl von Bauern nicht mehr auf ihre Rechnung gekommen und daher dazu übergegangen wären, statt Milch irgend etwas anderes zu produzieren. Das Milchangebot wäre zurückgegangen und die Konsumenten hätten sich über die unzureichende Zufuhr beklagt. Ueber kurz oder lang hätte der Preis doch noch weiter hinaufgesetzt werden müssen. Aus den gleichen Gründen rührt denn auch der Bankrott der gesamten Höchstpreispolitik her. Man kann nicht genug wiederholen, daß mit den Höchstpreisen das gerade Gegenteil vom gewünschten Erfolg erreicht wird. Das Angebot geht zurück, die Nachfrage steigt und das Mißverhältnis wird schließlich so groß, daß man wohl oder übel doch, und zwar dann zu einem übermäßigen Preisausschlag schreiten muß. Kostbare Zeit wird mit dem ewigen Festhalten neuer Höchstpreise vergeudet. Es gibt eben ökonomische Gesetze, die, weil sie in der Natur des Menschen verankert sind, von keiner noch so mächtigen Staatsgewalt durchbrochen werden können.

Die Kriegsgewinne sind also die Folge, nicht die Ursache der Teuerung. Sie sind keine Bestandteile der Produktionskosten und können nicht willkürlich auf die Preise geschlagen werden. Daher kann auch die Kriegsgewinnsteuer nicht auf die Konsumenten abgewälzt werden. Wird der Versuch der Ueberwälzung unternommen, so scheitert er an den Marktverhältnissen. Freilich, sind diese derart, daß die große Nachfrage die Preise ohnehin hinaufgetrieben hätte, so kann leicht der Eindruck entstehen, als ob die Kriegsgewinnsteuer auf die Absatzpreise geschlagen worden sei.

Soweit die Teuerung eine Folge der allgemeinen Warenverknappung ist, bricht sie sich unaufhaltsam, trotz aller Preistagen und übrigen staatlichen Eingriffe, Bahn. Es kann sich nur darum handeln, die Lasten, die uns der Weltkrieg auferlegt, möglichst gleichmäßig zu verteilen, damit nicht der eine aus den Verhältnissen Zufallsgewinne ziehe und der andere durch die Macht der Umstände ruiniert werde. Diesem Zweck dient gerade die Kriegsgewinnsteuer, die den unverdienten Vermögenszuwachs zugunsten der Gesamtheit des Volkes zu erfassen und teilweise zu enteignen sucht.

K.

Hauswirtschaftliche Plaudereien.

Von Luise Holle.

Einem kleinen Bäcklein war zuerst die Zahl der Fragebriefe vergleichbar, das aus dem Leserkreis hervorkam, als die Not der Zeit für sorgende Hausfrauen und Hausmütter begann, jetzt raufst im breiten Strom die Flut der Fragebriefe zu mir, und dieser Strom verbindet nicht nur mich mit Nord und Süd, Ost und West des lieben Vaterlandes durch meine Leserinnen, sondern er schafft auch eine Brücke zwischen den Leserinnen selbst; die „Rundschau“-Hausfrauen finden ihre Freude daran, den fragenden Mitschwester mitzuhelfen, wenn einmal Frau Holle, die doch noch lange nicht allwissend ist, nicht Auskunft geben kann. So meint Frau Lotte Guballe beispielsweise, daß der fragenden Hausfrau, die gern selbst Schokolade bereiten will, dieses möglich sei, wenn man den Kakao unter Rühren auf gelindem Feuer flüssig macht, mit Zucker nach Geschmack süßt und etwas Kartoffelmehl, nach Belieben auch etwas Vanille zufügt und dann die Mischung in mit Mandelöl (woher dieses aber nehmen und nicht stehlen?) ausgestrichene glatte Formen gießt. Nach dem Erkalten hat man dann Schokoladetafeln. Vielleicht probiert die „Rundschau“-Leserin die Sache und hoffentlich hat sie dann den gewünschten Erfolg!

Da wir diese Plauderei mit so verlockender „Süßigkeit“ beginnen, mag hier gleich auch die Antwort auf eine zweite süße Frage folgen, auf die Frage, wie man Bonbons selbst bereiten kann, da es ja fast nie welche zu kaufen gibt und, wenn dies der Fall ist, auch nur zu Preisen, die arme Schluder nicht bezahlen können. Ob die Höchstpreise, die jetzt für Zuckerwaren angelegt sind, wohl etwas nützen werden? Wer's glaubt, bezahlt einen Taler, möchte man sagen. An die festmachende Wirkung der Höchstpreise glauben „unentwegt“ nur die Stellen, welche sie festsehen, aber niemand sonst; man weiß sofort: nun verschwindet die Ware und ist — noch teurer geworden! — nur noch unter der Hand zu haben. So geht es jetzt auch mit dem Rhabarber, um ein ganz besonders auffälliges Beispiel anzuführen; als er 50 Pf. kostete, gab's genug, nun er 25 Pf. nur kosten darf, wächst auf einmal keiner mehr. Man munkelt, nun macht man „Rhabarberwein“ davon. Hat man nun den nötigen Zucker — ich benutze die Hausmutter, die mir sagt, daß sie von diesem kostbaren Stoff, der bei mir und auch wohl den meisten anderen Hausfrauen nie ausreicht, soviel besitzt — so muß man einen Kessel mit Schnabel zum Ausgießen der Bonbonmasse haben und eine Marmorplatte besitzen, die man mit einer Speckschwarte oder Butter ganz dünn einsetten muß. Der Zucker muß bis zum Bruch, d. h. so lange kochen, bis ein in kaltes Wasser getauchter Holzstiel, den man darauf rasch in den Zucker und dann sofort in das Wasser wieder taucht, eine Zuckerkruste zeigt, die beim Abstreifen zerbricht und nicht mehr beim Zerbeißen zwischen den Zähnen hängen bleibt. Während der Kochzeit des Zuckers muß man diesen, wenn er sich am Topfrande ansetzt, stets mit einem Schwamm gut abwischen. Wenn die Zuckermasse den richtigen Grad erreicht hat, wird sie auf die Marmorplatte gegossen, sofort in dreieckige Stücke geschnitten, mit langem Messer von ihr abgelöst, gewendet, damit man das Fett unten abtupfen kann, und dann in kleine Teile gebrochen. Zu früh darf die Zuckermasse nicht geschnitten werden, weil der Zucker sonst zusammenfließt und sich nur schwer brechen läßt. Der Zucker kann beliebig mit Zitronenessenz, Vanillepulver, etwas Himbeer- oder Rirschwast, 1 Löffel Rosenwasser, etwas starkem Zimtwasser, gestoßenem Reis gewürzt werden, der Geschmacksstoff kommt hinzu, wenn der Zucker zum Bruch gekocht ist. Wer Kunsthonig besitzt, kann auch aus Kunsthonig Bonbons bereiten. Dazu aromatisiert man den Honig und setzt ihn dem zum Bruch gekochten Zucker zu, fügt einen Löffel gute Milch zu und verfärbt sonst, wie bereits angegeben.

Auch noch etwas „Süßes“ will eine Leserin aus dem Osten gern wissen, ein Gericht von „zu Hause“, das ich auch sehr liebe, und das von allen Hausgästen stets mit besonderer Vorliebe gegessen wurde. Wir nannten es Birnen mit Teig, es wurde aber nur von frischen gekochten Birnen oder von süß eingemachten Birnen bereitet, es mag sich aber auch wohl von guten Dörrbirnen herstellen lassen. In Friedenszeiten legte man die Backform am Boden und am Rand mit Scheiben von gestreutem Speck aus, jetzt muß man das natürlich unterlassen und streicht die Form nur leicht mit Fett aus, füllt die Form bis gut zur Hälfte mit abgetropften, gekochten oder eingemachten Birnen und breitet einen Teig darüber. Zu diesem rührt man 40 Gr. Butter weich, gibt 125 Gr. Zucker, 3 Eigelb und 1 Löffel Eierfah daran, wärzt mit etwas Zitronenessenz und fügt 1/2 Liter Milch und 375 Gr. mit 1 Backpulver vermischtes Mehl zu. Zuletzt zieht man den festen Eiweißschnee durch und füllt den Teig über die Birnen. Die Speise muß in guter Mittelhitze eine Stunde baden; sie kommt in der Form zu Tisch und wird mit reichlich gekochten Birnen, die man in besonderer Schüssel anrichtet, gereicht.

Daß man doch ein haltbares Gebäck aus Kartoffeln herstellen kann, berichtet mir freudig einer Charlottenburger Leserin der „Täglichen Rundschau“. Ich habe das Gebäck leider nicht probieren können, weil mir die dazu angegebenen Hafersloden fehlen; ich will die Vorschrift aber doch dem großen Leserkreis weitergeben; manche Leserin wird in der Lage sein, den Versuch damit machen zu

können. Also: man rührt einen Eßlöffel Fett mit 2 ganzen Eiern und einer mittelgroßen Tasse Zucker gut, gibt dann 250 Gr. kalte, feingeriebene Kartoffeln, eine Tasse Hafersloden, 1/2 Tassen Mehl, eine Prise Salz, etwas Zitronenessenz und zuletzt 2 Backpulver dazu. Mit einem Teelöffel setzt man Teighäufchen auf ein leicht gefettetes Backblech und bäckt die Plätzchen zu schöner, lichtbrauner Farbe. Von 1 Eiweiß, Zucker und etwas kristallisierter Zitronensäure schlägt man eine schaumige Masse, bestreicht das kleine Gebäck leicht damit und läßt die Glasur an der Luft trocknen.

Ganz rechtzeitig kommt nun doch die Antwort für Frau Marianne nicht, die gern einen „gefüllten“ (wie äppig!) Pfingsttuchen und daneben einen ganz einfachen Kuchen haben möchte. Aber ich kann ihr in beiden Fällen helfen; den gefüllten Kuchen backe ich zu meinem Geburtstag in den nächsten Tagen auch, den zweiten, ganz einfachen Kuchen, dessen Vorschrift mir eine „Rundschau“-Leserin verriet, habe ich gestern erprobt und sehr gut gefunden. Also:

Gefüllter Kuchen. Man rührt 2 Eigelb und 1 Teelöffel Eierfah, der mit etwas Milch glattgerührt wurde, mit einer Prise Salz und 175 Gr. Zucker schaumig, gibt etwas Zitronenessenz, 125 Gr. Mehl und 1 Löffel Backpulver daran und zieht den steifen Schnee von drei Eiweiß durch. (Das Eigelb zum dritten Eiweiß benutzt man zur Füllung.) Der Teig wird auf ein eingefettetes Backblech gestrichen und 7 bis 8 Minuten gebacken. Dann schneidet man den Teig in vier Streifen, die man sofort vom Backblech ablösen muß. Den ersten Streifen bestreicht man mit Creme, die aus etwas Milch, Vanille, Zucker, Kartoffelmehl gekocht und mit dem Eigelb abgezogen wurde, den zweiten Streifen mit Marmelade, den dritten wieder mit Creme und den vierten mit Marmelade. Man legt die vier Streifen übereinander. Der Kuchen ist wirklich ganz ausgezeichnet. Einfacher Kuchen. 375 Gr. Kunsthonig kocht man mit 10 Gr. Butter auf und läßt ihn erkalten, dann gibt man 500 Gr. Mehl, 1 Eßlöffel Zimt, 1 Teelöffel gestoßene Nelken, etwas Milch und etwas Rum oder Arral daran und rührt davon einen guten Teig, unter den eine Messerspitze Natron, eine Messerspitze Hirschwast und ein Backpulver gemischt wird. In einer ausgestrichenen Kastenform muß der Kuchen bei mittlerer Hitze eine Stunde baden. Ich hoffe, es findet sich am ersten Pfingsttage noch Zeit, den gefüllten Kuchen zu backen — welche Ueberraschung für die Lieben beim Nachmittagskaffee!

Rein, liebe Marlene, ich will nicht so grausam sein und Sie in Ihrer Not zappeln lassen, sondern trotz allen Verschönerens noch einmal das Einmachen von Rhabarber ohne Zucker hier mitteilen. Man wäscht den Rhabarber nicht, sondern reibt ihn mit einem Tuch sauber ab, schneidet ihn in kleine Stücke, die man in Flaschen, welche vorher mit verdünntem Kalzwasser gespült (Ersatz für die fehlende Soda), gut getrocknet und vor dem Einfüllen ausgeschwefelt hat, und stößt die gefüllten Flaschen öfter auf zusammengelegte Lächer, damit der Inhalt sich senkt und die Flasche gut gefüllt wird. Dann füllt man die Flaschen mit kaltem, abgekochtem Wasser und kocht die Flaschen sofort zu. Sie müssen kühl und dunkel aufgehoben werden. — Anschließend kann sich hier gleich die Antwort auf zwei weitere Fragen, die sich auf Rhabarber beziehen. Frau Tinka D. in Rotenburg kann auch Rhabarbersaft ohne Zucker einmachen. Dazu muß man den zerschnittenen Rhabarber mit Wasser gut gar kochen, ihn filtrieren und nach dem Filtrieren noch einmal aufkochen, bis er klar ist und nicht schäumt. Dann muß der Saft sofort in vorgewärmte, vorher ausgeschwefelte Flaschen gefüllt werden und diese fest verkorkt und versiegelt werden.

Wie aber Rhabarber, der tadellos erhalten ist, einen bitteren Geschmack zeigen kann, ist mir, verehrte Fragestellerin, ganz unbegreiflich, mir auch noch nie vorgekommen. Ich kann auch nicht sagen, ob zu stark und frisch gebüngter Rhabarber dadurch im Geschmack beeinflusst wird, ob das Wasser etwa Stoffe enthält, die diesen Bitterstoff hervorriefen oder ob etwa die Flaschen beim Einfüllen nicht einwandfrei waren, und ob man diesen Geschmack entfernen kann — ich weiß es auch nicht. Vielleicht kochen Sie den Rhabarber einmal kurz ab, schütten ihn auf ein Sieb und stellen ihn damit in Wasser, daß ihn ganz unspülen muß und öfter erneuert wird, vielleicht hilft das wenigstens so viel, daß Sie den Rhabarber genießen können, ich möchte es fast meinen.

Rüböl, nach dessen Verwendung Frau P., Christiansfeld, fragt, ist ganz ausgezeichnet zum Braten von Kartoffeln, Fleisch und Fisch zu verwenden, vorausgesetzt, daß das Rüböl klar und rein schmeckend ist. Läßt es in dieser Hinsicht zu wünschen übrig, muß man das Öl ausgießen, sich setzen lassen und nach der Abkühlung vorsichtig in die Flaschen füllen. Auch Pfannkuchen, Reibekuchen und derartige Mehlspeisen lassen sich trefflich in Rüböl backen; man braucht vom Öl viel weniger als von anderem Fett zu nehmen; es ist aber sehr vorteilhaft im Gebrauch. Das Öl wird in der Pfanne erhitzt — aber nicht zu stark — und dann in ihm wie in anderem Fett gebraten, nicht verwenden läßt sich Rüböl zum Anmengen von Salaten.

Frau G. F. in Reidenburg kann aus Birkenfah allerdings Birkenwein herstellen, aber es lohnt sich mit dem 1/2 Liter Saft doch wohl kaum, auch hat man die zur Herstellung nötigen Zitronen nicht, und der zum Zusatz nötige Rheinwein ist sehr kostspielig. Man trinkt den hellen süßlichen Birkenfah meist frisch als

Frühlingskur; will man ihn längere Zeit halten, versetzt man ihn mit Zimt und Melken und kocht die mit ihm gefüllte Flasche gut zu. Der Saft kann endlich auch dicklich eingedampft werden und als süßender Zusatz zu Rhabarberjuppen oder ähnlichem gebraucht werden.

Ich muß Frau S. L. in P. doch hier antworten, so gern ich eine Ausnahme einmal machen würde, besonders so lebenswichtigen Fragenrinnen gegenüber (ich fürchte mich, beiläufig gesagt, auch nicht vor einem Besuche meiner vielgeliebten Leserinnen, wenn sie mich nur finden können, und ihnen jetzt in Kriegszeiten nicht doch die Reise ins Märchenland zu weit ist!); aber einmal würde bei mir nicht einmal bedeuten, das weiß ich ganz genau. Also, welche Gummiringe ich empfehlen kann? Keine, sie alle sind naturgemäß, da der Rohstoff mangelt, aus minderwertigem Gummi mit unbekanntem Ersatzstoffzusatz angefertigt, den Fabrikanten kann man darüber keinen Vorwurf machen. Ich gebe in der nächsten Hauswirtschaftlichen Plauderei genaue Anweisungen über das für dieses Jahr beste kriegsgemäße Einkochen. — Und nun die zweite Frage: wie man Kostflecken aus bunten Stoffen entfernt? Kostflecken müssen stets vor der Wäsche beseitigt werden, da sie durch die Seifenlösungen bei der Wäsche auf der Gewebefaser befestigt werden, ihre Vertreibung nach der Wäsche also noch erschwert wird. Bei bunten zartfarbigen Stoffen darf man nicht die für weiße Wäsche zu diesem Zweck übliche Oxalsäure oder Sauerkleeessig benutzen, sondern Weinsäure oder verdünnte Essigsäure nehmen. Man träufelt sie behutsam mit etwas Wasser vermischt auf die Flecke, lasse sie kurze Zeit einwirken und spüle dann sofort mit klarem Wasser aus. Vorsicht ist bei Anwendung sehr am Platze, versuchen Sie erst an wenig sichtbarer Stelle, ob die zarte Farbe nicht leidet. Hoffentlich hilft Ihnen die Angabe.

Frau E. D. in Fürstenwalde würde ich unbedingt abraten, Eier in übermanganaurer Lösung zu konservieren; vor Jahren sind von der Landwirtschaftskammer vergleichende Versuche mit den verschiedensten Frischerhaltungsverfahren gemacht worden, auch mit einer starken Lösung von übermanganäurem Kali, der Erfolg damit war sehr schlecht, am besten hat sich bei den verschiedenen Versuchen des Einlegens der Eier im Wasserglas oder in Kalb bewährt. Ich würde Ihnen ganz entschieden abraten, Eier, die doch jetzt ein ganz kostbarer Schatz sind, darin aufzuheben. Unbedingt frisch müssen auch die Eier sein beim Einlegen, wenn man wirklich Aussicht auf Haltbarkeit haben will und es ist auch kein Unsinn, daß man am besten im April Eier aufbewahrt, denn von Mai bis Juli neigen die Hühner sehr zum Brüten, die Eier können daher leicht, wenn auch nur wenig angebrütet sein, gerabe genügend, um alle Einlegekörner zu nichten zu machen. Wenn man im März und April keine Eier einlegen kann, sind die August- und Septembereier sehr für das Aufbewahren zu empfehlen. Nach dem Einlegen hebt man die Eier am besten kühl, aber trocken auf. — Anschließend daran möchte ich Frau E. v. R. raten, sich beim Einlegen in Garantol nur des Papiers zum Ueberdecken zu bedienen, das dem Garantol beiliegt, man tut jetzt immer gut, nichts zu unternehmen beim Aufbewahren von Nahrungsmitteln, sei es, was es sei, was man nicht vorher genau erprobt und bewährt gefunden hat. In diesem Punkt ist jetzt keine Zeit zu Versuchen.

Es mehren sich die Klagen, daß Vorräte an Mehl und Mehlpräparaten dumpfig im Geschmack geworden sind, und wie man diesen Geschmack entfernen kann. Bei Mehl ist ein Erhitzen auf eiserner Platte — nicht Röstern! — unter öfterem Wenden ein gutes Mittel, den unangenehmen Geschmack wenigstens wieder so weit zu vertreiben, daß man das Mehl zur Speisenerbereitung wieder verwenden kann, zum Backen soll man es aber lieber nicht verwenden.

Der Kampf gegen die Raupen.

Unzulängliche Maßnahmen.

Es ist leider ganz so gekommen, wie man fürchten mußte: der Tiergarten ist in diesem Jahre noch mehr als im vorigen das Opfer von Milliarden gefräßiger Raupen geworden. Eichen und viele andere Baumarten stehen lahl, wie tote Gerippe, aber auf Wegen und Bänken entwickeln die kriechenden, behaarten Geschöpfe ein so bewegliches Dasein, daß einem der Aufenthalt völlig verleidet, wenn nicht unmöglich gemacht ist. Auf die Frage nach den Abwehrmaßnahmen der Tiergartenverwaltung teilte der Kgl. Tiergarteninspektor Dittmar einem unserer Mitarbeiter heute folgendes mit:

„Schon seit Anfang November v. J. bis in den April d. J. hinein sind täglich 20 Pioniere, gewandte Kletterer, bis in die Kronen der hohen Eichen gestiegen und haben die Rostern mit Staudenscheren ausgeschnitten, soweit das nicht etwa das morsche Holz der Bäume verhinderte. Diese Arbeiten konnten auf Tausenden von Bäumen aus Mangel an Arbeitskräften nicht durchgeführt werden. Sobald die Raupen auszukriechen begannen, mußten die Arbeiten eingestellt werden. Durch Vermittlung der Kommandantur sind seit Anfang April täglich 100 Kriegsbeschädigte aus vier Sammelstellen unter Aufsicht von Unteroffizieren mit Feuerlöschern, Drahtbürsten und Holzspachteln mit der Ertötung der Raupen beschäftigt. An einem nahezu 1000 Morgen großen Part, wie dem Tiergarten, verlieren sich naturgemäß so viele hilfsbereite Hände. Zu wiederholten Malen hatten sich auch Schüler aus den Gemeindeschulen unter Leitung der Lehrer an Vernichtungswerke beteiligt. Viele Eltern sehen aber diese Tätigkeit nicht gern, da die Raupen, sobald sie mit der Haut in Berührung kommen, eine ätzende Flüssigkeit von sich geben, die lange Zeit einen unangenehmen Hautreiz hervorrufen, gegen den Kinder besonders empfindlich sind. Dieser Umstand mag wohl auch die Ursache sein, daß in diesem Jahre die Teilnahme der Schulen nicht so zahlreich war wie im vergangenen Jahre. Die Tiergartenverwaltung hat sich wiederholt an die Schullinspektionen mit der Bitte um Abordnungen von Schulklassen gewandt. Es sind auch dann mehrfach Klassen für einige Stunden des Tages zur Hilfe erschienen. Im vergangenen Jahre hatte sich auch an einem Tage ein Frauenverein für wenige Stunden an der Unschädlichmachung der Raupen beteiligt, in diesem Jahre hingegen nicht. Selbstverständlich sind der Tiergartenverwaltung freiwillige Helfer stets willkommen. Jede tatkräftige Beteiligung am Vernichtungswerke wird mit großer Freude begrüßt.“

Die Raupenplage ist diesmal nicht stärker als im vergangenen Jahre, doch hat sie sich in anderer Weise entwickelt. Denn nach den kalten Tagen zu Anfang des Frühjahrs entwickelte sich infolge der plötzlich einsetzenden warmen Witterung die Raupe des Goldastfers, bevor die Blätter der Eichen austrieben, so daß die zeitiger austreichenden jungen Tiere soweit sie nicht durch den Wind von den Bäumen abgeschüttelt wurden, sich auf die noch geschlossenen Blattknospen zogen und diese ausfraßen. Viele Eichen konnten deshalb nicht austreiben und ihre Blätter bilden, vornehmlich in dem oberen Teil der Krone, während sich die unteren Zweige belaubten. In den meisten Fällen haben sich die Bäume in früheren Jahren beim Einsetzen des zweiten Triebes wieder erholt, was auch in diesem Jahre erwartet wird.“

Die geringe Mitwirkung der Schulen erklärt die nachfolgende Aufschrift durchaus anders:

„Das Raupenunglück nimmt zu, vor unseren Augen wird der Tiergarten verwüstet — einige Feldgraue wischen! Zu Beginn der Pest, vor Wochen, schickte auf Anregung einer geeigneten Stelle die städtische Schulverwaltung ein größeres, frischfröhliches Kinderheer, mit Lappen und Papier ausgerüstet, ins Treffen, es wollte Tag für Tag schaffen. Nach zweitägiger erfolgreicher Tätigkeit schrieb die Tiergarteninspektion

1918 86 26

Wiener Frühling.

Wien, im Mai.

Ein Vers von Friedrich Rückert klingt mir jetzt immer durch Kopf und Herz, wenn ich auf meinen Berufswegen aus den grauen Gassen heraus, wo ich mit meinem römischen Flüchtlingsoffer, bereits in der siebten Kriegserjagdwohnung seit drei Jahren, gelandet bin, über den Burgring und Franzensring komme. „Unvergleichlich blüht um mich der Frühling“, das ruft mir auf Schritt und Tritt schon die nächste Umgebung im Mittelpunkt des Häusermeers der Millionenstadt zu, die im Lauf der Jahre und Jahrhunderte nach allen Seiten meilenweit mit ihren Steinmassen in die frei grünende Landschaft eingedrungen ist. Um heutzutage sich in der freien Natur, in Wald und Feld, zu ergehen und zu versüßeln, hat der Wiener Stadtbewohner zuvor eine kleine Reise von beinahe einer Stunde nötig; aber eine weit-schauende, fürsorgliche Obrigkeit und Stadtwertung hat dafür gesorgt, daß er auch im Herzen der Stadt den lebendigen Atem der Natur verspürt, ihre warmen Farben, frohen Klänge und erfrischende Stimmung empfindet. Denn bei der Anlage der auf der Stelle der alten Stadtbefestigung geschaffenen Ringstraßen, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in weitem Bogen das geschichtliche Herz der Kaiserstadt umschließen, hat man mit weisem Vorbedacht auf große Weiträumigkeit Wert gelegt und nicht allein breite Straßenzüge und ausgedehnte Plätze geschaffen, die in Einklang zu den Maßverhältnissen der hier aneinandergereihten öffentlichen Prachtbauten stehen, sondern es ist auch darauf geachtet worden, daß jeder nur irgend verfügbare Raum mit Anpflanzungen bedeckt, in ehemaligen Gärten vorhandener oder Baumwuchs erhalten und in die neuen Schmuckplätze eingegliedert wurde. Es gibt wohl wenige Großstädte, die Wien an Reichthum und Mannigfaltigkeit der das endlose Häusermeer annähernd unterbrechenden und froh belebenden gärtnerischen Anlagen übertreffen, und in die von außen her an allen Seiten frisches Wachstum, mit Sorgfalt begiebt und gepflegt, zum Teil in ausgedehnten prächtigen Park- und Gartenschlössern, so üppig hineinragt. So laßt dem, der durch das Straßengewirr der Kaiserstadt wandert, bald da, bald dort ein grüner Fleck entgegen, sei es nur ein Rosenstück mit ein paar Sträuchern in einem verlorenen Winkel, ein Kranz von Rasen, Buchsbeeten und immergrünem Gebüsch um den Sockel eines öffentlichen Gebäudes, oder ein Schmuckplatz mit Wiesen, Blumenbeeten, schattigen Baumgruppen, Spazierwegen, Ruhebänken, Wasserspielen und Denkmälern. Am schönsten Teil der Ringstraßen gar, dessen Mittelpunkt ungefähr die Hofburg mit dem gegenüberliegenden Maria-Theresia-Platz bildet, und der von der Botikkirche bis zum Schwarzenbergplatz zwei bis drei Kilometer in der Längsrichtung mißt, reiht sich ohne Unterbrechung Baum an Baum, Garten an Garten.

Wie das jetzt alles seit einigen Wochen in frischer grüner und farbiger Pracht prangt! Wien erscheint wie neugeboren, seit der Lenz eingelehrt ist. Als ich vor drei Monaten die Kaiserstadt zum erstenmal begrüßte, da lagen noch schmutzige Schneehaufen an den Straßenrändern, und an öffentlichen Brunnen, die zum Gebrauch dienten, hingen Eisbärte, die großen Zierbrunnen waren mit Bretterverschlägen zugedeckt, so daß die Bronzeplastiken der Flußgötter am berühmten Donnerischen Brunnen auf dem Neuen Markt den frierend Vorübergehenden zuzurufen schienen: Sind wir nicht ganz zwecklos hier verdammt, unsre nackten Glieder dem Wind und Frost auszuliefern? Rahl und mager streckten damals die langen Baumreihen an den breiten Ringstraßen ihr düsteres Gezweig in die graue Luft, und hinter dem durchsichtigen, feinnadeligen Gewebe dieses Gewirrs von Ästen und Zweigen standen stumm und fahl die hohen, mächtigen Baulen des Franzens- und Burggrings. Die statlichen Formen der vom Baukünstler angehaften Steinmassen kamen klarer und stärker zur Geltung, als die winterliche Kahtheit der Bäume noch einen freien Durchblick über weite Strecken gestattete, aber malerischer und heiterer ist das Bild geworden, seit der Frühling fastgrüne Rasenflächen, dichte

Laubmassen und eine farbige Blütenfülle herorgezaubert hat, die den Blick begrenzen und geschlossene Bilder schaffen, seit die eintrügige Fläche der Straßen und Plätze durch die Maisonne in ein mannigfaltiges Gewand von helleuchtenden Flecken und wohlglänzenden Baumshatten gekleidet ist. Der Lenz hat es heuer gut gemeint mit den Wienern und hat fleißige, ganze Arbeit getan. Warme März- und Apriltage haben zeitig die schlummernden Lebenskräfte zu neuem Wirken geweckt, die drei Eisheiligen waren diesmal gnädig und haben statt schädlicher Nachfröste einen hochwillkommenen kräftigen Regen gesendet, der dem Pflanzenreich eine Nahrungsfülle zuführte, um die der vielgeplagte, stets hungrige Europäer der Gegenwart die in sattem Überfluß wachsenden Gärten und Parkanlagen fast beneiden könnte, wenn nicht zugleich die heurige Frühlingsgebeleune der Natur ihn mit der zuverlässigen Hoffnung tröstete, daß die Freigebigkeit von Himmel und Erde auch den Feldern und Wiesen draußen vor den Toren der unerfüllten Städte zugute kommen und eine reiche Ernte reifen lassen wird, woran Mensch und Tier ihre Freude haben werden.

Während die Völker nun schon im vierten Kriegsjahr noch nicht müde geworden sind, Leben auszurotten und Güter zu vernichten, fährt die Erde unerdrossen fort, zu erschaffen, zu gebären und ihre undankbaren Bewohner mit neuem Leben und neuen Gaben zu beschenken. Der durch den Krieg aus Rom vertriebene und in München verstorbene hochbegabte Künstler Otto Greiner hat vor einigen Jahren in der Ewigen Stadt eine Radierung vollendet, die mit der packenden Berechnung seines Griffels den innern Widerspruch zwischen der unermüdeten Schöpferkraft der Erde und dem Zerstörungswahn der Menschen darstellt und wie eine Vorahnung des jetzigen Völkermordens anmuet. Er zeigt uns im Schoß der Erde die Götter mit ihren göttlichen Helferinnen, wie sie Scharen von blühenden Kindern gebiert, die hinaufsteigen zur Oberfläche und, kaum zur Mannheit erwachsen, in wildem Kampf mit tobbringenden Waffen gegeneinander wüten. Aber die trüben Gedanken, die der Gegensatz zwischen dem lebenserweckenden Lenz und dem mörderischen Krieg anregt, werden durch den lachenden Frühling selber wieder verschluckt, der uns mit kehligen Waldern umgautelt, die Herzen erheitert und mit neuer Hoffnung auf glücklichen Wandel der Gescheide erfüllt. Hat nicht einer unsrer Dichter im blühenden Frühling zuversichtlich gelungen: „Nun muß sich alles, alles wenden“? Wohin wir schauen, umgibt uns Frohsinn in der Natur, strahlt uns sonnige Wärme entgegen, klingt heiteres Leben. Die Krähen in ihrem blauschwarzen Trauergewand, die den Winter über auf den düren Wiesen der städtischen Anlagen trügend ihr Wesen trieben, sind mit den letzten kalten Tagen verschwunden und haben schon lange einer freundschaftlichen Schar das Feld geräumt. Zutraulich trippeln und flattern die Spahen zwischen den Spaziergängern auf den Parkwegen und in den schattigen Baumreihen der Ringstraßen, an das Ufer des Stadtparkweihers kommen Schwäne und Enten herangeschwommen, um von den Besuchern einige abgeparte Brofamen zu erhofchen, und unter rieselnden Brümchen baden bunte Tauben girrend ihr Gefieder. Überall ist das Wasser aus dem bretternen Winterkäfig befreit und spielt im Sonnenglanz, der Hochstrahlbrunnen am Schwarzenbergplatz wirft seine weißen Säulen zwischen den dichtbelebten Sträuchern empor, im Rathauspark steigen und fallen rauschend die Wasser der beiden Fontänen in breiten Bündeln und spritzen, wenn ein starker Wind darüber weht, ihren Perlenstaub über die duftenden Hyazinthen- und glutleuchtenden Tulpenbeete, im kaiserlichen Volksgarten spiegelt die vom Triton getragene Nymphe ihre schönen Glieder selbstgefällig in der Flut, und in feierlich ernster Ruhe breitet sich zwischen weißen Marmorändern ein geheimnisvoll dunkler Wasserpiegel vor dem rührenden Denkmal der Kaiserin Elisabeth aus, welches die stimmvollste, mit seinem Kunstgefühl angelegte Ecke des Volksgartens einnimmt. Die Schmuckplätze und Gartenanlagen der inneren Stadt werden trotz der Kriegschwierigkeiten sorgsam gepflegt. Die ersten Frühlingswochen boten an vielen Stellen dem Auge einen wahren Freudenrausch von Blüten-

pracht. Der Flieder soll dieses Jahr ungewöhnlich freigebig geblüht haben; auf dem Helbenplatz zwischen Volksgarten und Hofburg, wo die Reiterstandbilder des Erzherzogs Karl und des Prinzen Eugen an die harten Kämpfe mit dem türkischen Eroberer und an die legendenhaft gewordenen Taten eines jooonischen Prinzen an der Spitze österreicherischer Heere erinnern, strömte ein Dichter Kranz von violetterm Springenflor weithin seine Wohlgerüche aus, während die Wiesen ringsum mit Maßliebchen und Butterblumen wie ein mit Perlen und Gold besäterter Teppich strahlten. Neben an im Volksgarten wechselte der in dicken Blütentrauben herabhängende Goldregen mit weißem und violetterm Flieder, mit Weißdorn, Rotherdorn, Rhododendronblüthen und vielartigen Blumengruppen; darüber breiteten hohe, alte Bäume ihre üppigen, schattenspendenden Laubkrone, in denen eine lustige Schar von Singvögeln dem Lenz ihr Lob- und Danklied singt. Einen ebenso gefälligen wie sinnvollen Schmuck der Wiener öffentlichen Gärten bilden die zwischen Baumwuchs und Rasen aufgestellten Denkmäler; es sind ihrer gar viele, und nur wenige erreichen an einfacher Schönheit das Marmorbild der vor zwanzig Jahren meuchlerisch gemordeten Kaiserin. Aber nahe kommen ihm als Kunstwerke an sich und durch die landschaftliche Einrahmung die breit angelegten, mit reichem Reliefschmuck ausgestatteten Denkmäler des Dichters Grillparzer und der Walzerkönigin Lanner und Strauß sowie die gutgedachten Gruppenmonumente der Maler Schwind und Waldmüller wie des Volksdichters Angenruber. Im Stadtpark, den der Wienfluch in stattlicher architektonischer Einfassung durchströmte, findet man unter ändern die Denkmäler des Tonbilders Schubert, des Wiener Rubens Hans Mozart und des Kalwasserdoctors Pfarrer Kneipp. Bei letztem hat der Bildhauer seiner guten Baume die Zügel so weit schiefen lassen, daß mancher Betreue des Wörishofener Naturarzes das Werk für eine absichtliche Verpötlung seiner Heilmethode hält; die Wiener Jugend aber, die auf dem weiten Rasenplatz bevor ihre Freispiele treibt, hat gewiß ihre unbesangene Freude an dem schelmisch lachenden Bronzefigürchen, der sich unter den Augen des Pfarrers den heilsamen Rückenflug wohlgefallen läßt.

Es ist nicht die Knaben- und Mädchenwelt allein, die seit den Oftertagen sich in den Wiener Anlagen tummelt und sie mit Frohsinn erfüllt. Auch die Erwachsenen aus allen Schichten der Gesellschaft ergötzen sich gern in den frühgrünen Gärten und Baumgängen der Ringstraßen. Seder Gärten und jede Tageszeit haben ihre Stammgäste; im Rathauspark findet man in den Mittagsstunden viele Angehörige der benachbarten Universität, männliche und weibliche Studenten, die über ihren Büchern einschlafen und sich sonnen; im Stadtpark trifft sich in den Nachmittags- und Abendstunden die Welt, die sehen und gesehen werden will, die auf Freierröhen gehende bewaffnete und unbewaffnete Jugend und alle Müßiggänger der besseren Gesellschaft, die in langen Reihen an beiden Seiten der Parkwege die bereitstehenden Stühle innehaben und eine Lasterallee bilden, deren Kosten die dazwischen auf und ab wogende Menge von Spaziergängern trägt. Im Volksgarten endlich überwiegen der Mittelstand und das Kleinbürgertum, die Kinderwagen und spielende Jugend; nach Tisch sind hier Bänke und Stühle in den schattigen Laubgängen bis auf den letzten Platz besetzt von Leuten, die nach einer im Laufe des Krieges zu Ehren gekommenen Erfahrung die Lüden der Ernährung durch einen heilsamen Schummer in freier Luft zu ergötzen versuchen. Es schläft sich wohl gut in den schattigen Gärten unter den alten Bäumen und blühenden Sträuchern, die würzigen Duft in die laue Frühlingsluft senden; und wer mit offenen Augen dort ausruht, der genießt mit Behagen den Ausblick in das wechselnde Farbenpiel, die flimmernden Lichter und die lauschigen Schatten des dichten Baumwuchses. Die Wiener Anlagen zeichnen sich aus durch einen Reichthum an mächtigen alten Bäumen und die Mannigfaltigkeit ihrer Arten; Kastanien, Ahorne, Platanen, Birken, Eichen, Linden, Eichen, Buchen, Silberpappeln, Roibuchen und manche andre Gewächse, deren Namen nur der gewiegte Botaniker sicher anzugeben weiß, mischen sich mit dunkeln

Nadelhölzern und immergrünem Gebüsch auf fastgrünem Wiesenplan, und die Gewohnheit, die Äste der Bäume so zu ziehen, daß sie bis tief auf den Boden sich herunterneigen, gibt dem Bild eine größere Beschlossenheit und schafft märchenhaft heimliche Winkel. Eine besondere Schönheit des Helbenplatzes liegt in seiner Umrahmung mit dichten Reihen von rotblühenden Kastanien, deren undurchdringliches Blätterdach einen tiefen Schatten auf den Boden malt, während die unzähligen Blütenkerzen wie bunte Lichter darüberleuchten und, wenn der Wind von der ungarischen Donauebene herüber etwas kräftiger weht, einen rosa Schleier von Blüten über Rasen und Rasen streuen.

Der Wiener in der Innenstadt hat es kaum nötig, die Reize mit der Straßen- oder der Stadtbahn zum Waldpark des Praters zum herrlichen Schönbrunner Schloßgarten oder zu den Vorhöfen des Wiener Waldes zu machen, wo die Obstbaumblüte in den ersten Lenzwochen ihre weiße und rötliche Pracht ausbreitet; er kam in der Tat den Frühling mit all seiner unzähligen Schönheit genießen, ohne über die Ringe und den Donaukanal hinauszu- gehen. Mancher, der die Bequemlichkeit und die Geselligkeit liebt, begnügt sich damit, den Frühling vorm Kaffeetisch zu genießen, das ihm durch lange Gewohnheit ein zweites Heim geworden ist. Auch hier hat der Wechsel der Jahreszeit neues Leben erweckt und ein frohes Treiben im Freien geschaffen; die frisch lackierten Tische und Stühle säumen jetzt in hellen Reihen den breiten Bürgersteig längs der Häuserfront ein, ein Feuertisch oder ein Kranz von Pflanzentüpfeln umfriedigt die Gaststätte wie ein sonniges Gärtchen, in dem man beim kostbaren Genuß einer Zigarette, wenn man nämlich im Besitz einer Raucherkarte ist, in die schattigen Laubgänge der Ringstraßen und nach den blühenden städtischen und ländlichen Gärten hinüberschaut, in denen das bunte Gewimmel von Offizieren und hübschen Wienerinnen mit der Farbenpracht der Anzügen wetteifert. In dem allgemeinen Aufleben sind auch die Künstler nicht zurückgeblieben. Die Sezession hat seit Ostern ihre 50. Ausstellung eröffnet und damit ihr zwanzigjähriges Bestehen gefeiert. In ihrem von dem Darmstädter Baumeister Ulrich errichteten schlichten und doch bedeutungsvollen Bau, gegenüber dem annähernden Garten des Karlsplatzes, hat die Sezession heuer eine Schau vereinigt, die eine erfreuliche Vorstellung von ihrem ersten Streben und einer durch den Krieg nicht gehemmten Mäßigkeit gibt; wiewohl man auch hier beobachten darf, daß die gewaltigen Ereignisse der letzten Jahre und der durch sie bewirkte Wandel der Stimmungen ganz neue, starke Anregungen zu künstlerischem Schaffen gegeben haben. Die sonst wohl in Ausstellungen der Neuerer sich unangenehm breit machenden, auf Verblüffung der Menge berechneten, genial sein sollenden Unverständlichkeiten und dreisten Scherze selbstzufriedener Vorkühler fehlen hier fast ganz, während viel tüchtige und gewissenhafte Arbeit zu sehen ist, die von technischem Können ebenso wie von fruchtbarer, schöpferischer Phantasie und eigenartiger Gestaltungs Kraft. Der verdienstvolle Vorkühler der Sezession, Maler Richard Hartinger, hatte die Güte, die Vertreter der bedeutendsten reichsdeutschen Blätter zu einer Besichtigung unter seinem Geleit einzuladen. Dabei sprach er sich in zusammenfassender klarer Weise über Ziel und Streben seiner Vereinigung aus und gab dem lebhaften Wunsch Ausdruck, daß das Schaffen der Wiener Sezession, als ein wesentlicher Teil deutscher Kulturarbeit in Österreich, auch in Deutschland Verständnis und Beachtung finde, und so dazu beitragen könne, das vielgestaltige geistige und künstlerische Leben der Stammesgenossen bilden und drüben zu befruchten, zu stärken und zu einigen. So kam hier auf dem engern Gebiet der bildenden Kunst das gleiche Verlangen nach enger, vertrauter Gemeinschaft der deutschen Stämme im Reich und in Österreich zur Geltung, welches durch die in trauem Bund bestehende Kriegsgesfahr und -not gekestiat in der Politik an der Donau und in den Alpenländern seine Stimme immer lauter und dringender erhebt. Auch ein Frühlingsgedanke, froher Hoffnung voll, dem wir von Herzen Sonnenschein, Wachstum und glückliches Ausreifen wünschen zum Wohl und zur Ehre des deutschen Volkes in der Welt!

er alle Massenlang darauf schätze oder künstlerische Erfahrungen, Pflichttreu weit weniger wert zu sein händlerschlaubeit, Schön fürstlich für Stände

Sonntag in Wien.

Man wollte eigentlich nicht zu Hause bleiben, nicht in Wien. Die nahe Dorne lockte, der grüne Laubwald auf erreichbaren Höhen, die geliebten, vom großen Troß verschönten Wege, die außerhalb jenes jammervollen Gebietes liegen, das durch weggeordnete Spatier, jüdelos abgetrennt und wieder verteilte Büschen und Wäldchenweige, durch allerlei Schrägen, den die gedankenlose Menge sich herzogener Sonntagsbummler hinterläßt zu einem Stille festlicher Wälder geworden ist, ein Gürtel, den der empfindende und veredelte Wanderer so rasch aus möglich durchschneidet. Aber aus irgendeinem Grund ist aus dem schönen Wien nichts geworden. Einmal Unvermeidliches ist dazwischen gekommen, vielleicht eine Pflicht, die über die Woche hinauswuchs und ihre harte Hand auch am den Sonntag legte, oder körperliches Mißbehagen, das den Gedanken an die gepredigte Pflicht auf der Straßen- oder Stadtbahn, an das ewige „Umanandergeschweben“ freigeistlichster Meisen ablehnte. Aus einer liebigen Ursache also ist es zu spät geworden, noch irgend etwas Großes zu unternehmen und so muß man sich eben bescheiden.

... wie ...

Die schönen Zeiten, in denen Eduard Böhl seine fein-beschaulichsten Sonntagsnachmittage im süßen Schatten eines vornehmen alten Kaffeehauses der Innern Stadt genoss, sind freilich vorüber. Es ist nichts mehr mit der „Melange“ in deren Obergeschosshaube der blante Köffel stecken blieb, nichts mehr mit dem wirrigen Gemüsch von Moskalegenheit mehr, jenen fetttrahlenden, zufriedenen Herrn zu sehen, der beglücklich präfend das frische „Bachst“ in runden Fingern tragen läßt. Die ausregenden Geschmacksbezeichnungen vom „Gold“ bis zum „Kapuziner“ und eisgeküßten „Mazagran“, von der „Rußlicht“ bis zum „höllenheißten“ Schwarzen“ gehören der Vergangenheit an. Und die geringe Auswahl von Herrlichkeiten-Erfrisch, die uns geblieben ist, stellt Ansprüche an den Geldbeutel, die wir früher mit wildem Hochgelächter abgeteilt hätten, heute nur mehr mit einem müden Seufzer beantworten. Und mit stiller Wut erinnern wir uns dabei des süßelnden Ausbrüches eines heutzutage „Kesselnmit-Geschäftsführers“: „Jetzt sieht man's ersicht, was die Leute zahlen können!“

So besonders man dem durch die stillen Straßen, in denen hungrige Spaten vergeblich nach jenen Lebersteinseln suchen, an denen Xenophon einst mit nicht übermäßigem Geistesaufwand erkannte, daß da Pferde vorübergekommen sein mußten. Die Geschäfte stehen stumm, die Auslagen sind mit arisgrünigen Rollen und Vorhängen verhüllt, und die leeren Pappschachteln, Körbchen und Schofoladenpapiere der Konbitoreien wirken wie Dolm. Vor der Kapuzinerstraße gibt es

Lio im Vorüberstreifen bemerkt.

allerdings etwas zu sehen: zwei uralt, knorrige, wunderbare Buchsbäume in Süßholzform in Kugelform gestutzt, wachere Baumgäste, die mehr erblickt haben dürften als alle Menschen, die an ihnen vorübergehen. Ein Einpänner klappert vorbei, blickt verächtlich und unnahbar nach der „stieren Bagaschi“, die keine Lust zeigt, dem einst geringschätzten und nun so hochchronenden Kutscher „Hünfanzwang's Kranke“ für eine kurze Fahrt im „Kombiuebergalopp“ zu zahlen. Die Turmsfallen, die den goldenen Doppeladler des Stephansturms verellos umtreiben und mit ihren prächtigen Segeln den blauen Himmel beleben, jergeln mit hellem Schrei über Dächer und Rauchfänge, ganz unschuldig natürlich, aber doch so nebenbei in die Fenster der Tauben spähend. Mein Gott, von irgend etwas muß man leben in dieser großen Stadt, und möglichst gut natürlich. So stellt sich müßlos die Gedankenverbindung zwischen den tierischen Gassen und dem weniger amnütigen „Ausspanna“ her, besonders, wenn man sich jenes Diablers aus älterer Zeit erinnert, den seine Kameraden „Spasentalk“ nannten, und zwar wegen seiner wahllosen Sucht, eine Fuhr zu erhalten, die ihn dazu trieb, auch an Menschen, die nach Diaberbegriffen keine „Gawliere“ waren, die bekannte Aufforderung „Fahr'n ma, Euer Gnad'n?“ zu richten.

Was nützt das alles! Der Einpänner hat recht, und der Preistreiber hat auch recht, und für unsereinen, der ja wirklich schon halb und halb zur „stieren Bagaschi“ zählt, bleibt nur das Recht, von seiner Fähigkeit zu mehr oder minder geistvollen Betrachtungen Gebrauch zu machen und sich gelegentlich zu „Spasen“, wenn

a niemand. Trinten Da hab's mei lecktes stimpffünnig-schönen über die Besucher der „nis“ mit dem frans geht's nun einmal stungen aufgefordert er Welt wirklich „eine n, sind diese gasfliegen nachentzügen, Niggen-mierdamen, Blumen-gen und „dammer“ Nähe eines dieser stens nächtligherweile Lachen, Niederziehen Strafe erbracht wie Zuviel, ist nun ein braunen Kästchen im hallenden Schritten atig herumfingert: long.“ Ein Spiel-liegen als Lodbögel blante Zehneller-te Geist jener Dallen, iter und der Raub kurze Freuden sich Stelleicht kammt du „Ehjum“ gab und a Katschung die be-Ein Stimbild bist wegs angenehm zu gar nicht sonderbar, mer, ein Mädchen in das mit einem sehr henden fleischen und orübergebt, plßlich einstellt und die ... ein bischen

Abdruck der Originalaufgabe verboten.

Ueber den englischen Volkscharakter.

Von Generalleutnant z. D. Hoffmann.

Unter dem Titel: „Einiges über den englischen Volkscharakter“ hat der Hamburger Arzt Dr. Ahlswede, der bis zum Kriegsausbruch in England gelebt hat, seine dortigen Eindrücke in Buchform gesammelt (Broschek u. Co., Hamburg). Viele seiner Beobachtungen sind überraschend und das Gegenteil von der in Deutschland leider immer noch anzutreffenden falschen Beurteilung des Engländers. Daß Dr. Ahlswede treffend und sicher beobachtet hat, begründet er selber damit, daß er ausnahmsweise rein englische Praxis in London gehabt hat, weil er zu der dort üblichen Zusammenarbeit mit einem anderen Arzt einen stockenglischen Kollegen gewonnen hatte, während sonst deutsche Ärzte in England sich in der Regel mit einem deutschen Kollegen zusammenschließen und nur oder vorwiegend unter Deutschen praktizieren. Niemandem aber ist es wohl so vergönnt, ins Innere des Volkes einzudringen, wie dem Arzt, der ganz in die Familie, in Wohn- und Schlafzimmer, Konitor- und Gesellschaftsräume kommt und als Vertrauter mit Gesunden, Kranken und Sterbenden verkehrt. Der Inhalt des kleinen Druckheftes verdient deshalb weiteste Verbreitung, und wer es gelesen, wird nicht mehr daran zweifeln, daß es England gegenüber nur die eine bittere Notwendigkeit gibt: zähestes Durchhalten!

Gleich zu Anfang tritt Dr. Ahlswede der irrigen Auffassung des sozialistischen deutschen Weltbürgertums und der deutschen Friedensfreunde, die immer noch auf Freundschaft mit England hoffen, entgegen, als ob es nicht so sehr das englische Volk war, das den Krieg wollte, sondern nur einige leitende Männer; wenn die einmal abgesetzt würden, hätten wir schnell den Frieden. Nein, es ist gerade das englische Volk in seiner Gesamtheit, das den Krieg will, das ihn erbarungslos bis zur Vernichtung des deutschen Volkes führen würde, das einen unerhörten Haß gegen uns hegt. Wollte der brave deutsche Arbeiter sich mit versöhnlichen Gefühlen an seine englischen Genossen wenden, er würde elend verprügelt werden.

Zu handgreiflichen und augenfälligen Äußerungen seines Unwillens ist der Engländer, obgleich im allgemeinen ruhig, doch sehr geneigt, wie sich schon zur Zeit der Krügerdepeche, 1896, gezeigt hat. Die nicht wiederzugebende Beschimpfung und Beschimpfung des Bildes unseres Kaisers durch englische Marineoffiziere (NB. während der Friedenszeit!) ist bekannt. Wegen mißliebiger Presseäußerungen wurde wiederholt auf der Straße eine halbgerupfte, noch blutige Gans aufgehängt mit der Aufschrift „The German eagle!“ — Der deutsche Adler!

Im deutschen Arbeiter sieht der englische Arbeiter, obwohl jener in seinem Sinne für Ordnung, Sauberkeit und Anstand hoch über ihm steht, besser unterrichtet und wohlhabender ist, nur den „bloody German“, einen Preisdrücker, der an niedrigste Lebenshaltung gewöhnt, dadurch den Engländer stets unterbietet. Ja, das niedere Volk (oder besser das „unwissendere“, das sich ziemlich hoch hinauf erstreckt) hält jüdisch und deutsch für ziemlich gleichbedeutend. In der Tat sind die dortigen Juden alle über Deutschland hereingekommen, und ihr Raubverwech, das „Jiddisch“, ist stark mit Deutsch gemischt. Daraus ergibt sich für die oberflächliche englische Auffassung das weitere, Belehrung bleibt fruchtlos.

Weiter bezeichnend für das Verständnis des Engländers von deutscher Eigenart ist, daß Dr. Ahlswede in dreizehn Jahren den Namen Goethe einmal von einem Engländer hat nennen hören; ein junger Oberlehrer erzählte, daß er in seinem Examen als schriftliches Thema den „Forst von Giephle“ (Goethes Faust) bekommen hätte. Schillers Namen hat er nie gehört.

Der zu dieser Unkenntnis sich gesellende, schon erwähnte unerhörte Haß (nicht erst seit der Kriegszeit, sondern schon jahrzehntelang vorher, also der Treiber zum Kriege) hat seine Ursache ursprünglich in Konkurrenzneide, der beim Engländer außerordentlich stark ausgeprägt ist. So wurde z. B. von sonst zuvorkommenden Geschäftsfreunden unseres deutschen Arztes einem deutschen Freunde von ihm, der sich in England behaupten wollte, auch nicht die kleinste Apotheke gezeigt, geschweige denn irgendein Großbetrieb.

Das Weiterwachsen des Hasses wird mit der Planmäßigkeit und Beharrlichkeit betrieben, die es in England einem zu vernichtenden Gegner gegenüber stets gilt — nach Art des Catonischen „Ceterum censeo“ — wie vor dem Burenkriege gegen die Buren, wie zur Zeit von Fashoda gegen die Franzosen, nur entsprechend der Macht des deutschen Gegners in ungeheurer vergrößertem Maßstabe. Zur Verbreitung dient natürlich das geschriebene und gesprochene Wort. Und die lebendige Sprache als die Wurzel, aus der erst Gefinnung und Wesensart emporsprießen, trägt den Haß weit über England hinaus nach Amerika, Australien, Indien und überall hin, wo englisch gesprochen wird.

Wie Haß und Mißtrauen im englischen Volk durch die Zeitungen, namentlich die Northcliffe-Presse, verbreitet wurden, ist bekannt. Aber fast noch schlimmer erscheint der Einfluß der belletristischen Literatur, die sich mit ihren Romanen, Novellen und Erzählungen an das Gemüt und die Leidenschaften wendet.

Die als Beispiele hierzu in kurzen Strichen gezeichneten Romane sind haarsträubend, gerabezu kindisch. Aber sie werden in Unmassen verkauft und verschlungen, nicht nur in England, fast mehr noch in der ganzen englisch sprechenden Welt. So wie die Romane sind in zahlreichen Zeitschriften erscheinende Novellen, Skizzen, Erzählungen gehalten. Da erscheint in den „Tits-Bits“, einer Wochenzeitung mit mehr als einer Million Leser, in jeder Nummer eine kurze, spannende, aus dem Leserkreis eingesandte Preisnovelle, die häufig ähnliche Tendenz hat. Bis hinunter in die Schundliteratur und die niedrigsten Wühlblätter, von denen es in England wimmelt, erstreckt sich die Verheerung gegen Deutschland. Alles Schlechte ist für den Engländer deutsch.

Daß bei solchem Haß und solcher Unkenntnis Deutschlands jeder Engländer uns für die Urheber des Krieges hält, ist selbstverständlich. Und sollte sich einmal jemand den Tatsachen nicht verschließen können, würde er sagen: Gut, wenn sie es nicht getan haben, gewollt haben sie es doch, und das ist das selbe.

Dem bisher erwähnten Haß und der Unkenntnis der Engländer stehen aber auch andere, hohe Eigenschaften gegenüber. Ihre Zähigkeit und Ausdauer ist bekannt. Mit ihrer überragenden Willenstraft haben sie im Verkehr mit Franzosen, Italienern und Spaniern bald die Führung; bei den Deutschen allerdings nicht. Jeder wird geachtet, mag er noch so ungebildet, brutal und Prozenhaft sein, wenn er nur fest und hart wie Stahl ist und es damit zu etwas gebracht hat. England wird sich deshalb auch nicht unterwerfen, bevor es den letzten Pfennig und den letzten Blutstropfen — seinen und seiner Verbündeten — eingeseht hat.

Zähigkeit und Ausdauer bedingen natürlich auch Opferwilligkeit, und auch darin ist der Engländer groß, wahrhaft großzügig, wenn ein Unternehmen die Opfer lohnt. Dann verlangt er aber auch tüchtigen Lohn und ist durch keinerlei unzulässige Bescheidenheit gehindert; diese wird er nur anderen anraten.

Streben nach Macht und Reichtum wohnt dem einzelnen Engländer wie dem ganzen Volk inne. Um beides zu erlangen, ist dem Engländer jedes Mittel recht. Nichts fürchtet er so sehr wie die Armut. Etwas, was man erwerben oder nehmen kann, nicht zu nehmen, bedeutet den meisten schon ein Unrecht. Der Engländer hat eben das stolze Gefühl, daß er von dem Besitze oder der Macht einen besseren Gebrauch machen würde als ein anderer. Ebenso wie das Verpassen einer Erwerbungsgelegenheit ist ihm auch das leichte Hergeben des Erworbenen ein Greuel.

Aus obigen Gründen ist der Engländer auch ein schlechter Zahler, ungläublich fleißig er am Gelde und läßt sich regelmäßig erst viele Male mahnen, ehe er eine Rechnung bezahlt. Und wenn unsere Kaufleute die Korrektheit und Reellität des englischen Kaufmanns rühmen, so flieht diese nur aus latter Berechnung, die ihm Kredit und ausgedehnte Geschäftsverbindungen sichern soll. Der Arzt läßt sich in England jedesmal sogleich bezahlen, jeden einzelnen Besuch, jede Konsultation; und zögernd genug, nachdem er aus dem Arzt alles, was er kann, herausgeholt, rückt der Patient mit dem Gelde heraus, meist nachdem er noch geflüstert und gehandelt hat.

So würde England auch Eroberies nicht leicht herausgeben. Daß es Leute geben kann, die davon reden, daß im Westen 49 000 Gevierth. besetzten Landes mit blühenden Städten, wovon nach jahrelangen Mühen mit Willkür an Geldopfern und Millionen an Blutopfern nur ein kleiner Teil zurückerobert wurde, einfach wieder hingeschenkt werden sollen, ist nur in Deutschland möglich. In England würden solche Leute glatt verprügelt werden, wenn man sie für zurechnungsfähig hielte. — Den Polen hätte England ihr Land, wenn dessen Wert beispielsweise 50 Milliarden wäre, nur für 60 Milliarden gelassen, keinen Pfennig billiger, wenn auch nicht in barem Gelde, sondern in gleichwertigen Leistungen im Laufe der Zeit.

Aber nicht nur der Wille zur Macht und sein Streben nach Reichtum leitet den Engländer, sondern auch der Gedanke an Bestrafung und Abschreckung des Gegners — der natürlich in jedem Falle den Krieg angeflistet hat. Darin ist er kalt, grausam, unerbittlich (wie er selbst meint von unerbittlichem Gerechtigkeitsfinn). Und dies wie im Völker-, so im Einzelleben. Nirgends gibt es so viel Entschuldigungsflagen wie in England, und die meisten sind erfolgreich. Z. B. hatte ein kleiner Geschäftsmann in 3 Jahren 27 Entschuldigungsflagen geführt und dabei 42 000 M. verdient.

Aber trotz aller solcher Eigenschaften, von denen wir Deutschen etwas lernen könnten, ist der Verfasser auf Grund seiner Kenntnis beider Völker doch felsenfest von unserem Siege überzeugt — allerdings, wenn wir von den Engländern auch wirklich etwas gelernt haben. Vor allem Einigkeit und geschlossenes Zusammenhalten des eigenen Volkes gegenüber Ausländern, was nirgends so ausgeprägt ist wie in England. Ferner unbedingte, lückenlose Liebe und Verehrung großer Männer. Wieviel Undank hat nicht unser Bismarck geerntet neben aller Liebe und Verehrung; wogegen in England ein Dugendmensch wie Lord Roberts genau solche Liebe und Verehrung ohne Haß und Undank gesunden hat. Der Engländer ist auch nicht kleinlich, und wenn er anderen gegenüber seinen unbeugbaren Willen durchzusetzen versteht, übersieht er gern Kleinigkeiten, läßt darin den anderen getrost ihren Willen, versteht es auch mit Wort und Tat anzuseuern und die anderen sogar mit Begeisterung für sich arbeiten zu lassen, so daß er wahrhaft herrscht.

Mit warmer Mahnung in diesem Sinne an unser zu jeder Krafterleistung fähiges Volk endigt die kleine Schrift, zugleich mit der Warnung, daß doch niemand länger in verhängnisvoller Unkenntnis über den wahren englischen Volkscharakter bleiben möchte: Mochte unser ganzes Volk aufgeklärt werden, möchten die einfachsten und selbstverständlichsten Wahrheiten wenigstens so im eigenen Lande verbreitet werden, wie es die Engländer unter fremden Völkern mit der Züge fertiggebracht haben!

Abendausgabe

DER

36. Jahrgang

ergegeben

wie übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung.

der Urdre.

booten unschädlich gemacht worden. Infolge der Minengefahr wurde nun die Fährverbindung Helsingör—Helsingborg eingestellt.

Nachdenkliches aus Prag.

Von unſ. Sonderberichtſtatter.

Prag, im Juni. In goldschimmernder, mit wundervollen Klappen bespannter Staatskarosse fährt der Fürsterzbischof von Prag an hohen katholischen Festtagen zur Messe in den gotischen Dom am Prager Gradischin. Ehrjuradswort umfassen den Kirchenfürsten Domkapitulare und Weihbischöfe im buntfarbigem Mäntelchen, und ebenso bunt wie das Bild auf der Straße vor dem Altar ist das Innere des gewaltigen Domes. Purpurn leuchtet der Baldachin über dem silbernen Sarge des Johann von Nepomuk. Blaue und gelbe Kirchenfahnen brennen zwischen den Pfeilern hervor. Gold und weißer Marmor glitzert in den dämmerigen Ecken. Wie Kalkschmohn und violette Kornraden im Lehnfeld stehen die Frauen und Mädchen in grellfarbenen Volkstrachten, die neuerdings in Prag Sitte werden, unter den modisch gekleideten. Die tellergroßen Halbedelsteine an den Wänden der St. Wenzelskapelle, hinter denen die böhmische Königskrone ruht, blitzen, die Orbel braust, die farbigen Frauen beien und bewegen sich. Gloden läuten, und ein unendlich gültiger, blauer Sommerhimmel neigt sich durch die nur leicht getönten Scheiben der Riesensfenster. „Willst du Land und Volk erkennen, mußt du in die Kirche rennen“. Hier ist echtes, unperfälschtes Prag. Unbezwingliche Sehnsucht, sich aus der männermordenden rauhen Wirklichkeit des Krieges hinüberzuretten in die Festfreude des Friedens.

An allen Ecken und Enden der Stadt stößt man auf diese für das slawische Volk charakteristische Lust an der Farbe. Wo sie sich noch, wie bei den Tschechen, mit dem leidenschaftlichen Hang verbindet, aus der realen Wirklichkeit immer wieder in die Romantik der böhmischen Vergangenheit zu flüchten, dort ist zu gewisser Zeit der politische Salat bald fertig. Da wird jede Sommermesse zum bilderreichen Fest, die sonst überall belanglose Tatsache, daß ein Theater vor fünfzig Jahren eröffnet wurde, zu einer jauchzenden Manifestation mit unzähligen Fahnen und Tricoloren und verſtegenen Reden von slawischer Kultur'endung. — Dort wird natürlich auch der erfolglose Politiker im Sandumdrehen zum Märtyrer. Kaum einen Hüchenschuß von der königlichen Burg Gradischin entfernt, so nahe, daß der leichte Morgenwind den Weihrauch, der aus den Fenstern des Doms quillt, zu ihm herübertragen kann, thront Herr Kramarsch in seiner neuerbauten palastartigen Villa, und die ihn vergötternde leidenschaftliche Menge wallfahrtet zu ihm. Jeder Tag des jetzigen Geschehens gibt Herrn Kramarsch unrecht, jeder Tag des Krieges entwickelt sich gegen ihn — aber die Menge klammert sich an seine falschen Voraussagen, sie verstopft sich die Ohren, um nicht hören zu müssen, wie unter dem Dröhnen deutscher Kanonen das alte Europa in Frankreich eben zu Grobe getragen wird. Dieses immer wieder in einer starken geschichtlichen Vergangenheit wühlende, sich an Erinnerungen herausschende Volk ist stets auf der Suche nach dem Propheten, der allen diesen wunderschönen, aber geschichtlich so unendlich toten Herrlichkeiten, dem Gradischin, den Königs- und Herzogsgräbern, dem böhmischen Staatsrecht und der St. Wenzelskrone neues politisches Leben einhaucht. Herr Karl Kramarsch versucht es, und so tragen ihn buntoekleidete Jünglinge auf den Schultern in das Pantheon des Nationalmuseums, wenn er seine Rede halten will, deshalb flattern bei allen Anlässen farbige Fahnen auf und singen die Männer inbrünstig das Lied vom alten Slavengott. Die deutschen Kanonen dröhnen unterdessen weiter.

In den stillen alten Palästen, die sich an den Prager Burghügel anhängen, wie Bedientenhäuser an die Ritterfeste, hausen so manche Hofräte mit alt-österreichischen, sozusagen doppel-sprachigen Gesichtern, auf denen viel Tradition liegt. Es sind kluge Leute darunter, mit den weißen Haaren langjähriger Erfahrung. Ich stehe an diesem wundervollen Sonntag-Vormittag vor einem solchen würdigen, alten Herrn und blicke hinaus durch das Fenster, wo in grünen Rasladen der Schlossgarten herabstürzt zu den Ufern der Moldau.

„Herr Hofrat, die Erbitterung bei den Deutsch-Österreichern“ — —

„Um Gottes willen“ —, der alte Herr hebt beschwörend die Hände und lächelt sein altösterreichisches Hofratslächeln. „Wozu die starken Worte. Wandern Sie doch durch diese heiße, immer zur Rebellion geneigte Stadt. Stellen Sie sich auf die Burgterrasse und lassen Sie vor Ihren Augen die Geschichte dieses Landes über dem leuchtenden

Beirgerstanden gefangen worden, daß ihm das Schicksal die einigermassen schätzbare Funktion eines Konduktors des künftigen Wien ausgesprochen hat. Und daß er sich nicht ohne melancholischen Bestimmung nicht ihre weiteres abzuwenden gedenkt. Entweder man schon daraus, daß der „alte Steffel“ erst unlängst zu ausführenden Beirungsbürokraten über seine Bauverhältnisse Anlaß gegeben hat. „So lang der alte Steffel am Stephansplatz noch steht...“ so oder ähnlich sprach unsre Väter an großgeposteten Hausen in Steyhanplatz in. Gewißheit nicht gut auseinander zu denken sein dürften, glaubten sie sich vernünftig keinen höheren Schavur auf die garankert immerwährende Unvermeidlichkeit ihrer Existenz leisten zu können.

Nun laßt sich aber Stephansstirne nicht samt ihrer durch vergügte und müßbegügte Schürhunde angelegten Kastne immer wieder geschäftig reparieren. Kann man flüßen, oder die Verjüngungsstärke für alte gewordene und in unzähligen fröhlichen Nächten streckierte Herzen ist noch nicht erfinden, und sie wird auch nach dem Krieg kaum erfinden werden. Der Steyhanstirn wird auf ein andres, vielleicht besseres, aber nicht mehr gutes, nicht mehr altes und schon gar nicht mehr hervorragend gemittltes Wien heruntersinken. Der „Barnur“, der in seinem Schichten Häuser, nämlich Wirtschaftshäuser, heute, ist schon vor Jahren zur Zahren gekommen, er geistert in weißen Haaren als nicht einmal ehrentwürdiger Schatten tells schimpfend, tells trübselig um alle die Stätten abhandelt

bessere Jenseits eines Penionenscheinens anzeigt. Aber da dieser Wirt der Herr Steyger ist, kann man nicht umhin, diese Rodauer Jodschöpfung als das aufzufassen, was sie wirklich ist: als den letzten oder vorletzten Behaupt einer wienerischen Gemütslichkeit, von der uns vier Jahre Krieg, eine Weltanschauung und verschiedene Schritte an überwindende Mängel trennen. Zwischen der Jugend seiner Bekannten gewesenen und selbstverständlich verlassenen Wollstängerin aus dem nun wehrschwachlich auch nicht mehr harten Herms und der Gundersing des Herrn Steyger, daß er ein unbedenklicher alter Herr geworden ist, liegt — Wien. Stegt jenes von Capmas ständischen Blissen laufend gestrichelte, in Rodauer's Gedächtnis stehenden vorbildlichen, in Beirgeranden und einem Nachtmahl in Rodauer hingebreite Wien, das die einen geliebt und die anderen geküßelt haben; das lustig gelacht hat und traurig geblieben ist, dessen Himmel mit Akropolis und Beirgerengeligen nicht behäut war, und auf das wir nicht erreichen, einigermassen schlecht zu sprechen sind. Es erfreut sich tugendhaft keiner guten Nachrede, dieses verstandene und in der Tat ständisch schätzbare Wien. In seinem Lokalen sehen wir in den letzten Jahren so viele Schatten einer Herde nicht genug zu verteilenden, aus Parochien fernwegs eingekehrten Weltanschauung zu der großen schwanzen Garbe schaukeln, auf deren unterstem Grund jenes sogenannte goldene Wienerherz für ewige Zeiten bestattet liegt und an deren Rand als Dornmal dieses verflochten und berwickelten Herzens der Steyhanstirn steht.

Es ist ein in diesem Augenblick so

gekommen
ausdrach
etwas an
Marie R
zu lassen
Stehen

Abschied der Gemütslichkeit.

In zwei feingedruckten Bettungsnoten, die unsre jüngeren Wiener mit weniger Bewegung als die melancholisch angeknüchten Überlebenden besserer Zeiten gelesen haben dürften, hat sich dieser Tage wieder einmal ein Bild unserer längst demobilitierten guten Tage auf immerwiedersehen empfohlen. Urgenatio in der Hofstadt zwischen dem Wlferbach und den Wieden am Flußberg ist eine Grotte gestorben, die — lang ist es her — in den Annalen der vergnügten achtziger und neunziger Jahre als „harbe Muzl“ nicht schlecht angepöbeln worden. Als eine der ungeschickten Leidtragenden der besungnen und eufschwundnen Gemütslichkeit ist sie vergessen, arm und sicherlich einseitig gestorben, eine Veteranin der Fideleität, der es nicht erspart blieb, die von ihr in früheren Tagen und noch mehr heiteren Nächten vertretene „hamuristische“ Lebensanschauung gründlich und schmerzhaft zu überleben.

Und aus Rodauer, der gut angelegten Sonntagstation unsrer vom bekannt elendigen Bettpunkt rettungslos dahingerafften Grabenfluter, kommt die zweite Trauernachricht, die, obwohl sie gottlos kein Pa-letzettel ist, manche Wiener mit einem heißen Aug mit einem biden schwarzen Band versehen haben werden. Nur ein Wirt ist es, der seinen Gästen die bevorstehende Negierung in das

Unsere inneren Sorgen.

Der Geist unserer Zeit ist zu verschiedenartig, als daß man ihn mit einem Worte oder mit einem Begriff kennzeichnen könnte. Neben ungezügelter Gewinnsucht geht die patriotische, sorgenreiche Einschränkung, neben hingebender Nächstenliebe der brutale Egoismus, neben unbegründetem Kleinmut ausschweifende Machtphantasie. Merkwürdig dabei ist es, daß der Geist da am besten, am hochgemutesten, aber auch am diszipliniertesten ist, wo das Kriegsgeschehen am schwersten trifft, wo Anstrengungen und Entbehrungen die höchsten Anforderungen an ihn stellen, wo der Tod seine unheimlichen Orgien feiert, nämlich dort draußen an der Front. Wir zu Haus haben unsere Wohnung, unser Bett, ein sicheres Leben, knappe, aber ausreichende Ernährung, und wie häuft sich der Kleinmut an, wie seltsamen Stimmungen begegnen wir, die dann zu Meinungen und schließlich zu Ueberzeugungen werden. Man muß sich einmal fragen, wie das eigentlich kommt, daß in der gesicherten Heimat die Mißstimmung in höherem Maße wächst als draußen, der Geist des Vertrauens und mit ihm der Erfolg.

Wenn man die Quelle dieses höchst unerwünschten Zustandes sucht, so braucht man kein Ratspiel und keine Wunschelrute, das Schlechte liegt so nahe und handgreiflich vor uns, daß wir es nur betrachten brauchen. Die Wurzeln des Übels sind die unzähligen Bestimmungen und Verfügungen, Strafandrohungen und Geheißwürfe, die einen unerträglichen Druck auf uns üben und den Begriff der persönlichen Freiheit des Eigentums und der Eigenart vollkommen erdrücken. Das liegt nicht nur an der Paragrafierung des Menschseins, sondern daran, daß so unsagbar viel Fürsichtes angeordnet und uns aufgezungen wird, und aus unserer Wehrlosigkeit gegen jene Vorarbeiten entsteht naturnotwendig Mißstimmung, Verärgerung, und daraus Kleinmut auch in den großen nationalen Fragen. Wir wollen heute nur einige dieser Maßnahmen nennen und flüchtig beleuchten, weil wir ausführlich auf diese Ausbünde von Staatsweisheit zurückkommen werden.

Da ist zunächst die famose Kleiderverordnung, die sich bis zur Schrankrevision auswaschen kann und wohl auch wird. Daß die Schrankrevision kommen soll, schließen wir daraus, daß uns versichert wird, sie werde nicht kommen, denn bisher ist noch immer das Gegenteil von dem eingetroffen, was uns prophezeit wurde. Es war gesagt worden, wer jetzt freiwillig einen Herrenanzug abgäbe, der bliebe von der Bestandaufnahme (Schrankrevision) befreit, er bekäme einen Schein, auf dem dies ausdrücklich vermerkt sein werde. Viele gaben den Anzug ab und erhielten den Schein, nur der Vermerk, der darauf gedruckt ist, lautet ganz anders. Man ist keineswegs von der Schrankrevision befreit, sondern der Anzug wird lediglich später mitangerechnet, wenn die Schrankrevision kommen sollte. Mit solchen Methoden, für die es im gewöhnlichen Leben recht bezeichnende Ausdrücke gibt, kann man unmöglich das Vertrauen zur hohen Obrigkeit stärken, und es wäre ganz interessant, den Namen des Beamten oder des im Kriege mit Beamtenschaft ausgestatteten Mannes zu erfahren, der sich solche Sprünge leisten darf. Das sind Schikanen höchster Art. Aber so geht es munter weiter.

Wir kommen zu einem weiteren schweren Eingriff in die Privatwirtschaft, wenn die Metallbeschlagnahme restlos durchgeführt würde. Da verschwänden fast alle Lampen, Metallbeschläge, Galen, kunstgewerbliche Gegenstände aus brauchbaren Metallen usw. usw. Wer ersetzt da eigentlich den Anschaffungswert, ganz abgesehen von den ideellen Werten, die in solchen Gegenständen liegen? Ebenso wie der getragene Anzug heute vielfach mehr Wert hat als damals, als er gekauft wurde, aber trotzdem bei der freiwilligen oder bei der Zwangsabgabe viel weniger bringt, so haben jene Gegenstände einen oft zehnfach höheren Wert als der Preis, den man erhalten soll. Es handelt sich also um eine Vermögenskonfiskation, um weiter gar nichts. Hoffentlich hat der Herr Staatssekretär des Reichsschatzamtbes amtes daran gedacht, diese Vermögensabgabe später von der in Abzug zu bringen, die er zur Amortisation der Kriegskosten durchführen muß. Das wäre nur recht und billig. Die Erbitterung über die hier geschilderten Ausfichten ist ganz berechtigt, denn das gewünschte Metall liegt und steht zu Hunderttausenden von

eingeleitete Unternehmung hat in alle Einzel-

Zur Wardezimmer im zweiten Stock liegt der hormalige Gastwirt Florian Fierbock. Sechsbundachtzig Jahre ist er alt und seit vielen Jahren gelähmt, an den Beinen gänzlich mürber schon am Sprachorgan und am linken Arm; die rechte Hand tut ihren Dienst wie je. Aber verdrossen und mutlos ist der alte Fierbock nur, wenn er einen ganz schlechten Tag hat; an seinen "guten" könnte sein zäher Lebenswille noch manchen Jungen und Geliebten stärken. Verwandtes lebt ihm keines mehr auf der weiten Welt, meist ist er allein mit seinen Gedanken und — mit einer ausgestopften weißen Taube, die ihm vor langer Zeit einmal Mutzville oder Witleid übers Bett geschängt hat. Dort schwebt sie nun wie der Seilige Geist.

"Gel, Zauberl." säuselt der alte Fierbock durch die Zahnlücken, wenn er seinen guten Tag hat, "du kannst mir mehr flieg'n? Aber o ja, i flieg' scho no amal anst' zum beurrigen, wann i wieder g'fund bin — und der Krieg aus is!"

ogar "leidenschaftlich", aber natürlich nur wenn ihm jemand etwas Rauchbares aus dem Bett oder an den Krautentübel bringt. Und das kommt nur mehr äußerst selten vor. Früher einmal war es leicht, da hat man einfach einem Kameraden vier, dann fünf, dann sieben Kreuzer gegeben, damit er ein Bachel Ordinären holt. Das früher einmal! Und auch zum Herrn Fierbock dringt die Kunde von der "Krautentübelhonierung" und ihrem ganzen Drama und Drame. Und schon

Ein beträchtlicher Teil von ihnen ist ja schon infolge des hohen Alters krank oder doch "mürbe" und dadurch aus Haus gestellt; ein anderer hat seine Verwandten oder Freunde mehr, keine Beziehungen zum heiligen Wien, ihrer Sehnucht nach dem "Draußen" stellt sich die ängstliche Scheu vor ihm in den Weg; nur das letzte Drittel, junge Leute zwischen sechzig und siebzig, das empfangt noch Besuche und mocht auch Besuche, die kommen noch ins Besondere nicht etwa nur in den Anstaltsgarten, wenn auch auf die Straße, hier und da sogar in andere Bezirke, sie bringen Nachrichten, die das tote gedruckte Wort der Zeitung lebendig ergänzen.

Wein, der lange festste, ist nun da. Das treulose Stalken hat ihn bei seiner letzten großen Niederlage opfern müssen, und wahrlich, edlerer Gedanke ist noch von diesem Kriegsbente genast worden als von diesem bürgerlichen Tropfen, an dem sich Wiens Mitbürger erquicken dürften.

Aber der Zaba! Der Zaba! Ueber unendlich lange Stunden der Niedergeschlagenheit, der Hoffnungslosigkeit, manchmal, wer weiß, auch der Neue half er den Männern hinweg; und auch unter den Frauen hatten ihn manche nicht ungern.

"Sehten mannelis wenigstens a bisserl herinnat," pflegte die Wäcker-Gali zu sagen, wenn sich so ein glotender Strittiwel in die Weibexuberanz herbeiz hatte und sich einmischte, jedes der zahllosen Fälschen in ihrem verführbaren, bewußten Gestalt.

Und herinnat, was ist es mit dem Zaba!

und den wichtigsten Optimisten freudig überreicht. Bewahler, Matz und Seehorger — mag sein, daß es ein bloßer seitener Zufall ist, der sie so schön gestelle zum Heil der Unwerttrauen: aber ein Zufall, wie ihn rührender keines Dichters Einbildungskraft, kein Diktans zu erfinden vermöchte.

Über vernünftige ist, der steht ja oh, daß wir hab'n, was mögli is," sagt die achtzigjährige Halbblinde "Bürgerin" Margarete Binder, "und was net mögli is, das kann ma a net verlangen, gel'n S, Herr Bewahler?" "Zwölf Jahre teil" i festn das Essen aus in demselben Zimmer," sagt die Stubenmutter Leut, "und net an auzigsmal is a Besöwverde eing'lossen über mi, is's wahr oder net, Herr Bewahler?"

"No ja," sagt der Herr Bewahler, "aber vor einer Besöwverde is der beste Mensch beim besten Willen nicht sicher, und es gibt halt vernünftige und unvernünftige Leut. . ."

Stem, Besöwverden über die "Stoff" sind seit Beginn des Weltkrieges tatsächlich immer festener geworden. So viel Unvernunft hat in dem eigennützigsten und verstofftesten Grehentopfe nicht Platz, daß nicht ein jeder merkte, es gehe jetzt ihnen, dem früheren "Woll" von Wien, doch viel, viel besser als denen, die sich da draußen vor den stöhrenden Mauern des Wylis um des Lebens Notdurft drängen und halgen. Einmal, ja, einmal, da war es vielleicht umgekehrt. . . Straßlich, dreierlei entzöhren sie am schmerzvollsten: den Wein — den Zaba! — die unterbrochene Verbindung mit der Gegenwart und Vergangenheit.

Währingerstraße Nr. 45.

An der Ecke der Spitalgasse und der Währingerstraße liegt das Bürgerverforgungsbüro — das "neue", das in kurzen Jahren halbhundertjährigen Bestand wird. Man können: an einem der ärmlichsten, bestschicktesten Punkte der Großstadt eines ihrer reichsten, abgeschicktesten, schönsten, inmitten unbedrohten Gornarrs- und Dandweinandenstehens ein Gildand mehnmütigen Zriedens; umbrander hont ungewöhnlich wechselnder Gopernwart verwehte, beschickteste Verpungsbüro.

Geßs- bis sechshundert Bewahler beiderlei Geschlechts halten im Hause Währingerstraße Nr. 45 die ärmste Zeit, durch was gestehen kann, geschickt, ihnen das Durckhalten zu erleichtern. Aber das Geld, das die Gemeinde für sie aufwendet, die Lebensmittel, die ihnen besonders zur Verfügung gestellt werden, Ordnung, Reinlichkeit — sie zum's nächst allein, Beständig für ihre tausendfältigen Leiden ist notwendig. Nachhört mit ihren größeren und kleineren Grehenwünschen, Güte zur Sache und vor allem zum Menschen. Und auch die sind, Gott sei Dank, dort in einer Fülle vorhanden, die der Bestberüchter immer für möglich hielt, die dem eingestrichelten Schwärzler seinen Glorben zurückgeben kann.

mit, daß sie die Butter auslassen werde und nicht „jamm'essen“ ließe.

In diese erwartungsstrobe Stimmung kam ein Brief aus — na gleichgültig, wie der Ort heißt. Es genügt zu wissen, daß er in Mähren liegt. Das sagt alles. Der Brief war so „hochwohlgeboren“, wie nur je ein Schreiben aus diesem höflichsten aller Kronländer gewesen, aber er hatte einen Fehler, der trotz seiner Geringsfügigkeit meine Freude einigermaßen trübte: man konnte ihn nämlich durchaus nicht lesen. Nicht einmal, wenn man ihn umdrehte. Nun kenne ich leider keinen Schriftschreiberfähigen. Da sich in meinem engeren Bekanntenkreis verschwindend wenig Raubmörder befinden, hat sich das Bedürfnis nach dieser Gelehrsamkeit bei uns noch sehr selten eingestellt und ich war daher darauf angewiesen, die kleine Gruppe meiner engsten Vertrauten heranzuziehen. Sie tranken Tee, den sie mit wirklichem Zucker versüßten, sie aßen mir das Brot für die halbe Woche auf und schwuren dabei heilige Eide, daß sie es „schon kriegen“ werden. Sie und da schrie einer jubelnd auf, er hätte eben das Wort „Nollgerste“ entziffert, worauf ihm der andere sonnenklar bewies, daß es „beifolgend“ bedeute. Der gründliche Professor schlug vor, das Dokument photographieren und vergrößern zu lassen. Ich scheute mich jedoch, das zarte Geheimnis dem Verrat preiszugeben (hatte ich doch ohnehin gesehen, wie alle Anwesenden das einzige Lesbare, die gedruckte Adresse, sorgsam notiert hatten) und meinte, es werde auch so gehen.

Es ging auch so. Nach vier Stunden, ein und einem halben Laib Brot sowie einem viertel Kilo diskret nach Schutzwischschmedender Zwetschenmarmelade hatten wir den wesentlichsten Bestandteil des Briefes entziffert: ich möge fünfzig Kronen nach — na gleichgültig — schicken, worauf er mir zwei Kilogramm von irgend etwas, als Käse deklariert „frei ab dort, dringend“, zukommen lassen werde. Am nächsten Morgen begab ich mich zur Post, um den geforderten Betrag abzuschicken, und meine vier Freunde schlichen wie die Verschwörer im dritten Opernakt jeder zu seinem Postamt und taten desgleichen. Die Rache des Himmels ließ nicht aus.

Leider scheint aber die Buchführung da oben nicht so genau zu stimmen wie jene meines Lieferanten. Denn auch ich ward von dem Nachstrahl getroffen. Ich wartete Wochen, ich wartete Monate. Schließlich überwand ich die natürliche Bescheidenheit des Konsumenten und fragte demütig an, wo denn mein „Käse“ liege. Die Antwort erfolgte prompt. Das Paket sei vor sechs Wochen abgegangen, dringend, dringender, am dringendsten. Vielleicht wäre es mit Rücksicht auf die verflozene Zeit demnach rasch am Postamt Nachfrage zu halten.

Auch mir schien es demnach ratiam. Eine sanfte Postdame teilte meine Ansicht nicht. Sie erkundigte sich, ob ich glaube, sie könnten jedem Paket nachlaufen, und teilte mir mit, daß „noch ganz andere Sachen“ verloren gingen. Meiner Phantasie bleibt es überlassen, mir auszumalen was für andere Sachen das sind. Aber ich will mich mit diesem Trost nicht zufrieden geben. Dann können Sie ja reklamieren, bitte sehr, das können Sie ja jederzeit.“ Bei dem „jederzeit“ heftet sie ihre Augen drohend auf mich. Bedeutend lacht sie: „Sie werden ja selbst wissen, was Sie zu tun haben.“ Und sie klappte das Schiebefenster zu, als wollte sie eine unübersteigliche Mauer zwischen uns errichten und mir mit dem letzten Wort auch den Atem abschneiden.

Es war überflüssig. Vor allem, weil einen befanntlich kein Lob mehr erfreut als jenes, das man nicht verdient. Wenn mir jemand versichert, daß ich weiß, was ich zu tun habe, fühle ich mich sehr geschmeichelt, und beiseite mich, mein Inneres zu durchforschen. Ein Begriff blüht auf, hell und leuchtend wie die Sonne, der Begriff: Amtsvorstand. Der Herr Amtsvorstand empfing mich ebenso freundlich wie ermutigend: „Was wollen Sie denn schon wieder?“ Also sprach er, obwohl ich ihm noch nie von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden bin. Mit so wenigen Worten, wie ich mit Rücksicht auf mein Geschlecht und meine Lebensgewohnheiten ausbringen kann, teile ich den Sachverhalt mit. Der Amtsvorstand sagt schneidend: „Sm!“ Dann: „Sa!“ Schließlich: „Paket mit Käse aus Mähren. Da weiß ich schon alles.“ Er lächelt grimmig. Der Glückliche, er weiß alles! Vielleicht auch, was im Käsepaket enthalten war. „Machen Sie nur die Eingabe“, spricht der zürnende Rachegeist, „wir werden sie schon weiterleiten.“ Wenn ich Worte wie „Eingabe“ und „weiterleiten“ höre, wird mir immer bang und bekümmert zu mut. Vielleicht spiegelt sich etwas von meinem Empfinden in meinen Zügen. Denn der Herr Amtsvorstand fühlt ein menschliches Mähren. „Was war denn in dem Paket drin?“ fragt er vertraulich. Nichts bleibt mir übrig, als kläglich zu stammeln: „Ich weiß es nicht.“

Dieser Vorfall wiederholte sich in der nächsten Zeit häufig. Wenn ich die Geschichte von meinem verlorenen Dringend-Paket erzählte, sprach jeder verständnisvoll: „Ach so, Käse aus Mähren. Nun, der kommt nie an.“ Und alle haben so wissend, so zufriedener und so herausfordernd bieder aus, als hätte ihnen die Post noch nie etwas anderes gebracht denn „Merkblätter zur modernen Philosophie“. Sie blinzeln mir behutsam zu und machen geheimnisvolle Anspielungen, deren Sinn zu ergründen ich mich vergeblich mühe. Ihre Befriedigung und Tugend kennt keine Grenzen. Und nur das eine Gute hat die Sache, daß ich durch den Verlust meines Pakets unlegbar an Beliebtheit bedeutend gewonnen habe. Ich weiß es genau, wenn ich nicht anwesend bin, dann sagen sie: „Es ist ihr ein Paket mit Lebensmitteln entwendet worden — sie ist doch wirklich eine nette Frau!“

Dabei muß ich mich aber noch mit den vier Verschwörern in das plötzlich ausgebrochene Wohlwollen teilen. Denn auch sie hat selbstverständlich das gleiche Schicksal ereift. Es scheint die natürliche Bestimmung von Dringend-

Paketen zu sein, daß sie verloren gehen. Rudolf an den wir uns schließlich korparativ wendeten, um durch die geschlossene Masse seine Bildung zu beugen, meinte kühl, er könne als logischer Denker keinen Grund auffindig machen, warum just unsere Pakete anlangen sollten. Da unbedingt mit einem gewissen Prozentsatz von Verlusten zu rechnen sei, sei nicht einzusehen, warum gerade ich ausgenommen sein müsse. Im übrigen habe er Lebensmittel für mich bestellt, Lebensmittel im allgemeinen, Lebensmittel als reiner Begriff. Wozu er so unverschämte lächelt, wie es ein Doktor beider Rechte eigentlich wirklich nicht tun dürfte.

Auf eine Nachfrage beim Postamt ward mir der Bescheid, ich könne als Adressat (seiden kann ich nicht fagen: Empfänger) gar nicht reklamieren, die Reklamation müsse vom Absender dort in Mähren ausgehen. Ich schrieb meinem Geschäftsfreund und er antwortete mit zwei Seiten voll griechischen Lettern, die Kenner Homers jedoch für Versiß erklären. Soviel aber stand fest, der brave Mann wollte reklamieren und mit Käse hatte er jedenfalls zu tun, denn der Brief duftete zart, doch unabweislich nach Quargeln. Oder war es das neueste Parfüm?

Darüber nachzudenken, blieb mir reichlich Zeit. Eines Tages erhielt ich wohl eine „Erklärung“ zur Unterschrift aufgestellt, in der ich feierlichst versichern mußte, das Postpaket Nummer 64 nicht erhalten zu haben. Um meine Illusionen nicht allzu üppig aufblühen zu lassen, war eine Stampiglie aufgedruckt: „Die verlorenen Gegenstände werden nicht noch dem durch Naturen belegten Verkauf, sondern nur nach dem Selbstkostenpreis ersetzt.“ Ueberdies bemerkte mir die Beamtin, daß höchstens sieben Kronen für das Kilogramm ersetzt werden. Und ich könne ja reklamieren, bitte sehr, jedermert. Wenn ich den Mut hätte. Aber ich habe den Mut nicht. Raubt mir doch die Frage dem Schlaf: „War es Käse oder war er Nicht-Käse?“ Meine Mut ist hin, mein Herz ist schwer.

Die Eingabe aber läuft, wird mir bei Anfragen versichert. Sie läuft und läuft über Berge und Täler. Kein Mensch, kein Amt kann sie mehr einfahren. Inzwischen warte ich. In unserem Garten — noch sind die Reiten der Rosen — duftet es nicht nach Kampher. Aber niemand kommt und bietet mir zwei Kilogramm...

Dafür werde ich eines Tages von einer Freundin angerufen. „Ich bestelle mir — natürlich dringend —“ Käse es durch das Fenster der Windsbraut, durch das Sprudeln der Wasser im Aparat, „möchtest du vielleicht...“ Und hell und freudig überfokel mein „Ja“ das Klappern der Kastagnetten.

Denn ich habe in meinem gläubigen Gemüt die Hoffnung auf Dingend-Pakete, die ankommen, noch nicht aufgegeben. Und ich kann nun wieder hoffen und träumen. Träumen von Seife, von Speck, von Sorrig und einem schwerbeladenen Postboten. Leidvoll und freudvoll, gedankenvoll sein. Sagen und Dingen in schwebender Pein...

Maria Wartner.

Die Z

Pakete, die sie nicht erreichten.

„Möchten Sie vielleicht auch zwei Kilo...?“ fragte mich Freund Rudolf, und nieste, denn wir saßen im Garten unseres Hauses, in dem es nach Naphthalin duftete, wie es sich zur Zeit der Rosen und der Motten gebührt.

„Möchten Sie vielleicht auch...“ fragte also mein gebildeter Freund. Und ich antwortete klar und bestimmt: „Ja.“ Welche Hausfrau hätte anders geantwortet? Rudolf zog sein Notizbuch, das ursprünglich zur Aufnahme von kirchlichen Gebichten bestimmt war aus der Tasche und notierte mit wissenschaftlicher Gründlichkeit meinen Namen und meine Adresse. Es wäre mir natürlich interessant gewesen, zu erfahren, was ich bestellt hatte. Aber ich hütete mich vor indiscreten Fragen, die nur abschreckend wirken könnten. Möchte es was immer sein — was nach Kilogramm bemessen wird, ist stets verwundbar und erstrebenswert. Dies ist ein Grundsatz, der als Stammbuchsentenz Beachtung verdient.

Also war mein Herz rubig und meine Seele lächelte. Jeden Tag stellte ich mir andere „zwei Kilogramm“ vor. Meine Phantasie erging sich in wilden Wahnvorstellungen. Vom Polentamehl bis zum Schweinefleisch blieb kein Gebiet des menschlichen Idealismus unberührt. Und Marie, mein Hausminister, machte die Vorstellungen sozusagen zum Barometer ihrer Stimmung. Am Waschtage drohbezeite sie mir: „Werden sie zwei Kilo Kerzen sein, was kommen werden“, und als sie eine besonders angenehme Nachricht aus ihrer Heimat erhalten hatte, da sprach Marie feierlich: „Sat mir tramt, waren sie zwei Kilo Butter.“ Und ihre schwarzen Augen blitzten. Dann teilte sie mir

Die neue Valuta.

Eine alltägliche Geschichte.

Von Ludwig Fleischfeld.

Jeden Nachmittag, wenn Herr Vinzenz Posch aus dem Amt in seine am äußersten Rande des Alfergrundes gelegene Wohnung heimkehrt, gerät er beim Franz Josefsbahnhof in den Strom der Reisenden, die eben mit dem aus Lulln eingelangten Personenzug angekommen sind. Es ist wirklich ein reizender Strom, der immer um diese Stunde den weiten Platz plötzlich überschwemmt und sich dann bei den Straßenkreuzungen und den Haltestellen in Wirbeln staut und teilt. Aber man glaubt beinahe, mehr Gepäck als Menschen zu sehen: Koffer, Kisten, Körbe, Bündel und Kutschsäcke, Kammern und Flaschen, und es ist schon von atzen zu erkennen, was darin sein mag. Erdäpfel, Fett, Milch oder sonst einer dieser Bekkerbissen, die hier hinter dem Rücken der Vorschristen und vor der Nase der Aufsichtspersonen täglich heimlich importiert werden. Oben auf schleppen die kleinen Selbst- und Doppelverfolger ihre kostbare Last, hasten atemlos zur nächsten Straßenbahn, um den Schatz in Sicherheit zu bringen, kleine Kinder helfen der Mutter tragen. Alle diese Menschen haben das selbe abgehetzte, sorgenvolle und aufgedregte Gesicht, aus allen Mienen spricht die nämliche bescheidene Bemühtung: wieder eine Woche gesichert.

Herr Vinzenz Posch geht an alldem mit einem äusserlich nicht wahrnehmbaren Kopfschütteln vorüber. Nicht daß er neidig und mißgünstig wäre. Er weiß genau, daß diesen kleinen armen Leuten die Zubuße, die sie sich selbst bewilligen und verschaffen, wohl zu gönnen ist. Aber unstatthaft ist es, und wer am Kutschackverkehr teilnimmt, handelt nicht nur gegen die Vorschriften, er ist auch auf Heimlichkeiten, auf Gefälligkeiten, Gunst und Wohlwollen angewiesen, lauter Dinge, die zum Wesen und Charakter des Herrn Vinzenz Posch absolut nicht passen. Er ist allmohdischerweise mit seinen Begriffen von Rechtlichkeit und Korrektheit im Jahre 1914 stehen geblieben und glaubt, daß alles das, was angeordnet, gedruckt und plattiert wird, auch wirklich so gemeint ist und befolgt werden muß. Herr Posch hat sich in keiner Weise dem betrieblichen heutigen Leben angepasst, die handwerklichen

Disten, Schliche und Kniffe sind ihm fremd und durch beruhigende amtliche Mitteilungen fühlt er sich wirklich beruhigt — mit einem Worte, er ist ein unmöglicher altmodischer Mensch.

Es gibt nämlich solche Menschen, mehr als man glaubt. In dieser riesigen Stadt, mit ihren vielen Beziehungen und Zusammenhängen leben Tausende ganz abseits ein einsichtiges Dasein. Meistens sind es ältere Junggejellen, alte Fräulein, Pensionistinnen, Leute ohne Anhang, ohne Ansprache, um die sich niemand kümmert und die sich nichts verschaffen können. Sie sind Bemittelte, die viel zu wenig haben, Outfitierte, denen es recht schlecht geht, die aber viel zu stolz, zu schamhaft und wohl auch zu ungeschickt sind, um irgendeine Aushilfe in Anspruch zu nehmen. Die Welt weiß nichts von ihnen und denkt nicht an sie. Höchstens, daß man sich ab und zu in Gesprächen nach Tisch oder im Kaffeehaus für eine Weile dieser einsichtigen Existenzen besinnt und erstaunt fragt: Wobon leben jetzt solche Leute?

Herr Vinzenz Posch ist das typische Exemplar eines Großstadteinwohners. Er lebt von dem, was er offiziell bekommt, also sehr schlecht. Sein Frühstück besteht aus schwarzem Kaffee mit Saccharin, einer dünnen Scheibe Butterbrot mit Gemeindemarmelade. Seine Mittagspause zerfällt in zwei Teile. In der ersten Hälfte irrt er als eine Art Speisekarten-Obdysseus umstet von einer Gasthaustür zur andern, studiert, vergleicht, wo man heute ausgiebiger oder um eine Krone billiger essen kann, in der zweiten Hälfte schlingt er das Essen hastig und ungemütlich hinunter, wobei auf jeden Bissen drei Bewußtseinsbisse kommen. Denn es bedrückt Herrn Posch sehr, daß trotz aller Aufbesserungen und Zulagen sein Gehalt merkwürdigerweise immer kleiner wird, und je mehr Banknoten er zu sich steckt, desto weniger kriegt er dafür. In seiner Weltfremdheit weiß er gar nicht, daß längst eine neue Valuta eingeführt worden ist, eine Währung, in der nicht mit Geld gezahlt wird, sondern mit praktischen Tauschmitteln, mit Waren, Beziehungen, mit Liebenswürdigkeit und sogar mit Gefühlen. Ab und zu ahnt er ja etwas von dieser Valutaregulierung, beispielsweise, wenn er jemandem ein Trinkgeld geben will und die Antwort erhält: „Gnäd' Herr, köm' i net lieber a Zigaretten haben?“ Auch in den Geschäften, im Umgang mit Bureaukollegen und mit Frauen, in jedem Gespräch, in der ganzen Tonart, überall ist die neue Valuta zu spüren: was hast du und was gibst du mir dafür? Und als Herr Posch sich unlängst im Gasthause eine Mehlspeise bestellen wollte, fragte ihn der Kellner: „Haben der Herr Mehlspeise — oder vielleicht ein paar Zigaretten?“ Seitdem meidet er dieses Gasthaus wie die Sünde, denn für solche Dinge ist er nicht zu haben, und außerdem besitzt er auch keine Zigaretten. Der einzige Vorrat, den Herr Posch unangetafelt besitzt, ist seine Unbescholtenheit, seine Korrektheit — er schaut aber auch danach aus.

Eine Zeilang kann man ja auf diese Art leben. Aber wenn ein allerletztes Kriegsjahr nach dem anderen vergeht und ein Entscheidungssommer nach dem anderen ins Land zieht, dann wird die Sache doch ungemütlich. Man kann wenig essen, man kann beinahe gar nichts essen und standesgemäß hungern, aber kleiden kann man sich nicht scheinbar oder nur stellenweise. Die Sache gestaltet sich eines Tages katastrophal, indem das treueste Paar Schuhe, das Herr Posch besitzt, schadhast wird. Ahnungslos, wie er schon ist, geht er damit schnurstracks zum Schuhmacher und sagt: „Bitte, machen Sie mir neue Sohlen.“ Der Schuhmacher ist mit Vergnügen dazu bereit, gegen Geld, gute Worte, Leder und Lebensmittel. Wie bekommt man Leder? Gegen Lebensmittel. Herr Posch geht zaghaft auf der schiefen Ebene des Tauschhandels weiter und erkundigt sich, wie man Lebensmittel bekommt. Nur gegen Tabak. Aber wie bekommt man Tabak? Nur gegen Zuckerln. Und als er endlich im Zuckerladen angelangt ist, sagt das Fräulein, süß lächelnd: „Zuckerln sind vorläufig ausverkauft, aber für ein Paar Sohlen brauche ich dringend Leder.“ So daß Herr Vinzenz Posch wieder genau dort steht, von wo er ausgegangen ist, und erschüttert den geschlossenen Ring des Tauschhandels erkennt, den unerbittlichen Kreislauf der neuen Valuta.

Es wird immer ärger. Die Zahlen auf den Speisekarten vergrößern sich während man sie liest. Die eine Hälfte der Rationen wird gekürzt und die andere nicht ausgefolgt. Noch immer begegnet Herr Posch nachmittags dem Strom der heimkehrenden schwerbeladenen Kutschackreisenden, aber jetzt vermag er sich nicht einmal mehr zu einem innerlichen Kopfschütteln aufzuraffen und er fühlt, wie sein Charakter mehr und mehr korrumpiert wird. Bis er eines Tages den düsteren Entschluß faßt, auch einmal auf die Haufsterpartie zu gehen. So einsichtig und weltfremd Herr Posch ist, hat er doch da und dort gehört, was die Bauern verlangen: Zucker, Kaffee, Tabak, Petroleum, und glücklicherweise hat er sich davon in den letzten Monaten ein kleines Quantum zusammengespart. Er packt seinen Kutschack und geht eines Sonntags zeitlich früh zum Franz Josefsbahnhof. Bei der Lokalzugskasse ist schon ein arges Gedränge, Herr Posch wird von zwei energischen Vorstadtdamen umfassend flankiert und muß ihrem eifervollen Gespräch zuhören. Der Dialog ist derart verteilt, daß die eine fortwährend aus ihren reichen Haufstererfahrungen erzählt, während die andere bloß kleine Zwischenrufe macht: „Na so was, i bitt' Zhna, hör'n S' auf, is bös a Zeit.“ Die Erfahrene erzählt, daß die Bauern jetzt Zucker, Kaffee, Tabak und Petroleum nicht mehr als Tauschmittel anerkennen. Das bringt ihnen ein jeder, davon haben sie schon zu viel, das brauchen sie nicht mehr: „Wissen S', was die Bauern jetzt verlangen? Kleider, Stiefel, Wäsche: Leintücher, Polsterzischen, auf dös san i wie narrisch. Was soll n'r tun, i bring heut' a Wäsch' hinaus. Von mein Leintücher ihrer Aussteuer hab' i drei Leintücher wegg'nommen. Wann er 's gern hat, heirat er 's trotzdem Besser, 's Nadel hat drei Leintücher zwenig, als sie is blutarm... hab' i net recht?“

Als Herr Vinzenz Posch diese Weisheit aus Volksmund vernahm, da wurde ihm ganz eigen zu Rute und er kam sich mit seinen armseligen Tauschmitteln im Kutschack ungemein hilflos und elendig vor. Besser sollte er, der mödliche Herr, Leintücher nehmen? Für ihn war es viel zu spät, und die neuen Sohlen im Schuhmacher

beziehungen zu treten, denen das Hemd des Witmenschen näher ist, als sein Hunger, die genau wissen, wo den Großstädter der Schuh drückt und ihn deshalb ausziehen wollen... Und wie wird das weitergehen, was werden die Bauern nächstes Jahr verlangen: vielleicht eine komplette Wohnungseinrichtung, Perlesteppiche, einen Bücherkasten mit Konversationslexikon und allgemeiner Bildung. Zum größten Erstaunen aller anwesenden Kutschack gab Herr Posch seinen günstigen Platz im Gedränge auf und entfernte sich beschämt und resigniert. Für ihn war es ganz zwecklos, sich auf diesem Bahnhof anzustellen, denn den Zug dieser Zeit hatte er ohnehin schon längst veräumt...

So endet die sehr alltägliche Geschichte von Herrn Vinzenz Posch, dem älteren Junggejellen und kleinen Beamten, dem korrekten einsichtigen Menschen ohne Beziehungen und ohne Vorräte, dem Ehrenmann alter Währung. Und wenn er an seiner Korrektheit nicht gestorben ist, so lebt er noch immer genau so weiter, geht um dieselbe Stunde aus dem Amt, bleibt beim Bahnhof stehen und richtet seine Uhr, das einzige an ihm, was mit der heutigen Zeit übereinstimmt. Die Welt weiß nichts von ihm und kümmert sich nicht um ihn, höchstens daß sie ihm eine Steuermahnung, einen Sammelbogen, einen Erlassschein in den Briefkasten wirft: „Auch an Euer Hochwohlgeboren ergeht die Aufforderung, das Ihrige beizutragen...“ Dann denkt aber wieder lang niemand an ihn und seine Existenz. Nur ab und zu jagt irgendwer nach Tisch oder im Kaffeehaus behaglich stauend: Wobon leben solche Leute jetzt?...

Abendausgabe.

Wandern und Reisen.

Von

Ernst Niemann.

„Er ist auch in Hamburg gewesen“, steht auf einem Grabstein eines thüringischen Friedhofs. Auf einem Grabstein — so bedeutungsvoll erschien unsern Altvordern das Unternehmen einer Reise, die wir heute leichtem Herzens in ein paar Stunden ausführen! Wer reiste denn auch früher im weg- und steglosen Land? Reiche Leute, die Pferd und Kutsche dazu hatten, andere, geschäftshalber, mit der Post. Die übrigen sind im Frieden gestorben, ohne den heimischen Kirchturm jemals weit aus den Augen verloren zu haben. Heute reist jedermann. Mit jedem Frühlingsschwellen und Verchenfingen kommt des Reisesiegers über die Menschen, ein ieltfame, gehobene Uebergangsstimmung zwischen Planen und Ausführen, bei Atlas und Kurzbuch. Jeder Beamte bekommt seinen Urlaub, der Fabrikarbeiter auch. Der Mittelschüler bringt bereits mit halbwegs guten Osterensuren den Wechsel auf eine Sommerreise mit nach Hause. Alle Welt fragt: „Wohin reisen Sie diesmal?“ Auch im Kriege.

Darum alle diese Menschen reisen, warum so viele, die es zu Hause so nett und gemütlich haben; die Kosten, Mühen und Unbequemlichkeiten der Fremde auf sich nehmen? Weil es Mode ist, hört man wohl sagen. Der moderne Mensch reist, weil es dazu gehört, weil alle seine Bettern und Bekannten auch reisen und wichtig tun und von nichts anderem reden als von ihren Reisen. Um mitreden zu können, darum reist man auch. Aber das ist nur zum Teil wahr; die meisten reisen doch aus wahren Bedürfnis. Das Leben mit seinen Nipflängen nimmt die Menschen hart mit; es geht ihnen alles ein bisschen an die Nerven. Nicht, daß wir mehr oder härter arbeiteten als unsere Väter; die meisten Berufe werden heute mit geringerem Kraftaufwand und oft unter viel günstigeren hygienischen Bedingungen vollzogen. Das Wort von der Ueberarbeitung der Menschen unserer Zeit klingt ein bisschen nach Modewort. Sieht man genauer zu, so ist die Sache in der Regel nicht so schlimm, und gar viel von dem Klagen und Nervössein hat nähere Beziehungen zu den Torheiten des Lebens als zur Arbeit. Aber die Arbeit wird heute schwerer und ermüdender empfunden, weil mehr Unruhe und Hast, mehr Abhängigkeit und Zwang hineingekommen sind. Und dann: das Persönliche bei der Arbeit, das ihrem Vollbringer Freude macht, tritt immer mehr zurück, es ist zu viel handwerksmäßige Teilarbeit, zu viel Spezialistentum. Die Mechanisierung der Arbeit, die das wahre Glücksgefühl des Schaffens nicht mehr aufkommen läßt, erschöpft die Menschen, auch ohne daß sie ihre eigentliche Kraft ausgegeben hätten. Auf diesen dünnen Sandboden des Klagens und Müdens fällt der Trostschimmer einer Sommerreise, die Aussicht, wenigstens einmal im Jahre aus dem alten „Dreh“ zu kommen und unbeengt von Pflicht und Bürde draußen ausruhen zu können. Aber das Ausruhen daheim, der Familienausflug aufs Nachbardorf tut's heute nicht mehr ganz; der Mensch muß einmal aus dem zusammengepreßten Leben heraus, einmal den ganzen Alltagsballast seines gewohnten geistigen Hausrats von sich werfen, muß in einer neuen, freien Welt ein neuer Mensch sein können. Darum reisen so viele.

Wenn wir vom Reisen reden, so denken wir zugleich auch immer an die Eisenbahn. Sie ist es ja auch, die das Reisen so fabelhaft verbilligt und verbreitet hat, die uns das Wunderfache von dem sehen läßt, was unsere Großväter gesehen haben. Vor hundert Jahren sind die Menschen in zwölf Stunden mit dem Postwagen 45 bis 50 Kilometer, mit der Extrapost 75 Kilometer gefahren. Im Jahre 1850 brachte sie die Eisenbahn in derselben Zeit bereits 350 Kilometer. Heute dagegen legen wir in einer Nacht mit dem D-Zug 800 Kilometer zurück. Und derselbe Weg, der früher etwa 75 Mark kostete, erforderte vor dem Kriegstarif in der III. Klasse nur noch 10 bis 15 Mark. Damit ist die Eisenbahn die Trägerin des Reiseverkehrs geworden. Und nun kommt sie, die sich sonst ein Vergnügen daraus machte, uns dem Glück der blauen Ferne entgegenzuführen, und sucht uns mit weisen Sprüchen die Reisege-danken auszureiben und, da das Zureden nicht immer hilft, durch Verteuerungen und sonstige Erschwerungen auszutreiben. Dagegen soll nichts gesagt werden; die Eisenbahn ist jetzt in erster Linie Kriegsinstrument, und es ist wichtiger, daß sie Soldaten, Munition, Volksernährung und Nach-

Abdruck der Originalaufsätze verboten.

Bemerkungen zu Eduard Engels „Entwelschung“.

Von Willy Lange.

Wenn ich auch zu diesem Buch einiges sagen soll, so kann das nur als eine Stimme aus dem Volke gelten, dem sprachlich ungelehrten. Die Einleitung faßt zusammen, was der Verfasser in seinem „Sprich deutsch“ breiter ausführt. Hier wirkt es noch eindringlicher und die Namen ausdrücklicher genannter „Welscher“ sind auf wenige beschränkt. Vielleicht — nach meinem Gefühl — wären auch sie besser ungenannt geblieben. Denn wir sind in der Sprachvermischung doch alle Sünder. Merkwürdig ist ein Streit um die Sprachreinheit. Die Forderung „Sprich deutsch“ sollte doch im Grundsatz ohne jede Einschränkung einmal ungeteilt anerkannt werden. Dann wäre jede Abweichung ebenso grundsätzlich ein Uebel und man brauchte sich einzig nur zu bemühen, friedlich in gleichem Streben, es zu unterdrücken; jeder vor allem bei sich selbst.

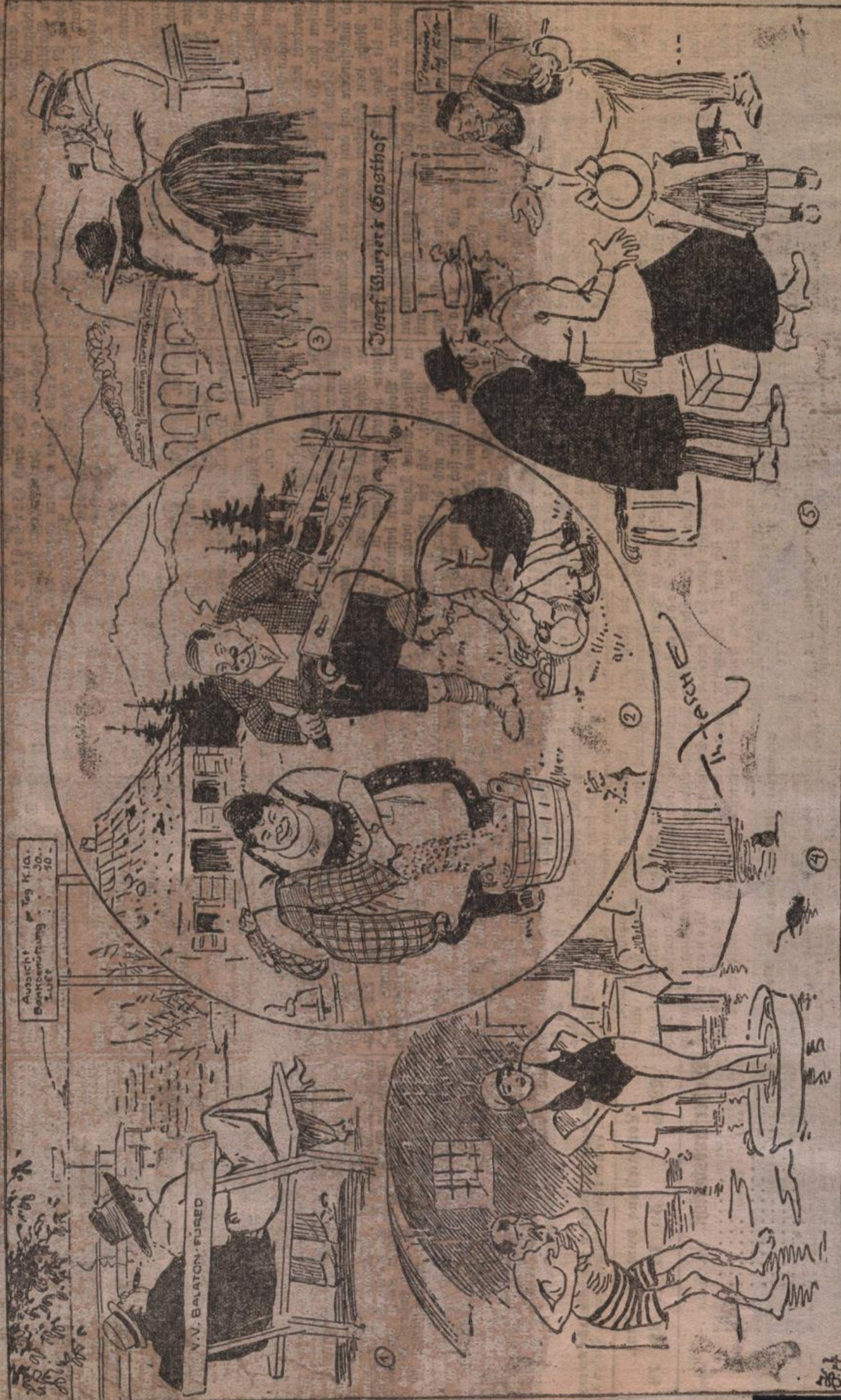
Es ist wirklich nicht so leicht, in reinem fremdwortfreiem Deutsch zu denken! Man prüfe sich einmal! Fremdwortrein zu schreiben ist viel leichter, weil man Zeit hat, den Willen in die Tat umzusetzen. Daß man dabei bisweilen gezwungen ist, ganze Satzgefüge, die mit dem Fremdwort gedacht sind, sprachlich umzubauen, ist für die Klarheit der Darstellung nur vorteilhaft. Man versuche auch dies und man wird wertvolle Erfahrungen machen. Aber warum, wenn wir doch so gute Worte haben aus fremden „Kultursprachen“, die „jeder“ versteht? Und wie viele für deutsch gehaltene Worte sind, wie die Gelehrten nachweisen und die Ungelehrten wissen, eigentlich fremde Bestandteile! Dieser Einwand scheint mir Ursache und Folge zu vermischen. Jede Sprache, wie jede Rasse, ist etwas Gewordenes, so geworden, wie es heute ist; also war es ursprünglich anders. Für Sprache wie Rasse ist es geradezu Wesenseigentümlichkeit, aus mehreren verschiedenen Bestandteilen einst als getrennt gedachter Urformen herausgezüchtet zu sein. Diese Züchtung steht unter Jahraufende alten Einflüssen von Wanderungen, Besiegungen, Lebensbedingungen; nicht nur zwei ausgeprägte Einzelpöcker waren daran beteiligt, sondern — einmal die Mischung und Beeinflussung nur zweier gegenseitig angenommen — auch diese waren schon Mischungserzeugnisse. Darum ist der Begriff der Rasse, allen gefäufig, noch so wenig bestimmt erklärt. Ich schlage das Wort in Engels „Entwelschung“ nach und finde: Rasse: Rasse (Behnwort) Stamm, Zucht, Züchtung, Geschlecht, Art, Volkstut, Vollblut, Geküt, Schlag, Feuer, Volktrasse. Jedes dieser Worte ist etwas ganz anderes als der Begriff, der sich mit dem Behnwort Rasse verbindet. „Art“ z. B. ist im naturwissenschaftlichen Sprachgebrauch fast das Gegenteil des Begriffes Rasse, nämlich die erkennbar abgegrenzte, aus der Zeugung immer gleich hervorgehende „Form“ (species) einer „Gattung“ (genus). (Tritt einmal eine Veränderung in einer Einzelpersonlichkeit der Art ein, so spricht man von Abart (variatio) oder unter besonderen Umständen von Umgestaltung (mutatio). Rasse aber enthält den Begriff der Veränderlichkeit aus einem Gemisch. Das Gemisch aber ist zwischen Grenzen bestimmt. Keine Rasse ist begrifflich ein Widerspruch; in der Tat versteht man darunter ein Ergebnis einer Mischung, welches dem gewollten oder vorgestellten Ziel der Mischung nahe kommt; ja, ungewollt, kann durch „glückliche Mischung“ ein Ergebnis entstehen, das der Zukunft als Zuchtziel (Rasseideal) vorschwebt. Die Begrenzung des Rassebegriffes hängt also von unserem Willen ab. Aber wir tragen alle mehr oder weniger bewußt unser Rasseziel in uns. (Die „Wahlverwandtschaften“ dürften hierbei eine Wirkung tun!) Das griechische Schönheitsziel könnte uns niemals geworden sein, was es uns ist, wenn es nicht unser uraltes nordisches Rasseideal wäre. In der Schliemann-Sammlung im Berliner Völkermuseum steht ein ganz kleiner Ton-Bildnis Kopf, eine griechische Alltagserscheinung, dessen Gesicht uns heute in jeder deutschen, nordeuropäischen Stadt begegnen könnte und nicht besonders auffallen würde. Auf einer Reise nach Norwegen aber sah ich in zunehmender Weise „Griechen-Gesichter“! Die „glückliche Mischung“ ist also das Bedeutungsvolle der „reinen Rasse“. Ein Wust von Unklarheit besteht über Rasseinheit und Sprachreinheit, der erst fortgeräumt werden muß, wenn man Bestimmtes herausarbeiten will. Darum reden „Welscher“ und „Entwelscher“ so viel aneinander vorbei. Wendet man den Begriff „Rasse“ auf Entstehung und Bestimmtheit der „deutschen Sprache“ an, und erkennt man die „deutsche Sprache“ als eine von anderen Sprachrassen abgegrenzte an, dann muß man auch die Forderung anerkennen, diese Sprache im Sinne ihres Zieles (Ideals) „rein“ zu erhalten, d. h. zu entwickeln, hochzuzüchten. Jeder hat hieran berechtigten Anteil, aber auch ernste Pflicht. Die bloße „Verdeutschung“ der Fremdworte kann nicht erreichen; man sieht aus dem nur aus dem Gang einer „Bemerkungen“ zufällig herausgegriffenen Beispiel des Wortes „Race“, daß das Fremdwort sehr vieldeutig sein kann, daß die „Verdeutschung“, wenn man sie als begriffliche Gleichsetzung betrachtet, geradezu falsches ergeben kann. Hier sind scheinbare Gründe für Fremdworte; aber sie entstehen nur aus falscher Vermischung von „Begriff“ und „Wort“. Ist der Begriff klar und bewußt, so läßt er sich auch deutsch ausdrücken, vorausgesetzt, daß die Sprache in ihrer geschichtlichen Entwicklung aus eigenem das Wort für den Begriff bilden konnte; ist aber der Begriff in einem anderen Volk zuerst entdeckt und das dortige Wort für ihn im Weltverkehr verwendet, so wird eine „Verdeutschung“ nur auf Grund allgemeinen Uebereinkommens sich durchsetzen. Schlechte Verdeutschungen — wie für „Etat“ Staatshaushaltvoranschlagsplan — können nicht als Einwand gegen die Forderung der Sprachreinheit gelten. Engel verdeutschte unter anderem einfach mit „Anschlag“, was im Zusammenhang einer Darstellung genügt.

Kant sagt: „Die deutsche Sprache ist unter den gelehrten lebenden die einzige, welche eine Reinigkeit hat, die ihr eigentümlich ist. Alle fremden Worte sind in ihr auf immer kenntlich. Wir müssen die Sprache reinigen, erweitern, bestimmen, aber nicht verändern.“ Was ist ihr nun aber „fremd“? Ist ein Wort deswegen im Deutschen fremd, weil es auch im Lateinischen (oder Französischen) oder sonst wo ähnlich klingt, ja in neuerer Geisteszeit vielleicht in dieser Form „aus dem Lateinischen (oder wo anders her) stammt“? Hier kommt für die Entscheidung das Sprach-Rassige wieder in Betracht: „Rückschläge“ in uralten germano-indischen Gemeinschaftsbesitz, oder spätere „Einschläge“ von Seitenstämmen, die zum Durchbruch gekommen sind und an der neuen deutschen Sprachrasse mitbilden — im Sinne des „Einigens, Erweiterns, Bestimmens“. Zur Sprache gehört nicht nur das Wort als Begriffsausdruck, sondern auch sein Klang, und da hätten wir, denke ich, ein untrügliches Merkmal für das, was innerhalb des Deutschen berechtigt und bereichernd ist. Mißlänge können freilich auch im wörtlich unverwelschten Deutsch entstehen. In dieser Beziehung sind viele Vorschläge Engels aus der Scherz-, Spott-, Soldaten- und Studentensprache als „Verdeutschungen“ für mein Klanggefühl („sprachmusikalisch“) abzulehnen. Sein Buch wird zwar hierdurch abregend, weil es die Gedanken des Lesers prüfend zu vielen Beziehungen führt, aber es setzt auch die Fähigkeit zur Prüfung und Wahl voraus. Das „Fremd- und Verdeutschungsbuch“ von Dr. Günther A. Saalsfeld wirkt wohl trockner, weniger eifern, aber sprachlich ist es einfacher und freier von Gefahren durch ungeschickten Gebrauch.

Bedauerlich ist nur, daß es auch heute noch nötig ist, für deutsche Ausdrucksformen kämpfen zu müssen. So auch in der „deutschen“ Druck- und Flerschrift. Da geht es mir — und vielen — mit der „deutschen“ Schrift für das Auge wie mit dem deutschen Wortklang für das Ohr. Alle wissenschaftlichen, künstlerischen, verkehrsrückblicklichen Erwägungen gelten nicht gegenüber dem unbefangenen Volksgefühl, wie es sich geschichtlich dazu entwickelt hat, gewisse Schriftformen als deutsch zu empfinden, sei es auch nur im Sinne einer Formenrasse eben im Unterschied zu anderen Schriftarten aus gemeinsamen Ursprüngen.

Wenn ein Volk es so nötig hat, wie wir, sich zu erhalten, dann sollten alle einzelnen Neußerungen des „Deutschen“ nur als Ausstrahlungen völkischen Selbsterhaltungstriebes sorgfältig gepflegt und von denen, die verantwortlich für die Volksentwicklung zeichnen und die Macht haben, gestärkt werden. Ein Zeichen deutscher „Bildung“ muß es werden und sein, sich deutsch auszudrücken auf allen Gebieten. Das muß — als Beispiel — von der Schicht ausgehen, die heute, dank ihrer Schulentwicklung, so fremdsüchtiger ist. Auch ich rechne mich dazu. Ihr werden Engel's Buch und seine anderen Kampfschriften für deutsche Form im Ausdruck gute Hilfe geben.

Sommerfreuden. (Originalzeichnung von Theo Zafsch.)



Kriegsgewinner am Plattensee. — 2. Ein Ausflug zur Tenschütte oder „Auf der Alm da gibt's la Sünd'“. — 3. In Erwartung des Lebensmittel-Separatages. — 4. Die Sommerfrische Parle. — 5. „Die Pension soll nur fußg' Kranke, aber 's Eßen müßig's Ent selber mitbringen!“

Auskunft über Sommerfrischen.

Ratgeber für Erholungsbefürchtete.
Von Ludwig Dirichfeld.

Was für Sommerpläne haben Sie? . . . Es ist immer wieder dieselbe Geschichte. Man kann nicht ruhig vor dem Kaffeehaus sitzen und behaglich sein Glas rote Metalltinte oder seine Portion Gelatincreme schlürfen, ohne daß alle fünf Minuten ein anderer Bekannter mit der in Tone eines Exekutionsbeamten gestellten Frage herantritt: Was für Sommerpläne haben Sie? Worauf gleich die Fortsetzung folgt: wir werden, wir haben, wir gehen. Alle Warnungen und Proteste, alle vereinten Bemühungen der Bezirkshauptmannschaften, Gemeindevorstellungen und Kurverwaltungen halten noch immer so viele Leute nicht davon ab, sich in das strapaziöse Abenteuer zu stürzen, das man Erholung nennt, noch immer haben so viele das Bedürfnis, die zehnmonatige Hungerkur im Grünen fortzusetzen, verschärft durch Ozon, würzige Luft und Nadelwald.

Am dringendsten haben es natürlich die von der Erholungsorge für Weib und Kind gehezten Ehemänner, und sie legen einem sofort unaufgefordert Kostenüberschläge vor. Früher hat man von Seehöhe und romantischer Lage geschwärmt, jetzt dreht sich das ganze nur um Preise und Wagenchancen. Das Zimmer kostet täglich 30 Kronen, die Pension 45 Kronen, Frühstück und Nachtmahl nicht mitbegriffen, aber trotzdem ist es spottbillig und reichlich, namentlich, wenn man für ausgiebige Zwischenmahlzeiten sorgt. Um das Erstaunen des Zuhörers zu parieren, sagt der Ehemann an dieser Stelle gewöhnlich: „Meine Frau meint ganz richtig, daß man sich natürlich Vorräte mitbringen muß. Vabelfrühstück und Kaufe kann man sich selbst auf dem Zimmer zubereiten. Meine Frau sagt ganz richtig: wenn man genug Salami mitnimmt, ist es eine sehr gesunde Gegend. . . .“ Keine Wendung hört man nämlich am Sommerbeginn so häufig wie diese: meine Frau sagt ganz richtig. Warum hörte man nie: mein Mann sagt ganz richtig? Das muß einen tieferen Grund haben. Der Kostenüberschlag, der eigentlich der Ausbruch eines ahnungsvoll bedrückten Gemütes ist, endigt schließlich wieder mit der Eingangsfrage: Und was haben Sie für Sommerpläne?

Um diesem lästigen Frage- und Antwortspiel ein Ende zu bereiten, habe ich mich entschlossen, mir während dieser kritischsten Zeit eine Auskunftsstelle für Sommerfrischen einzurichten. Sie will nicht, wie andere Institutionen dieser Art, den Besuch von Kurorten und Sommerfrischen propagieren, im Gegenteile, sie will warnen und abschrecken. Sie kündigt nicht die Annehmlichkeiten und Reize dieser Orte an, sondern ihre Müheligkeiten, Aergernisse und Gefahren, sie ist überhaupt eine höchst zeitgemäße, menschenfreundliche und nützliche Institution. Diese Auskunftsstelle ist vorläufig nur für meine näheren Bekannten bestimmt, aber da sie vielleicht auch weitere erholungsbedürftige Kreise interessieren könnte,

soß das gewissenhaft gesammelte Material hier auszugsweise mitgeteilt werden.

Bekanntlich hat sich die unschuldige Natur infolge eines Erlasses des Volksernährungsamtes eine strenge Zerteilung gefallen lassen müssen: in Heilbäder und gewöhnliche Kurorte und Sommerfrischen. In den Heilbädern bekommen nur jene Karten, eventuell auch Lebensmittel, die leidend sind oder einen eigenen Besitz haben, man muß sich also über eine chronische Villa oder eine günstig gelegene Krankheit ausweisen können. Aber das Kranksein allein genügt nicht, man muß die Kur wirklich gebrauchen. So wird beispielsweise in Ischl nur derjenige versorgt, der eine Bestätigung der Badeanstalt über das tatsächlich verabfolgte und genommene tägliche Bad vorweist. Für eine solche Erholung mit täglichem Badezwang wird sich mancher bedanken. Da kann man ja gleich in Wien bleiben, wo man höchstens von einem groben Lieferanten den gutgemeinten Rat erhält: Geh's baden. Aber an einen Badezwang ist die Wiener Bevölkerung nicht gebunden, im Gegenteile: hier kann man sich Gott sei dank gerade durch die unsaubersten Mittel und Kniffe am meisten verschaffen.

In den übrigen, nicht belieferten Kurorten und Sommerfrischen ist es aber noch viel ärger. Dort könnte man den ganzen Tag Fuß- und Sitzbäder nehmen und würde dennoch nicht einen Bissen, nicht einen Löffel voll Lebensmittelkarten bekommen. Hier gibt's keinerlei Verpflegung, bloß Erholung. Man kann ungehindert Luft schnappen, in der Sonne liegen, sich von Bremsen stechen lassen, bis einem die Nase zur Gurke aufschwillt und dafür Verschönerungstaxe zahlen. Wenn sich nicht eine humane Kuh oder ein Huhn des Sommerfrischlers erbarmt und ihm unter der Hand oder dem Fuß einen Liter Milch und einige Eier zukommen läßt, ist er verloren. Von den Einheimischen hat er gar nichts zu erwarten. Es wird nichts übrig bleiben, als die Anweisung des Ernährungsamtes zu befolgen und sich die Lebensmittel aus dem bisherigen Wohnsitz nachsenden zu lassen. Was man sich nachsenden lassen soll? Die halbe Brotration, die gedrittelte Kartoffelmenge, die Fettquote, kurz, alles Ge-strichene, Gehürzte, Nichtvorhandene, Versprochene und Herantollende. Aber dazu ist wieder ein neues Dokument erforderlich: der Generaltransportchein. Bis man dieses neumsilbige Wort einer böhmischen Köchin beigebracht hat, wird der halbe Sommer vergangen sein. Dieser Generaltransportchein ist dem Absender der Lebensmittel einzuhändigen, also dem Lieferanten, dem Schleichhändler oder dem Oberhaupt der Familie. Der braucht dann nur ein Duzend versperbarer Kistchen mit doppelseitigem Farbaufdruck anzuschaffen, die im Voll- und Leerlauf ununterbrochen hin- und hergehen werden — wahrscheinlich meistens im Leerlauf. Jedenfalls wird der Sommeraufenthalt durch diesen beständigen Kistchenverkehr ungemein an Reiz und Spannung gewinnen. Jene zärtliche Ungeduld, mit der man sonst den Gatten und Vater zu erwarten pflegte, wird jetzt vor der Ankunft der Postzüge zu beobachten sein. Kommt es, kommt es nicht, das Kistchen? Und wird es noch zugesperrt oder schon gänzlich ausgeleert sein? Zu den fleisch- und fettlosen Tagen werden sich kistchenlose Tage gesellen, und manche Frau wird erkennen, daß ein solches Kistchen doch nicht der richtige Gattenersatz ist, denn der Ehemann ist zwar nicht versperbar, aber er kommt wenigstens an. Und wenn der Postzug gar nichts bringt, wird man, statt zu nachtmahlen, das schöne schwermütige Schubert-Lied singen: die Post, sie hat kein Kistchen für mich, warum, warum?

So ist die normale, von Amis wegen vorgesehene österreichische Erholung beschaffen. Es gibt natürlich noch verschiedene Auswege, und am liebsten ist der nach Ungarn. In der Hohen Tatra und am Plattensee zittert man jetzt schon vor dem Wiener Appetit, und zwar zittert man zu den höchsten Preisen, die am Plattensee noch höher sein sollen als in der Hohen Tatra. Viel einfacher ist es, man geht direkt nach Budapest, logiert die erlaubten vierzehn Tage lang in einem Hotel, dann vierzehn Tage unter einem anderen Namen in einem anderen Hotel und so weiter. Dabei riskiert man im ärgsten Falle acht Tage Arrest und zehn Kilo Gewichtszunahme, und während man im Arrest sitzt, kann die liebe Gattin auf der Margareteninsel Ischl spielen: So ist beiden Teilen geholfen.

Nach so vielen vortrefflichen Ratschlägen wird man vielleicht wissen wollen, wohin ich selbst im Sommer gehe, und da ich nicht die Rolle des schlafköpfigen Haarwuchsmittelherstellers spielen möchte, will ich auch diese Auskunft noch erteilen, natürlich nur mit aller gebotenen und begreiflichen Diskretion. Keinesfalls gehe ich dorthin, wo alle hingehen, sondern nur in eine möglichst abseits von den Vorschriften gelegene Gegend, wo Ozon, Kurlaxe und Fremdenhaß noch unbekannt sind. Ich suche wirkliche Natur, Scholle, Erdgeruch, biedere bodenständige Hamsterei. Ich will nicht als Kurgast logieren, sondern mich als vor nichts zurückschreckender Sommerfrischler bei Bauernleuten verdingen. Zu diesem Zwecke habe ich in die verbreitetsten Sonntags-, Dorf-, Wald- und Bauernboten folgende Anzeige einrücken lassen, aus der mein Erholungsprogramm deutlich zu ersehen ist:

Ein den schlechter genährten und gekleideten besseren Ständen angehörender Herr vorgerückten Alters, garantierter Junggeselle, sucht Stelle als junger kräftiger Bauernbursh. Legt mehr Wert auf Kost als auf gute Behandlung, die er von den Wiener Instanzen und Lieferanten ohnehin nicht gewöhnt ist. Besitzt glänzende Anlagen zum Selbst- und Doppelverfolger, hat hervorragendes Hamstertalent, ist vorläufig noch unbestraft, was jedoch rasch nachgeholt werden kann. Ansprüche wegen Unterkunft sehr bescheiden: schläft, wenn es sein muß,

Nachtwanderung.

Von Hans Viechhövel.

Die Wenigen, die sich noch daran erinnern, wie schon es einst in Friedenszeiten war, haben dunkel in ihrem Gedächtnis, daß es vor dem Kriege Gesellschaft in höherem Sinne gab, kleine Feste in behaglichen Räumen, ohne Brumf und Eitelkeit, unter Musik und Tanz, Abendessen warmen Zaubers und schöner Freundschaft, Verlämmungen härmlos stöhrender Menschen im Zeichen der Künste oder des Geistes. Europa war noch ein Ganzes. Paß und Vernichtungswille lagen in unruhigem Schimmer, Schiffsale im Schoß der Ketten; Wolken standen am Himmel, die nur die Eingeweihten bemerkten, und der feste Glaube an die Menschheit hörte den leise rollenden Donner der Ferne nicht, der kommende Gewitter und Stürme kündete. Weiterleuchten ging der Zeit der Prüfungen voran, Bedeusames, das dort und da in den Blättern zu lesen war, blieb unbeachtet und glitt vorbei: ein Gesichts, eine Warnung, eine prophetische Schrift auf phosphoreszierender Wand, Verkündigen und Mißtrauischen in gleicher Weise deutbar. Noch heute deut ich, wie der seltsame Rasputin das Ende des Zarenreiches und das seine voraus sagte, ein Kenner der russischen Volksseele, eine fragwürdige Gestalt und doch wohl auch ein Mensch, der die Gabe der Fernsicht besaß, rätselhaftes Gewächs mit unheilvoller Saat befruchteten Bodens. In welchen Träumen lebten wir, wie wenig ahnten wir, daß es ein Erwachen gab aus unserer hellen Tagesbewußtsein und daß ihm eine lange Nacht voll spukhafter Schrecknisse folgen würde, die Buge unseres ahnungslosen Dahinlebens fortwährend, so daß das Lächeln erstarb auf dem Anstich und die Stimme der Gesellschaft schwie! Die Schwärze in Sarajewo am Peter und Paulstag (dem Un-glückstag an sich), abgegeben auf einen Kurfürsten und eine Kurfürstin, zerrissen ein Gewebe schwerelender Dünste. Das alte Dasein ward zu Grabe getragen, und wir, die an seinem Grabe trauern, wir werden seine volle Auf-erstehung in Glanz und Glorie wohl nicht erleben.

Auch zu dir, Kleiner Kreis vertrauter Leute da draußen, bald in Währing, bald in Aufsdorf versammelt, auch zu dir, deiner kleinen Gemeinsamkeit, altem Wissen und geheimnisvoller Erkenntnis erschlossen, brang die Not der Zeit. Auf dem Friedhof zu Pragempyl liegt der junge Doktor Felix St., dessen Poroskop so glatt verließ, daß es allen Möglichkeiten offen löten, im Bärersdorfer Regimentsarzt L., der auf des Regimentsmanns Spuren wandelte, und auch der alte W. ist tot, der die merkwürdige Gabe besaß, von seinem Gotte erfüllt, Dinge aus höheren Welten zu sprechen. Andere wieder zogen in den Krieg. Oberleutnant W. dient als Mieger an der Südfront, Baron O. kam dreimal verwundet zurück, und mancher Neuling slog dem gasstichen Hause der Baronin Helene St. zu, die als allverehrte Baronin des kleinen Hauses waltete; der ungarische Souveränist René F., der sich rasch die Herzen aller eroberte, Hauptmann Th., dessen Anhänglichkeit an alles Exotie und Dreimal-Beweisbare in den Abendstunden dem un-erklärlichen Gange weicht, von den Dingen zu hören, die zwischen Himmel und Erde sind. Ein gütiger, mystischer Wind hat uns in dieses Heim einer edlen, alter Stern-kunft mit gültigem Herzen ergebenen Frau zusammen-geweht, in einem trauten Zimmer, das voll von Blumen-lampe, in einem trauten Zimmer, das voll von Blumen-ist, enthüllt Doktor B. allwöchentlich einmal den astro-logischen Hintergrund der Mythen und die seltsamen, dem gestirnten Himmel entzifferten Zusammenhänge der Vohanneseischen Apokalypse. Da lauschen, Wiedergeborene aus Zeiten, die dem Göttlichen noch näher standen als unsere gegenwärtige Generation, die Tochter der Baronin, die entzückende Frau v. M., christlichen Herzens der Ster-menkunde auctoren, gleich ihrer Mutter, Frau v. S., eine zarte Erleuchtung von bestrahlender Anmut und un-sagbarem Liebreiz, kundige Pförtnerin der zwölf Mandantenhäuser und eifrig der Philosophie besessenen, Erzseelen Schw., ein Feldherr, dem deutschen Mytiker weltensverwandt, stets still und in sich gefehrt, unser lieber Gregaitentapitan Schw., weigereist, in magischen Künften erfahren, ein streibbarer Idealist und wertvoller Mensch; ein geleiteter Dingen, idealen Welten als Muster zu-gehörig, eine dichtertisch begabte Bildhauerin, eine junge Klaviervirtuosin, der unspigen Lehre hold. Es ist eine

glückhafte erotische Insel mitten im Sturm und Drang der Welt, ein Kreis von Menschen, die wie in Vater Noahs Arche gerettet über den Wogen unserer Einstut schau-eln, halb Kinder der Welt, halb Kostgänger astraler Re-gionen. Der Hauch des Kaffees irt kraßlos um diesen friedlichen Raum; der Geist der Liebe erfüllt ihn, indes draußen die große Weltgeschichte abrollt nach ehernen Gesetzen...

Hier lebt und verührt vom Lärm der Dinge aller romantischer Sinn. Unsichtbar tragen wir, jeder auf seine Weise, die blaue Blume im Knospen und bekennen uns zu den großen Lehren verfloßener (aber doch ewig lebendiger) oder noch in der Gegenwart wirkender Mensch-heitslehren. Wahrheit zu suchen ist der Erdenbürger Teil. Wo man sie findet, tut nichts zur Sache, sofern sie nur als Erlebnis gesucht und ihr mit dem Herzen genast wird, mit dem Herzen, das zugleich die Quelle aller Vernunft ist. Viele Wege führen dahin, aber nur im Gemüt liegt der Schlüssel. Die Welt nicht verloren geben, in ihr und für sie atmen und wirken, unverdrossen ob der schrillen Mißfänge kriegserfüllter Tage: irgendwo in der Men-schenseele ruht dieses göttliche Geles, dem sie sich beugt und das im irdischen Verstande seine feinsten tomischen Wurzeln hat. Der helle Tag ist die Heimat des Irrtums. Kritik und Fiole fluchen ihm, weil er Schuld häuft, wo in Wahrheit zaubervolle Kräfte walten, weil in ihm Ver-hängnis und Verstrickung hausen, weil unser Karma wächst, wenn wir wachen, indes es milde verlißt, wenn Schlaf die Augen schließt und die geheimnisvollen Forten der Träume öffnet. Gehört Du bei Lage der Erde, so führt Dich die Nacht in das angeklammte Vaterland der Seele, daraus sich Dein Ich verlor vor unordenlichen Zeiten und dahin die Erinnerung leise führt, wenn Du sie nur unbeirrt in Dir walten läßt als Dein göttlich Erb-teil und Deine Wegzeherung zwischen Geburt und Tod. Freilich sind Nacht und Tag nicht so streng geschieden wie es scheinen mag. Selbst der Tag hat sein Dunkel, und just so hat auch die Nacht ihr Licht. Das Traumbewußtsein befißt eben die Kraft, dem Dunkel des Tages etwas vom Rechte der Nacht zu geben; achte! Du leiner, so erschließen sich die inneren Sinnesorgane einer anderen Wirklichkeit, die lebensvoller, gefalteter-, farben- und tonreicher ist als

Reichspost

gelegentlich durch Fragen an Stadtfunktionäre oder Handelsleute unterrichtet. Nachdem er vom Neuen Markt Abschied genommen, dichtet er:

Ich gieng von dann, kam an den Grabn,
Wo Fleischhacker jr Fleisch sagl habn,
Ein Rohrlast*) mecht bey jr stet,
Aus dem trefflich gut Wasser get.
Schamet Wunder ober Wunder,
Ein jeder sein Fleisch het hunder,
Schaffen, selbren, rindren, schweinen . . .
Ich bat und fragt der maister einen,
Daz er mich unterrichten thet:
Wieviel es hie Fleischhacker het?
Er sprach: „unser seindt vey gemeinlich
Allenthalben bey sydenzig
Am Lichtensteg vnd an dem Grabn . . .“

Und der auf seine Junst stolze Meister rühmt weiter, daß seine Kameraden wöchentlich dreihundert Ochsen und mehr noch auswiegen, dazu sechshundert Kälber, tausend Schafe und hundert Schweine; doch am Freitag brächte man auf den Salzgras gar viertausend Ochsen und „Junst vil viechs“. Der Hauptstandplatz der Fleischhauer war zu beiden Seiten des Lichtensteg und in dessen Umgebung (Fleischmarkt). Die Schlachtung der Tiere vollzog sich in früherer Zeit auf der von Ungarn heraufführenden Landstraße, dicht neben dem Donauström, an dessen Ufer auch die Fleisch verarbeitenden Gewerbe, wie jenes der Gerber, ihre Betriebsstätten hatten.

Beim Petersfriedhof breitete sich ein umfangreicher Geflügel- und Gemüsemarkt aus, wo jahraus und jahrein die Hausfrauen allerlei Federvieh und dazu Rüben, Kraut, Kren, Petersilie, Salat kauften. Bis in die Zeiten der Kaiserin Maria Theresia wurde der Graben vorzugsweise der „grüne Markt“ oder „grüne Kreutelmart“ genannt. Dreißig Wagen mit Eiern notiert hier Schmälzl, und nebst Hühnern, Enten und Gänzen, „gut faust kapauner“. Dicht nebenan ein zweiter Markt! Am Hof reihen sich hundert Wagen mit Brennstoffen, Heu und Stroh; nebst Gewürz ist eine schwere Menge von Korbwaren hier ausgedoten, und der „Kreuzenrichter“ antwortet auf die Frage des Verfassers des Lobspruches, daß hundert Fuder auf einen Tag kämen.

Wolfgang Schmälzl setzt erstaunt seinen Rundgang durch Wien fort, vermerkt auf dem Judenplatz zehn Wagen mit Kastanien („Kesten“ nennt er sie) und berichtet weiter vom Fischmarkt. Die Fischhändler hatten am Hohenmarkt und in dessen Umgebung ihren Hauptbetrieb, in der Nähe stand der Fischhof, wo bis 1760 der Verkauf stattfand, die Fischerstiege führte einst zur Donau. Fischer aus Böhmen, Mähren und Ungarn brachten allerlei Leckerbissen, die wir heute kaum dem Namen nach kennen. Zum Beispiel: Hausen. Herzog Rudolf IV. schickte an den päpstlichen Hof einen derartigen Wasserbewohner, ein „Novum genus piscium“, das dort größtes Erstaunen erregte; der Abt von Niederaltaich, das von der Gründungszeit der Osmark her in der Wachau reich begütert war, befahl auf die weithin dringende Märkte sofort seinem Güterverwalter zu Spiß, ihm diesen merkwürdigen Leckerbissen, den er „esox“ nannte, zu liefern; doch der Beauftragte antwortete seinem Abte nach Bayern, daß er nicht dienen könne, da derlei Tiere nur in Ungarn gefangen würden. Später wurden die Hausen über Wien nach Venedig regelmäßig verhandelt. Zu Wolfgang Schmälzls Zeiten scheint ein recht schwunghaftes Geschäft mit diesen Tieren getrieben worden zu sein, denn er zählt nicht weniger als vierzehn Wagen mit jenen schmackhaften Fischen und läßt sich von einem der Verkäufer berichten, man hätte „fünfhundert“ hereingebracht, die neunhundert Zentner gewogen hätten. Dann wird uns im Lobspruch ein regelrechter Marktbericht geboten, der Magister verzeichnet genau die Zufuhren, also außer jenem Hausen:

Acht wägen schanden oft auff ein tag,
Dergleich sechs wägen gewißlich wol
Mit prattisch, hecht und karpffen voll,
Seetarpfen, seepunkel, garaus,
Zwanzig wägen, und von Behaim auß
Mit karpffen zwen und dreyßig wägen,
Auch findt man hie an den Fasttügen,
Wächtsfisch, zindel, schieden, mayling,
Barben, tierel, föhren, salmbling,
Reinanten aschn, pragen, eschling,
Schillen, al, tuch, schierlen, sprengling,
Suhen, aiten, schiegerln, perschtl,
Mutteln, nehling, roteugel, trechl,
Neunaugen, staimperß, kreutterling,
Pisgurn, baddiern, gut nörling,
Auch findt einer weißfisch, sichling,
Vil hundsfisch, schnelen und tresling,
Gefangen auß dem Thonampach . . .

Die Reihe ist noch lange nicht zu Ende. Grundeln, Hechten, gefalzene Hausen, Bücklinge und andere Sorten werden aufgezählt, und die Mengen lassen sich sehen: Gleich zwölf Wagen gefalzener Hechte! . . . Der Fischgenuß bildete ehemals einen Hauptteil der menschlichen Nahrung; dies war schon eine Folge der vielen kirchlichen Fasttage.kehrte sich eines der Klöster der strengeren Richtung zu und nahm Reform an, dann vermerkt fast immer die Hauschronik, daß neue Fischteiche angelegt oder die bestehenden erweitert wurden. In Lilienfeld spiegelt sich ein Teil der alten Abtei im Forcellenteich, in dem heute noch eine stattliche Zucht betrieben wird, um die Wasser der Traisen mit den flinken Edelfischen zu bevölkern; an der gegenüberliegenden Seite des Stiftes breiteten sich einst große Wasserflächen aus. Herzogenburg hatte ausgedehnte Teiche, eine künstlerische Leistung

*) Rohrlast = Röhrenbrunnen.

sind die Fischbehälter der Stiftsherren zu Kremsmünster Die Heiligenkreuzer Mönche hatte Ungarns König in der Mitte des 13. Jahrhunderts mit reichem Grundbesitz begabt und ihnen jährlich 300 Hausen angewiesen, angeblich zur Beeinflussung der Zisterzienser, die er in sein Land ziehen wollte. Zu Ende des 15. Säkulums hatten die Klosterleute jener Babenberger Stiftung um Dispens; es ging nicht mehr anders, die Enthaltbarkeit von jedem Fleischgenuß schreckte die Novizen ab. Der Orden bewilligte prompt die Lieferung der Hausen ein, worauf der Abt stiftlichen Besitz bei Preßburg veräußerte und aus dem Erlös Fischteiche neben dem Waldtkloster anlegen ließ . . .

Schmälzl führt uns am freistehenden sogenannten Brunnenhaus des Hohenmarktes, wo die Fischer am Abend „wasser findten, zu wässern“ an Nichtstätte und Narrenkötterl, wo die Ruhestörer, Nachtschwärmer, lieberlichen Frauenzimmer temporär eingesperrt und vom Volke verspottet wurden, vorbei und nun zaubert er ein Stilleben auf die Leinwand: Obst aller Sorten und Wildpret. Acht Wagen mit Jägerbeute sind angerollt, zweitausend oder noch mehr Vögel brachten sie, „fahhan, feldhänner, rohrhennen“, dann aber auch nebst Rotwild und Meister Lampe noch Wildschweine. Eine kleine Menagerie gab es — „seltsam viech, wolff, fuchs, hundt und kazen lebendig“ — auf dem alten Wildpretmarkt. In dem riesigen Gedränge, konnte man beim besten Willen nicht die Wagen zählen, die Schmalz, Gerste, Erbsen („arbayß“), Linsen („läsn“), Kürbiß, „pluzer und unmurken“ (vollstümliche Ausdrücke, die heute noch im Gebrauche stehen), Melonen, Erdäpfel und anderes gebracht hatten. Am Hohenmarkt waren mehr die bürgerlichen Verkäufer zur Stelle, die herbeiströmenden „Bawren“ mußten nebenan in der nach ihnen benannten Straße (Bauernmarkt) sich reihen; sie boten „vil plunzen, würtz, wol hundert pachen“ feil. „Pachen“, das waren Schinken oder Speckseiten. Eine ergötzliche Historie aus Alt-Wien teilt uns mit, daß im Gewölbe des Roten Turmes eine aus Holz nachgebildete Speckseite gehangen habe, an der zu lesen gewesen sei:

Welche Frau ihren Mann oft raucht und schlägt,
Und ihn mit solchen kalten Laugen zwägt,
Der soll den „Pachen“ lassen „henken“,
Ihm ist ein andrer Kirchtag zu schenken.

Wolfgang Schmälzl, der Schalk, übergeht derlei nicht. Schon in den ersten Zeilen seiner Beschreibung Wiens gedenkt er dieser Sache und dichtet zur Beschreibung des steinernen Torwartes an der Donau:

Ob jemand hie zeucht ein und auß,
Sein weib nit fürcht, sey herr im hauß,
Er mag den pachen herabnehmen,
Ist aber bisher keiner semen.

Dort, wo die Bauern mit ihrem „Waldbiertler Geselchten“, das erst der Weltkrieg aus Wien verschwinden ließ, sich versammelt hatten, waren auch ionstige Erzeugnisse und Lebensmittel vom Lande käuflich und erhältlich, Milch, „obermilch“, „milchram“, „läß“, „sturzling“, Frischlinge, Spannsäue, Tauben — der Beweise einer verfeinerten und anspruchsvollen Lebensweise gäbe es etliche . . .

Der Magister von den Schotten gibt der Wahrheit die Ehre, er schließt den Bericht seines Besuches der Wiener Märkte von Anno dazumal mit dem von Zufriedenheit zeugenden Verslein:

„Wer das sieht, billich loben muß
Dise stat hie in disem sal
Mit schnabelwagd für ander all.“

Reichl

Alt-Wiener Schnabelwagd.

Mit Wolfgang Schmälzl auf den Märkten des 16. Jahrhunderts.

Der Wiener Hans Sachs, der Schottenschulmeister Wolfgang Schmälzl, schildert in seinem „Lobspruch der hochlöblichen weitberühmten küniglichen Stat Wien“ auch die Wiener Märkte in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Ein köstliches wie auch lehrreiches Bild entrollt sich vor unseren Augen; gewissenhaft und mit Humor gewürzt vermerkt der von Wien, seiner zweiten Heimat, so entzückte oberpfälzische Magister die Standorte der Märkte, den Betrieb, die Wareneinfuhren und hie und da auch die Preise. Trotzdem knapp vorher der Tod reiche Ernte gehalten und eine Seuche Tausende von Menschen hinweggerafft hatte, zählte damals die Donaustadt 50.000 Einwohner, eine Großstadt ersten Ranges war sie nach ihrer Bevölkerungsziffer. So ist es denn vielleicht weniger die Genußsucht am Phäakenstrande, als die Bedeutung der Versorgungsfür Wien, die Wolfgang Schmälzl in seinem Lobspruch gerade in diesen Punkten sehr ausführlich sein läßt.

Der Weinbau ist, wie er dichtet, der „selige Wucher, den Gott ziert“, man pflegt ihn zu Wien ganz allgemein, und mit der Nebenpflanzung mag die Bürgerschaft nach unserer heutigen Wortgebung als Selbstverfängerin gelten. An diese Vorbemerkung reiht Schmälzl die Schilderung der Wiener Märkte zu seiner Zeit, und zwar knapp vor 1550:

Auf dem Neuen Markte, dem Schauplatz des Bäckenschupfens schon Jahrzehnte vor der Abfassung des Lobgedichtes, dort, wo auch ein bürgerlicher Getreidekasten sich erhob, der den Namen „Mehlmarkt“ hervorbrachte, drängen sich die Wagen ineinander, sie stecken förmlich einer im andern, wie Schmelzl drastisch schildert. Zu Duzenden hatten Getreidefuhren die massiven Stadttore passiert. Mitten im lebhaften Getriebe des Marktes stehen hier wie auf anderen Märkten „Ein pranger und ein stainen maß“, Schandsäule und Stadtmaß, „auf daß sich keiner im kauff vergesse“. Bürgermeister Hermes Schallauer hatte Pranger und Normalmaß aus Stein aufstellen lassen; seinen Namen nennt Wolfgang Schmälzl, wie er, — als pflichterfüllten Journalisten könnte man ihn bezeichnen —, auch die Namen der wichtigen Amtspersonen, so jenen des Hauptmannes der Stadthauptwache, des Brückenmeisters und andere, meldet . . .

Ganz merkwürdig ist auch die Form des Lobspruches: Der Verfasser schildert, wie er durch die Stadt sozusagen als Fremder und Neuling wandert und sich

Deutsch sprechen, das heißt: Deutsch denken.

Von

Emil Weidmann.

Man will alle unbedeutenden Fremdwörter aus der deutschen Sprache ausmerzen. Man ist in diesem Falle sogar die Besessene. Die Berliner Polizei hat sich des Berliner Straßenschildes angenommen und unter den kleinsten Schildern Wankung abgehängt. „Wankung“ ist mit „Wankung“ überlegt worden. Was weder richtig noch unrichtig ist, und das Schild in einem Wankung laden der Forderungstrafe, wo man in hübscher Vereinerung lesen konnte:

„Englisch spoken“

„On paris français“

Man spricht deutsch
ist auch verschanden, und wenn man auf der Straßendahn im Wehrange einer Dame auf den Fuß tritt und „Parbon“ murmelt, wird man zurückerufen, das deutsche Mädchen belehrt uns: „Man sagt nicht mehr „Parbon“, man sagt „Auf Wiedersehen“. — Es ist gut so. Alle Gebildeten, die mitarbeiten wollen an der Aufrechterhaltung unseres Sprachschages, machen einen großen Kassenkurs, um die fremden Münzen von den einheimischen zu sondern. Es war tatsächlich ein bißchen weit mit uns gekommen, der Widerspruch, den wir fremden Einbringlingen entgegensetzten, war recht gering geworden. Grund dafür war einmal die kritische Lieberklärung des Fremden schließlich. Dann aber auch viel tiefer liegend, die allgemeine Verwilderung des Sprachgefühls, jene Zustände, die beim Schreiben, deren sich nicht nur die vielgeschätzten Dichtungsarbeiter schuldig machten, sondern auch Schriftsteller von Ruf, ja sogar Dichter. Und die Dichter. Soll der Kampf, den wir für die Reinhaltung der deutschen Sprache führen, Erfolg haben, so genügt nicht das Abschaffen von Fremdwörtern. Sondern alle, die es angeht, müssen darauf hinarbeiten, daß das Sprachgefühl an sich wieder besser wird. Wir müssen lernen, gegen lächerlichen Sprachgebrauch zu kämpfen, wo er sich zeigt. Sollen wir lernen, sich nicht zu schämen, das ist eine Gebührendung. Aber gut schreiben kann jeder lernen, der nicht zu faul ist. Denn Stil ist ja nicht nur äußerliches, nur Bombast-

liger“ das gute deutsche Wort „Sperrlager“ einfügt, nun sich auch noch sozial Mühe gemacht hätte, den Satz in seine Elemente zu zerlegen, hätte er Korts Deutsch geschrieben. Es geht mit einem Satz: „Es verlaute, daß diese Deutsche Einzelheiten enthält über die Sperrlager, die auf griechischem Boden für die zu entwaffnen den Seiten ersichtet werden sollen.“ Aber die Angst vor dem Relativsatz ist nicht auszurotten.

Hätten wir eine Mahnung zur Reinhaltung der Sprache, wie die Franzosen eine solche in ihrem „Institut“ seit Jahrhunderten besitzen, so würde auch die Unklarheit darüber, was Schriftdeutsch und Sprachdeutsch ist, nicht so groß sein. Wörter, die nur als Ausweise im Sprachdeutsch Sinn haben, werden heute unbenutzt in das Schriftdeutsch übernommen. In einem Buche über Leonards schreibt eine unserer begabtesten Kulturhistorikerinnen: „Dieses das Übermaß zugrunde gegangen ist, wir wissen es nicht.“ Das ist falsch. Es muß heißen: „Auf welche Weise.“ — „Wies“ gehört, wenn es überhaupt zulässig ist, ins Sprachdeutsch und ist auch da nur Sorgen.

Dieses Einbringen von Jargonwörtern in die Schriftsprache ist ja eine der schlimmsten Qualen der Sprachverwilderung. Besonders in Deutschland, wo die Gemüthsprochigkeit eine ganz andere Rolle spielt als im Reich und wo fortwährend in die deutschen Kulturkreise Elemente einbringen, die des Deutschen nicht hinreichend mächtig sind. Wenn Hugo von Hofmannsthal schreibt, „der Wind hat mit ein Blatt Papier beim Fenster heringetrogen“, so mag das bewußte Kolorit sein und der Absicht entsprechen, aber das bewußte Kolorit ist das dazwischenliegende, wie Dichtereigenschaft. Wer deutsch ist das dazwischenliegende, wie wenn einer schreibt, daß ihm „über seinen Pan“ ein Kato zur Verfügung gestellt wurde. Dem gemeint ist dann nicht, daß dies über seinen Pan hinaus ging, sondern gemeint ist auf seinen Pan. Denn in Deutschland gewöhnen, wie man oft in den letzten Jahren „über Wund“ auch Pan. Und wenn ein Wiener sagt, seine Familie sei im Sommer „am“ Sommerlager oder gar „am“ Lager, so macht er sich nicht klar, daß dieses „am“ gar nichts mit unserem Wörterbuch „am“ zu tun hat, sondern nichts weiter ist als eine aus dem flüchtigen Sprachdeutsch entfallende Verwirrung aus „auf dem“ (aufm — am). Das ist hängt in Deutschland dann auch ein Glasfasser auf dem Plafond. Das kommt davon. Wie weit die Unklarheit gegenüber dem Sinn einzelner Worte geht, zeigt eine aus Deutschland jetzt auch bei uns einbringende Wankung in der Verwendung oder Vermeidung des Kompositivs. Zum Beispiel

Ein Satz, der schlecht gemacht ist, ist auch schlecht gemacht, d. h. nicht zu Ende gebracht. Wenn alle, die schreiben, sich zur Pflicht machen, keinen Satz aufs Papier zu bringen, bei dem sie sich nicht vorher das Ganze wie auch jedes einzelne Wort bis zu seiner ursprünglichen Bedeutung durchgesehen haben, ist schon viel gebessert. Dann bekommt unser Schriftdeutsch wieder sozial Festigkeit, daß es wie von selber gegen ungeschickte Einbringlinge widerstandsfähig wird. Allerdings kostet solche Gewissenhaftigkeit anfangs ungewöhnliche geistige Arbeit. Aber sie wird bald zur zweiten Natur.

Als der feilere Reichskanzler Dr. Michaelis seine erste Rede hielt, begann er mit den Worten: „Erfolgreich habe ich die Ehe . . .“ Kein Mensch hat protestiert. Aber „erfolgreich“ kann man wirklich nicht sagen. Es geht nicht.

Vor einigen Jahren wurden in den deutschen Eisenbahnwagen Schieber mit folgender Aufschrift angebracht: „Für Förderung der öffentlichen Gesundheitspflege wird dringend ersucht, nicht in den Wagen zu spucken.“ Das ist viel schlimmer als „Möbes“ oder sonst etwas in der Art, und betriegt ebenso schlimm wie das Aussehen der deutschen Reichsbahn. Denn dieser Satz ist sprachlich ein Ungeheuer. Seit wann es heißt man „zu“ etwas? Wenn ich nun stehe in den Wagen zu spucken aus dem Fenster spucke, so hat nicht die öffentliche Gesundheitspflege etwas davon, sondern die Volksgesundheit oder der Gesundheitszustand der Volksgesundheit oder etwas dergleichen. Die öffentliche Gesundheitspflege kann ich nur fördern, wenn ich einem einheimischen Wohlstande etwas 1000 Mark schenke. Der Mann, der diesen Satz gebildet hat, bedachte nicht, daß solche Verordnungen überhaupt nicht halb negativ abgefaßt werden kann, sondern entweder ganz negativ oder, noch besser, ganz positiv. Das sind ja ganz primitive Unterscheidungen. Wenn aber in taufendfach verdrehten solchen Ansätzen die Behörde ein derart elendes Deutsch verewigt, muß sich das Sprachgefühl ja abkämpfen, und wenn nicht einmal die Behörde deutsch kann, warum soll es dann der Bürger können?

In einer positiveren Mitteilung einer sehr angesehenen Tageszeitung stand folgender Satz: „Es verlaute, daß diese Deutsche gewisse Einzelheiten über die auf griechischem Boden zu entwaffnen den Seiten ersichtlichen Sperrlager enthält.“ Über diesen Satz hier, bis ichmal gebräuchlich Wort für Wort hintereinander laut ließ, bekam ich schließlich heraus, was der Mann mit den auf's und für's und zu's gemeint hat. Aber wenn er außer der Gewissenhaftigkeit, mit der er statt des fremden „Kongratulations-

spiel aus einem berühmten Kriegsberichtshalter: „Die Gefolge erlöste aber ihre Kühnheit, als daß sie sie abschrecken würde.“ Die sinnlose Verwendung der Futurform „würde“ ist unzulänglich wohl in Aufzählungen gekommen infolge der Unklarheit der Schreibenden gegenüber der Konjunktivform harter und schwächer Getrübetter. Diese Form ist nicht immer leicht (etwa bei dem Zeitwort „haben“). Aus Bequemlichkeit haben sich die österreichischen Schriftsteller in Gesellschaften gern der Futurform anvertraut, bei der größere Gesellschaften wohl ausgefallen sind und haben diese schwerfällige Form zum Sprachgebrauch erhoben, so daß es den Konjunktiv in Deutschland praktisch überhaupt kaum noch gibt. Das kann uns auch geschehen. Wenn wir nicht aufpassen, weiß in 30 Jahren kein Mensch mehr, wann man „würde“ sagt und wann „würde“. Die Bequemlichkeit ist der erfolgreichste Lehramt, eine heimliche Berufs-School of German Language.

Diese Kleinigkeiten mögen pedantisch wirken. Aber sie sind nicht minder wichtig als das Ausmerzen überflüssiger Fremdwörter, vielmehr noch wichtiger, weil tiefer liegend. Wenn wir uns gewöhnen — und wir sind Sündler allzumal — kein Wort, keine Form zu gebrauchen, deren ursprüngliche Bedeutung uns nicht vollkommen klar ist, wenn wir gegenüber dem Geist der deutschen Sprache wieder gewöhnlicher verfahren, dann treffen wir das Uebel an der Wurzel und dann kommt die Verhinderung fremden Volkstums ganz von selbst.

Daran kann und muß jeder mitarbeiten, der schreibt, und seien es nur Zeile. Wie jeder das machen will, ist seine Sache. Man kann Grammatik lernen (Grammatik ist sehr schön) und wenn man deutsche Grammatik kann, lerne man Französisch oder Italienisch. Und wenn man das kann, gewöhne man sich, jeden Morgen eine Seite französisch oder italienisch in gutes klares Deutsch zu bringen, so daß es kaum noch überlegt ausfällt, so daß die Übersetzung zum Original so witzig, wie die Klärung eines Persepolis zu seiner Vorderseite. Denn, wenn man überlegt, ist man ja gewungen, sich bei jedem Wort, das man hinhören will, klar zu machen, was es bedeutet. Und darauf kommt es an.

Das Deutsche Oberhand hat die berühmte Doer „Kaba Lena“ von Paris nach dem die Uebersetzung erwarb; das Buch, das den höchsten Stoff enthält, kommt von dem jungen norddeutschen Doer. Mittleres Buch des Sina Sina Sina.

Stuttgarter. Kambholz, More Scholl und William Bauer die Augenblicke Sturm ausstellung gewöhnt.

Abonnementspreise des Blattes:

Mit täglicher Zustellung für Loco:	
monatlich	R. 8.90
vierteljährig	R. 11.70
halbjährig	R. 23.40
ganzzjährig	R. 46.80

Ohne Zustellung:

monatlich	R. 8.50
vierteljährig	R. 10.50
halbjährig	R. 21.—
ganzzjährig	R. 42.—

Inserate werden in sämtlichen Inseratenbüros des In- und Auslandes aufgenommen.

Veröffentlichung

Grenzboten

Motto: Freiheit und Fortschritt!

Blattes:

Mit täglicher Postzustellung.

Für das Inland:

monatlich	R. 4.40
vierteljährig	R. 13.—
halbjährig	R. 26.—
ganzzjährig	R. 52.—

Für das Ausland:

vierteljährig	R. 24.—
-------------------------	---------

Mit der dazugehörigen

„Illustrierten Sonntags-Beilage“ monatlich . . . 30 Heller mehr

Nr. 15890

Bozsony, Sonntag, 7. Juli 1918.

47. Jahrgang.

Hinter den Kulissen.

(Wiener Brief.)

—, 5. Juli 1918.

Die anormalen Zustände, die dieser allzu lange Krieg überall in der Welt im Gefolge hat, machen sich auch in Wien immer mehr fühlbar. Zunächst in der Politik. Die übermütig gewordenen Polen gedachten wieder einmal ein Ministerium zu stürzen, aber es ist ihnen nicht gelungen, der junge Monarch stützte sich auf die zuverlässigste Staatspartei, die durch die Deutschen repräsentiert erscheint und tat den Schlachzigen ihren Willen nicht. Der beständige Ministerwechsel hat gar keinen Sinn, wenn die eingeschlagene Richtung als die allein zweckmäßige erkannt worden ist. Die Rechtshaberei gegen Personen kann kein Staatsprinzip sein. Ueberdies erkannte man die tieferen Zusammenhänge der polnischen Forderung nach Beilegung des Ministeriums Dr. Seidler mit den tschechischen Wünschen. In ihrem Dienst stellten sich die Polen. Sie wollten sich die Tschechen verpflichten für ihren Kampf in den galizischen Fragen. Und das sollte geschehen, indem sie den Ministerpräsidenten stürzten, der die neue Kreiseinteilung in Böhmen geschaffen. Hatte er doch auch schon von der Zerteilung Galiziens in eine polnische und eine ruthenische Provinz gesprochen. Dieser gefährliche Plan sollte fallen. Aber es gelang nicht, denn die Deutschen stellten sich hinter ihn und auch die Ruthenen, die man jetzt die Ukrainer nennt (was ich für gefährlich halte!) traten gegen die Polen auf. Diese mußten sich zurückziehen. Und ein Handschreiben des Monarchen bestätigte Dr. Seidler auf neue in seiner Würde. Dieses Handschreiben ist etwas ipisig, es traf die Eitelkeit der Polen ganz empfindlich.

Aber erst jetzt, da ihr Vorschlag mißglückt war, offenbarten sich die Zusammenhänge mit

den Tschechen. Die Verordnung über die Kreiseinteilung in Böhmen ist schon zwei Monate alt, aber erst jetzt fahren die Tschechen mit ihrem größten Geschütz auf und fordern die Beilegung des Ministeriums in den Anklagezustand. Warum erst jetzt? Weil sie gehofft hatten, es würde auf andere Weise gelingen das Ministerium Dr. Seidler zu beseitigen und mit ihm die Kreiseinteilung zu begraben. Und die Polen wollten ihnen das besorgen für den Gegendienst in der galizischen Sache. Erst der Mißerfolg der Polen hat die Tschechen aus dem Häuschen gebracht; erst jetzt, da dieses verhasste Ministerium von der Krone neu befestigt wurde, gingen sie los gegen dasselbe. Und sie bereiten ihren Sturm vor für die neue Sitzung des Reichsrates, die Mitte dieses Monats beginnt.

In diesen bewegten Tagen trat plötzlich der Name des Grafen Czernin wieder in den Vordergrund. Der frühere Minister des Aeußern erschien in einer langen Audienz beim Monarchen, er hatte eine Konferenz mit dem Grafen Burian und er kam auch mit dem Ministerpräsidenten Dr. Seidler zu einer Unterredung zusammen. Dieser auffällige Umstand wurde natürlich sogleich offiziell abgeklärt, als ob es sich um eine Privatangelegenheit handeln würde. Aber das glaubt kein Mensch. Nur in der politischen Kinderstube, in deren Gedankenkreis das Offiziosentum heute noch lebt, ist solche Naivität nicht auszurotten. Es waren wahrscheinlich sehr wichtige und sehr dringliche Fragen, die den Grafen Czernin wieder nach Wien und in das Ministerium des Aeußern geführt haben. Auch wird uns niemand glauben machen wollen, daß die Laufbahn dieses bedeutenden Diplomaten abgeschlossen wäre. Wir sind auf Ueberrechnungen gefaßt.

Die Hande des Northcliff arbeitet auch in Wien sehr prompt. Nicht nur unser Bündnis mit dem Deutschen Reich hat sie durch hundertfältigen Klatsch zu trüben und zu sprengen gesucht, sie greif

noch höher hinauf, sie machte den niederträchtigen Anschlag, das gute Verhältnis zu stören, in dem die Völker Oesterreichs mit der Dynastie leben; sie unternahm es, die Maßnahmen des Kaiser-Königs Karl in ein schiefes Licht zu stellen und sie scheuten nicht davor zurück, Gerüchte über die Kaiserin und Königin Zita in Umlauf zu setzen, die diese allen Ernstes als „Landesverräterin“ erscheinen lassen. Der tolle Versuch grenzt an Wahnsinn, aber er konnte in der heutigen Zeit immerhin mit einiger Aussicht auf Erfolg unternommen werden. Gerade bei uns wo die öffentliche Meinung unrein ist, wuchert der Klatsch, gedeihen schlimme Gerüchte am üppigsten. Die Zensur ist so besorgt um unser Seelenheil daß sie nichts durchläßt, was uns betrüben könnte. Wir erfahren die wichtigsten Dinge immer erst auf Umwegen über das Ausland. Kriegerische Unfälle bestenfalls aus den Schlachberichten der Feinde nicht aus den eigenen. Es war ganz neu, daß man ein solches Ereignis wie unseren Rückzug in Italien kürzlich offen eingestand. Vielleicht bessert sich das bisher beliebte Verfahren langsam.

Wie hätten die bössartigen Gerüchte über unser Herrscherpaar solche Verbreitung und solche Macht erlangt, wenn sie nicht im Dunkeln hätten schleichen müssen. Leicht hätte man der Schlange schon vor den Kopf abschlagen können, wenn das erlaubt gewesen wäre. Erst als der Hydra hundert Köpfe hinzugewachsen waren, raffte man sich dazu auf. Und auch da noch wurde das Ereignis parteimäßig ausgebeutet, wurde der „Katholische Volksbund“ vorangeschickt und der Erzbischof von Wien zum Dolmetsch seiner Gefühle gemacht. Als ob derartige Niederträchtigkeiten etwas mit dem Katholizismus zu tun hätten, als ob nur die Frauen im Lande hinter dem Kaiserpaar stünden. Es muß eben immer eine Dummheit mitunterlaufen, wenn man sich zu etwas Besonderem aufrafft bei uns.

Es wurde in einer öffentlichen Versammlung dieses Bundes protestiert gegen die „Gerüchte“.

Stadt und Land.

Von F. St. Günther.

Als Herr Lorenz Surrm, Fleischhauer und Hausbesitzer in Wien-Maglensärdorf, am Abend an seinen Stammtisch beim „Lassingfall“ trat, fand er dort den Schneidermeister Nechwatil und den Dürrfräntler Stahlkopf in eifrigstem Zwiegespräch, richtiger: Zwiegespräch. Denn es war deutlich zu merken, daß die beiden von feinem, ungerufenen Dritten belauscht sein wollten.

Herr Lorenz Surrm aber durfte sich mit Zug zu den „Verufenen“ zählen und fragte neugierig:

„Was habts ös miteinander? Was wischvelts denn?“

Der Dürrfräntler legte warnend den Finger an die Lippen, der Schneider machte „Pst!“, winkte Herrn Surrm ganz nahe an sich heran und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Dieser fuhr zurück und zog die Augenbrauen in die Höhe:

„Das glaub' i net!“

„I hab's g'erscht ob net 'glaubt.“ seufzte Herr Stahlkopf. „Aber mein Gott, es passiert jeksten so viel Unglaublichs umadum in der Welt, daß ma' si' scho' über gar nix mehr wundert.“

„Naa, naa,“ sagte Herr Surrm und setzte sich, „das gibt's net. Das is a Blödsinn. Die Leut' reden gar viel, wann der Tag lang is... Wo hast es denn übrigens her?“

Herr Nechwatil zierte sich ein Weilchen, den Ursprungsort seiner schauerhaften Enthüllung bekanntzugeben. Endlich aber sprach er:

„Alsdann am gestrigen Sonntag hab' i's g'hört, net amal, sondern a paaral — am Land draußten, bei Bölskirchen.“

„Mal!“ sagte Herr Surrm ungeheuer spöttisch. „Am Land! Bei Bölskirchen! No, dann natürlich!“

Herr Nechwatil zuckte die Achseln.

Herr Stahlkopf aber meinte:

„Das is, scheint mir, gar ka Grund net, daß 's net wahr sein soll. 'Grad' am Land trau'n si' die Leut' no', an offenes Wort s'reb'n, und da hört ma halt so manches, von was ma in Wien ka Ahnung hat. Da war i vorige Woch'n in Mittel-Krumpstetten...“

„Geh' zua! Ausg'wacht in Mittel-Krumpstetten?“ hohnlächelte Surrm.

„Ja. Da hab'n i' alsdann ganz öffentli' derzählt, daß...“

Und er benutzte sich vor und begann, aufgeregter, aber ganz leise, etwas offenbar höchst Graufiges zu berichten.

Als er zu Ende war, nickte Nechwatil gedankenschwer:

„Ja, ja!“

Lorenz Surrm jedoch verneinte aufs kräftigste:

„Naa! Naa!“

„Naa sagst du wiederum?“ fragte der Dürrfräntler betroffen und etwas gekränkt.

„Ja — naa sag' i!“ brach Herr Lorenz Surrm los. „Hundert- und tausendmal sag' i naa! Wanns ös euch solchene Bären aufbinden laßt's von die G'icherten — i net, ewi' net! Verstanden? Wann i da aufpasse, was i scho' alles g'hört hab' draußten am Land...“

„A bisserl was Wahr's is allerweil dran,“ wendete Nechwatil ein.

„Alsdann, wann da nur der zehnte Teil davon wahr wär, was dö G'icherten z'sammredn über uns — dann gäbet's scho' längst ka Stephansturm und ka Beanerstadt und ka Desterreich mehr! Wie könnt's ös als interlegente Menschen denen Blunzenstridern aufsitzen? Gelt's, da seids stolz drauf, daß 's Bürger von Bean seids, dö, was a haupt- und residenzlerische Büllung genossen hab'n — aber dem nächstbesten Bölskirchner oder Mittel-Krumpstettner Wastl, der velleicht mit Müach sein' Nam' schreib'n und 's großdruckte Betbüachl buchstabier'n kann, den geht's auf'n Reim! Anstatts daß ös — belehrend alsdann und — aufklärend alsdann wirken tätets, laßt's euch au Würsteln machen. Da geh' i net mit, i net! Das san do' Eugen zum Greif'n! Schamt's euch! Mehr soq' i net. Schamt's euch!“

Herrn Lorenz Surrms zornige und mannhaftige Rede fand an seinem Stammtisch leider keinen Beifall. Vom Nebentisch aber, dem einzigen, der noch besetzt war, scholl plötzlich ein helles, lautes „Bravo!“ Und gleich darauf ein zweites „Bravo!“

Die drei wendeten sich, Herr Nechwatil und Herr Stahlkopf ziemlich unwillig, Herr Lorenz Surrm aber unverkennbar geschmeichelt, rasch nach dem Sprecher um.

Es war ein stämmiger, etwa vierzigjähriger Herr mit gerötetem, fröhlichem Gesicht, das ein dicker Schnurrbart und ein langhaarbter „Schmih“ zierten, in einem braunen Lodenrock und einer grünen Weste mit Hirschhornknöpfen und herabhängendem „Bierzipf“. Niemand hatte ihn je beim „Lassingfall“ gesehen, er war offenbar zum erstenmal und zufällig in das Gasthaus gekommen.

„Entschuldigen,“ sagte er, und seine Aussprache bewies, daß seine Wiege, wenn schon nicht innerhalb der k. k. Verzehrungssteuerlinien, doch nicht allzu fern von diesen geschaukelt worden war, „entschuldigen, daß ich gestört hab'. Es is mir nur so 'rausg'rutcht. Aber wann wer so frei von der Leber und mir so von der Seel' red't, wie der Herr — der Herr von Surrm, nicht wahr, ich hab' recht g'hört? — dann kann ich mich net halten, dann muß ich meine Zustimmung z'eig'n!“

„Wann's a'fällig is — sehn S' Ihnen her da, Herr Doktor,“ sagte Surrm, dem das ganz freiwillige Lob natürlich wohl tat, und warf seinen Tischgenossen triumphierende Blicke zu und kimmerte sich einen Pfifferling um

ihre abweisenden Blicke. „Alsdann so san a meiner Ansicht, daß a q'ischer Mensch solchene dumme Tratschereien niemals net glaubt oder gar weiterderzählt?“

„Selbstverständlich! Und ob!“ versetzte der Fremdling mit dem Bierzipf. „Ich wohn' ja auch schon lang auf'm Land, ich kann nicht hineinziehen in die Stadt, wie gern ich auch möcht' — aber mit der Intelligenz und der Bildung hapert's da draußen, da muß ich Ihnen schon vollkommen recht geben, verehrtester Herr von Surrm. 'Grad' weil so viel Unsinn da draußen zusammengeschwätzt wird, traut man sich ja nicht einmal mehr von dem zu reden, was erwiesene Tatsache ist... Beispielsweise von der großen Revolte neulich in der Strafanstalt in — no, den Namen mag ich nicht nennen... Die Herren wissen ja eh, was ich mein'.“

„Gar nix was' i!“ sagte Herr Surrm schnell. „Alsdann a Sträflingsresolution war? Weg'n 'n schlechten Essen wahrscheinlich?“

„Keine Spur! Sondern wea'n 'n schlechten Schlafen... Also Sie haben wirklich nichts gehört davon? Also da will ich lieber auch nichts reden.“

„Vor uns brauchen S' Ihnen net schenier'n,“ beruhigte ihn Lorenz Surrm. „Vor uns können S' alles sag'n. Mir verraten nix. Was?“

Herr Nechwatil und Herr Stahlkopf, durch die Aussicht auf eine so interessante Neuigkeit wieder völlig besänftigt, nickten eifrig.

„Also,“ begann der fremde Herr mit unterdrückter Stimme, „ganz nah' bei dem Ort, wo ich ansässig bin, is eine große Strafanstalt, ich hab' öfter beruflich d'rin zu tun. Dort haben i neulich den G'fangenen mir nichts dir nichts — alle Matratzen konfiskiert.“

„Gengan S'! Warum denn?“

„Weil der Staat nämlich das — Seegras höchst notwendig braucht. Und zu was glauben S'?“

„No? No?“

„Also — für die Tabakfabrikation. Zum Füllen der ärarischen Zigarren und zum Stopfen der Zigaretten!“

„Net mögli!“ entsetzte sich Herr Surrm.

„Bester Herr von Surrm, wenn Sie alauben, daß ich das nicht bestimmt weiß, ich, wo ich ganz in der Nähe... oder wenn Sie vermuten, daß ich lüg'...“

„Aber naa, so hab' i 's net amant!“ beteuerte Herr Lorenz Surrm. „Nur freilich, an Bremser gibt's am, wann ma so was hört. Es is anfach entsehl', was alsdann die Reschie mit uns treibt... Perst die Rauferkarten und jeksten Zigaretten mit Seegras...“

„Und Zigarren...“

„Pst! Leufell! A so a Stantall!“

„Die Sträflinge haben ihre Matratzen natürlich nicht hergeben wollen — und da ist es eben am Blutbergischen gekommen.“

Ueber das schreckliche Blutbad wollten sowohl die Herren Stahlkopf und Nechwatil wie Herr Surrm möglichst Genaues erfahren.

Der Fremdling befriedigte ihre Neugier, soweit es seine knappe Zeit erlaubte: Er müsse leider an die Heimfahrt denken und dürfe den Zug nicht versäumen...

Kaum war er weg, da brach auch Herr Lorenz Surrm eifertig auf.

Zu Hause angelangt, weckte er sofort seine bereits schlafende Gattin:

„Mali!“

„Was... is' denn? Was willst denn?“

„Du, Mali, mir hab'n do hoffentli' lauter Roßhaarmatratzen?“

„Ja, natürli... Warum denn?“

„Weil dö mit Seegras nächstens alle beschlagnahmt werd'n. Mit sämtliche Strafanstalten in der Monarchie hab'n i' ang'fangt, die andern Staatsbürger kommen dann dran. Gavannazigarrln werd'n draus g'macht und feinsten Purstischen.“

„Geh' weiter!“

„I hab's aus einer zuverlässigen Quell'n“

„No, von mir aus. Desweg'n hätt' i' mi net aus'n Schlaf reifen brauchen... Aber — in die Strafanstalten laßt? Mir scheint, da hat di wieder amer von deine Freunderln ord'ntli' einspringen lassen!“

„Wiaso? I hab's von an' Doktor, an' sehr an' anständigen, interlegenten Menschen. Wiaso...?“

„No, weil i' do in die Strafanstalten, wie i wenigstens g'hört und g'lesen hab', gar kane Matratzen in die Betten abt.“

Herr Lorenz Surrm stuzte und wurde ein wenig rot. Bald aber hatte er sich wieder völlig gefaßt:

„Du muacht do allerweil a Widerred' hab'n. Du glaubst von an' jeden Menschen, daß er lüagt... Alsdann, wann i dir saq'... Warum hätt' mi denn der Herr für an' Narren halten soll'n, was hätt' er denn für an' Grund g'habt?... Doch' net so patschert! Das is a Gemeinheit!... Dir derzähl' i nix mehr was! Mei Lebtag derzähl' i dir nix mehr!“

Ostdeutsche

Erlogene, Phrasenhafte, die Last des Abstrakten muß untergehen und das alte Wahre — Augustinus möchte sagen die eingeschaffene Richtung des Herzens — muß als „Neues“ werden und wachsen. Vieles solches „Ger-
nen“ ist nichts anderes als ein Bedenken und Inne-
werden. Aus bitteren Kämpfen mit sich selber, aus Selbstkritik, Selbstbeherrschung und — Geduld reißt ein solches Innenleben. Es ist das Streben eines Men-
schen nach seiner ursprünglichen Individualität. Freilich ist dies nicht in der Uebertreibung Herbert Spencers gemeint, der das „Sei du“ so niedrig wie möglich auffaßt und durch Welken von den Pflichten gegen sich selbst getrennt ist, wie sie Christentum, Platon und Kant auffassen. Auch der moderne Persönlichkeitsenthusias-
mus hat mit der richtigen Sorge um das Ich nicht viel zu tun, denn Selbstbildung und Selbstüberwindung reifen nur durch Teilnahme am Leben der Gesamtheit, an der sozialen Idee vertieft sich das Bewußtsein unserer sit-
tlichen Würde. Volksbildung muß zum Volke zurückfüh-
ren, nicht von ihm weg, sie muß retten, was noch als Eigentum in ihm lebt, was seine Tradition und sein metaphysischer Untergrund sind und die Elementar-
gedanken des seelischen Haushaltes. Sie muß zusammen-
binden, denn in der Zerstreuung zerfällt man stückweise und verliert sich an das Viele. Volksbildung ist Men-
schenverbindung im idealsten Sinne des Wortes. Wissen wird Bildung, wo es Ziele des sittlichen und praktischen Lebens anstrebt, die in ihrer Verwirklichung ein Stück vaterländischer Organisationskraft bedeuten. Eine solche Bildungsarbeit will ja gar nichts anderes als das Zusammengehörigkeitsgefühl der Menschen stärken, je-
dem Stande seine eigene Umwelt näherbringen und zu mannigfacher Gemütsart in ihrer Sprache sprechen. Nur so lernen sich Menschen selbst verstehen und nehmen doch teil am Ganzen, das uns alle organisch verbindet. So führt Volksbildung über Pflege der Sonderart des Einzelnen zum Erlebnis des Gemeintamen.

Es muß aber auch in der Volksbildung der andere bedeutsame Mitterteiler (er ist einer von vielen) am Werke sein, der immer noch redet und reden kann, wenn der Vortrag längst vorbei ist: das gute Buch. Mit ihm ist der Leser allein, ihn kann er, ohne sich zu schämen, wiederholt fragen, und geduldig gibt dieser stille Lehrer Antwort auf so vieles, was nicht erkannt und verstan-
den wurde. Darum gehören Vortrag und Buch zusam-
men. Freilich, auch die Kunst des ertragreichen Lesens ist schwer, die gelernt sein muß. . . . Alle Volksbildung ist Kampf gegen das Schlagwort, der mich wichtiger dünkt als der gegen das Fremdwort. Am Schlagwort verflacht der Geist und verborrt der innere Mensch. Nicht was ich sage, sondern wie ich es innerlich begreife und erkenne, wie ich es auf die wesentlichen Zwecke der Vernunft beziehe, macht mich zum gebildeten Menschen. In jeder einfachen Beschreibung steckt dieses Ziel und in der Erkenntnis der Wirklichkeit überhaupt. Was nützen Fragmente von Einzelkenntnissen, geistreiche Aus-
schnitte aus großen Wissensgebieten, Feuilletons, so ge-
nannte neue Hypothesen oder überlegene Kritik, wenn die Idee der wissenschaftlichen Erkenntnis fehlt? Manche unserer schönsten Vorträge franken daran, daß sie gerade diesem Gang im oberflächlich gebildeten Men-
schen zu sehr entgegenkommen. Am besten erkennt man solche Erscheinungen, wenn man derlei Leute nach dem Vortrag über das Dargebotene sprechen hört. Wie klammert sich da das Gernimmern immer nur an Worte, Fach-
ausdrücke, Wendungen und Nebensächliches. Sie sind „Opfer des Wortes“. Wie schief und verworren spiegelt sich alles, wenn es nicht ganz besonders klar und ein-
deutig gegeben wurde! Wie verheerend wirken hier Hy-
pothese und Kritik! Denn einen Vortrag gut zu hören ist viel schwerer als ein Buch lesen. Und gar, wenn es sich um die Tatsachen des Innenlebens handelt: da darf nur der geben, der hat und geben kann. Jeder Fehlschuss tötet. . . . Soll man es wieder sagen, daß überhaupt nur dort Volksbildung ist, wo vereinehtlichste Erkenntnis möglich ist, d. h. die letzten und höchsten Einheiten im Auge behalten werden. Aus dem Ganzen erwächst die Erkenntnis der Welt, und man kennt sich selber nur, insofern man die Welt kennt. Jedes Wissen, jede Kunst und Handfertigkeit ist berechtigt und bedeutsam. Goethe hat das so empfunden. Das ist die philosophische Unterbauung der Volksbil-
dung, ohne die eine logische Form des Erkennens nie er-
reicht werden kann. Es handelt sich doch um die Seele unseres deutschen Volkes als Ganzes, um die unverdor-
bene Masse, nicht um Bildungsverpuff und „Aufklä-
rung“. Volksbildung muß aufbauend arbeiten, nicht zerlegend. Sie will zu einer gewissen richtigen Verstän-
digkeit und Wertschätzung erziehen. Echte Bildung be-
steht ja darin, daß wir nicht nur dessen sicher sind, wo unser objektives Wissen liegt, sondern auch immer unser Nichtwissen und unsere Schwäche sehen. Alles „weiß“ nur der Unwissende, und rätsellos ist nur dem die Welt, der nie erfahren hat, daß unser eigenes Erleben und Verstehen, ihre Vermischung und Klärung Geheimnisse sind. Die Demut ist das untrügliche Kennzeichen hoher Bildung. Wenn man von ihr nur recht oft dem Bil-
dungseifrigen erzählen wollte, sie ist in der wissenschaft-
lichen Arbeit so wichtig, wie die Liebe zum Gegenstand selbst. Hier rühre ich an die ethischen Aufgaben der For-
schung, zu denen die Beteiligung unseres ganzen Ichs, unseres Charakters gehört. Man nennt es Gewissen-
haftigkeit des Forschers. Davon muß auch der Laie im volkstümlichen Vortrage immer etwas wissen. sonst

kommt er um den sittlichen Ertrag der Bildungsarbeit überhaupt. Die Wissenschaft von der ethischen Aufgabe der Wissenschaft ist die Theorie der Volksbildung. Er-
füllt wieder hat auch der Baseler Gelehrte Johannes Wendland auf diese Durchdringung des wissenschaft-
lichen Unterrichtes hingewiesen, auf eine Durchdrin-
gung mit sittlichem Geist. Ganz wird dieser Vorgang der Laie nie verstehen, und wo er ihn versteht, ist es kein Laie mehr. So wie alle Wissenschaften letztlich auf die Philosophie hinführen, so ist es auch mit ethischen Werten der Wissenschaften. In allen geistigen Dingen der Welt stehen die Wurzeln sittlichen Lebens. Alle wirkliche Arbeit ist sittlich, und keine Macht der Welt kann sich den Tatsachen und Gesetzen des sittlichen Lebens entziehen. Sie sind umfassend.

Die Veranschaulichungsmittel der Volksbildung müs-
sen aus dem Wirklichen geholt werden und auch die Vorstellungskraft des minder kenntnisreichen Hörers beschäftigen. Neben heißt wertvolle Worte sagen. Es ist ein alter Grundsatz in der volkstümlichen Rede und vor allem auch in der guten Predigt — nicht lehr-
haft werden, sondern vom praktischen Leben erzählen, nicht so sehr die logische Fähigkeit des Hörers in An-
spruch nehmen, als seine Vorstellungskraft arbeiten lassen und immer an das Antäufeln, was die Menschen erfühlt und was der innere Zusammenhang der Dinge ist. Das Leben versteht sich nicht von selbst. Bildung ist ein fester Weg durch die Unsicherheiten und Unruhe des Lebens. Unbeirrbares Tatgefühl mitten im Gegen-
wartslieben ist Bildung. Wer Bildung verbreiten will, muß den Wirklichkeitsinn fördern: die Pucht des Denkens, den hellen, klaren Beweis, die feststehende Tatsache, überhaupt die Wahrheit in Form, Zahl und Sprache! Alles ist wahr, weil es ist. Und was ist denn Wissenschaft? Zweifellos auch eine Erkenntnis des Wirklichen, damit man zweckvoll handeln kann; eine Betätigung des Geistes, in der es zur Auf-
stellung von Gesetzen kommt. Die Erfahrungen flon-
mäßig ordnen — dieses Wort von Ernst Mach gilt auch für die Volksbildung. Sie will organisiertes Wissen vermitteln, das sich immer mit Tun verbindet. Das ist ihre Universalität.

Ein Prüffstein für Art und Höhenlage eines Bil-
dungsideals ist die Vorstellung von dem Leben des inne-
ren Menschen. Bildung ist nicht Buch, nicht Formel, nicht Mechanismus. Sie ist Selbsterkenntnis, Arbeit und Selbstachtung. Das Leben verlangt beides: Praxis und Theorie, Handeln und Schauen. Die Kennt-
nisse sind nicht das Höchste, höher ist das, was uns fähig macht, selbst aus uns her-
aus zu beantworten, was das Gute ist. Es will aber nicht geistreich oder frömmelnd besprochen werden, sondern es will getan sein. Das Gute ist nicht das Ergebnis von Nachdenken.

Ueber deutsche Volksbildung.

Im Maiheft der literarwissenschaftlichen Fachzeit-
schrift „Das literarische Echo“ veröffentlichte der Wie-
ner Kantadirektor und Hochschulprofessor Dr. Franz
Strunz eine längere Abhandlung über Fragen der
Volksbildung, der wir folgendes auszugsweise ent-
nehmen:

Die Frage nach dem Wesen der Volksbildung ist die
Frage nach Bildung überhaupt. Die soziale Frage ist
in vieler Hinsicht eine Bildungsfrage. Alle echte Bil-
dung hat ihren Zweck in sich selbst. Darum ist auch alle
tiefste Bildung zum großen Teil auf Freiwilligkeit ge-
gründet, sie wurde freiwillig erworben und wird frei-
willig weiter gegeben. Was man innerlich begreifen und
erleben muß, kann nur freiwillig begriffen und erlebt
werden. Man lernt nichts Großes ohne Enthusiasmus.
Volksbildung ist Idealismus. Eine Bildung oder
Volksbildung, die nur nach der Nützlichkeit fragt, hat
keine Ehrfurcht vor der geistigen Arbeit. Volksbildung
darf nie Handwerk werden, denn sie ist mehr als mecha-
nische Anhäufung von Kenntnissen. Sie ist nicht Schul-
stunde. Auf die Art der Verarbeitung des Gehörten
kommt es an und auf die Tiefe und Reife der Persön-
lichkeit, die es darreicht.

Es ist naiv, zu meinen, Volksbildung brächte Fach-
oder Berufsberatung. Das ist nicht ihre Aufgabe. Aber
sie ist auch nicht Halbberatung, d. h. Parifatur der allge-
meinen Bildung. Sie bringt geistige Selbstständigkeit
und einen sicheren Schutz gegen Urteilslosigkeit und Ab-
hängigkeit von der leichtesten Aufklärung und dem Schlag-
wort der Gasse. Ihr Blick geht auf das Ganze. Die
Weite und Höhe des Horizontes ist maßgebend. Auf das
persönliche Erlebnis und seine Verankerung im Boden
des Volkes kommt es an. Oder anders gesagt: die ge-
schlossene, als Glied des Volkes sich fühlende Persönlich-
keit ist alles. Es genügt vollständig, wenn man als Bil-
dungsziel anstrebt, aus dem Menschen das zu machen,
was er im Tiefsten ist oder sein kann. Es muß etwas
„umgebildet“ werden, damit das Ursprüngliche, das,
was mit der Erde berührt, das Naive, Eigene, entbun-
den werde. Das Unwahre, Unempfundene, Unsichere,

Vom Durchhalten der Jugend.

Von

Schulrat Nadomski (Cunnersdorf).

Mit Recht wird von uns verlangt, wirtschaftlich durchzuhalten bis zum siegreichen Ende des Krieges. Wir müssen die Entbehrungen tragen und wollen es auch gern tun, weil wir wissen, daß nicht mehr vorhanden ist und daher auch nicht gegeben werden kann. Jedenfalls ist es soviel, daß wir einigermaßen bestehen können. Hoffentlich kommt in nicht zu ferner Zeit der heißersehnte Friede und damit eine bessere Zeit.

Vedenklicher als die wirtschaftliche ist die moralische Seite der Sache. Die Volksmünd teilt die Leute jetzt in zwei Klassen: in solche, welche die gesetzlichen Verordnungen über die Kriegswirtschaft übertreten, aber so schlau sind, sich nicht erwischen zu lassen, und in Narren, die dies nicht tun. Jedenfalls behaupten ernsthafte Männer und Frauen, daß es nur wenig Menschen gibt, welche gegen die vielen ergangenen Bestimmungen niemals verstoßen. Trifft dies zu, so ist die Volksmoral gefährdet. Gelangen besonders die unteren Volksschichten erst auf den Standpunkt, daß sie das Rechtsgefühl zurüdrängen und sich darüber hinwegsetzen, so ist der Weg zu weiteren Gesetzesübertretungen geebnet. Leider bestätigt auch die Erfahrung, daß die Kriminalität an Umfang furchtbar zugenommen hat. Fast nichts mehr ist heute sicher. Selbst die mit Recht gerühmte Zuverlässigkeit der Post- und Bahnsendungen besteht nicht mehr. Es wird einer schweren und umfangreichen Arbeit des Staates, der Kirche und der ganzen bürgerlichen Gesellschaft bedürfen, um die alte Moral wieder aufzurichten. Erreicht muß dies aber werden, sonst helfen uns alle Siege und alle sonstigen Erfolge nichts.

Am traurigsten ist es um die Jugend bestellt. Schon vor dem Kriege wurde über die Zunahme der Straffälle bei Jugendlichen geklagt; jetzt sind sie in unangemessene gestiegen.

Ehe man zur Anwendung von Besserungsmitteln schreitet, muß man die Quellen der einzelnen Uebel kennen lernen, um sie nach Tunslichkeit zu verstopfen.

Ein Teil der Verfehlungen hängt unzweifelhaft mit der Lebensmittelnot zusammen und wird nach Beseitigung derselben hoffentlich auch verschwinden. Doch das sind die leichtesten Fälle. Die schwereren Delikte haben tieferen Grund. Der starke Arm des Vaters, seine Autorität und sein Machtwort fehlen. Die Mutter ist von der Sorge um den kämpfenden, verwundeten oder gefallen Mann so mitgenommen, daß sie sich nicht hinreichend um die Erziehung der Kinder kümmert. Die vielen Greuel und Grausamkeiten des Krieges erhitzen die Phantasie der Kinder und leiten sie irre. Erzählungen Erwachsener über verwegene und gelungene Abenteuer und sonstige gerissene Gesetzesübertretungen reizen die Jugend zu ähnlichen „Heldentaten“. Der übermäßige Verdienst verleitet sie zu Ausschweifungen und sonstigen Ausschreitungen.

Zur Bekämpfung dieser Uebel müßten sich alle, welche für das sittliche Gedeihen des Volkes verantwortlich sind, d. h. Elternhaus, Kirche, Schule, die ganze bürgerliche Gesellschaft und besonders der Staat zu einer noch intensiveren Arbeit als bis jetzt zusammenschließen. Die Eltern und, wo die Väter fehlen, die Mütter allein, müssen jetzt ihre Kinder mit doppelter Sorgfalt zu Gottesfurcht, Gehorsam, Rechtschaffenheit, Fleiß, regelmäßigem Schul- und Kirchenbesuch und zur Achtung fremden Eigentums anhalten, sie nicht umherirren lassen, sondern in der schulfreien Zeit in die Kinderhorte schicken und im übrigen zu Hause beaufsichtigen und nützlich beschäftigen, die Sonn- und Feiertage mit ihnen zusammen verleben, Spaziergänge und Besuche gemeinsam machen, den Besuch verderblicher Schaustellungen in Kinos und dergleichen restlos verhindern und die Kinder auch tunlichst nach der Schulentlassung weiter unter eigenem Einfluß behalten und für die arbeitsfreie Zeit guten Jugendvereinigungen zuführen. Die Kirche hat das Elternhaus in allen diesen Bestrebungen kräftigst zu unterstützen, eine für alle Jugendlichen hinreichende Zahl von passenden Vereinen zu begründen, den Mitglieðern immer wieder kurz aber eindringlich ins Gewissen

Berkehrseinschränkung auf der „Elektrischen“. (Originalzeichnung von Theo Zafsch.)



Fahreschein (nur für
eine bestimmte Fahr-
zeit gültig) müssen
2 Tage vorher
gekauft werden.

1. Verhör vor Eintritt der Fahrt: Was, auf 'n Zentralbahnhof wollen Sie fahren? Das gibt's nicht. Da können Sie erst zur eigenen Veit's hinaus. — 2. Anstellen der Fahrscheineausgabe. — 3. Für die Drucker in der Schrepperen Eisen jetzt a no. 30 Heller zahlen? Na da geht's wirklich lieber zu Fuß. — 4. Sa, was machen denn Sie da? Die nächste Elektrische kommt erst in einer Stunde, da macht's in der Zwischenzeit ein kleinen Lunter. — 5. Liebe Leute, laßt Euch jaagen. — Die Uhr hat Neune geschlagen. — Mit der Elektrischen ist's heut' aus. — Weht's halt's Fuß nach Haus!

Zukunft im Wiener Hinterland.

Die ersten Eindrücke.

Von Ludwig Dirschfeld.

Nur nicht wegfahren, nur nicht Wien verlassen. Man soll das jetzt nicht tun, sondern brav und geduldig hier bleiben, auf seiner Scholle, wenn sie auch bloß aus einem möblierten Kabinett besteht. Hier gehörst du her, hier bist du was und gilst du was, vor Gott und den Menschen, vor dem Herrn Greisler, dem Fräulein Trafikantin und der zuständigen Brot- und Mehla Kommission. Auch hat man sich im Laufe der Zeit eine gewisse Technik im Fortstreiten erworben, allerlei einflussreiche Beziehungen und Bekanntschaften, besitzt Maßkenntnis und weiß genau, wo heute ausgehenkt und morgen gefaßt wird und an welchem Tag, zu welcher Stunde und in welchem Ausmaß man da und dort lebenswürdig, nett, kokett und im Bedarfsfall temperamentvoll und stürmisch sein muß. Mit einem Wort: man ist ein gelehrter Konsument. Man kennt genau alle Vorschriften und Verbote und weiß, wie weit es gestattet ist, sie zu umgehen. Denn wo käme man sonst hin. Gerade in dieser Zeit des ärgsten Seifenmangels wäscht eine Hand eifrig die andere, was ein vortrefflicher Ersatz für Seife und sonstige Bedarfsartikel ist.

Das ist aber nur solange möglich, als man selbst ein Glied in der Kette dieser täglichen kleinen Gefälligkeiten, Praktiken und Listen ist, solange man mitten drin steckt und keine Unterbrechung eintritt, solange man auf seinem Konsumentenposten steht und ihn tapfer verteidigt. Wer ihn verläßt und sich eigenmächtig entfernt, hat die Folgen zu tragen. Er ist sofort ausgeschaltet und vergessen, und beim Greisler, bei der Milchfrau, bei der Trafikantin und überall, wo die Tafel „Ausverkauft“ allerlei Vorräte ankündigt, drängen sich unterernährte Hintermänner an seine Stelle, die lang genug erbittert zugehört haben und jetzt noch netter, noch temperamentvoller, noch stürmischer sind. Die Konkurrenz heutzutage ist ja wirklich ekelhaft und arbeitet mit allen Mitteln.

Solche Erfahrungen macht man schon, wenn man bloß vierzehn Tage aus einem triftigen Grund von Wien abwesend war, beispielsweise an der Front in Ostgalizien während des Vormarsches. In den zwei Wochen hat man in jedem Sinn aufgehört, Wiener und Hinterländer zu sein und hat ein völlig anderes, sozusagen umgestülptes Leben geführt, mit grundverschiedenen Begriffen, Maßen und Ansprüchen. Nicht daß man dort draußen hätte darben müssen. Ganz im Gegenteil: durch den Vormarsch ist eine große Vorratskammer aufgesperrt worden, und mit den Menschen, den Städten und Dörfern sind auch ungeheure Mengen von Lebensmitteln befreit worden. Aus einem mageren Hinterland, in dem vor lauter Karten die Lebensmittel nicht mehr zu sehen sind, ist man plötzlich in ein Märchenland geraten, wo es weder Karten noch Vorschriften und fleischlose Tage gibt, sondern nichts als Vorräte, genug, um alle hungernden Wiener Kriegsgewinnerfamilien zu sättigen. Mehl, Fett, Eier, Butter und Erdäpfel sind dort wie die selbstverständlichste Sache von der Welt zu haben. Auf den Wiesen weiden unzählige Kühe, die sich sofort an jeder Wiener Konversation beteiligen könnten, denn sie denken den ganzen Tag nur ans Essen und ans Wiederkauen. Und daneben fressen junge Schweine mit einem rührenden Eifer, als ob sie sagen wollten: wir geben uns alle Mühe, möglichst bald gegessen werden zu können. Es gibt aber noch andere als eßbare Wunder. Hat man sich einen Fettsleck gemacht, kann man sofort Benzin haben. Man kann sich mit wirklicher Seife die Hände waschen, echten russischen Tee trinken, tatsächliche Kerzen anzünden, die Schuhe gediegen sohlen lassen und sich pariserisch parfümieren. Alles ist vorhanden, die ganze

Interessengemeinschaft der künftigen Generationen, deren Vertretung und Mitwirkung in der Gegenwart.

Von Dr. Karl Schreiber,
I. I. Sektionschef i. R.

Wien, 14. August.

Präsident Wilson hat vor kurzem das Schlagwort ausgegeben, der jetzige Krieg sei ein Kampf zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit, wobei Amerika und die Alliierten die modernen Prinzipien und die Mittelmächte die rückständigen Einrichtungen der Vergangenheit verkörpern.

Gleichwie die bereits bekannten Feldzüge: Selbstbestimmungsrecht der Völker und Schutz der kleinen Nationen, dient auch diese neue Parole dazu, für die Kriegführung der Entente Sympathien zu werben, deren wahre Absichten hinter dem Schein idealer Bestrebungen, die Verfolgung eigennütziger Zwecke hinter hochklingenden Grundätzen sorgfältig zu verbergen.

Für die richtige Einschätzung und Ermittlung der wahren Kriegsziele der Angeschlagenen gibt den Schlüssel die feinerzeitige überzeugende Darlegung von Alexander v. Weizsäcker, die zeigt, daß die englische Handels- und Machtpolitik genau den Spuren der alten Phönizier folgt; die von ihm zwischen den Alt- und Neuphöniziern gezogenen Parallelen weisen geradezu überraschende Ähnlichkeiten beider auf.

Nach einer Andeutung Herodots hatte die phönizische Diplomatie wesentlichen Anteil an der Entstehung der Perserkriege und anderer Koalitionen. Vor allem strebten die Phönizier nach dem Monopol; ihre Handelspolitik ging immer auf das Monopol los. Der Karthager Hannu drohte einst: „Nicht einmal ihre Hände sollen die Römer im Meere waschen dürfen!“

Und die Sage erzählt von dem phönizischen Königssohne Kadmos im Zusammenhang mit der Gründung der Stadt Theben, daß er einen Drachen des Ares erschlug und dessen Zähne einsäte, woraus aus der Saat gebärmelte Männer hervorzuschossen, die sich untereinander bekämpften und bis auf fünf überlebten: diese wurden die Stammväter der Aeltesten des Thebens.

Das Säen von Zwietracht unter den Rivalen ist eines der gangbarsten und wirksamsten Mittel der alt- und neuphönizischen Diplomatie. Unter dem Vorwande, den Militarismus zu erschlagen, wird dieser verzehnfacht. Und unter dem Gesichtspunkte der Kadmosfage erklärt sich auch leicht und restlos das sonst ganz unverständliche stürmische Verlangen der englischen und amerikanischen Politiker, bei der Ordnung der inneren Verfassungs- und Verwaltungsfragen der österrömischo-ungarischen Monarchie ein entscheidendes Wort zu sprechen.

Seit langem folgen die Engländer mit klarem Bewußtsein den Spuren der Phönizier; dabei vermeiden die

Neuphönizier nicht die Irrtümer, Fehler und Uebergrieffe, die den Altphöniziern verderblich geworden sind und deren Zusammenbruch ihrer Weltherrschaft herbeigeführt haben.

Wir haben uns überzeugt, daß England und Amerika in geradliniger Fortsetzung die Politik der alten Phönizier weiter betreiben, also gerade jenes Prinzip verkörpern, das der wältesten Vergangenheit angehört und einen ethischen Tiefstand darstellt, der kaum unterboten werden kann.

Wenngleich die Einrichtungen der Mittelmächte noch gar manche wichtige Verbesserung erfordern, um den modernen Idealen zu entsprechen, so stehen sie doch gerade in ethischer Beziehung hoch gegenüber der altphönizischen Denk- und Handlungsweise.

Wenn also der oben erwähnte Ausspruch Wilsons über den Kampf zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit einen wahren Kern enthalten soll, müßte man den Mittelmächten die Rolle der Gegenwart und Amerika jene der Vergangenheit zuteilen.

Viel ernster ist aber in Betracht zu ziehen das Verhältnis zwischen Gegenwart und Zukunft.

Der nun seit mehr als vier Jahren um sich greifende Weltbrand bringt schon von selbst die schwersten Gefahren für die Zukunft mit sich. Die beiderseits sich noch überbietende Steigerung in der Anspannung aller Kräfte müßte schließlich zur allseitigen Erschöpfung führen und die Vernichtung der bestehenden Kultur zur Folge haben.

Schon der Ausblick auf diesen Abgrund erheischt in gebieterischer Weise für alle eine Hemmung durch die Vernunft.

Für die zwingende Notwendigkeit einer solchen Hemmung spricht auch noch insbesondere folgende Erwägung:

Die gewaltige Entwicklung des Wirtschaftslebens in den letzten hundert Jahren hat insbesondere in Nordamerika neben ungeheuren Fortschritten den schweren Mißstand des Raubbaues mit sich gebracht, das ist jene Betriebsweise, die darauf angelegt ist, den größtmöglichen Gegenwartsgewinn zu erzielen, ohne darauf Bedacht zu nehmen, wie sich die Existenzmöglichkeit für künftige Generationen gestalten mag. Die unermesslichen Naturschätze Nordamerikas werden von den Trusts in rücksichtsloser Weise ausgebeutet und als Gegenpost sind die Riesenvermögen der dortigen Milliardäre entstanden. Die maßlose Ueberproduktion in den Fabriken erheischt immer größere unfreiwillige Absatzgebiete und führt zu dem Bestreben, jede Konkurrenz gewaltjam auszuschließen.

Der Raubbau hat seinen Höhepunkt in der Kriegsindustrie und besonders in der amerikanischen Kriegsindustrie erreicht. Die Kriegsverlängerung soll ihr weitere noch nie dagewesene Gewinne zuführen. Auch die Mittelmächte sind, gleich wie alle europäischen Staaten, unfreiwillig durch die lange Kriegsdauer in die Lage gekommen, selbst, in einem anderen Sinne, einen Raubbau mit den Naturschätzen und mit der eigenen Volkskraft treiben zu müssen. Und es kann geradezu gesagt werden, daß kaum jemals vorher eine Generation in solchem Maße die Interessen der künftigen Generationen geschädigt hat, wie es heute geschieht.

Dieser Interessengegensatz zwischen Gegenwart und Zukunft ist bisher viel zu wenig beachtet und betont worden, und doch liegt gerade darin der Keim für die Herbeiführung eines dauernden Friedens.

Erinnern wir uns an eine Einrichtung, welche die alten Adelsgeschlechter zum Zwecke der Erhaltung und Vermehrung des Glanzes ihrer Familien in vorzüglicher Weise getroffen haben: die Familien-Fideikommiss- und den Fideikommisskurator.

Dieser Kurator hat die Pflicht, die Interessen der im das Fideikommiss künftige berufenen Nachkommenschaft zu vertreten und darüber zu wachen, daß das Stammvermögen des Fideikommisses erhalten und der Zustand desselben durch die leichtsinnige Gebarung der gegenwärtigen Inhaber nicht verschlimmert werde.

So ansprechbar die besondere Fürsorge in der Beschränkung auf die Erhaltung des Vermögens gerade einzelner Familien sein mag, so ließe sich dieser gesunde Grundgedanke in einer anderen, überaus fruchtbarer Weise verallgemeinern und nutzbar machen.

Es gibt eine unendliche Menge von Verfügungen, durch welche die jeweilig gegenwärtige Generation in unwiederbringlicher Weise die Lage der künftigen Generationen nachteilig beeinflusst. Da wäre es nun in den mannigfachen Beziehungen von ganz außerordentlichem Vorteile für das Wohl der gesamten Menschheit, wenn der künftigen Generation durch Bestellung besonderer Vertreter das Recht und die Möglichkeit gewährt würde, die ärgsten Schädigungen ihrer Interessen schon in der Gegenwart wirksam zu verhindern.

Diese Vertreter der künftigen Generationen sollen nach Beendigung des Krieges ständig Sitz und beratende Stimme in allen gesetzgebenden Körperschaften sowie in der Verwaltung haben und mit voller Immunität ausgestattet sein. In besonders wichtigen Fällen und unter gewissen Rauteln soll ihnen ein Einspruchsrecht zustehen, über dessen Begründung im einzelnen Falle ein unbefangener Gerichtshof zu entscheiden hätte.

Wenn in allen Kulturstaaten derartige Vertreter namens der zukünftigen Generationen schon jetzt bei der Vorbereitung des Friedens ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben würden, wäre es mit großer Bestimmtheit zu erwarten, daß dem entsetzlichen Zerstörungswerke rasch Einhalt getan werden müßte und dem Raubbau erhebliche Beschränkungen auferlegt würden.

Die Regierungen der Mittelmächte könnten mit gutem Beispiel vorangehen, indem sie den Apparat für das tabellose Wirken derartiger Vertreter der künftigen Generationen im einzelnen ausdenken, vorarbeiten und bereitstellen.

Die Mittelmächte würden damit einer vernünftigen Ausgleichung zwischen den harten Pflichten der Gegenwart und den wohlbegründeten Rechten und Pflichten der Zukunft den Weg ebnen. Es steht zu hoffen, daß auch die feindlichen Völker die Gemeinnützigkeit einer solchen

Wirkungen des Hungerkrieges.

(Wiener Brief.)

—, 13. August 1917.

Das Leben der Großstadt entwickelt sich immer auffälliger zu einer großen Futterfrage. Es wird schon lange von nichts anderem mehr geredet als vom Essen, wenn nicht vom heutigem, so vom morgigen, denn keinen Tag soll man vor dem Abendessen loben. Und seitdem das Bier ebenfalls auf kleinste Rationen gesetzt ist, muß man auch vom Trinken reden, denn der Wein, der alltägliche Wirtshausstrunk, ist bis auf 5 Kronen der Alter gastlegen und selbst der Apfelwein, auf den sich Viele verlegten, ist jetzt schon auf 2 Kronen hinaufgeschneilt. Aber er ist, mit Gießhübler oder Soda gemischt, noch immer um hundert Prozent billiger als der Essig, der als „Markersdorfer“ in Wien ausgeschenkt wird. Und er bildet jetzt den Bierersatz in allen Wiener Sommerfrischen. Denn das Wasser hat an vielen Orten auch versagt in diesem heißesten aller Sommer. Und man führt ein Doppelleben zwischen Wien und den nahen Sommerdörfern. Dort hat man sich als Mitesser nicht abgemeldet, hier ist man nur zur Miete, ohne Verpflanzung. Und es ist fabelhaft, was alles aus Wien herausgeschleppt wird auf das Land. Die Welt steht auf dem Kopf. Ehedem kam man vom Lande immer beladen nach Wien, jetzt ist das Umgekehrte in nie geahnten Dimensionen der Fall. Dem Riesenkörper der Weltstadt stehen eben die Lebensmittel gewohnheitsmäßig zu, aber die Andern, die das umliegende Land ernährten, sind unterbunden. Weit hinaus wurde durch Requisitionen alles abgezapft, in dem reichen Tullnerfeld zum Beispiel, einem der ergiebigsten Erdäpfelgebiete der Monarchie, gab es im Frühling nicht eine Kartoffel, es mußte ihm Samen aus Galizien zugeführt werden und der kam beinahe zu spät. Aber jetzt schon wird überall das Getreide mit Beschlagnahme belegt und auch die neue Kartoffelernte, der vierte Kriegswinter auf dem Lande wird schlimmer werden als alle früheren. Und wohin der Wiener als Sommergast kommt, ist er heuer „die Weaner Bagaschi“, überall fürchtet man seine Fresssucht. Aber das ist, wie gesagt, diesmal ganz ungerechtfertigt, denn die Züge, die aus Wien kommen, sind voller mit Lebensmitteln als die, die nach Wien rollen. Man trägt sich sein Brot, sein Fleisch, seine Milch sogar aufs Land hinaus, seine 6 Deka Butter pro Woche und da und dort selbst sein Trinkwasser in kostbaren Gießhüblerflaschen. Auch Mehl? Nun ja, es sieht ja so aus, aber die Hausfrauen strafen es mit Verachtung, denn einen

es die Menge. Jetzt sieht man in Wien Infanterie einer kleinen Subapetter Schmindeban, die Zerknietäuter in Massen aufkauft oder aufzukauften in Aussicht. Die Köhnen gehen also auch schon an das Hochherferepawerbe, an die Getreidemittel heranzurück für die Stranten. Und die Behörden stehen machtlos vor solchen verbrecherischen Klüften, die auf offenem Markt fundiert werden. Ueberall, wohin man blickt, sieht man auf Umgekehrte, auf Verarmung von Toren und Gläubigen in Handel und Wandel. In den Sommerfrischen bilden sich Einberedertenden aus halbnackten Kindern, die auf den Stand von Lebensmitteln ausgeben, auf Köhnen und Köhner-Schiffchen; in allen Gassenbahnen wird geschrien und man findet das schon selbstverständliche; die Keller werden in Wien vielstündlich verpackt und in nichts Gebares findet, holt man sich gehaltene Rohstoffe. Bahrlich, der teureste engliche Kolan des Sündentages hat seine Schuldigkeit getan, er beginnt die Eingekerkerten zu demoralisieren. In den Kerkern werden sie herbeigeholt und sie werden zum größten Teil reichlicher getrunken als jemals hoffen

Im besseren Jenseits.

Meine Cousine Zolan schrieb mir einen kurzen, freundschaftlichen Brief von elf Seiten. Sie schilderte mir eingehend die musikalischen Feinheiten einer „Freischütz“-Aufführung im Stadttheater und berichtete mir unter Aufzählung zahlreicher Beispiele von der außerordentlichen Begabung ihrer drei Sprößlinge für die schönen Künste und Wissenschaften. In der dritten Nachschrift aber, quer über den Bogen geschrieben, hieß es: „Also sei fesch und komm recht bald zu uns.“

Wie war ein Mensch bereiter, fesch zu sein, als ich. Die Nachschrift war noch kaum entziffert, als ich auch schon am Telefon stand, den Rat der Sachverständigen über die Beschaffung eines Willetts einzuholen. Sie empfahlen mir die Versorgung eines amtsärztlichen Zeugnisses, sie rieten mir, einen Dienstmann für zwölf Stunden in meinen Sold zu nehmen, den Portier durch ewiger Verträge Nacht zu binden, und jeder schloß mit der Versicherung, daß es sehr schwer sein würde. Dann wendete ich mich an minder sachmännisch geschulte Kräfte, und die wiesen mich an jene Frau, die in den entlegenen Räumen des Bahnhofes ihres hehren Amtes waltet. Mit entzückender Selbstverständlichkeit zog sie aus den geräumigen Taschen einer geräumigen Schürze drei Fahrkarten zur Auswahl hervor und quittierte mit einem dankbaren Nicken die rotgedruckte „Empfehlungskarte“, die meine unjährlingsverständigen Sachverständigen mich abzugeben geheißen hatten.

In drei Stunden bin ich an Ort und Stelle und werde statt wie bisher von den Kunden und Körben der Mitreisenden von den ärztlichen Händen meiner Cousine und der übrigen Familie geknetet. Mit Wollust atme ich die balsamischen Lüfte des besseren Jenseits ein. Es ist dort kaum staubiger als im Wurstelbrater an einem heißen Julisonntag. In majestätischem Zuge wackeln wir durch die Straßen. Man beeilt sich, mir die Notabilitäten der Stadt zu zeigen und mich mit allerhand Erzählungen bekannt zu machen. Aber mein Blick gilt nur den Dessertessensaläden. Salami meines Herzens, wo weilst du?

Das Mittagessen ist ein Traum aus einer besseren Welt. „Mußt du schon entschuldigen,“ jagt der Hausherr, der den gefährlichen Namen Lajos führt, der, wie immer man ihn ausspricht, einen Sturm des Entzückens hervorruft. „mußt du schon, bitte, entschuldigen, aber ist nur ganz einfache Mittagessen. Salt wie in Familie.“ Mir gehen die Augen über vor Führung über das traute Wiedersehen mit meinem geliebten Verwandten, mit den Wiener Schnitzeln und dem Krautstrudel. Eine leise Andeutung meines Seelenzustandes erregt einen Wirbelwind der Entrüstung. Alle Damen sprechen zugleich, und alle versichern, daß man in der Stadt nichts, aber, bitte, gar nichts bekommt. Schlechter verjorat als sie könnte man schon nicht mehr sein. Es ist nur ein Zufall, wenn ihr Tisch etwas besser bestellt ist, das kommt nur daher, weil Lajos (sprich: Bojoch mit einem dumpfen, gurgelnden „o“) zufälligerweise Beziehungen hat mit... Dann wird allmählich das ganze Geheimnis der Verproviantierung vor mir entschleiert. Die köstliche dicke Milch? O, nichts einfacher als das. Die Köchin hat eine Schwester, eine richtige, vertrauenerweckende Slowakin mit vierzehn Köden und Nöhrenstiefeln, die zu dieser effektvollen Kleidung durchaus eine kirchliche Seidenbluse benötigte. Da von seiten der Familie diesem Bedürfnis Rechnung getragen wurde, ist sie von ewiger, mindestens ein Vierteljahr während der Dankbarkeit erfüllt und liefert willig und

selbstverständlich gegen sehr gute Bezahlung Milch, Eier, mitunter auch Butter. Das reichlich verwendete Fett ist ein Erfolgs der flugen Stiefelpolitik, die der Hausherr befolgt hat. Ebenso einfach erklärt sich das märchenhafte Auftreten aller übrigen Herrlichkeiten. Es ist immer ein Zufall, daß man sich dieses oder jenes verschaffen kann. Und es ist ein besonders angenehmer Zufall, daß sämtliche Familienmitglieder es sich verschaffen können. Wer wollte aber über solche merkwürdige Zusammenstreffen lange nachdenken? „Mitte den Tag“ hat ein fluger Römer gesagt, der wahrscheinlich auch nicht besser zu Mittag gezeißt hat als ich im Kreise meiner ungarischen Verwandten.

Der fröhliche Auftakt hatte nicht zu viel verheizen. Ungetriebenes Familienalltag mit Marillenknödeln, Zudererböfen, Schweinsbraten und allen übrigen Idealen der Kulturwelt ward mir zuteil. Dafür mußte ich einerseits in den Nebel über die herbortragenden Talente von Erzsika, Jend, Mariska, Pipa und wie der hoffnungswolle Nachwuchs sonst noch heißen mochte, einstimmen, andererseits die Klagen über die schlechte Lebensmittelversorgung mit ernstem, teilnehmendem Nicken quittieren. Auch nannten mich besagte jugendliche Genies „Meni“ und sprachen von meinem Mann als „Doktor-Batsch“. Außerdem spielten sie Klavier. Wer sonst war alles Freude und Herrlichkeit. Ich befam zu essen, was Herz und Magen begehrte, und wenn ich Mengen vertilgt hatte, die einem fleißigen Dreischer alle Ehre gemacht hätten, so frug man mich besorgt, ob ich immer an Appetitlosigkeit leide, und Tante Elise brachte eifertig einen kleinen Hauslikör, der einen geschwächten Magen in Ordnung bringen sollte. Worauf sie mir „zur Anregung“ noch selbst eingelegte Kummfrüchte und gefüllte Paprika servieren ließ.

Der Nachmittag war der Geselligkeit gewidmet. Denn in jenen geeigneten Gegenden gibt es noch etwas, was einem „Tee“ ähnlich sieht. Bei allen diesen gemüthlichen Zusammenkünften bekam ich Kochrezepte zuteil. Nicht Kochrezepte, wie man sie bei uns jetzt hört, nach denen man aus Dichtigkeit, Korbhand, Phantastie und Peterzilie einen Buiding macht, sondern Kochrezepte, die von rot-weiß-grünem Wohlstand strotzen. Sprach ich harmlos von Heidelbeeren, so bedeutete mir Zolan feierlich, sie werde mich über die einzia wahre Behandlung dieser Früchte belehren. Man müsse Zucker gut „spinnen“ lassen und ganz fest einfochen, dann mit süßem Obers, mit recht viel süßem Obers („Schnetten“ sagte die Brave) verrühren und mit Dampfnudeln zu Tisch geben. „Dann wird sie dir niemand zurückweisen.“ schließt sie triumphierend. Ich glaube ihr. „Gurkensalat, meine Liebe,“ spricht Tante Margit bedeutsam, „Gurkensalat kann man in Wien nicht bereiten. Dazu mußt du Rahm nehmen, diesen sauren Rahm. Verlaß dich auf mich, mein Kind, ich bin eine alte Frau.“ Ich glaube ihr. „Und Kalbepörkelt,“ kichert eine Dame, die ausnahmsweise nicht zur Familie gehört, „werden Sie es für möglich halten, daß man es in Wien aus dem Schulterstück kocht?“ Ich glaube ihr.

Aber alles Glück muß ein Ende haben. Nachdem ich vier „lechte“ und zwei „allerlechte“ Tage der geplanten Aufenthaltsdauer zugezählt, drei Ausflüge zu ungewöhnlich ägyptenrischen Bäumen und eine Wasserfahrt unternommen, entschloß ich mich, wirklich heimzukehren. Die Familie beriet in längerer Sitzung, was man mir mitgeben könnte, beantragte, Salami unter meine Röcke zu binden und den Hut mit Mohn auszufüllen. Da aber die Salami viel länger waren als meine Beine und mir etwas hinderlich gewesen wären, begnügte man sich schließlich damit, mir einige angechnittene Brote, Kuchen und Torten einzupacken, einiges Mehl in mein Nackenfutter

zu nähen, mich mit zwei Kalbsbraten sowie einem halben Schinken als „Reiseproviant“ zu versehen und mir ein Männchen gekochte Milch mitzugeben.

So ausgerüstet hüpfte ich leichtfüßig in den Wagen. Die Aufregung unter den Mitreisenden war groß. Man erzählte einander Schaudermären von grimmigen Gendarmen, die einer sehr hohen Dame, die ein halbes Kilo Mohn mit sich trug, auf ihre Legitimierung geantwortet hatten: „Das ist Wurscht! Mohn bleibt hier!“ Man berichtet von konfiszierten Seidentrifoks mit Mehleinlagen und von Lederkoffern unschätzbaren Wertes, von Arrest, Protokoll und allem, was eine Reise reizvoll gestaltet.

Dann kommt der Gendarm. Er ist schwarz wie der Teufel, hat einen Schnurrbart wie ein wohlgenährter Handbesen und kann noch viel besser mit den Augen rollen als sein österreichischer Kollege. Wir erheben uns achtungsvoll bei seinem Eintritt von unseren Plätzen. Die Verständigung zwischen dem Amtsbureau und mir erfolgt auf einfachste Art. Ich beherrsche zehn Wörter der polnischen Sprache, er ungefähr ebenso viele der slowakischen. Leider sind es nicht dieselben. Also wird mein Besitz bis auf das letzte Häserchen untersucht. Der Gendarm durchwühlt den Koffer, er hebt prüfend die Reisetasche, er späht meiner Milchkanne bis auf den Grund, ob nicht doch noch ein Stückchen Butter zutage tritt, und zieht sich knurrend zurück, um das Gepäck der anderen ebenso gründlich zu untersuchen. „Mir sticht man nichts!“ blitzen seine tintenschwarzen Augen gefährlich über uns hin. In der nächsten Station atmen wir auf und werden schlank. Westen mit Speck werden abgelegt, Mäntel ihres kostbaren Mehlzutters entkleidet und niedliche Gürtel abgeschmalt, die allerhand schätzbare Gut verbergen. Befriedigt befördere ich meinen Reiseproviant in mein „Alles Heim.“

Wenn mich aber die teilnehmende Familie nach den Verhältnissen im Jenseits fragt, dann schildere ich begeistert die musikalischen Feinheiten der „Freischütz“-Aufführung im Stadttheater und berichte entzückt über die außerordentlichen Talente von Zolans Kindern für die schönen Künste und Wissenschaften. Ich habe an Kultur und an Gewicht zugenommen.
Mara Rautner.

Wiener in der Sommerfrische. (Originalzeichnung von Theo Zafche.)



1. Salzburg. 2. Fischer Sommerfrische. 3. Wiener Kinder in Ungarn. 4. Kaufhandel auf dem Lande.

seht wohlfeil vorkommen. Allerdings wird es teuer, wenn man, wie es die Kur verlangt, dazu Gemüse oder Kompott nimmt, etwa Blumenkohl zu 10 K oder auch nur Spinat, Kochsalat oder Karotten zu 4 K, ein gemischtes Kompott zu 6 K oder etwas Salat zu 5 K.

Was man in Marienbad nicht essen muß, das sind die Mehlspeisen. Aber wie Bernhard Shaw in seiner glänzenden Studie „Sozialismus für Millionäre“ sagt: „Geld hat keinen Wert für den, der mehr als genug davon hat, und die Weisheit, mit der er es ausgibt, ist die einzige soziale Rechtsfertigung dafür, daß man es in seinem Besitze läßt.“ Wer wollte zu Mehlspeisen iparen, wenn ein Diener, mit dem man nach Königswart auf einen Sautentaffee zu fünf Kronen fährt, 250 K kostet? Wäre es da nicht kleinlich, sich den Schokolatensoufflee nicht zu gönnen, weil er 15 K kostet, die Omelette nach normwegischer Art für 20 oder die hermalischen Salzburger Klocker für 15 K? Es bleiben ja noch immer die Kalatschinken und der Kaiserkrönchen zu acht Kronen übrig.

Sich nannte das „Cipianade“-Hotel das erste Haus der freundlichen Kurstadt. Die anderen sind nicht erheblich billiger. Ich kann hier nicht alle Speisarten wiedergehen; man könnte mir, diesmal mit besserem Grund als sonst, vormerken, daß es aufreize. So feier mir nur ein paar Beispiele gestattet, damit mich nicht der schwerere Vorwurf treffe, absichtlich einen Ausnahmefall gewählt zu haben. Im Grand-Hotel Ott kostet die Gerichtenkleeputte — offenbar etwas besonders Ausgewähltes, weil es auf allen Speisarten steht — nur 4 K, eine Portion Karbsen, allerdings mit Sauce Bertram, 14 K; Tafelspitz — Erinnerung vergangener kaiserlicher Zeiten! — mit feinen Kräutern 16 K. Singschweinsfarre mit Weintraut 20 K und Pilafing mit

alten Adels geknickt. Kein Vorurteil engt ihnen die Selbstgenügsamkeit ein; der Kammerdiener möge lachen; die ausgebeutete Frau möge weinen: sie lächeln und gehen nach Marienbad. Das scheint heuer der Ort zu sein, wo die würdigen neuen Reichen den Ritterkutschlag empfangen.

Vor mir liegen Speisefarten, die mir ein Leier aus Marienbad gestand hat; er meint, sie würden mir als Urkunden zur Sittengeschichte der Zeit beachtenswert sein. Man urteile, ob sie es sind.

Da ist die Karte des „Cipianade“-Hotel. Dieses scheint das erste Haus Marienbads zu sein. Ohne lang auszuwinkeln, lese ich eine Anzahl Speisen her und was sie dort kosten:

Kalbsfleischputte 5 K, Gerichtenkleeputte 5 K, Omelette mit Pilzen oder Eiern 12 K (Zwölf) — ich will übrigens ausdrücklich bemerken, daß die Ziffern diesesmal besonders sorgfältig nachgesehen und sicherlich richtig sein werden; 2 Spiegelei 7 K mit Spinat 11 K. Aus den Vorzeiten: Beestee tartare 20 K; Schinken, Zunge 18 K; gefüllte Tomaten 12 K; Schinken mit Ei 20 K. Wenn sie nicht bei dem Kriegsgewinner, der Schinken und Ei mit zwanzig Kronen bezahlen muß, die kostbarsten Werte seines auf den lafterhaften Bischof Gatto und die rächenden Mäute ein:

Sich sie fressen, ach sie fressen, womit ich zumeist geizig! Unter der Reihe untertrautes Gulasch genannt; es kostet 16 K (hier will ich — es gibt so ungläubige Naturen — doch lieber den Preis in Buchstaben wiederholen: sechzehn Kronen); die vornehmern Lendenstücken mit Madeirasaucce oder Schweinsfoteletten 20 K; daselbe kosten Lungunderstücken oder Kalbssteak mit Ei; Kalbsfüßel Marechale oder Kalbsfotelet im Kasserol 22 K. Dagegen mag einem ein ganzes Brathuhn für 40 Kronen

Socialpolitische Wohnblauderei. Die armen Reichen.

Sie bekriegen ihre Weser mit Rosen und ihre Säuwier mit Lorbeer und Bergessen.

Reich werden ist leicht geworden; gehörte früher immerhin ein gewisses Maß von Fähigkeiten und Kenntnissen dazu, so genügt es jetzt, sich vor der Geldstrafe nicht zu fürchten und den Aberglauben, als ob Ehre und Achtung der Mäntelchen etwas bedeuten, loszuwerden. Schwieriger als das Reichwerden scheint es, ist das Reichsein; Geld ausgeben, ohne von seinem Kammerdiener zu hoffen ausgelacht zu werden, ist eine Kunst, die gelernt sein will. Nicht jeder kann das. Seit Molières unsterblichen Bürger-Edelmann gibt es eine Menge arme Reiche, die wenig Freude von ihren Schätzen haben. Was nützte es ihnen, das Eingesperrtwerden nicht zu fürchten, wenn sie die Gerechtigkeit vor dem Ausgelachtwerden nicht loswerden können? Ich glaube, daß sie ihr Reichthum einigermassen enttäuschen mag; sie dürften sich ihn ergötzlicher vorstellen, wenn sie nicht die erste Freude an den Sachen vorüber ist und man zu bemerken anfängt, daß man die Saucce mit dem verstorbenen Namen, den sich kein Mensch merken kann, nicht mit dem Meßer anstrichen soll. Womit aber, wenn nicht mit dem Meßer, das doch so bequem dazu ist?

Dann gilt es aber die anderen, die zum Reichsein geboren, die sich keinen Wirrerling um das Urtheil der Welt scheren und ihren Diener so gut bezahlen, daß ihm der Respekt das Lachen vergehen macht. Das sind die wirklichen Erbauer. So mögen die ersten Schwarzenberge und Gleditensteine gewesen sein; aus solchen Holz werden die Gründer ausbrecht blühender Säuwier künftigen

hinein spazierten. n des Krieges, denn n. Wie sich heute trogen! „Gewinn“ rängen, so hier aus- geses. aller Zungen. „Zu der oder Mehl; aber st kochten und essen wie eine Frau drei i dem Bauern ge- ume Gans, wo man teagt! — „Das muß hat und ihre Sachen keine Gemeinberber- len?“, ist an darf niemand Leuten alles wegge- gleich noch hinaus, um schuldig ist!“ e und die Sorge vor nstlicher Eile sofort ner Wits und Humor ir er hat eine beden- genommen und öfter- statt sich das Leben zeit und Bosheit noch von der Not der kammern“ nach Stam- enreifen, die einander abwehrenden Bauern; rungslosigkeit, die au in die Verbesserung endung der Arbeits- erials hervorruft, ob- aufeinanderen Mühe nte; daß jeder Wiener im Lohse hätte.

die Erzknecht sind freigebig mit Marktsägen, wie man möglichst rasch und ausgiebig den Marktsack mit dem vielen begehrten Gurte füllen könne. Dazwischen erstickt eine Bucherhändlerin ihren Vortell und ein blinder Metzlermann drängt sich mit kaumenswerter Stäuberkeit hindurch.

In jeder Station verläßt ein schwarzer Menschenstrom den Zug. Wie ein Geußschredenstrom fällt die Menge sofort über die Gelder her. Wer wollte es den Bauern vertragen, daß sie sich mit allen Mitteln dieser Zwangslage zu erwehren suchen? An einem Sonntag allein, wurden 40.000 Menschen gezählt, das sind 40.000 Hacksäcke, die gefüllt sein wollten! Rechnet man nur den tieferen Durchschnitt von 10 Kilogramm, so ergibt dies 40 Waggons Erbsäpel, die an einem Tage dort aufgebracht wurden. Ist es da nicht selbstverständlich, daß diese ungeheure Nachfrage zu Abnormitäten führen muß? Es ist noch anerkanntswert, daß die Bauern im allgemeinen die Konkurrenz nicht zu übermäßigen Preissteigerungen belüsten — Ausnahmen gibt es natürlich auch hier — und ihre Preise nur den vierten oder fünften Teil dessen betragen, was der unersättliche Zwischenhändler in der Stadt fordert. Die Anwerbung des Erbsäpelsbarners durch die hungriigen Massen hat dafür zu den absonderlichsten Zuständen geführt, was die Laufsäpelsartikel betrifft. Das Zucker, Kaffee, Petroleum, Tabak dabei die Hauptrolle spielen, ist nicht weiter zu verwundern; auffallend ist freilich, daß diese Artikel in einem Ausmaße angeboten werden, wie sie kaum von der ordnungsmäßigen Nation abgeschafft werden können. Außerdem aber kann man noch die unglücklichsten Laufsäpelsartikel sehen: Stoffe, unverarbeitung oder als Schützen, Blumen, ja ganze Anzüge, Wäsche oder Leder; ein Mann schleppt einen Sack voll Rohse hinaus, eine Frau ist mit Esmalgeschirr beladen; das Krautgras ist aber wohl, daß sich dieser Sackel auch schon auf Ernterichtungsgegenstände erstreckt und für die braunen Knollen Sprengel, Gesseln, ja sogar Marktsäpels hinausgeschleppt werden. Das sind gewiß keine Zwischenhändler, die der Hunger dazu treibt, ihre letzte bewegliche Habe zur Stillung des Lebensbedarfes zu opfern. Ein bedrohliches Laufsäpelsmittel ist auch die menschliche Arbeitskraft. Die Städte bedürfen sich für den Tag zur Feldarbeit und werden

abends mit einem Sack Erbsäpel erledigt, allerdings

Korn ist schon in Mandeln aufgeschlachtet, farbentrotte Sträuke von blauen Kornblumen, gelbem Löwenzahn, rotem Feldmohn ziehen sich am Raine hin, aber niemand hat Zeit, sich bei ihnen zu verweilen, sich ihrer Schönheit zu freuen. Stachellos, heftig, unstillt ist der Blick dieser Menge seit der Krieg die Lebensbedingungen so hart gemacht hat; bald eiligt sich anstellen, bald neue Besuugs- möglichkeiten auspähen, jede Kleinigkeit des täglichen Bedarfes unter den größten Beschwerden sich erwerben, bald hierher, bald dorthin rasen, das hat diese Menschen erminnt, hat uns Großstädter, die einstigen gemüthlichen Wiener, zu atemlos hastenden, eigenmächtigen und rücksichtslosen Einzelindividuen zerstoßen. Der Elbbogen trumblüht über das Herz. Am schmerzlichsten dort bei der Bahnhauptallee von Stammersdorf, dieser Lohndienstallee aufgeseht, um die menschliche Bosheit bis zur beständigen Wüste zu entstellen. Eine Szene aus Dantes Inferno könnte dieser schreiende, heulende, kreischende, knirschende, fluchende, in kompakter Masse bald hierhin, bald dorthin schwankende Knäuel menschlicher Gliedmaßen sein, aus dem Grunde lammern sich erheben, schmächtliche Frauen erbarmslos ausgeföhren werden. Eine Frau wimmert, daß ihr Arm in den Eisenringen ihrer Sandtische eingeknickt sei, einem Arbeiter ist der Kopf hangen geblieben, da er sich borkdränge, und in Fesseln gegangen, eine alte Frau hängt halb bewußtlos mitten in dem Wahnsinnsstrafte. Es wäre ja so einfach, die drauhen nachzugeben; aber die drohenden 6 Kronen Strafe sind hier keine Kleinigkeit. Und das sollen Zwischenhändler sein, Schleichhändler mit reichem Gewinne?

Endlich leucht der Zug hinaus, vollbesetzt bis auf die Stiegen und Puffer und bis aufs letzte Maßchen in den offenen Güterwagen. Bei jeder Steigung scheint die Maschine versagen zu wollen. Die tägliche ununterbrochene schmerzliche Quantenmaßnahme hat dieses Lokalbahnmaterial in einen sehr traurigen Zustand versetzt und oft scheint es geradezu gefährlich, wenn die Ueberlastung schon zu groß wird. Freilich, die in den ätzenden kälten Zusammengepferchten ahmen nichts davon. Ihre Gedanken drehen sich unablässig um den bevorstehenden Kampf auf dem Schienenwege, selbst, nämlich beim Gedächtnisverlust, und

Der Erbsäpel-Zug. Wer sich einen rächtigen Begriff von der Lebensnot der Großstadt machen will, der fahre zu einer beliebigen Tageszeit nach Stammersdorf hinaus und von dort mit der niederösterreichischen Landesbahn in ein beliebiges Nestchen dieser Straße. Das Erbsäpel-„Samstern“ ist zwar verboten, aber der Witzgeier würde ohnedies sich bei seiner ersten Wanderfahrt nichts erlauben, nichts nach Hause bringen, als die ernste Erfahrung, wie schwer die Wiener heute an der Kriegsnot tragen. Ein Erlebnis, das des Schweißes wert ist, den es kostet.

Am Frang-Kofel-Kai fängt dieser Anschauungsunterricht an. Die „Blie“ Elektrische, die von dort nach Stammersdorf hinausfährt, ist von aller Trübe an von Hunderten umlagert und Hunderte stoßen immer wieder hinzu, Hunderte müssen immer wieder zurücksteilen. Ein Abzeichen macht schon auf den dorthin führenden Pfaden die Erbsäpelsfahrer weithin kenntlich; der Marktsack in allen Formen, von der besten Sportware mit breiten Besuergurten bis zum rohen Sack, der durch ungewählte Wänder zu dieser unerhofften Ehre befähigt wird, wieder eine gefüllte Reisetasche, die gleichfalls durch Wänder in einem „Rucksack“ verwandelt wurde, dort eine lönsfager abgetriebe alte Schürze. Das Ansehen hat an Wichtigkeit verloren, seit der Jued alles beherrscht. Es sind in der Mehrzahl die Armen der Armen, außerdem aber auch viele aus dem einfliegen, heute proletarisierten Mittelstande. Abgekehrnte Frauen stellen das Hauptkontingent, denn auch Arbeiter und Soldaten. Ein Kriegsgezwinger würde sehr schlecht in diese Atmosphäre des Schwelges und der Sorge passen. ... Volkshangen bis auf die Trittbretter, Behensbüge auf Behensbüge gesüllt, tractet der Wagen durch die Brigittengasse, über die im Umbau begriffene Donaubrücke nach Floridsdorf. Immer niedriger werden die Häuschen, immer ländlicher die Umgebung. Im strahlender Pracht grünen Nadeln- und Geoboldsberg über das Wasser herüber. Rein Blick bleibt an ihren lieblichen Hängen oder an den ferneren tierischen Türmen von Mosermeubung hängen. Die Elektrische sault auf ihrem Panzette neben der laubigen Reichsstraße hinüber, die von laubigen Bäumen eingeklemmt wird; das

* **Einkaufsfreuden.** Was für eine vergnügliche Beschäftigung war früher doch das Einkaufen von Kleidern und Stoffen! Hatte man sich einen halben Tag freigemacht, so konnte man für eine ganze Familie alles Notwendige und noch ein gut Teil Unnötiges dazu erstehen. Der — eingebildete oder tatsächliche — gute Geschmack der Wienerin fand Gelegenheit, sich in der Fülle des Gebotenen zu betätigen, und der Hausfrauensinn feierte seine Triumphe in der Erwerbung von spottbilligen und doch soliden „Gelegenheitskäufen“. Man wühlte in Stoffen, deren Preise uns jetzt nur ein wehmützvolles Lächeln abnötigen, man „gustierte“ Bänder, die so gut wie nichts kosteten, und kaufte Zwirnspißen für die Wäsche, zehn Meter zu einer Krone, wobei man aber sehr sorgsam das hübscheste Muster auswählte. Und den Heimweg trat man immer schwerbepackt, aber mit der fröhlichen Gewißheit an, das Beste, Schönste und Wohlfeilste nach Hause zu tragen und der neidvollen Bewunderung der anderen sicher zu sein. Jetzt aber ... So einer das Grausen lernen will, er begeben sich in die Mariahilferstraße. Die Schaufenster sind noch wohlverforgt, nur vereinzelt sieht man herabgelassene Kolladen. Die Wachsputzen lächeln und Seidenglanz und Tüllglimmer umgibt sie — wie einst im Mai. Aber die Preise! Wie gesagt: wer das Fürchten nie gelernt, hat hier die beste Gelegenheit dazu. Und dabei kauft in Mariahilf seit jeher nicht die vornehmste Gesellschaft, sondern nur der Mittel- und Arbeiterstand. Die Preise sind diesem Umstand angepaßt. Da sieht man hünte, gestricke Seidenjäckchen um die Kleinigkeit von 780 Kronen, Kinderleider für Sechsbis Achtjährige um 300 bis 400 Kronen und die berühmten „ersten Hosen-Anzüge“ für kleine Buben, auf die die jungen Mütter einst so sehnlich warteten, kann man schon um 280 Kronen erstehen. Wäsche, richtige, ehrliche Wäsche, gibt es so gut wie überhaupt nicht. Aber Seidenstrümpfe brästen sich in den Auslagen zu Wahnsinnspreisen, und Seidengewebe aller Art, in den Lockendsten Farben und Mustern (von 70 Kronen auswärts) beweisen jedem, der sehen will, wie sehr man bei uns darauf Bedacht nimmt, die möglichen Ersatzstoffe dem dringenden Bedürfnis des Volkes zu sichern. Leinwand bekommt man nicht, Chiffon fehlt durch Baumwollmangel, Wolle werden nicht erzeugt oder dem militärischen Bedarf vorbehalten, und das wenige, was wir noch besitzen, dient der Fuß- und Verschwendungssucht der Reichen, der Kriegsgewinner von Stadt und Land. Es gibt da beispielsweise Schwimmleider für Damen — sehr schick und apart — um den Spottpreis von 350 Kronen und wenn die Arbeiterfrau eine Schürze oder einen Rock braucht, die aus eben diesem Wäschstoff angefertigt werden könnten, dann muß sie schlechten Papierstoff sündteuer bezahlen. Sie muß ihr erstes Kindchen in Lumpen hüllen, wenn sie nicht in der angenehmen Lage ist, 1200 bis 1500 Kronen für einen „Erstlingsstrouffeau“ auszugeben, während wir Material und Zeit genug zur Herstellung der zartesten Spißen- und Seidenwäsche haben. Man sieht auch noch Stoffleider genug, aber sie tragen ausnahmslos Zettel mit vierstelligen Zahlen angeheftet oder verraten ihre Minderwertigkeit auch dem wenig Kundigen. Hübsche warme Tuchmäntel ziehen den Blick auf sich. Aber weder die Arbeiterin noch die kleine Beamtin, die täglich in Wind und Wetter hinaus muß, wird sich der wärmenden Hülle freuen; kostet doch ein solcher Mantel zwischen 1500 und 2200 Kronen. Er bleibt daher jenen vorbehalten, deren Börse die Ankauffuna und Verwendung eines Abends

Reisegefährten.

Von F. St. Günther.

Zehn Personen füllen das enge, mit seiner dumpfen Luft, seinen schmutzig-braunen Holz...

„Das is halt amal soa Wirtschaft nit,“ jaat, der Ganatür zunächst sitzend, ein ländlich ge...

„Oder höchstens a Saumwirtschaft!“ stimmt ihm sein Gegenüber, das, ebenfalls männlichen...

Die hagere, schwarzgewandete Frau aber, die sich mit dem Recht der Ehegattin an den...

„Die oan' all's und die andern nit, das is eb'n das Niederträchtige... Hunger hab'n mir freili koan' a'litten, die acht Täg', was mir...

Der zum Zeugen angerufene Böldl faugt heftig an seiner Virginia und nickt kummer...

Jetzt ergreift die Nachbarin und Lebensgefährtin des Zigarettenstreckers, eine von An...

„Net mehr schön is's, net mehr schön! Mei' Mann hat ja kan' schlechten Posten als Zahl...

„D na,“ antwortet der Mann mit den Siegelringen, „I hab' an' Holzhandel in — no, So werd'n den Ort nit kennen, bei Wels...

„Dahoam,“ ruft seine Gattin dazwischen, „dahoam hat ma' halt do' all's im Haus, was ma' in' Hotel fünfdeuer zahl'n muaz und oft nur...

„Leicht is' s net in Wien,“ seufzt die Zahlkellnergattin, „wann ma natürlich a da und dorten seine Bekannten hat, dö auf an'...

„Nach Mariazell? Da fahr'n mir ja miteinander!“ meldet sich jetzt neben ihr eine rundliche, heftig transpirierende Dame mit großen...

Am herabgelassenen Fenster sitzt eine blasse junge Frau, deren eingefallene Wangen, flache Brust und bei aller mühsamen Nettigkeit recht...

„In Mariazell soll's aber ickten gar fürchtbar teuer sein,“ mischt sich die Frau schüchtern ins Gespräch.

„Mein Gott, das is's ja überall... Das spielt scho' ja Koll'n net mehr... Dafür hat ma' die schöne Gegend und die quate Luft,“ meint der Zahlkellner überlegen, dabei eine neue Zigarette „wuzelnd“.

„No ja, freili“ gibt die Frau beschämt zu. „Vor zehn, elf Jahr' war i auch dorten, mit mein' Mann. Seitdem nimmer.“

„Wo fahr'n S' denn hin?“ fragt die Zahlkellnergattin.

„Nach Wilhelmsburg fähr' i die Kinder, zu der Großmutter, die hat a Kan's Häusel und zwei Gatz und a Krantgartel, da nimmi' i halt die Kinder in Gott's Nam' auf a Wochen, bevor die Schul' angeht, daß' i' do' auch a bißl was hab'n vom Sommer. I bleib' net dort, i fahr' alei' wieder r'uck zu mein' Mann.“

„Was is denn nacher Mner Mann?“ erkundigt sich jetzt die Gemahlin des Holzhändlers.

„A Postbeamter,“ antwortet die blasse junge Frau seufzend und ein wenig errötend. „Schwere Zeiten sind das jetzt für unsereins!“

„Für an' jeden, mei' liebe Frau!“ jaat die Zahlkellnergattin streng.

Und die schwächende Gemischtwarenhandlerin bemerkt weise:

„Es hot kaner was z' lachen vom Mittelstand. Die Steuern werd'n alle Tag' höher —“

die Beamten kriag'n allertweil' höhere Zuulagen — was willst denn, Rosa?“

Fräulein Rosa kiffert der Mutter etwas ins geschmeichelte Ohr. Die Mutter nickt ältlich, holt eine Tasche, die bisher halbverborgen unter der Sitzbank stand, hervor und teilt wichtige, klammige Bonidwuchteln aus, eine der Töchter, eine sich selber, auch eine ihrem gierig danach greifenden, schweigiamen Eheherrn.

„Die Steuern werd'n immer höher —“ fährt sie dann faulend fort, aber der Holzhändler aus der Umgebung von Wels unterbricht sie: „No, und ob! Narrisch hoch! Kein's letzte Gemmat möchten' i oan' von Leib reizen, dö Großkopferten... Du, i hätt' ah scho an' floan' Appetit!“

Bereithwillig entschüßelt seine Gattin ein Paket, das sie auf den Knien hält. Ein „Trion“ Salami kommt zum Vorschein. Der Mann schmerdet sich mit einem scharfen Taschenmesser ein tüchtiges Stück davon ab:

„Wann's uns nur nit z'weu' wird! Mit hätten eigentli' do' mehr mitnehma soll'n!“

Und nach einer Weile schmasenden Genießens langt er auf das Gebäcksbrett über sich und erwischt mit sicherem Griff eine große, dunkelgrüne Flasche, die er entkorkt und mißtrauisch an die Nase hält:

„Werd'n m'r halt schau'n, ob er sein' Preis wert is, der Böhinger!“

Jetzt pflizen auch der Zahlkellner und seine Gemahlin Hunger. Glücklicherweise sind sie in der Lage, ihn sofort zu stillen, mit Schmalz und weikem Brot, welsch letzteres die Frau eigenhändig gebacken hat.

„Von dem Mehl, was ma' auf die Mehlfarten kriagt, natürl' net,“ erläutert sie mit vielstimmigem Lächeln.

Der Bub am Fenster und das kleine Mädchen machen verlangende Augen nach den Schmausenden hin, schlagen sie aber, als es ihnen ein strenger Blick der Mutter verweist, rasch und verlegen zu Boden.

Davon gerührt, greift die Mutter nach einigem Zögern in ihr Nesttäschchen und reicht jedem der zwei Kinder ein Stück Brot, ein geradezu winziges Stückchen und schon von weitem als echtes, allen behördlichen Vorschriften entsprechendes Kriegsbrot erkennbar. Sie selbst nimmt sich keines.

„Wir mühen schau'n, daß wir auskommen bis Wilhelmsburg,“ sagt sie leise.

Die Stimme des Zahlkellners überdönt sie. „Der Bucher, wann der net war!“ ruft er so laut, wie es sein voller Mund gestattet.

„Und der Schleichhandel! Und das Preisüberbieten!“ verpflichtet ihm die Gattin bei. „A bißl gar z'fett is's, das G'selchte...“

„Ja, wenn's eb'n das Geld ins Haus schneid't...“ bemerkt aphoristisch und philosophisch die bessere Hälfte des Holzhändlers und borgt sich von ihm zum fünftenmal das Taschenmesser.

„Die Millionär' werd'n freili' allweil' mehrer,“ sagt dieser und leckt die Lippen. „Guat is er, der Böhinger, meiner Seel'... Aber die Bettler halt ab.“

Die Gemischtwarenhandlerin streut aus einer Düte Staubhauder auf ihre Wuchtel und gibt der Tochter eine zweite mit den Worten: „Ehweil' f' net a paar aufhängen...“

Den Nachsatz macht ein plötzliches chrenbetäubendes Gekirr und Geräffel unverständlich. Ein Gilzug saust vorüber, gegen Wien zu.

„Da — da — da — sitzen' i drin, dö — dö — dö Preistreiber und Kriegsgewinner und Ta — Ta — Taschenierer,“ stottert jetzt der Mann der Gemischtwarenhandlerin, und da er bisher noch kein Sterbenswörtlein geäußert hat, so ist's gerade, als hätte ein Wunder einen Stummen redend gemacht. „Dö — dö — dö — fahr'n nobler als wie mir, dö — dö — dö — fahr'n erichte Klaff! Dö — dö — dö's G'find'!“

Und er weist mit der einen Hand durchs Fenster, während er von den Fingern der anderen sparsam die Powidreste schleckt.

Vielsinniger, einmütiger Beifall folgt seiner mannhafsten Rede, untermischt mit satigen Neuerungen der Empörung, die kein Häcker oder Staatsanwalt hören dürfte.

Nur die Frau am Fenster, die Frau des Postbeamten, und ihre beiden Kinder sagen nichts. Diese knabbern andächtig an ihrem letzten Bissen Brot, ängstlich bemüht, durch keinen unschuldigen Blick nach ihren schmausenden Reisegefährten der Mutter Tadel hervorzurufen.

Und jene starrt wortlos zum Fenster hinaus, wortlos, mit brennenden Augen und stechendem Herzen...

Arbeiterzeitung

Die Heimkehr nach Görz.

Ein Flüchtling, der jetzt nach Görz zurückkehren konnte, schreibt uns über die Reise und die ersten Eindrücke in der Heimat wie folgt:

Die Reise bis Wien ging noch an, denn in W. konnte ich ohne besondere Mühe einen Fahrchein und sogar einen Sitzplatz im Schnellzug der Nordbahn erhalten. Aber die Reise von Wien mit der Südbahn gegen Triest mag in Friedenszeiten ein Vergnügen gewesen sein. Heute muß man schon von guten Eltern sein und einen hohen Protektor haben, um in absehbarer Zeit überhaupt fahren zu können. Nachdem ich trotz aller Schwierigkeiten in den Besitz einer Fahrkarte erster Klasse gelangt war — die zweite und dritte Klasse waren schon längst ausverkauft gewesen — mußte ich noch mein Reisegepäck abfertigen lassen und so konnte ich erst eine halbe Stunde vor Abfahrt des Buces einsteigen. Der freundliche Schaffner schob mich

buchstäblich in den Wagen und ich bekam unmittelbar vor der Abfahrt einen Sitzplatz. Nach Abfahrt des Buces verschwand ich hinter der genannten Tür, riegelte sie fest zu und machte es mir bequem und gemütlich. Als man aber in Baden noch einige Fahrgäste hineingepfercht hatte, posterte man an „meiner“ Tür und begehrte Einlaß... *Lasolate ogni speranza voi ch'entrato!* Ich mußte noch zwei Mitreisenden gastfreundliche Aufnahme gewähren, für mehr war wirklich kein Platz mehr vorhanden.

Schon in Raibach bekam ich einen Sitzplatz und kam nach einer sechsstündigen Fahrt ohne besondere Painschwierigkeiten in Görz an. Mein Gepäck war zwar nicht da, kam überhaupt nicht an; aber man tröstete mich damit, daß auch andere Mitbürger von einem solchen Geschick betroffen wurden. Uebrigens hatte ich in meiner Handtasche noch zwei Benden und ein reines Saetuch. Die Hauptsache bleibt es doch, daß ich nach langen drei Jahren wieder daheim bin!

Du mein liebes, schönes, sonniges Görz am blauen Nonzo! Ich grüße dich vom Monte Santo und Monte San Gabriele bis hinunter nach Doberdo und wieder von den Höhen der Padgora bis San Marco! Mein besonders herinniger Gruß gilt deinen traurigen Motten und Trümmern und all den unzähligen tausend und tausend tapferen Vätern, Söhnen, Brüdern und Freunden, die ihr warmes Herzblut hier vergossen und die sonnigen Dünge damit getränkt haben!

Ich bitte um Verzeihung; ich wäre bald in den Ton Gabriele d'Annunzios verfallen und das war nicht meine Absicht. In meinem alten Hause habe ich zur Not Unterschlupf gefunden, denn das neue, welches man noch zu Weihnachten mit wenigen Arbeitern in etwa zehn Tagen hätte herrichten können, wird demnächst einstürzen.

In meiner Wohnung sieht es allerdings noch sehr kunterbunt aus. Aber ich bin unter eigenem Dach! Wenn die Granatlöcher verstopft, die drei bis vier Maggon Schutt und Schmutz aus dem Hofe entfernt sein werden, bis die Türen schließen, die Fensterrahmen angebracht, die Fensterscheiben eingeschnitten und die schmutzigen Fußböden abgehobelt sein werden, wenn ich die fehlenden Möbel, die gestohlene Tisch- und Bettwäsche u. s. w. angeschafft habe, werde ich mich noch heimischer fühlen. Dabei rechne ich auf eine tatkräftige Hilfe von unseren verschiedenen Bauorganisationen. Bis jetzt habe ich bereits zwei Säcken Zement und zwei Meterzentner Kalk bekommen. Man hat mir aber auch noch einige Bretter zur Verbesserung der Türflügel in ziemlich sichere Aussicht gestellt. Ich bin gerührt!

Die Saaten und Pflanzungen auf meinem Gütchen gedeihen vortrefflich. Das Obst jedoch, insbesondere meine saftigen Birnen, Äpfel, Feigen, Pflaumen und dergleichen, haben hungernde Leute vor mir geerntet und sollen mit der Güte der Frucht sehr zufrieden gewesen sein. Die Trauben sind noch nicht alle reif. Ich hoffe, daß mir ein Körbchen davon übrig bleiben dürfte, denn es ist noch ziemlich viel da. Im schlimmsten Falle laufe ich mir auf dem Obstmarkt ein Kilogramm zu vierzehn Kronen. Da ich meine Traubenarten genau kenne, bin ich sicher, von meinem eigenen Grund und Boden eine Probe zu nehmen zu können. Bauern in der Umgebung von Görz, die nach dreijähriger Verbannung heimgekehrt sind und ihr Stückchen Feld unter tausend Gefahren bestellt hatten, pflegen solche unberufene Gäste durch Abfeuern von scharfen Patronen zu verschrecken und zu versagen, zu welchem Zwecke sie italienische Karabiner und scharfe Munition verwenden. Aber ich nehme mir kein Beispiel daran, den neß ich schon vorgekommen, daß der eine oder der andere dieser Hamsterer getroffen wurde, und dann hat man wieder Scherereien und muß unter andern die Waffe abliefern. Aber auch sonst ist es interessant hier in Görz. In sehr vielen Gassen der Stadt sieht man unter vergitterten Blättern Modelle von allerlei praktischen Dingern, die den Zweck verfolgen, den lieben Nächsten möglichst effektiv ins Jenseits zu befördern und die man Handgranaten und Bomben nennt. Bei einiger Suche findet man solches Zeug auch noch in Gärten, unter Schutt, auf Wiesen und Feldern. Da gibt es handliche Stalatlernen, Hände jedoch keine davon an, denn sie bedeuten für dich das letzte Auflauern der Todesherge! Oder Spielbosen, die dir sofort den Trauermarsch „blasen“ würden. Es gibt aber auch Zigarettenbosen, Lampenkörper und ähnliche Gebrauchsgegenstände, die schon sehr viele Opfer geheißen haben. Es waren bis 1. März d. J. unter den 3000 bis 4000 heimgekehrten Flüchtlingen in der Stadt und Umgebung nicht weniger als sechshundert Unglücksfälle mit tödlichem Ausgang amtlich ausgewiesen.

Man wohnt und schläft in Görz zumeist noch bei offenen Türen und Fenstern. Erstens ist das sehr gesund, zweitens regnet es leichter herein, drittens ist es, gottlob, schon warm bei uns. Viertens kann man leichter „kontrollieren“, ob da und dort noch was Brauchbares vorhanden ist. Die sonstigen Vorteile könnt ihr euch selbst ausrechnen! Die verschließbaren Zimmer und Wohnungen sind durch zweifelhafte Militärkommanden und Zivilanten „belegt“.

Nach einer herrlichen stern- und mondhellten Nacht, in der Schwärme von Wesen auf meiner Glage und sonstigen Höhen meines wohlgenährten Ich wüste Orgien treiben, wird man aus dem süßen Schlummer durch Schüsse geweckt: In der Nähe des blauen Nonzo werden Blindgeher und sonstige Geschöpfe, die der Feind auf seiner Flucht am 26. Oktober vorigen Jahres „vergessen“ hat, unter allgemeiner Belustigung zur Sprengung gebracht. Es klirren die gebrochenen Fensterscheiben, es wanken die Trümmer von Mauern, es hebt die Erde. Es ist wie am Fronleichnamsfest; nur nicht so fetterlich. Es ist zum Schießen! Die Ziegel auf dem Dache sitzen wie die Spagen: jeden Augenblick fliegen einige herab, mit dem Unterschieb jedoch, daß die letzteren einem nicht an den Kopf zu fliegen pflegen. Aber die sonstigen Lebensverhältnisse! Wenn man in irgend einer Osterig 20 bis 25 Kronen für ein Mittagessen bezahlt hat, so kann man ruhig behaupten, man habe etwas geessen.

Genilleton.

Altwiener Sauswilder.

Während des Krieges hat man wiederholt in Wien und in anderen Städten gegen Sauswilder Stellung genommen, die irgendwie eine Beziehung zu einem feindlichen Staate andeuteten. Heute spielen aber die Sauswilder, sofern sie nicht bloßen Reklamezwecken dienen, nur eine unbedeutende Rolle. In alten Wien war das anders. Damals war das Verhältnis zwischen Häusern und Menschen kein so mißverhältnißmäßiges wie heute. Die Häuser selbst waren mehr als numerierte tote Steinblöcke, die einer dem anderen glichen. Sie hatten individuelle Züge und trugen Beschriftungen, die durch Schilder, dann auch Gemälde oder plastische Darstellungen verständlich wurden. Ihre Namen riefen also die Vorstellung bestimmter Häuser hervor. Seitdem Wien zu wachsen begann und ein moderner Geist das alte Stadtbild immer mehr veränderte, ist die hübsche Sitte der Sauswilderung allmählich abgekommen. Zwar blieb eine Reihe solcher Wahrzeichen bis in unsere Tage erhalten, sie haben aber nur mehr historische Bedeutung. Und meist bestehen die Sauswilder nur noch dem Namen nach, die bildlichen Darstellungen aus Stein, Holz oder Metall, die früher zum Beten der Gasse gehörten, sind zum Teil verschwunden. Ueber die Altwiener Sauswilder gibt uns ein Register, das vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts bis zu datieren ist, Aufschluß. Der Zweck, den die Schilder verfolgten, war ein doppelter: urprünglich sollten sie die Orientierung in der Stadt ermöglichen, da es eine Nummerierung der Häuser nicht gab; ferner mußte in den ältesten Zeiten, wo die wenigsten Leute lesen

konnten, jeder Krämer oder Hausbesitzer ein Zeichen vor dem Geschäft oder Saus haben, das dem Publikum Bare und Saus handgreiflich vor Augen führte. Diese Zeichen waren also die ersten Kaufmanns- und Sauswilder. Später aber gaben oft lokale Ereignisse den Anlaß, deren eigentliche Bedeutung aber dann in Vergessenheit geriet, während sich das Sauswilder noch lange erhielt. Für das Wien des Vormärz waren die Sauswilder noch charakteristisch. So berichtet Mollke am 15. Oktober 1835 aus Wien: "Jedes Saus hat außer der Nummer ein Zeichen, und dieses ist oft sehr schön gemalt, daß man Stunden davor stehen bleibt. Diese Schilder sind zum Teil von ganz großen Meißlern, und man könnte sie ohne weiteres in einer Gemäldesammlung aufhängen."

Die Alt-Wiener Sauswilder lassen sich in bestimmte, durch die Art der Entziehung gegebene Gruppen ordnen. Von diesem Gesichtspunkt aus sollen im folgenden die interessantesten besprochen werden. Am wohlbelegtesten Sauses mit dem Namen oder Beruf seines Besitzers oder mit einer berühmten Persönlichkeit, die in dem betreffenden Saus einmal wohnte, in Verbindung gebracht wurden. Eine große Rolle spielten die Tiere, und zwar Saus- und Sabeltiere — von den wilden war besonders der Bär beliebt —, die als Wahrzeichen für ein Saus genommen wurden, wobei zumeist ein bestimmter Vorfall für die Wahl des Tieres maßgebend war. Groß ist die Zahl der Sauswilder, die an Gesichtliches, vor allem aber an lokale Besonderheiten anknüpfen. Der Gemütsart der Wiener entsprechend, fehlte es auch an satirischen Schildern nicht. Schließlich konnten irgendwelche Kunstwerke, die an einem Saus ange-

bracht waren, dieselbe Rolle wie ein Sauswilder spielen. Zu bemerken ist, daß die Farben ganz willkürliche waren; wahrscheinlich blieben sie den Schildermalern überlassen. Engel, Löwen, Giraffe gab es in allen Farben, daneben schwebte ganz sinnlose Schilder, wie "zum blauen Herrgott", "zum gestreiften Stiefel", "zum blauen Mondschein", "zum goldenen Rauchfang".

Die Sitte, das Saus nach seinem Besitzer zu bezeichnen, wird heute noch teilweise geübt, wenn bedeutendere Häuser den Namen ihres Eigentümers mit "Hof" verbinden. Sie ist uralt. Häuser, die kein gemaltes Schild hatten, führten von jeher den Namen oder Charakter ihres Besitzers als Beinamen. In Alt-Wien war zum Beispiel der Federhof sehr bekannt, ein altes Gemäuer, das mit seinem großen Turm einer Burg glich, in dem Leibniz 1713/14 Aufenthalt nahm. In seiner Stelle sieht heute das Saus "zum goldenen Reithorn", hört auch das Saus "zum goldenen Reithorn", das bis 1880 in der Goldschmidgasse bestand und über dem Sausvor ein aus Eisen gearbeitetes Reithorn stand, das mit seinen Füßen ein aufgerolltes Band hielt mit der Aufschrift: "Zum Reithorn vom Jahr 1775." Dieses Sauswilder ging auf seinen früheren Besitzer zurück. Vom Namen des Besitzers, der 1775 hier einen Bierknecht errichtete, hatte auch das Saus "zur wilden Gans" am Söhen Markt sein Schild, das 1813 beim Umbau verstand. Der Wirt, Pilsbaur, war eine Stadtbekannt Persönlichkeit nach dem Beruf des Besitzers hieß zum Beispiel das Hanswurstenhaus, das schon von dem ältesten Plan von Wien (1547 von Strichogel) vorkommt. Dieses Saus, das durch Könia Benzels Ge-

fängnishaft in der Geschichte Wiens berührt wurde, war ursprünglich Eigentum eines Münzmeisters, der hier Weinbräuerei betrieb (daher: Praterhaus). Interessant ist das Saus "zu den sieben Bäckern", das 1483 einem Magister der sieben freien Künste gehörte und daher sein Schild hatte. Als dieses Saus 1633 für ein Karnevaler-Nonnenloster verkauft wurde, ging von dem alten Schild der Name auf das Kloster über, dessen Nonnen die Siebenbäcknerinnen hießen. 1684 kaufte ein Franzose, Mikard Fauconet, ein Saus auf dem Kohlmarkt. Er war ein Futtmacher, der als erster in Wien Sülze aus Biberell erzeugte. Dabei führte das Saus seit 1700 das Schild "zum Biberell". Nach seinem Tode ging das Saus in anderen Besitz über und erhielt nach einer dort befindlichen beliebigen Bezeichnung das Schild "zum armen Bissel". 1822 kam es in den Besitz der Artariaischen Kunsthandlung. Die Fälle, wo ein Saus nach dem Schild eines dort befindlichen Geschäftes benannt wurde, sind sehr zahlreich. So gab es in der Annagasse ein Saus "zur schwarzen Rabe", in dem sich seit den ältesten Zeiten eine Schenke befand, deren Schild dem Hause den Namen gab. Das Schild zeigte eine große schwarze Rabe auf einem Kasse sitzend. Der in diesem Hause angelegte gute Kellerwein gab zu der sprichwörtlichen Redensart Anlaß: "Guten Wein zu besorgen, wo die schwarze Rabe am Kasse sitzt." Von berühmten Persönlichkeiten, die zur Verbesserung von Alt-Wiener Säueren Anlaß gaben, sei Ulrich von Hutten genannt, der in dem Saus Ecke Graben und Salsburggasse gewohnt haben soll, woran dann das Schild "zum deutschen Reiter" erinnerte. Ein Saus in der jetzigen Pumphausstraße trug das Schild "zur Neuen Welt"; es gehörte nämlich Martin

richtigen war die Gurgel von Orleans von 1

Kriegsverwandlungen. (Originalzeichnung von Theo Zafche.)



1. Die Grante Gott gesegnet hat,
Die Frau des Landmann's kommt zur Stadt,
Um prunbolls in der Welt zu scheinen,
Verwandeln sie das Brot zu Steinen.
2. Es bracht' der Krieg Gewinn und Glück
Dem Geshirmerster fest und dick.
Schon sieht, was kann der Meid ihm schaden?
Die zweite „Eisene“ im Laden.
3. Frau Wolf ist vielen noch bekannt,
Als sie im Gänseladen stand.
Sie wurde reicher, wenn auch älter,
Nun rettet sie auf schmuckem Felser.
4. Herr Schmelz mit den Würstlingsfingern
Sitzt heute bei den „Wieslerfingern“,
Wegert über alle Massen
Bei Riesling, Sped und zwei Paar „Hagen“.
5. Der Herr Professor, weltbekannt,
Bäht auch zum selgen Mittelstand,
Und bei der Kriegskosten er verpürt,
Wohin zu großes Wissen führt.
6. Er stand bei Berngroß als Kommiss
Stech bei der Klasse vis-à-vis,
Nun liehert er fürs Militär,
Der erste Schritt zum Millionär.
7. Frau Sali war einst hochbeglückt,
Dat sie die Goträtin erblickt,
Die heut' um Zwetschöfen jammernd steht,
Ja, ja, die Welt hat sich gedreht.
8. Als er „Gandls“ noch täglich rief,
Da ging's dem armen Levi schiel.
Als Müherr breit im Schlosses Raum,
Sitzt Herr Lion de Rotenbaum.

Neue Steuern.
Vorbereitung zur Parlamentsöffnung. (Originalzeichnung von Theo Zalsche.)



1. Dem Kriegsgewinner, der sich nur beim Sachter rechtlich nähren kann, wird der Spitze durch Einföhrung einer Steuer verborben. — 2. Das Weizen mit befeuert, die Hochgelehrte wird befeuert, und wegen der eventuellen Kinder haben Sie sich te d t e i t i g mit der Behörde ins Einvernehmen zu setzen. — 3. Dr. S t e i n w e n d e r zum Schanzmeister Dr. S i m m e r l i n g. — 4. Das Weizen mit befeuert, die Hochgelehrte wird befeuert, und wegen der eventuellen Kinder haben Sie sich te d t e i t i g mit der Behörde ins Einvernehmen zu setzen. — 5. Dr. S t e i n w e n d e r zum Schanzmeister Dr. S i m m e r l i n g. — 6. Das Weizen mit befeuert, die Hochgelehrte wird befeuert, und wegen der eventuellen Kinder haben Sie sich te d t e i t i g mit der Behörde ins Einvernehmen zu setzen.

Friedenserrinerungen.

Allerlei, was einmal war.

Sie begegnen uns heute noch auf Schritt und Tritt. Da ist vor allem das heitere, in lichten, hellen Farben gehaltene Schild vor dem Bäckerladen. Ein idealisierter, in ein seidenes Kostüm gekleideter Bäckerjunge mit lichtblauem, federngeschmücktem Barett und seidenen Halbschuhen mit Silberknallen trägt auf einem schön ornamentierten Brettel Kipfel, Kaisersemmeln, Waden und Bannzert in geradezu verführerischer hell gelbbrauner Farbe. Die Herrlichkeiten sind so natürlich gemalt, daß man förmlich glaubt, den Geruch des frischen Gebäcks zu verspüren und daß einen fast eine unbezähmbare Lust anwandelt, in den Korb oder auf das Tragbrett zu greifen, um mit leichtem Druck die Bäckerkunstwerke auf ihre Menschheit zu prüfen. Vorbei — vorbei — ach wie lange schon; das Bäckerbild ist zum Traumbild geworden und die verlodende Aufschrift: „Täglich dreimal frisches Gebäck“ zur leeren Täuschung, zum Märchen, das heute nicht einmal die Kinder mehr glauben. Die armen Kinder unserer großen Zeit, die nicht einmal ein solches Bäckerbild verstehen, denn in ihrem jungen Leben sind sie noch niemals einem der herrlichen, auf dem Schilde dargestellten Erzeugnisse begegnet und müssen sich die Sachen von Eltern und Großeltern erklären lassen. Und die Erklärung klingt wie ein hübsches Märchen und kann auch ganz gut mit dem richtigen Märchenanfang beginnen: „Es war einmal!“

Und solche Märchen erzählen die Geschäftschilder allenthalben in den Straßen und Gassen der einst so lebenslustigen Stadt. Das Schild jenes großen Restaurants verkündet: „Nach dem Theater stets frische Küche.“ Auch das war einmal, denn nach dem Theater kann man aus zwei wichtigen Gründen nicht mehr in das Gasthaus gehen; erstens sperrt das Gasthaus Punkt 11 Uhr bereits seine Pforten und zweitens gibt's nach 10 Uhr abends keine Elektrische mehr. Am Theaterladen hängt das kunstvoll ausgeführte Bild eines Riesenschinkens mit wundervollem rotrottem Fleisch und Jact von welchem Fett durchzogen. Auch das ist ein Bild aus alter, vergangener Zeit. Es müßte ein richtiger Märchenprinz lauten, der diesen Zaubertrick heben könnte, denn für gewöhnliche Menschen ist er unerreichbar. Zauberprinzen und bestenfalls Kriegsgevinner, die Zauberprinzen von heute, besitzen die anrüchige Zaubertrick, solche Schätze zu gewinnen.

Auch die Aufschriften in den Waggonen der Elektrischen klingen sagenhaft — aber wie eine humoristische Geschichte aus der alten Zeit: „14, 20 Sitzplätze im Innern des Wagens — keine Stehplätze!“ Und jetzt gibt es sogar Hängeplätze; aber das ist eine Entwicklung, ein Fortschritt, an dem niemand eine Freude hat. Und man sollte nicht vergessen, daß solche veraltete Inchriften geradezu verberlich auf die Sitten des Publikums einwirken!

Unlängst kam ich gelegentlich an dem Gasthause „zur Rudolfshöhe“ am Ausgang der Schmelz vorbei. In dem großen Saale bin ich vor vielen Jahren an Sonntagen nachmittags mit einigen guten Freunden oft gefessen, mich an der Musik und dem Treiben der großen Volksmenge, die den Saal bis auf das letzte Plätzchen füllte, erfreuend. Die Erinnerung an jene löstliche, friedvolle Zeit trieb mich an, wieder einmal den Saal zu betreten. Es war an einem Wochentag nachmittags. Der Saal war leer, Tische und Stühle standen in jener Unordnung durcheinander, wie sie in unbenützten Wirshauszälen üblich und so charakteristisch ist. Es sah aus, als hätten die Geister des Frohsinns den Tempel der Heiterkeit in jäher Flucht verlassen. Auf dem großen Orchesterpodium lehnte in einer Ecke eine Bahre, die ganz den Eindruck machte, als sei sie hier vergessen worden und schlafe sich nach den vielen lauten Nächten ihres Lumpendaseins in der Ecke dort oben nun gründlich aus. Was mich aber am schmerzlichsten in dieser Einsamkeit berührte, das waren die beiden riesengroßen Holztafeln an der Wand hinter dem Orchesterpodium, auf denen in mehrzölligen Buch-

staben der Speis- und Getränketarif des Etablissements bezeichnet war, und zwar in jenen Preisen, die damals in der friedvollen, sorglosen Zeit Geltung hatten. Ein Rindsgulhas 14 Kreuzer, ein Kalbsgulhas 20 Kreuzer, Kalbsohr 15 Kreuzer, Braten zum Preise von 50 bis 70 Kreuzer, ein Krügel Abzug 7 Kreuzer, ein Krügel Lager 11 Kreuzer, dito Blüner 14 Kreuzer, ein Viertel „Markter“ 14 Kreuzer. Niemals noch habe ich in den letzten Jahren eine solch aufreizende Lesüre genossen. Ich wanderte dann durch den neuen Stadteil, der auf der Schmelz entstanden und versuchte vergeblich, mir es vorzustellen, wie es einst hier in jenen glücklicheren Jahren ausgesehen hatte, als noch die weite, leere Fläche belebt war von den Scharen der Kinder und Spaziergänger, und von drüben die dunklen Büsche und grauen Steinendmale des Schmelzer Friedhofes herübergrühten und an dem festlichen Tage die große Parade abgehalten wurde mit ihrem militärischen Gepränge und ihrer schmetternenden Soldatenmusik. Und mir sing's in den Ohren zu klingen an, als spielte auf der Rudolfshöhe wieder wie einst die Musik und aus dem Klingklang hob sich eine alte, wehmütige Melodie, die damals allgemein üblich war, heraus: „And're G'schier, and're Leut', pfiat di Gott, du alte Zeit.“

Vor einigen Tagen ist mir da eine Kriegserinnerung aus dem Jahre 1915 in die Hand gekommen, die mich heute schon nach drei Jahren so sei am anrührt, vor eine Friedenserrinerung. Es ist das österreichische Kriegslöcherbuch aus dem Jahre 1915 von Wilhelm Urban, überprüft und genehmigt vom Ministerium des Innern. Das Buch wurde feinerzeit herausgegeben, um den Hausfrauen des Mittellandes mit weißem Rute in dieser schwierigen Zeit an die Hand zu gehen. Es sind eine Menge Rezepte angegeben, deren Befolgung das Durchkommen in der Zeit der Not wesentlich erleichtern soll. Mit einem Sternchen sind jene Rezepte besonders bezeichnet, die für jene Kreise berechnet sind, die nur wenig Geld ausgeben können. Das Studium derselben erweckt heute in uns sehr gemüthliche Gefühle, wir lernen daran zu messen, wie gut wir Anno 1915 noch daran waren.

Ein solches Rezept für minderbemittelte Familien gibt folgende Ingredienzien zur Bereitung von Leberknödeln an: 10 Desagramm Rindsfleisch (1), zwei ausgewaschene alte Semmeln (2), eine geriebene alte Semmel, 3 Desagramm Fett, drei Löffel Reisgrüch. Die ausgewaschenen und geriebenen Semmeln sind leider Gottes schon lange, lange uns zu einer nebelhaften Erinnerung geworden Rindsfleisch dergleichen. Von der habe ich ebenfalls schon seit Jahren nichts mehr gehört, so daß ich zur Annahme neige, das Rindfleisch werde zur Kriegszeit ohne Hungerleiden geboren. Zur Bereitung von „Zungenmischgerichten“ werden gar 40 Desagramm Rindsjunge, 20 Desagramm Rindsbries, zwei Sardellen und 6 Desagramm Fett verlangt — außerdem noch Rahm und eine Zitrone. Das Wasser läuft einem im Mund zusammen und tränen über die Wangen. Der Kasanienkuchen ist auch für arme Leute berechnet. Man benötigt zu diesem köstlichen Gerichte 60 Desagramm Kasanien, vier alte Semmeln oder ebensoviele Semmelwecken, dann drei Eier, Milch, Zucker, Zimt und abgeriebene Zitronenschale. Auch der Kärtner Schwarzen gehört für unbedittelte Familien, er verlangt 40 Desagramm Polenta, 15 Desagramm Fett, 8 Desagramm Zucker, zwei Eier, 3 Desagramm Rosinen, Milch und gestohlenen Zimt. Dann noch 1/2 Liter Wasser, das ja heute noch zu haben ist. Auch die „Frankfurter Erdäpfel“ sind als Speise für ärmliche Familien angeführt. Zu diesem ledernen Gerichte braucht man unier anderem 5 Desagramm Fett, 5 Eier, 2 Paar Frankfurterwürstel und 1/2 Liter Rahm. Anno 1918 stellt sich diese Speise auf circa 12 bis 15 Kronen. Ich fange an, die Armen von 1915 grimmig zu beneiden. Herrlich müssen die Makaroni mit Sardellen gewesen sein, und die Kriegsknodel mit 25 Desagramm Sechsfleisch, dann die gebadenen Kriegsschinkenlederl aus 26 Desagramm Weizenmehl, 30 Desagramm Sechsfleisch, 6 Desagramm Schinkensped, Eier, Fett und saurem Rahm! Auch die Erdäpfelkrapfen, die Rahmknodel, der Butterteig, die Hindenburgorte — zu deren Zubereitung man auch Rum und Maraskinlikör verwendet, Muskatnuz, Zimt, Eier, Milch und Zucker in unbegreiflicher Fülle! Von reichstem Migefühl zeugen die Rezepte für Massenauspeisungen. Zu Semmelknödeln für 100 Personen werden allein 130 Semmeln, 1 1/2 Kilogramm Speck und 3 Kilogramm Weizenbrotmehl verwendet!

Mit vergügtem Schmunzeln habe ich in diesem Kriegslöcherbuch geblickert und sinnend zurückgedacht an jene ferne Zeit, in der ein so herrliches Buch entstehen konnte.

Friedenserrinerungen!... Könnten wir nur schon von Kriegserinnerungen reden. Dann, wenn diese böse Gegenwart einst zur Erinnerung geworden ist, wird uns zu Mute sein wie dem alten Seefahrer, der nun behaglich beim warmen Ofen sitzt und von den Gefahren und Strapazen seiner weiten Reisen erzählt, von denen ihn ein freundliches Schicksal in den sicheren, friedvollen Hafen geführt hat.

Gaismittel.

Bis etwa zum Ende des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts genoss in meiner, wie in mancher anderen gebildeten Familie das „Kremseles“ göttliche Verehrung. Dem etwa der Name fremdartig ins Ohr klang, der möge sich dadurch nicht beirren lassen. Lange, lange wußte auch ich mir ihn nicht zu deuten. Aber stets, wenn ein Mitglied unseres Hauses heiratsfähig geworden war, dann raunte ihm ein besonders zynisch denkender Onkel das zarte Geheimnis ins Ohr, daß Kremseles eigentlich Crème celeste heiße. Wie Schuppen fiel es von meinen Augen und Ohren. Doch ich beschloß, gleich allen meinen Vettern und Cousinen, den bösen Einflüsterungen kein Gehör zu schenken. Wir sprachen weiterhin das Ende dieses Wortes weich und schmelzend wie Olmüher Quargel, seligen Angedenkens, und wir verachteten alle, so anders taten. Und wir verwendeten Kremseles. Außerlich und innerlich, bei Weinbrüchen und Magenbeschwerden, zum Einreiben, zu Umschlägen und als Wundbalsam. Bei Halsentzündungen wurde einem die Kehlkopfgegend kräftig mit Kremseles massiert, und zur Winterszeit zeigten die blaugefrorenen Nasen der Familie einen zarten Fettkranz des edlen Heilmittels, der gewissermaßen ein Zusammengehörigkeitsbekenntnis war, eine Art Wappenschild.

Das war die Blütezeit des Kremseles. Ihr folgte eine jähe Götterdämmerung. Der Tag, an dem Onkel Emil die erste Schachtel Baseline ins Haus brachte und sie mit gespielter Gleichgültigkeit der Hausapotheke mit dem Schlangengestümmel und der Generalversammlung von sehr besorgt dreinblickenden Nestulaps einberufen wollte, ist als ein Wendepunkt in der Familiengeschichte zu betrachten. Mit ätzernder Stimme sagte die gute Tante Hermine, indem sie den schwarzseidenen Beutel — der neben zwei Tiegeln Kremseles noch stets die Korrespondenz der letzten drei Monate und eine Aufstellung der neuesten Familienbeleidigungen enthielt — indem sie diesen Beutel an sich riß und kriegerisch schwenkte: „Wenn du mit solchen neumodischen Sachen anfangen willst, dann kann ich ja gleich gehen. Ich versteh' schon, o, ich versteh' schon, wie das gemeint ist.“ Tanten „verstehen“ bekanntlich immer. Es ist ein gefährlicher Zustand.

Aber der Sturm legte sich allmählich. Nachdem die Familie durch längere Zeit in zwei Lager getheilt war, die einander ihr: „Sie Kremseles! Sie Baseline! bei jeder Gelegenheit und einer guten Dosis von Mißthatsgelegenheiten ins Gesicht schänderten, vereinigten wir uns auf den Trümmern der Kremselesschachteln in einer neuen Liebe. Sie hieß essigsaure Tonerde. Der Uebelstand des deutschen Namens ward teilweise dadurch wettgemacht, daß man wenigstens durch einige Zeit geringfügig über jene ungebildeten Nebenmenschen lächeln konnte, die eine „Tonerde“ in anderer als flüssiger Form zu kennen behaupteten. Meine Tanten fühlten sich sehr modern und gewannen täglich an Ueberlegenheit und Tailleweite. Freilich, die Alleinherriherrstellung des Kremseles vermochte der neue Favorit niemals zu erreichen. Mit dem ersten Schritt vom Wege war nun einmal der Bahn gebrochen, und mancher Seitenwärtung medizinischer Rebellion erfolgte von jung und alt. Während in der Zeit, da wir in essigsaurer Tonerde badeten, in ihr den Gurkenalat anmachten und sie auf Hühneraugen auflegten, sah mehrfach der unerhörte Fall ereignet, daß der herbeigeholte Gendarm nicht die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen und kein lateinisches Donnerwetter losließ, schüttelte er zu den neuen Gaismitteln gar bedenklich den Kopf und murmelte etwas, was sicherlich griechisch war, aber klangend wie: „es ist zum Saarausrauben“! Klug. Tatsache ist, daß der Herr Doktor sich niemals die Saare austunkte, entweder weil er keine hatte oder weil er bessere Verwendung dafür wußte, sondern faustmütig lautete, wenn ihm Tante Gertrude die soziale Bedeutung ihrer väterlichen Familie im wahren Band Wahren klarlegte und diesem Umstande sowohl in Bezug auf den eventuellen Magenkatarrh als auch in Bezug auf die Honorarnote vollste Rechnung trug.

Dieses Dohll hat mit rauher Hand der Krieg zerstört. Essigsaure Tonerde bekommt man wohl noch in der Apotheke, aber sie ist was Qualität und Quantität betrifft, ein Schrotten ihrer selbst geworden. Ein freundlicher Apotheker riet mir, wenn ich wie sonst um zwanzig Heller von dem edlen Maß haben wolle, doch eine Tropfflasche mitzubringen, in der gewohnten Flasche würde sich die Flüssigkeit verlaufen. Auch sonst fehlt es an jedem Tropfen. Manahannwein ist beim Droghisten ein unbekannter Begriff geworden, und zur Lausalkalbe, die er statt dessen empfiehlt, haben wir bei Weinhautentzündung doch nicht das richtige Vertrauen. Terpentia, der bekanntlich jede Entzündung „anzieht“, ist nur mehr den Kleinsten aus dem Geschlecht der Heilmittelverkäufer erinnerlich.

und sie lächeln schwermütig statt jeder Antwort, wenn man danach fragt. „Laßt jede Hoffnung fahren, außer Stiefelwachs und Zahnpulver etwas zu bekommen,“ steht über der Pforte jeder Drogerie in unsichtbaren Lettern. Nun liebe ich Stiefelwachs und esse sie für mein Leben gern aufs Brot gestrichen (siehe Kapitel: Zwetschenmarmelade), aber ich habe eine unbegreifliche Abneigung dagegen, mir einen Furunkel damit einzureiben. Das ist unvernünftiger Aberglaube, ich gebe es zu. Aber wer kann gegen seine Natur?

Ueberhaupt, wer sich jetzt in den Finger schneidet, ist übel daran. Es entwickeln sich zwar nach wie vor jene angenehmen Symptome, die, je nach „Bildungsgrad und persönlichen Präferenzen“ in allen Abstufungen vom „Schwierigen“ über den „geschwürigen“ Finger bis zum vornehmen „Panarizium“ bezeichnet werden, aber dem Uebel winkt keine Hilfe aus dem trauten Familienkreis. Wo sind die sorglich gestrichenen und gesachten Butterbrote der Tante Berta, wo sind Mathens Schmalzkartoffellagen? Ach, dergleichen Gaismittel verwenden wir jetzt, wenn sie uns zur Verfügung stehen sollten, nur innerlich. Da ist ihre Wirkung allerdings vorzüglich. Das Del, das sonst Brandwunden kühlte oder ins entzündende Ohr geträufelt wurde, bewährt sich heute viel besser bei der Vereitung von Erdäpfelsalat, und Ziegenläse würde ich — wenn ich ihn hätte — meinem schwürigen Finger nicht einmal dann gönnen, wenn er ein Panarizium wäre.

Was die Entbehrungen besonders empfindlich macht, ist der Umstand, daß sich das äußere Bild bei Erkrankungen so wenig geändert hat. Nach wie vor eilen auf die Nachricht von einer Erkältung oder einem verdorbenen Magen im Familienbereich die reissigen Tanten mit Gefolgschaft von nah und fern herbei, mit einer Reisetasche voll Rat schlägen und einem Herzen voll Grimm gegen die „Doktors mit den lateinischen Rezepten“. Nach wie vor sitzt man beisammen und berät ernsthaft und in angeregter Diskussion, „wo er sich das geholt hat“. Denn wer da etwa glauben sollte, es sei gleichgültig, ob der Patient sich an Kraut oder an Blodwurst (um mich zeitgemäß auszudrücken) den Magen verdorben hat, es er den „Rug“ in der Elektrischen oder auf dem Spaziergange an der Donaulände erwirkt hat, ja wer das glauben sollte, der tut mir herzlich leid. Keine Tantenliebe hat seine Wiege linder umsäheft, kein Onkel hat ihn je vor den Tüchern des „feinen Ruages“ gewahrt und keine Cousine ihre mahnende Stimme erhoben. Ihn vor dem Genuß von Tee ohne Brot, der bekanntlich Gift für die Nerven ist, zu bewahren. Glücklicherweise, wen das Geschick vor solcher Einsamkeit bewahrt, glücklich, wer nur „au!“ zu sagen braucht und die Familie steht an seinem Lager, in angestrenntem Nachsinnen vertieft: Was es die Gurke oder der ranjige Schalkäse, datiert es vom Donnerstag oder erst vom Freitag?

Hat man sich über die grundlegenden Fragen geeinigt oder was man in einer liebenden Familie so nennt, dann kommt der schwierigere Teil, die Therapie. Mit Stimmenmehrheit ist festgestellt worden, daß die rheumatischen Schmerzen, die mein Vater im Arm hat, von dem feuchten Hotelzimmer herrühren, das er im Jahre 1890 durch zwei Nächte bewohnte. „Ich hab' dir gleich gesagt,“ meinte Tante Beria mit Nachdruck, „daß man kein Zimmer nimmt, das ans Meer geht (es war in Benedla), das hast du jetzt davon!“ Aber da sie ein ruhiges Herz hat, bequäml sie sich nicht mit dieser Feststellung, sondern ordnet die Haarlinienschwämme. Die Konularärzte pflichten bei. Haarlinien sind ausgezeichnet. Aber der Apotheker bedeutet mir, er hätte dieses Mittel schon seit zwei Jahren nicht mehr gesehen. Es nützt nichts, daß man es „Reinsamen“ nennt. Der Glottlose behauptet, das wäre dasselbe, und hat für unsere Nöte nur ein Räscheln des Sohnes und, was noch schlimmer ist als der armenigste Sohn, ein braunes Pulver, von dem er behauptet, es würde im Wasser „aufgehen“, das aber statt dessen, wahrscheinlich aus persönlicher Bosheit, ein recht trüger Scherzstück ist, der vielleicht ein guter Humistruß ist, aber zum Vernichten wenig taugt. Das herische Mittel, das meine Tanten mir empfehlen, ein warmes mit Branell gesüßter Strumpf, erweist sich als unanwendbar. Wer würde in diesen Zeiten einen Vollstrumpf obieren? Man hat schon lange aufgehört herlich zu sein.

So aber geht es mit allem und jedem. Sauerkraut, altes, reifes Sauerkraut, ist sicherlich ein ganz vorzügliches Mittel bei Darm-erkrankungen, aber uns gemöhnlichen Sterblichen ist es verjagt. Die Heilmirung eines kräftig duftenden Schwarzenberger Käses im gleichen Fall könnte nur ein ärmlich verworrenes Gemüt leugnen wollen, und über den Wert von zerlauten Kaffeedöhnen bei Nessel- auschlägen albt es in anständigen Häusern nur eine Stimme. Auch „heißt“ Nichtenodeöl unfehlbar jede Entzündung heraus und für verschlagene Hühneraugen, die sich in einen Magenkatarrh umzuleist haben, könnte es gewiß nichts Besseres geben als Baseline mit Nesselkraut. Aber das Baseline ist ausgestorben (vielleicht

brät man jetzt Schnitzel damit), den Käsepappel-, Brust- und Tausendguldenkrauttee raucht man, und aus Heidelbeeren wird vermutlich ein Suppenkräftwürfel gemacht.

Das einzige, was man wie zum Hohn ungeschmälert und ungeschminkt weiter kaufen kann, ist doppeltkohlen-saures Eisenatron. Aber wer ist der Glückliche, der heute über einen über-todenen Magen zu klagen hätte?

Oberösterreichisches Tagebuch.

Linz, Bahnhof- und Marktgerne. — Bahnhofbewachung in Weis. — Eine Jagd nach Postpaketen. — Die gute alte Zeit!

7. September. Punkt $\frac{1}{2}$ 12 Uhr rollt der Schnellzug in den alten Linzer Bahnhof ein. Es ist hoch an der Zeit, daß diese Kulturhande in einem der hochentwickeltesten österreichischen Landen ehebaldigst beseitigt wird und einem neuen, der schönen oberösterreichischen Hauptstadt angemessenem Baue Platz macht. Die Pläne sind hiezu ohnehin schon fertig und die staunenswerte Entwicklung, die der neue Linzer Frachten- und Rangierbahnhof genommen hat, der besonders zur Nachtzeit mit seinen taghell beleuchteten riesigen Geleisanlagen, Brücken- und Straßenunterführungen macht, gibt erfreuliche Hoffnung, daß die gleiche, so begrüßenswerte Aenderung bald auch im Ersehen eines modernen Bahnhofgebäudes zutage tritt. Der Wirrwarr auf dem derzeitigen Bahnhof, das beispieldlose Durcheinander, das die veraltete Bauart und die Beschränktheit des Raumes mit sich bringen, die Tatsache, daß nirgends so oft gefehlt eingestiegen wird wie hier, der Umstand, daß alle Fahrgäste, ob sie nun nach Wien, Salzburg, Budweis, Selzthal oder Braunau fahren, am gleichen Bahnsteig warten müssen, die durch diesen

Menschenandrang hervorgerufene, auch beim besten Willen nicht zu beseitigende Unreinlichkeit, zeitigt Zustände, wie sie höchstens noch in Galizien oder auf dem Grazer Südbahnhöfen zu finden sind. Auch die Linzer Elektrische hat Freunde verloren. Abgesehen davon, daß sie, wie allerdings alle Straßenbahnen, um vieles teurer geworden ist, verlangt sie nun auch für Kinder, die z. B. 13 Monate alt sind, sechs Heller, obwohl diese Kleinen in den seltensten Fällen einen andern Platz einnehmen werden, als den auf dem Arm ihrer Mutter.

Die Stadt selbst hat sich im Kriege wenig verändert. Für die Fremden soll sie angeht (wenigstens nach Schilderungen verschiedener Feindetonisten in liberalen Wiener Blättern) ein wahres Paradies sein, in dem man gut und billig isst, trinkt und wohnt. Ganz genau stimmt das heute wohl nicht mehr. Die Wohnungen in den Hotels sind nicht gerade übermäßig billig und das Speisen ist nur mehr in ganz wenigen Gasthöfen noch ein Vergnügen. Sie zu nennen wage ich nicht, um nicht den Ansturm der Fremden und den Jörn der Linzer auf die wundermilden Wirte zu lenken. Auf vielen Gastwirtschaften aber steht schon geschrieben: „Wegen Mangel an Lebensmitteln werden an Fremde keine Speisen verabreicht.“ Das Bier ist nicht besser wie überall und der Wein reicht in seiner Qualität bei weitem nicht an die Marken der Wiener Umgebung heran, wenngleich er oft „Gumpoldskirchner“ heißt. Ein Labal für Weinkenner bilden der Dürrensteiner beim Achleitner und der Rebenast im Kremsmünsterer Süßbrot.

Die Beschickung der Märkte mit Gemüse ist lange nicht so reichhaltig wie in Wien. Um Gurken stellt man sich an und was sonst noch zu haben ist, zeigt Wiener Preise. In staunenswerten Mengen sieht man Zwiebeln, für den sich immer wieder noch Käufer finden. Ein paar grüne Äpfel rufen einen förmlichen Menschenauflauf hervor. Trauben gehören zu den Seltenheiten und Zwetschen sind gänzlich verschollen. Auf den Bäumen in der Umgebung gibt es allerdings genug. Die festgesetzten Höchstpreise sind den Bauern zu nieder, weshalb sie den Markt nicht beschicken. Obendrein kommen die Linzer ja ohnehin zu ihnen hinaus, zahlen einen besseren Preis und holen sich selbst, so daß der Landwirt auch mit dem Transport keine Zeit und Mühe verliert. Für die Fremden allerdings, die sich an die sprichwörtliche Reichhaltigkeit des Linzer Obstmarktes in früheren Jahren erinnern, ist die heutige Verödung des Marktes ganz unerklärlich. Das einzige, was in Linz-Urfahr besser klappt als in anderen österreichischen Landeshauptstädten, ist die Milchversorgung. Der gute Zausenkaffee am Pöstlingberg, der allerdings nur mehr innerhalb einer kurzen nachmittägigen Zeitspanne zum Ausschank gelangt, übt eine große Anziehungskraft aus und verschafft der Bergbahn selbst bei Regenwetter zahlreiche Fahrgäste.

Sonst ist über das heutige Linz nicht viel mehr zu sagen. Noch immer steht ein Schwarm von Leuten bei der Donaulände, so oft ein Post- oder Gilschiff abfährt, noch immer bestehen die gefürchteten Mauten am Beginn des Volksgartens und vor der Brücke nach Urfahr, noch immer trifft man sich in Linz unfehlbar auf der Landstraße, nur der Posten mit dem aufgeschlagenen Bajonett auf der Urfahrbrücke, der Jahr und Tag dort gestanden, ist verschwunden. Man spricht auch von der Auflösung der Kriegsgefangenenlager in der näheren und weiteren Umgebung, der Abbau des Krieges scheint trotz aller Kämpfe im Westen begonnen zu werden.

10. September: Ankunft in Weis. Auf den Geleisen patrouillieren Welscher Dragoner. Die Einbrecher in die Bahnwaggons haben es jetzt nicht mehr so leicht wie früher, man schaut ihnen jetzt viel mehr auf die langen Zinger. Das Stadtgespräch dreht sich augenblicklich um Weis. In der Traungasse wurde Montag nachts vor dem Geschäfte eines Eier- und Butterhändlers ein schwerer Reiseforb abgeladen. Da Eierhändler ihre rechtmäßig erworbene Ware im allgemeinen nicht in Reiseförben empfangen, kam auch der Welscher Sicherheitswache diese Art von Verpadung verdächtig vor, weshalb sie den Forb einer hochmolekularen Untersuchung würdigte und dabei bei 100 Kilogramm Reis entdeckte. Der Händler will den Reis vom Kantineur des Kriegsgefangenenlagers in Marchtrenk um 30 Kronen erstanden haben, der sich mit Rücksicht auf die angeblich bevorstehende Aufhebung des Lagers wahrscheinlich noch schnell seiner Vorräte mit Gewinn zu entledigen versuchte.

12. September: Ober-Strattnach. Ist eine kleine Haltestelle mit einem großen Ort und einem kleinen Postamt, das kein Telefon, ja nicht einmal Ansichtskarten besitzt, obwohl eine Krämerei dabei ist. Mitten unter Obstbäumen, einige Minuten Gehzeit von der Bahn entfernt, richtet es seine altersschwachen Blicke hinüber zur Straße, die es gar nicht der Mühe wert findet, wie anderswo vor dem Postamt zu defilieren, sondern trotzig abseits gegen Hofkirchen läuft. Für die Allgemeinheit nicht weiter bemerkenswert, vermerke ich es doch, weil sich hier etwas zuträgt, das allgemeines Interesse beansprucht und sicherlich wo anders schon Nachahmung gefunden hat. Die Ueberwachung der Postpakete, die in Deutschland offiziell angekündigt wurde und dort das größte Aufsehen und begründete Entrüstung erregt hat, hat auch bei uns in Oesterreich ohne weitere Ankündigung, wie das hier bei für die Bevölkerung unangenehmen Maßnahmen schon üblich ist, begonnen. Einiges Tages erschien plötzlich vor dem Postamt ein Finanzier in Zivil (!), fing die ahnungslosen Leute, die mit aufzugehenden Paketen hereinkamen, ab, öffnete die Pakete und beschlagnahmte etwa darin befindliche Lebensmittel. Knapp vorm Schalter noch fanden solche Beschlagnahmen statt, ganz abgesehen davon, daß man die Leute, die mit der Bahn fortfahren wollten, schon am Wege zur Halte-

stelle abpaßt und durchsucht. Selbstverständlich verbreitete sich die Kunde davon mit fabelhafter Geschwindigkeit von Oberstrattnach bis Mistersheim, einer sagte es dem andern und der Finanzier in Zivil ist jetzt bekannter als in der Uniform. Die Folge solcher Maßnahmen ist unausbleiblich: der Postpaketeverkehr wird mit einem Schlage auf ein Minimum herunterstufen; denn sicherlich enthalten Dreiwiertel aller Gepäcksstücke Lebensmittel, sicherlich sind noch nie so viel Zeitschriften und Bücher gelesen worden, als jetzt auf der Post geschieht und — — — gegessen werden. Die Einnahmen der Post werden ein rapides Fallen erleben, was man sich jetzt nach der Brot- und Mehlpreiserhöhung scheinbar wieder erlauben kann. Es ist die alte Geschichte: Nach den Gepäcksstücken der kleinen Leute wird mit Eifer gefahndet, jedes Kilogramm Mehl, jeder Laib Brot verfällt der Beschlagnahme, aber gewisse Leute dürfen ungeschoren aus dem Bande schleppen, was nur das Zeug hält.

14. September: Neumarkt-Kalham. Zweimal in der Woche hält hier der Frankfurter Schnellzug eine Minute an, um Atem zu holen. Am Bahnhof herrscht ziemlich lebhaftes Leben. Hier treffen sich die Linien von Braunau und Passau und die Elektrische von Waizenkirchen. Ansonsten ist Neumarkt bekannt als Geburtsort des Erbhauers der österreichischen Alpenbahnen, des Sektionschefs R. v. Wurmb, dem man auf dem Marktplatz auch eine Gedenktafel gesetzt hat. Im Extrastüberl des Duschwaldschen Gasthofes sitzt es sich recht gemütlich und der Camenbert aus der nahen Käseerei von Josef Wild und Sohn schmeckt vortrefflich zum Kriegsbier, das uns der freundliche Wirt auf den Tisch setzt. Die Bauern der Umgebung und selbst viele Markter rechnen sich hier noch immer nach der alten Zeit und werden in ihrer Zeitrechnung auch durch die Kirchenguhr nicht irremacht, denn zeigerlos schauen ihre Rifferblätter nach allen Seiten, als wollten sie den Leuten sagen: Nach der alten Zeit dürfen wir nicht gehen, nach der neuen wollen wir nicht. So haben wir unsere Zeiger bis auf weiteres eingesteckt. In wenigen Tagen kommt so wie so wieder die gute alte Zeit. — Obs wahr ist?

unterstützen; politisch kompromittierte Personen jedoch dürften sicherlich aufgefordert werden, so rasch als möglich in den Hintergrund zu treten.

Der Amtsantritt Baron Epismüllers.

Wien, 16. September. Aus Sarajevo, 15. d., wird telegraphiert: Der Gemeinsame ...

Schlupfwinkel des Schleihhandels.

Leopoldstädter Kaffeehausidyllen.

Also hinein! Es kostet einige Ueberwindung, dieses überfüllte Lokal zu betreten, aus dem infernalische Gerüche, wilder, aufgeregter Lärm und eine Wolke von kaltem Tabakrauch entgegenströmen, aber es gibt Kergeres. Will man die Hochschule des Schleihhandels, sein Zentrum und seine Werkstatt kennen lernen, so muß man eben dieses Kaffeehaus in der Leopoldstadt besuchen, das dem Ernährungsamt wie der Polizei und allen denen, die Mehl „um jeden Preis“ brauchen, gleich gut bekannt ist. Es ist die Börse des Schleihhandels, auf der die Preise gebildet werden, wo die Hausse und leider nie die Baissse einsetzt, von wo aus mit unheimlicher Schnelligkeit über ganz Wien und ganz Oesterreich die Order ausgegeben wird, Mehl, Süßentrüchtele, Kaffee, Tee und Tabak zu bestimmten Preisen abzugeben.

Also hinein und nicht auffallen! Zuerst bin ich verwirrt und bilde mir ein, in die Generalprobe einer Kinoaufführung geraten zu sein, zu einer „Volkszene“ oder „Panik bei einem Erdbeben“. Hunderte von Menschen, alte Männer mit langem Bart und Mantel, junge Burtschen, dicke Frauen mit mächtigen Federhüten, wie man sie in der Provinz vor zehn Jahren getragen hat, und viele Soldaten, ganz blutjung und solche, die aussehen, als wenn sie bei Pönnigrätz lädiert worden wären. Und von allen diesen Menschen sitzt beinahe kein einziger, sondern sie rennen aufgereggt umher, stehen, spazieren und reden sehr laut. In Gruppen von fünf oder sechs oder zehn stehen sie beieinander, und es ist fabelhaft, wie gut sie sich verständigen, obwohl alle gleichzeitig sprechen. Und schon löst sich die Gruppe, strömt und wirbelt auseinander, schließt sich zu einer neuen zusammen, gerät in Bewegung und wimmelt.

Auf dem Boden liegt der Staub fingerdick, und unerhörte Massen von Zigarettenstummeln. Man sollte gar nicht glauben, daß es in Wien noch so viel zu rauchen gibt. Sonst ist das Café durchaus nicht schädlicher als irgendein anderes Vorstadtlokal zweiter Güte, und es enthält nichts Besonderes als große weiße Plakate an den Wänden mit der Aufschrift: „Das Verkaufen und Herzeigen von Waren ist in diesem Lokal verboten.“ Ich sehe auch nirgends etwas von Waren, und wer sich einbildet, daß in dem Schleihhandelscafé Mehl und Butter zu sehen ist, der irrt gewaltig. Nur daß hier und dort ein Notizbuch in der offenen Hand liegt, ein Bleistift mit den Lippen befeuchtet und nach geflüstertem Diktat eine Bemerkung, eine Ziffer eingeschrieben wird. Dann entfernt sich der, der diktiert hat, geht zu einer anderen Gruppe; wieder kommt ein Notizbuch zum Vorschein. Ich glaube, daß nunmehr ein neuer Kurs, etwa für Linsen, endgültig festgelegt ist.

Zwischen all die Gäste, von denen keiner an einem Tisch sitzt, schieben sich der Kellner und einige Kellnerinnen, die den Umherstehenden den Tee mit Himbeersaft servieren, einfassieren, im Wege Stehende beiseite schieben und überhaupt sehr resolut sind. Eine Kellnerin wandt mit einer Trage voll Wädelereien umher, und sie kann gar nicht rasch genug von einem zum anderen kommen, da von allen Seiten nach ihr geschrien wird, Buchsteln von erheblichen Dimensionen, Torten, Mohnbeugeln und andere Dinge, die man nur mehr selten zu Gesicht bekommt, verschwinden blitzschnell von dem Brett. Ich möchte auch, aber ich traue mich nicht — das Prinzip „man weiß ohnedies nicht, von was man fett wird“ gerät ins Bankrott. Der Genius loci wertet einem den Mund zu.

Also nun einen Blick in die Geheimnisse des Schleihhandels. Ich nehme zur ersichtlichen Ueberraschung des Kellners, der flugweise schielt und so die beiden Flügel des Lokales auf einmal überblicken kann, auf einem Stuhl an einem Tisch Platz, bestelle meinen Tee — fast möchte man sagen „Tschai“ — nupfe den Ganymed am Frackschößel, das fetter als ein ganzes staatliches Wochenquantum ist, zu mir herab und flüstere ihm zu, daß ich gern ein paar Kilo Mehl hätte.

Eine grimmige Enttäuschung. Der Kellner zuckt die Achseln und sagt etwas scharf und brünett: „Ich hab' kein Mehl! Wer hat denn Herrn gesagt, daß ich Mehl hab', ich wollt, ich

Besuch im Fundbureau.

Eine interessante Sammlung herrenloser Wertgegenstände.

Unvorsichtige Leute, die von dem, was sie bei und mit sich tragen, manches auf ihren Wegen verlieren, hat es immer gegeben. Betrübte Verlustträger. Aber auch glückliche Finder gab es zu allen Zeiten. Und ehrliche sowie unehrliche Finder. Die Zahl der Fundverheimlichungen war stets größer als die der Fundanzeigen. An alledem hat die Kriegszeit nicht viel geändert. Es werden tagaus, tagein allerlei Dinge verloren und gefunden; es werden Funde verheimlicht und angezeigt. Denn auch darin hat das Sinken der Moral im Kriege seinen Wandel geschaffen. Aber — die Art der Gegenstände, die in Verlust geraten und gefunden werden, weicht stark ab von der jener Dinge, die vor dem Kriege von ehrlichen Findern, den Polizeikommissariaten und dem Fundamt der Polizeidirektion überbracht wurden.

Freilich, in den Vitrinen der Aufbewahrungsschränke im Fundamt der Polizeidirektion auf der Elisabethpromenade läßt sich auf den ersten Blick diese Veränderung nicht feststellen. Denn wie einst ruht hier in den Vitrinen eine Legion von Goldhörnern aller Art, von der feinen Miniaturfedermade der eleganten Dame angefangen bis zum ordinären Geldbeutel des Bauern. Außerdem aber ist hier keine Umengung von Damenringen, Uhrenarmbändern, Anhängern, Krawattennadeln, Herrenuhren und sonst allerlei Schmuck angeschlossen. Frauenhandtaschen endlich in Meise- und Bräutchen in großer Zahl, aber auch Pelzboas und Plüsch.

Kriegsgegenstände sind eigentlich bloß die militärischen Auszeichnungen: die Tapferkeitsmedaille, das Signum laudis, ein Orden der Eisernen Krone mit und ohne Band, die als Funde nun bei der Polizei aufbewahrt werden. Es bedarf eines Kommentars zu all den Gegenständen, die da zu sehen sind, wenn man erfahren soll, daß die Kriegszeit die Art der Fundobjekte verändert hat.

Zum Beispiel zu den vielen Reisetaschen, Körben und Rucksäcken, die auf den Schränken des Fundamtes umherstehen. Sie sind gegenwärtig alle leer. Aber als sie auf dem Polizeikommissariat oder im Fundamt abgegeben wurden, waren sie angefüllt mit den köstlichsten Dingen; man fand in ihnen feinste Schinken, Weißbrot, vorzügliches Wurst, ein Stück Subn oder sonstiges Fleisch, oder Mehl, Butter und Kartoffeln. Diese Handtaschen und Rucksäcke mit dem nahrhaften Inhalt wurden in der Regel in den Bahnhöfen, kurz vor der Abfahrt der Züge gefunden. Ein hastender Reisender hatte sie beim Kartenschießen neben dem Schalter oder auf der Barriere liegen lassen. Die ihm folgenden fanden das herrenlose Gewäch. Es ist in diesen Tagen der weislosig gekunstenen Moral gewiß verwunderlich, daß es so viele redliche Finder gibt, die derlei, jetzt ad so köstliche Funde bei der Polizei deponieren. Diese Erscheinung ist nun tatsächlich nicht auf die angeborene Ehrlichkeit unserer Zeitgenossen zurückzuführen. Der Grund dieser scheinbaren Ehrlichkeit liegt vielmehr darin, daß in der Regel einige einander fremde Leute gleichzeitig derartige Gewächstücke entdecken. Da keiner es zugeben würde, daß der andere im Besitz der Kostbarkeit bleibe, sind alle naturgemäß gezwungen, den Fund zum nächsten Polizeiorgan zu tragen und dort abzugeben. Die bei der Ablieferung von Fundgegenständen namhaft gemachten Fundstellen sind denn auch meistens Bahnhöfe oder sonst stark frequentierte Orte, wo dem Finder ein paar Reuigen sich gesellen. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß es gar keine redlichen Finder gibt, die auch ohne Reuigen Gefundenes dem Fundamt abliefern. Die Zahl der Verlustanzeigen ist natürlich trotzdem dreimal so hoch als die der Fundabgaben. Während gegenwärtig bei 27.000 Verlustanzeigen beim Fundamt anhängig sind, gab es nur 9000 Fundanzeigen.

Interessant ist, daß nicht nur Aktien- und Reisetaschen mit Lebensmitteln, Rucksäcke mit Mehl und Kartoffeln und dergleichen gefunden und dem Fundamt zur Anzeige gebracht werden, sondern auch „lebende Funde“, zum Beispiel Pferde und Kühe, die dem Finder zugekauft sind. Die verderblichen Lebensmittel werden vom Fundamt nicht übernommen, sondern von diesem oder vom Polizeikommissariat sogleich dem Marktkommissariat übergeben, das sie sofort, natürlich weit unter dem Wert, veräußert. Auch gefundene Tiere, die der Finder nicht weiterhin verköstigen will oder kann, werden vom Marktamt veräußert, so daß sich Gelegenheit bietet, dort derartige Dinge billig zu kaufen. Der Erlös aus den Funden wird für den Verlustträger aufbewahrt. Dem Finder steht übrigens das Recht zu, Geld und auch Wertgegenstände, ebenso zum Beispiel gefundene Nutztiere, bei sich zu behalten und zu benutzen. Er darf etwa eine Krawattennadel tragen oder — eine „gefundene“ Kuh melken. Und zwar drei Jahre lang. So lange müssen die Gegenstände zur Verfügung des Fundamtes stehen, wenn der Finder es nicht vorzieht, sie einfach gleich abzugeben, denn er erhält sie nach drei Jahren vom Fundamt zurück. Veräußern darf er sie jedoch vor Ablauf dieser Zeit nicht.

Außer den in Behältnissen gefundenen Lebensmitteln, gewissermaßen Reichen der Zeit, sind die besonders kostbaren Schmuckgegenstände, die jetzt gefunden werden, charakteristisch für unsere Periode. Die neuen Reichen, ungewohnt des Schmucktragens und unvorsichtig wie alle rasch zu Geld gekommenen Leute, verlieren viel kostbaren Schmuck. Es werden Boutons, Kolliers, ja auch einzelne Edelsteine, die vermutlich aus der Fassung fielen, gefunden, Schmuckstücke, die enorme Werte darstellen. Bezeichnend ist, daß sich die wenigsten Träger dieser Verluste die Mühe nehmen, beim Fundamt auch nur nachzufragen,

ob der Schmuck gefunden wurde. Außerdem werden Stoffe und Lederstücke als Fundgegenstände abgegeben. Diese Funde rühren gewöhnlich von Diebstählen her. Sie sind Beute, die der Dieb entweder in der Eile verloren oder aus Mangel an Veräußerungsmöglichkeit am Wege weggeworfen oder in Hausfluren hinterlegt hat, wo sie dann gefunden wurden. Kleider und Wäsche werden in Paketen oder Taschen gefunden. Charakteristische Funde sind auch noch die hohen Geldbeträge, gewöhnlich in Tausendfrankennoten bestehend, die, in Zeitungspapier oder Leinwandstücke eingewickelt, gefunden werden. Sie stammen wohl in der Regel aus dem Besitz von Marktrenten oder Schleichhändlern, die in aller Eile solch reiches verdient Geld zu sich nehmen, in Ermangelung von Taschen einwickeln und beim Verwohren es danebenstecken. Das Fundamt behält alle Gegenstände nur ein Vierteljahr lang. Dann übergibt es die Funde, soweit sie nicht von den Findern in Aufbewahrung genommen wurden, dem Magistrat, in dessen Magazin die Dinge drei Jahre lang aufbewahrt bleiben; um dann den Findern auszufolgen zu werden, soweit die Verlustträger sich nicht gemeldet haben. Das Fundamt der Polizeidirektion wartet nicht immer erst auf die Meldung des Verlustträgers. Es versucht, diesen zu ermitteln, beispielsweise nach in den Taschen gefundenen Briefschaften, Postrezipissen u. dgl.

Das Fundamt befriedigt übrigens im Laufe des Jahres sehr viele Verlustträger. Oft erhalten sie die verlorenen Gegenstände noch am selben Tage zurück. In letzter Zeit haben zwei — Minister als Verlustträger beim Fundamt vorgeprochen. Der eine hatte einen Siegelring verloren. Er war vom Finder bereits abgegeben, als der Minister ins Fundamt kam, und der Verlustträger konnte den Ring sogleich entgegennehmen. Der andere Minister war um seinen Ueberzieher gekommen, der allerdings nicht abgegeben war. Zu Protokoll gab der Minister, daß sein Ueberzieher bereits — gewendet war...

Das Fundamt ist täglich, auch Sonntags, von 9 bis 1 Uhr für den Parteienverkehr geöffnet. Um 2 Uhr wird das Amt geschlossen. Alle Beamten müssen gleichzeitig die Räume verlassen. Des Morgens wird erst aufgeschlossen, wenn bereits einige Beamte erschienen sind. Erst in Anwesenheit der Beamten wird das Bureau aufgeräumt. Die Kontrolle ist sehr streng, damit von den Funden keiner in Verlust gerät.

Die jüngste Fundliste.

Die Korrespondenz Wilhelm veröffentlicht eine umfangreiche Liste gefundener, bei der Polizei deponierter, aber nicht abgeholtter Sachen. Unter den herrenlosen Fundgegenständen finden sich: 53 Armbänder und Armreifen, 28 Augengläser, 4 Blechbüchsen mit Schwefelstaub, 20 Boas und Pelztraagen, 1 Brillant, 27 Brochen, 1 Damenuhren, 1 Korb mit Karbolineum, 1 Fernrohr, 1 Gansleber, 2 künstliche Gehirne, 182 Geldbeträge, 2 Geldbeutel und 257 Geldhörner mit Inhalt, 11 Goldketten, 13 Güte, 2 eiserne Kassetten, 1 Kavallerieädel, 2 goldene Manschettenknöpfe, 1 Messer, 8 goldene Ohrgehänge, 1 Reiter, 1 Revolver, 25 Ringe, 5 Rucksäcke mit Inhalt, 89 leere Säcke, 21 Schirme, 3 Tapferkeitsmedaillen, viele Taschen aller Art u. a. m. Außerdem wurden 1 Subn, 15 Hunde, 1 Kanarienvogel und 2 Papageien als zugeflogen angezeigt.